Feuer und Geist.

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein,
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut!

Chor.

Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Was ſoll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Waſſer ohne Saft und Kraft,
Gemacht für Fröſche, Kröten, Drachen,
Und für die ganze Würmerſchaft?
Für Menſchen muß es friſcher ſein:
Drum ſchenket Wein und bringet Wein!

Chor.

Für Menſchen muß ꝛc.

O Wonnesaft der edlen Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wäßrig fließt das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenschein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündest deine Lichter an!

Chor.

Wenn du, der einzig ꝛc.

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen
Und alle Herzensherrlichkeit,
Im naſſen Jammer längſt erſoffen,
Und alles Leben hieße Leid,
Wärſt du nicht in der Waſſernoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod!

Chor.

Wärſt du nicht in der ꝛc.

Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder ſtimmet an!
Dem friſchen kühnen Wind im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein! Klingt Wein! und aber Wein!
Und trinket aus und ſchenket ein!

Chor.

Ruft Wein! Klingt Wein! und ꝛc.

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein,
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Chor.

Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Aufruf

des

kaiſerl. ruſſiſchen General-Feldmarſchalls,

Fürſten

Kutuſow Smolenskoi,

an die Teutſchen,

vom 25. März 1813,

wieder abgedruckt im Juli 1814,

nebſt

einem kurzen Vorwort.

1824.

Vorwort.

Viele wackere teutſche Menſchen ſind in Sorgen und Aengſten über den gegenwärtigen Zuſtand und über das künftige Schickſal des lieben Vaterlandes, weil ſie ſo gar vieles anders haben geſchehen und ſich geſtalten ſehen, als ſie erwarteten. Alle Völker haben bisher durch die große Veränderung und Umwälzung gewonnen, die zuletzt am meiſten durch teutſche Schwerdter herbeigeführt iſt, die Teutſchen allein ſcheinen wieder die Verſäumten, ja die Bezahler ſeyn zu ſollen; aller anderen Völker Geſchäfte und Angelegenheiten werden auf das ge-

schwindeste und ordentlichste abgemacht, Teutschland aber liegt noch in chaotischer Verwirrung da, und man scheint recht darauf zu warten, daß die andern alle erst bei sich geordnet und fertig seyn sollen, damit sie sich nach ihrer Weise in unsere Sachen mischen, und Zwietracht, Verdacht und allerlei Unheil aussäen können. Dies werden vor allen die Franzosen nicht unterlassen, und es wird ihnen leicht seyn, weil sie in den meisten Staaten Teutschlands in den Ministern und Beamten ihre Hehler und Helfer haben und durch ihre geheime Polizei und durch geheim bezahlte Jahrgelder selbst da die Hand im Spiele halten, wo der treue und biedere Teutsche es unmöglich glaubt. Denn wie schlecht die Gesinnung in manchen Fürstenthümern Teutschlands bei der Klasse der Räthe und Beamten der Fürsten gegen das Vaterland ist, das haben wir vom December bis April, als die Sachen noch un-

entſchieden ſchwankten, ſattſam geſehen; auch kennen wir die unteutſchen Namen und Perſonen, und warnen ſie, weil die Vergeltung jetzt jedes ſchuldige Haupt ergreift, das nicht wenigſtens Buße thun will. Das Auffallendſte aber iſt, daß jetzt, nach dem gewaltigſten Kriege und den herrlichſten Thaten, die der teutſche Name nach dem Schlaf von Jahrhunderten vollbracht hat, in den kleinen teutſchen Staaten, die jüngſt noch die Rheinbündner hießen, von den Miniſtern und Räthen auf das feigſte und hinterliſtigſte alles gethan wird, den ſchönen und blühenden und glühenden Geiſt des Volkes nicht aufkommen zu laſſen. Doch müſſen ſie erinnert werden, daß ſie, als es galt, das fremde Joch zu zerbrechen, gewankt, und gezittert, und gehemmt, ja wohl hinterrückiſch mit dem böſen wälſchen Feinde gezettelt haben; daß aber das Volk, durch Gott und Liebe und Treue zum Vaterlande

entflammt, im Glauben an das Unvergängliche und Heilige das Größte gewagt und vollbracht hat. Freilich können wir diesen Frieden, der uns keine Sicherheit der Gränzen und des Besitzes gegeben hat, nur als einen Waffenstillstand ansehen, denn die Franzosen werden sich nur zu bald wieder an uns versuchen; aber doch dürfen wir hoffen, ja fordern, daß bei der neuen Einrichtung und Verfassung die Ehren und Thaten unsers Volkes auch gewogen werden. Wenn gleich die Kleinen, welchen die Tyrannei und die Willkühr gefällt, und ihre Minister und Räthe von nichts als Fürsten- und Herrscherrechten und Alleingewalt und Gehorsam sprechen, so haben doch die Großen, bei welchen meist die Entscheidung unseres künftigen Glücks oder Unglücks steht, die Worte: Völker, öffentliche Meinung, Volkswunsch, Teutschland, wiedergebornes Teutschland, Geist

des teutschen Volks, Verfassung und Einheit, zu laut ausgesprochen, als daß man einen Augenblick zweifeln sollte, die Schlechten und Unteutschen werden ihren Willen behalten. Kaiser Alexander und die andern großen Herrscher haben den Franzosen mehr als das gegebene Wort gehalten, sie sind nicht bloß gerecht, sie sind zu gnädig und großmüthig gewesen gegen die, welche keine Dankbarkeit kennen. Wie kann man nun glauben, daß diese erhabenen Herrscher im Angesicht der Welt und der richtenden Geschichte alles vergessen werden, was sie Teutschland und Teutschlands Völkern versprochen haben? daß sie gegen ein grosses, tapferes und ehrwürdiges Volk, durch dessen beispiellose Begeisterung und Hingebung endlich das Größte vollendet worden ist, wortbrüchig und undankbar seyn werden? wie kann man glauben, daß sie ihre eigne Ehre mit Füßen treten, und den Teutschen weder

die Ehre noch die Sicherheit verschaffen und verbürgen werden, ohne welche Europa binnen Kurzem in seinen Grundfesten wanken wird, und alle die Gräuel sich wieder erneuen werden, die man eben vernichtet hat? Nein, dies kann, dies wird nicht seyn. Das teutsche Volk hat gesprochen, daß die Welt davon erklungen ist, durch sein Herz und seine Faust, es spricht und wird sprechen durch die öffentliche Meinung; denn die Idee Volk und öffentliche Meinung ist Eins. Dieser allgemeine Volkswunsch, diese öffentliche Meinung will über ganz Teutschland, daß Oesterreich und Preussen vor allen mächtig seyn und werden sollen, damit sie erhalten und schirmen können; daß die übrigen Fürsten eingeschränkt und unter gebührliche Abhängigkeit gestellt werden, daß die Namen Souverainetät, Alleinherrschaft und Selbstgewalt im Reiche abgeschafft werden; daß Ein Gesetz über Alle gebiete,

Eine Verfaſſung Alle ſchütze und ſtrafe; daß Eine Kriegsordnung dem ganzen Reiche gemein ſey; daß die Miniſter und Räthe verantwortlich ſeyen für das, was ſie unterſchreiben und thun; und daß ein Fürſt auch dem kleinſten Manne nicht ein Haar krümmen könne ohne öffentlich über denſelben gehaltenes Gericht. Dies und viel anderes Löbliches will die öffentliche Meinung und das teutſche Volk, das den Namen Volk verdient. Damit aber alle wieder erinnert werden, was die hohen Herrſcher uns gelobt, und was wir durch unſre Thaten und Opfer wohl verdient haben, ſo laſſen wir den Aufruf des kaiſerlich-ruſſiſchen Feldmarſchalls Kutuſow Smolenskoi an die Teutſchen, vom 25. März 1813 aus ſeinem Hauptquartier zu Kaliſch, noch einmal abdrucken.

Des

kaiſerl. ruſſiſchen General-Feldmarſchalls,

Fürſten

Kutuſow Smolenskoi,

Aufruf an die Teutſchen.

Indem Rußlands ſiegreiche Krieger, begleitet von denen Sr. Majeſtät des Königs von Preuſſen, Ihres Bundesgenoſſen, in Teutſchland auftreten, kündigen Se. Majeſtät der Kaiſer von Rußland, und Se. Majeſtät der König von Preuſſen, den Fürſten und Völkern Teutſchlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Abſicht, ihnen dieſe entwendeten, aber unveräuſſerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen,

und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große, über jede Selbstsucht erhabene und deshalb Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen Ihrer Heere gebietet und leitet.

Diese unter den Augen beider Monarchen von ihrem Feldherrn geführten Heere vertrauen auf einen waltenden, gerechten Gott, und hoffen vollenden zu dürfen für die ganze Welt, und unwiderruflich für Teutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollsten Joches so rühmlich begonnen. Voll von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Loosung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Teutsche, der des Namens noch würdig seyn will, rasch und kräftig sich anschliessen; möge jeder, er sey Fürst, er sey Edler, oder er stehe in den Reihen der Männer des Volks, den

Befreiungsplanen Rußlands und Preuſſens beitreten mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben!

Dieſe Geſinnung, dieſen Eifer glauben Ihre Majeſtäten nach dem Geiſte, welcher Rußlands Siege über die zurückwankende Weltherrſchaft ſo deutlich bezeichnet, von jedem Teutſchen mit Recht erwarten zu dürfen.

Und ſo fodern Sie denn treues Mitwirken, beſonders von jedem teutſchen Fürſten, und wollen dabei gern vorausſetzen, daß ſich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der teutſchen Sache abtrünnig ſeyn und bleiben will, ſich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen.

Der Rheinbund, dieſe trügeriſche Feſſel, mit welcher der Allentzweiende das erſt zertrümmerte Teutſchland, ſelbſt mit Beſeitigung

des alten Namens, neu umſchlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einfluſſes, länger nicht geduldet werden. Vielmehr glauben Ihre Majeſtäten, einem längſt gehegten, nur mühſam noch in beklommener Bruſt zurückgehaltenen allgemeinen Volkswunſche zu begegnen, wenn Sie erklären, daß die Auflöſung dieſes Vereins nicht anders als in Ihren beſtimmten Abſichten liegen könne.

Hiemit iſt zugleich das Verhältniß ausgeſprochen, in welchem Se. Majeſtät der Kaiſer aller Reuſſen zum wiedergebornen Teutſchland und zu ſeiner Verfaſſung ſtehen wollen. Es kann dies, da Sie den fremden Einfluß vernichtet zu ſehen wünſchen, kein anderes ſeyn, als eine ſchützende Hand über ein Werk zu halten, deſſen Geſtaltung ganz allein den Fürſten und Völkern Teutſchlands anheim geſtellt bleiben ſoll. Je ſchär-

ser in seinen Grundzügen und Umrissen dieses Werk heraustreten wird aus dem ureignen Geiste des teutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Teutschland wieder unter Europens Völkern erscheinen können.

Uebrigens werden Se. Majestät nebst Ihrem Bundesgenossen, mit dem Sie in den hier dargelegten Gesinnungen und Ansichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zwecke der Befreiung Teutschlands vom fremden Joche Ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet seyn lassen.

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit der Beförderung seiner innern Glückseligkeit! Keine äussere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechtmäßigen Gränzen gerichtet werden.

Aber Frankreich wisse, daß die andern Mächte eine fortdauernde Ruhe für ihre Völker zu erobern trachten, und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa festgesetzt und gesichert seyn wird.

Gegeben im Hauptquartier zu Kalisch, den $\frac{13}{25}$. März 1813.

Im Namen Sr. Majestät des Kaisers und Selbstherrschers aller Reussen,

und

Sr. Maj. des Königs von Preussen.

Fürst Kutusow Smolenskoi,

General-Feldmarschall und oberster Befehlshaber des verbündeten Heers.

665

Constitution

der

freien Stadt

Frankfurt am Main.

Frankfurt am Main,
bei J. W. Eichenberg.
1814.

Frankfurts Schickſal ſeit den letzten acht Jahren iſt zu bekannt, als daß es hier wieder erzählt werden dürfte. Die Leipziger Schlacht, welche das fremde Joch zerbrach, führte auch hier zur Freude aller Gutgeſinnten einen neuen Zuſtand herbei. Das für das ehemalige Großherzogthum Frankfurt angeordnete hohe Generalgouvernement erklärte im Namen der hohen verbündeten Mächte, unter dem 14. December 1813:

„Daß die Stadt Frankfurt, von dieſem ſoge„nannten Großherzogthum getrennt, in ihre „eigene ſtädtiſche vormalige Municipalverfaſſung „zurücktreten ſolle.“

Eine ähnliche Erklärung erließ unter dem 31. December der Frankfurter Senat in folgenden Worten:

„Die Allerhöchſten verbündeten Mächte haben „beſchloſſen, daß die hieſige Stadt mit ihrem „ehemaligen Gebiete in ihre eigene ſtädtiſche „Verfaſſung vorläufig zurücktrete ꝛc. ꝛc.“

So deutlich nun dieſe beiden Erklärungen ſchon an und für ſich ſelbſt die Wiedereinführung der alten reichsſtädtiſchen Verfaſſung anordneten, ſo wurde die des

hohen Generalgouvernements dennoch unter dem 22ſten April 1814 durch eine förmliche Note nochmals dahin wiederholt:

„Daß Frankfurts ehrwürdige und durch Er„fahrung eines Jahrhunderts gut und bewährt „gefundene alte reichsſtädtiſche Verfaſ„ſung — ſo weit es zu erreichen wäre — „ohne Aufenthalt wieder hergeſtellt, und ohne „Stockung der laufenden Verwaltung, ſelbſt „unter den noch fortdauernden lebhaften Kriegs„verhältniſſen, ſogleich in Uebung und Thätig„keit geſetzt werden ſolle.“

In Kurheſſen, den Oranien-Naſſauiſchen Landen, im Herzogthum Oldenburg, und in Hamburg, Bremen und Lübeck hatte man auf gleiche Verordnung der befugten Behörden alles Fremdartige mit Einem Schlage zerſtört, und ohne weiters die alte Ordnung der Dinge wieder hergeſtellt. In Frankfurt geſchah dieß nicht, und entſtand vielmehr durch die Einführung des fürſtprimatiſchen Senats, ſtatt des reichsſtädtiſchen, ein Proviſorium, welches dieſe Stadt nicht allein um den Genuß der neuerworbenen Freiheit brachte, ſondern derſelben auch unendliche Koſten aufbürdete. Man verlohr nachher noch mehr als acht Monate mit Verfaſſungsentwürfen, unter welchen der von einer gemiſchten Commiſſion aller Stände verfaßte erſte, bei mannigfaltigen Fehlern, nicht allein an ſich der beſte war, ſondern auch in ſeiner Abfaſſung als Muſter dienen konnte. Dieſer Entwurf aber mißfiel dem Rathe, und er ſetzte eine andere Commiſſion nieder, um etwas Beſſeres zu

ſchaffen. Aber auch die Schöpfung dieſer zweiten wurde abermals vom Senate verworfen, und eine dritte Commiſſion niedergeſetzt, deren Entwurf gleiches Schickſal hatte, bis man ſich endlich über die Hauptpuncte der gegenwärtigen Verfaſſung vereinigte. Die geheime Geſchichte aller dieſer Reibungen und der Spiele der verſchiedenen Partheien könnte in müßigen Stunden unterhaltend genug ſeyn. Eitelkeiten und heimliche Wünſche der Herrſchſucht und des Eigennutzes wurden nur zu häufig mit dem Schein des Eifers für Gerechtigkeit und Freiheit bemäntelt. Wie faſt überall bei der Bildung neuer Freiſtaaten, gieng es auch hier. Die perſönliche Abſicht und Anſicht eines Jeden war ſein Heiligthum. Doch entſprang aus allen dieſen Reibungen der Partheien, auſſer dem Geldverluſt, glücklicher Weiſe kein Uebel, ſondern vielmehr das Gute einer freien Verfaſſung, weil das Vorurtheil am Ende immer der Vernunft weichen muß, wenn die Menſchen nur den Muth haben, ſie zu vertheidigen. Das rege Leben der beginnenden Freiheit iſt immer das ſchönſte Schauſpiel, und auch ſelbſt ſeine Irrthümer ſind ehrwürdig, wenn ſie nur aus reiner Quelle flieſſen.

Die alte reichsſtädtiſche Verfaſſung zu Frankfurt war unter Autorität einer kaiſerl. Commiſſion gleichſam durch einen Vertrag der Bürgerſchaft mit dem Magiſtrate entſtanden. Der Magiſtrat regierte nicht juro proprio, ſondern war bloß Verwalter des Gemeinweſens; es waren bürgerliche Collegien angeordnet, welche in allen Finanzſachen der Stadt zu concurriren, den Rath in der öffentlichen Verwaltung zu controliren, und alle Stadtrechnungen

zu revidiren hatten. Eine bestimmte eigentliche Stellvertretung der Bürgerschaft in der Verfassung gab es schon aus dem Grunde nicht, weil die Corporationen und Zünfte, so wie der einzelne Bürger, vor dem Reichshofrathe immer klagbar werden konnten, und verfassungsmäßig gehört wurden, ehe ihnen irgend eine städtische Behörde das geringste Recht zu entziehen vermochte. Denn bei allen Streitigkeiten, welche sowohl die Corporationen oder Zünfte der Stadt, als auch einzelne Bürger mit dem Rathe haben konnten, war ein beständiger Oberrichter vorhanden, vor welchem jeder Behelligte sein Recht verfechten konnte, und also dazu keines Vertreters bedurfte.

Dieß ist der wahre Grund, warum die kaiserliche Commission damals keine bestimmte Stellvertretung der Bürgerschaft anordnete, und bloß die Quartiervorstände in allen Quartierverhältnissen als Vertreter der Bewohner dieser Gegenden betrachtete; und aus eben diesem Grunde nahm sie auch in dem Bürgervertrage und in andern kaiserlichen Resolutionen alles, was die Vertheidigung der Rechte der Bürgerschaft vor dem höchsten Reichsrichter erleichtern und sichern konnte, in besonderen Schutz.

Alle diese damaligen Ordnungen tragen den Stempel der höchsten Weisheit.

Jetzt aber, wo die Stadt Frankfurt in ganz andern Beziehungen, nicht etwa, wie ehemals, in der Umgebung einer Menge anderer kleiner Reichsstände,

ſondern mitten unter größern Staatskörpern leben wird, wo kaum daran zu denken iſt, daß irgend eine höchſte Gewalt in Deutſchland auch für die Oberaufſicht aller und jeder inneren Verhältniſſe der freien Städte geſchaffen werden könne, und wo ſich dieſelbe bloß rückſichtlich ihrer äuſſeren Verhältniſſe und der allgemeinen Volksbewaffnung dem übrigen Deutſchlande anſchlieſſen, und höchſtens in ganz wichtigen Angelegenheiten und Rechtsſtreitigkeiten einem höchſten Tribunale unterworfen werden können, muß auch Frankfurt mehr auf eigenen Füßen ſtehen, die Elemente der Ordnung ihrer inneren Verwaltung, ſo wie die Sicherung der Freiheit ihrer Mitbürger in ſich ſelbſt tragen, und alles dieſes in einer wohlgeordneten Staatsform unwandelbar feſtſtellen.

Dieß kann jedoch nur durch eine Stellvertretung geſchehen, welche unmittelbar aus der Bürgerſchaft ſelbſt entſteht, in verſchiedenen Abſtufungen fortwirkt, die Regierung mit den Bürgern in beſtändigem Einklange und in lebendiger Wechſelwirkung erhält, jeden Kaſtengeiſt tödtet, bis in die letzten Zweige der Stadtverwaltung Leben und Liebe zum Gemeinweſen bringt, und ſo die ganze Bürgerſchaft an ihre Verfaſſung als an ihr eigenes Werk bindet.

In Frankfurts gegenwärtiger Lage kann nichts dieſes erſte und vorzüglichſte Bedürfniß der Bürger erſetzen, nichts ihre Freiheit ſichern, nichts ſie vor der Herrſchſucht einer Oligarchie bewahren, als eine gut geordnete Stellvertretung. Sie muß daher auch immer

das Hauptaugenmerk ihrer Bürger bleiben, das ihr weder Ränke noch Gewalt rauben dürfen. Ihr eigenes und ihrer Kinder Wohl ist an dieses erste Erforderniß geknüpft, und sie würden ohne dasselbe alle jene Uebel wieder eintreten sehen, welche bei geschlossenen Körpern, die sich selbst ergänzen, unvermeidlich sind, aber die Hülfe nicht mehr finden, die ihnen, nach der ehemaligen Verfassung, in der Oberaufsicht des kaiserlichen Reichshofraths gegen diese Uebel zur Seite stand.

Bei diesen Verhältnissen, da die Corporationen, Zünfte und einzelne Bürger Frankfurts vor keiner höchsten Reichsbehörde ihr Gemeinheitsrecht nicht mehr vertheidigen, noch ihre Streitigkeiten mit dem Rathe entscheiden lassen können, müssen sie nothwendig eine von ihnen selbst ausgehende Stellvertretung in den bürgerlichen Collegien und im Rathe haben, welche diese Streitigkeiten mit dem Rathe überflüssig macht, und allen Kastengeist entfernt.

Mit diesen Grundsätzen war daher auch die eigene Wahl der Rathsglieder durch den Rath selbst, so wie die Ergänzung des Collegiums der 51ger durch dieses Collegium selbst, unverträglich und ein Haupthinderniß der freien und lebendig thätigen Verfassung Frankfurts.

Eben so nöthig erschien es, daß jährlich eine gewisse Anzahl Mitglieder der bürgerlichen Collegien austreten und durch andere ersetzt werden müssen, damit in diese Collegien immer frisches Leben einströmen könne.

Der geringe Nachtheil, welcher bei den Aemtern, deren Verwaltung doch nur solche Eigenschaften erfordert, welche vielen Bürgern gemein sind, aus dieser öfteren Abwechselung entspringen kann, ist durch die Wiedererwählbarkeit ihrer Mitglieder und durch den Vortheil neuer Ideen, welche sich aus dem Collegium selbst immer frisch entwickeln, sattsam vergütet.

Das wahre Vorurtheil, daß nur eingebohrne Bürger in Frankfurt zu öffentlichen Aemtern gelangen, und bloß der lutherischen Confession zugethane Bürger rathsfähig seyn sollen, ist, als der Vernunft und dem Zeitgeist entgegen, gleichfalls aufgehoben worden. In einem Zeitpuncte, wo sich der Deutsche dem Deutschen überall nähern, wo nur Ein Geist alle Deutsche beleben, und ganz Deutschland durchströmen soll, wäre es eine Schande gewesen, wenn gerade in dem lebendigen Frankfurt, in diesem wichtigsten Puncte des südlichen Deutschlands, dieser schöne Geist hätte erstarren, und einer Kleinstädterei weichen sollen, welche nur in der vormaligen isolirten Lage der Stadt und aller übrigen Stände Deutschlands ihren Ursprung und ihre Rechtfertigung finden konnte.

Bei derjenigen Abänderung, welche der oberste Verwaltungsrath in der für die Freiheit der Bürger dieser Stadt so wichtigen Justizverwaltung anordnete, hatte derselbe den Grundsatz vor Augen, daß die Verwaltung der Gerechtigkeit auch der äusseren Form nach so viel möglich der Einwirkung menschlicher Leidenschaft entzogen werden muß, daß nach alter deutscher Sitte

immer drei Instanzen über Recht und Eigenthum der Bürger entscheiden sollen, und endlich, daß die Wohlthaten des so theuer erworbenen, vom Rathe und den bürgerlichen Collegien selbst beschworenen Bürgervertrags von 1613 weder von einem provisorischen unvollständigen Magistrate, noch von einem provisorischen unvollständigen bürgerlichen Collegium, ohne ausdrückliche Einwilligung der Bürgerschaft selbst aufgehoben werden konnten. Die oberste Staatsverwaltung darf überdieß niemals, auch selbst nur dem Schein nach, in die Streitigkeiten der Bürger eingreifen, oder auch nur denselben die Vertheidigung ihres Rechts erschweren wollen, wenn nicht alsbald Mißbräuche aller Art und Gewaltstreiche entstehen sollen Das Heiligthum des Rechts muß besonders in einer Freistadt unantastbar bleiben, und die Vertheidigung desselben Niemand abgeschnitten oder auch nur durch neue Formen erschwert werden, wenn nicht die Freiheit der Bürger selbst zerstört werden soll.

Die Ursachen, welche den obersten Verwaltungsrath zu den übrigen Aenderungen an der von dem Senate und dem bürgerlichen Collegium vorgeschlagenen Verfassung bewogen haben, sind in seiner Entscheidung so deutlich ausgesprochen, daß sie jedem Unbefangenen sogleich einleuchten müssen.

So wäre also die Freiheit Frankfurts zuerst in Deutschland durch eine feste, dem Zeitgeist und der Lage dieser Stadt angepaßte Verfassung gesichert. Möge der gute Bürger dieser Stadt solche Wohlthaten nur heilig zu bewahren wissen, und ihrer auch immer würdig

bleiben! Die Hauptgrundsätze dieser neuen Staatsform verdienen allgemeine Beherzigung von den übrigen Städten des Vaterlandes, deren Freiheit ebenfalls durch die hohen verbündeten Mächte von neuem ausgesprochen worden ist. Denn wenn auch besondere Lagen und Verhältnisse Verschiedenheiten und Modificationen derselben nöthig machen; so bleibt der Grundsatz doch immer der gleiche und ewige: daß nur derjenige Freistaat ein fröhliches und lebendiges Gemeinwesen heissen kann, in welchem, wie in einem freudigen Baume, alle Säfte von den Wurzeln bis zum Gipfel gehörig rundfliessen, ja, in welchem die Blüthen des Gipfels recht eigentlich von unten den Duft und den Glanz erhalten, und nicht bloß aus den grünen Resten halb verdorrter Zweige kümmerlich hervorgetrieben und genährt werden.

Schon haben diejenigen Personen, welche nach der alten Staatsform von Frankfurt dem Begriff einer Stellvertretung der Bürgerschaft am nächsten stehen, Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister, Freiherrn vom Stein, als Haupt des obersten Verwaltungsrathes, in folgenden Worten für die wohlthätigen Bestimmungen dieser neuen Verfassung ihre Dankbarkeit ausgedrückt:

„Die unterzeichneten Bürgerhauptleute der 14
„Quartiere zu Frankfurt fühlen sich verpflichtet,
„Ew. Excellenz im Namen der Bürgerschaft für
„die glückliche Beendigung des Stadtconstitu-
„tionswesens den gehorsamsten Dank abzu-
„statten.“

„Dadurch allein, daß Ew. Excellenz der hiesi„gen Bürgerschaft eine wirkliche Repräsentation „gegeben, wodurch dieselbe wiederum gedeihen, „wachsen und zu Ansehen gelangen kann, sind „Hochdieselben einer ihrer größten Wohlthäter „geworden."

„Möge der Himmel Ew. Excellenz dafür sei„nen besten Segen ertheilen!"

„Diesem unserm aufrichtigen Wunsche fügen „wir noch die gehorsamste Bitte hinzu:"

„Daß Ew. Excellenz die Einführung der „neuen Verfassung gnädig zu beschleunigen, und „dadurch sowohl dem überaus schädlichen und „kostspieligen Provisorio ein Ende machen, als „auch die Stadt selbst in den wirklichen Genuß „ihrer wiedergewonnenen Freiheit zu setzen ge„ruhen möchten. ꝛc. ꝛc."

Ein Gleiches ist von den Vorstehern der katholischen Gemeinde geschehen, wegen des ausgesprochenen Grundsatzes der Gleichheit der Rechte unter den Bekennern der drei christlichen Confessionen und wegen des Zugeständnisses von sechs katholischen Rathsstellen auf den drei Bänken.

Die reformirten Confessionsverwandten glaubten, sich bei dem festgestellten Grundsatze:

„Daß die Verwandten der drei christlichen „Confessionen ohne Unterschied zur Besetzung

„der öffentlichen Stellen gleich fähig seyn
„sollen,“

beruhigen zu können.

Uebrigens ist es keinem Zweifel unterworfen, daß nach den schrecklichen Stürmen der Zeit auch die übrigen Einwohner Frankfurts die nämlichen Gefühle der Dankbarkeit für die endliche Feststellung ihrer Rechte theilen werden, so bald sie nur eine Verfassung kennen, welche so viele Wohlthaten für sie enthält.

Diese so geordnete und bestimmte Verfassung ist das Eigenthum, das wohlerworbene Recht aller Bürger Frankfurts. Ihre Geschichte so wie ihre Verfügungen selbst können demnach dieser Bürgerschaft eben so wenig Geheimniß seyn, als derselben wirkliche Einführung noch fernerhin aufgeschoben werden darf, da wohl Niemand die schwere Verantwortung über sich nehmen wird, den Bürgern den vollen Genuß ihrer Freiheit und die Wohlthaten einer wohlgeordneten Verfassung vorzuenthalten.

Bei der Prüfung und Abwägung dieser Verfassung wird es freilich Keinem entgehen, daß sie keineswegs in allen ihren Theilen abgeschlossen und ausgeführt ist. Sie trägt die Unvollkommenheit aller menschlichen Werke an der Stirn, weil man nicht revolutionssüchtig Alles aus Einem Stücke neu machen wollte — was schön aussieht, aber nie Freiheit bringt — sondern weil man vorbereiten und einige Gründe legen wollte, worauf die Zeit einen vollkommneren Bau aufführen kann. Man wollte

die langſamere Entwickelung der Verfaſſung aus ihr ſelbſt frei laſſen, im Vertrauen, daß die Tugend und Weisheit braver deutſcher Bürger das Veraltete allmählig wegräumen und das Mangelnde ergänzen werde.

Schließlich wünſcht man der alten berühmten Stadt Glück und Segen zu ihrem neuen Zuſtande. Auch wünſcht man dem Vaterlande Glück, daß wenigſtens einige Bilder jener herrlichen Reichsſtädte wieder erneuet werden, woraus das Beſte und Schönſte, worauf deutſche Menſchen ſtolz ſeyn können, hervorgegangen iſt.

Inhalt.

1) Entwurf einer Conſtitution der freien Stadt Frankfurt am Main. Von dem proviſoriſchen Senate derſelben. Seite 1.

Allgemeine Grundſätze der Conſtitution. S. 3.

Erſte Abtheilung:

Behandlung der Regierungsſachen im engeren Sinne, oder derjenigen Sachen, welche nicht zu den Juſtizſachen gerechnet werden. S. 4.

Erſter Abſchnitt: Von dem Senate. S. 4.
Verfaſſung des Senats. S. 4.
Wahlfähigkeit der Mitglieder des Senats, der Syndiker und Conſulenten: S. 5.
a) des Stadtſchultheißen, der beiden Bürgermeiſter und der Schöffen, S. 5.
b) der Senatoren, S. 5.
c) der Herren des Raths, S. 6.
d) der Syndiker und Conſulenten. S. 7.
Wahlordnung:
a) des Stadtſchultheißen und der beiden Bürgermeiſter, S. 8.
b) der Senatoren und Herren des Raths, S. 8.
c) der Syndiker und Conſulenten, S. 9.
Berufskreis des ganzen Senats. S. 9.
Amtsberuf des Stadtſchultheißen und Dauer dieſer Stelle. S. 10.
Amtsberuf des ältern Bürgermeiſters und Dauer dieſer Stelle. S. 10.
Amtsberuf des jüngeren Bürgermeiſters und Dauer dieſer Stelle. 11.
Amtsberuf der Schöffen, Senatoren und der Herren des Raths, auch Dauer dieſer Stellen. S. 11.
Amtsberuf der Syndiker und Conſulenten, und Dauer dieſer Stelle. S. 12.
Geſchäftsbehandlung in den Sachen, welche vor den ganzen Senat gelangen. S. 12.
Von den ordentlichen Senatsdeputationen, deren Organiſation, Geſchäftskreis und Geſchäftsbehandlung. S. 14.
a) Engere Senatsdeputation. S. 14.
b) Größere Senatsdeputation. S. 15.
c) Sogenannte geheime Senatsdeputation. S. 16.
Von der Senatskanzlei. S. 16.
Von dem Archive. S. 17.

Zweiter Abſchnitt: Von den beſondern Behörden und Verwaltungsämtern, durch welche der Senat mittelbar die Hoheits- und Verwaltungsrechte ausübt. S. 18.

Behandlung der geistlichen und Schulsachen. S. 18.
Behandlung der Polizei- und Medicinalsachen. S. 19.
Verwaltung der öffentlichen milden Stiftungen. S. 21.
Behandlung der Commerz- und Handlungssachen. S. 24.
Behandlung der Gewerbs- und Handwerkssachen. S. 26.
Von andern Verwaltungsbehörden und den vorhin eigentlich sogenannten Stadtämtern insbesondere S. 27.

Dritter Abschnitt: Von den beiden bürgerlichen Collegien. S. 30.
Wahl der Mitglieder des Bürgerausschusses der 51ger. S. 30.
a) des Seniors, S. 30.
b) der andern Mitglieder, S. 31.
c) Wahlfähigkeit S. 31.
Von dem bürgerlichen Consulenten. S. 32.
Wahl der bürgerlichen Neuner S. 32.
Von dem vormaligen Amte der Dreier. S. 33.
Bestimmung der Art und Weise, wie mit den bürgerlichen Collegien conferirt wird. S. 33.

Zweite Abtheilung:

Behandlung der Justizsachen. S. 35.

Allgemeine Grundsätze und Dispositionen. S. 35.

Erster Abschnitt: Von den Gerichtsbehörden in bürgerlichen Sachen und deren Wirkungskreis. S. 38.
I. Von dem Stadtamte S. 38.
a) Personale. S. 38
b) Competenz und Geschäftskreis. S. 39.
II. Von dem Landamte. S. 42.
a) Personale. S. 42.
b) Competenz und Geschäftskreis. S. 42.
III. Von dem Gerichte erster Instanz. S. 42.
a) Personale. S. 42.
b) Competenz, Wirkungskreis und Geschäftsbehandlung. S. 43.
Functionen des Tutelarraths. S. 48.
Unmittelbare Ausübung des obervormundschaftlichen Amts. S. 49.
Von der Hypothekenführung und Währschaftsleistung. S. 50.
Von andern Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit. S. 50.
IV. Von dem Schöffengerichte. (Appellationsgericht.) S. 51.
a) Personale. S. 51.
b) Competenz in bürgerlichen Sachen und Geschäftsbehandlung. S. 51.

Zweiter Abschnitt: Von den Gerichts- und andern Behörden in Strafsachen. S. 54.

Schluß. S. 58.

2) Entscheidung des obersten Verwaltungsdepartements. S. 59.

Entwurf

einer

Conſtitution

der

freien Stadt Frankfurt am Main.

Von

dem proviſoriſchen Senate derſelben.

Allgemeine Grundsätze der Constitution.

§. 1.

Die Hoheit steht der ganzen Gemeinheit der Bürgerschaft zu; der Senat übt dieselbe aus; der Umfang der Mitseinsicht der bürgerlichen Collegien und der mit dieser verbundenen Befugnisse und Obliegenheiten ist besonders bestimmt.

§. 2.

Die Behandlung der Regierungssachen im engeren Sinne ist von der Behandlung der Justizsachen, nach den unten folgenden Bestimmungen, getrennt.

§. 3.

Wegen der Rechte und Pflichten der Bürger und Beisassen, so wie der Einwohner auf den Stadtdorfschaften, wegen des Erwerbs und Verlustes des Bürgerrechts, des Beisassenschutzes und des Nachbarnrechts, treten im Allgemeinen die vorhinnigen reichsstädtischen Normen ein; wegen Ablösung der Lasten der Leibeigenschaft auf den Stadtdorfschaften, wo dergleichen hergebracht sind, wird besondere Verfügung ergehen. Die Mitglieder der drei christlichen Hauptconfessionen sind von keinem öffentlichen Berufe oder Amte, und von keinem bürgerlichen Gewerbe oder Handwerke ausgeschlossen.

§. 4.

Wegen der bürgerlichen und Gemeinheitsverhältniſſe der iſraelitiſchen Glaubensverwandten und der Behandlung der zu den letzteren gehörenden Gegenſtände bleibt die Beſtimmung vorbehalten.

Erſte Abtheilung.

Behandlung der Regierungsſachen im engeren Sinne, oder derjenigen Sachen, welche nicht zu den Juſtizſachen gerechnet werden.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Senate.

§. 5.

Verfaſſung des Senats.

Der Senat beſtehet aus
einem Stadtſchultheißen,
zwei Bürgermeiſtern, von denen der eine älterer, der andere jüngerer Bürgermeiſter genannt wird, und drei Ordnungen oder Bänken,
nämlich:
a) aus der erſten Ordnung, welche auch Ordnung der Schöffen,
b) aus der zweiten Ordnung, welche auch Ordnung der Senatoren,

c) aus der dritten Ordnung, welche auch Ordnung der Herren des Raths

genannt werden.

Die erſte Ordnung beſtehet, auſſer dem Stadtſchultheiſſen, jedoch mit Einſchluß des älteren Bürgermeiſters, aus neun Perſonen.

Die zweite Ordnung, mit Einſchluß des jüngern Bürgermeiſters, beſteht aus neun Perſonen.

Die dritte Ordnung beſteht aus neun Perſonen.

Dem Senate ſind vier Syndiker und Conſulenten beigeordnet; die Umſtände können die Anſtellung eines fünften Syndicus und Conſulenten gebieten, wie dieſes vorhin Statt fand.

§. 6.

Wahlfähigkeit der Mitglieder des Senats, der Syndiker und Conſulenten:

a) des Stadtſchultheiſſen, der beiden Bürgermeiſter und der Schöffen.

Der Stadtſchultheiß wird aus den beiden erſten Ordnungen des Senats, oder aus der Zahl der Schöffen und Senatoren gewählt, und muß Rechtsgelehrter ſeyn.

Der ältere Bürgermeiſter wird gewählt aus der erſten Ordnung, oder aus der Zahl der Schöffen; der jüngere Bürgermeiſter wird gewählt aus der zweiten Ordnung, oder aus der Zahl der Senatoren. Werden Stellen in der erſten Ordnung erledigt, ſo findet das Fortrücken aus der zweiten Ordnung in die erſte Statt; die Mitglieder der zweiten Ordnung gehen nach dem Dienſtalter in die erſte Ordnung über.

§. 7.

b) der Senatoren.

1) Die Senatoren werden gewählt aus Rechtsgelehrten, oder ſolchen Perſonen, welche die Forſtwiſſenſchaft oder

die Cameralwissenschaft besonders studiert haben, aus Rentenirern, angesehenen Handelsleuten und Güterbesitzern.

2) Alle Senatoren müssen einer der drei christlichen Hauptconfessionen zugethan und bemittelte Personen seyn; bei der Wahl wird nicht auf die Confession, sondern auf die Tüchtigkeit des zu Wählenden in Rücksicht seines unbescholtenen Rufs, seines guten Charakters und seiner Fähigkeiten, welche Eigenschaften derselbe in sich vereinigen muß, gesehen; der Senat muß jedoch immer zu gleicher Zeit Mitglieder aller drei Confessionen in sich begreifen.

3) Die Senatoren müssen wenigstens dreißig Jahre alt und gebohrne Bürger seyn.

4) Die Bestimmung der Grade der Verwandtschaft, welche eine Ausschliessung bewirken, bleibt die nämliche, wie solche ehehin durch kaiserliche Resolutionen festgesetzt worden ist.

5) Kein Senator darf in fremden Diensten stehen, oder Titel von fremden Staaten führen; nach geschehener und angenommener Wahl muß einem und dem andern entsagt werden.

Anwaldschaften, Administrationen und andere Geschäftsführungen für oder über einheimische oder auswärtige Dritte, wenn diese nicht zu den nächsten Anverwandten gehören, sind den Senatoren, ohne besondere Erlaubniß des Senats, untersagt; was der Wirkungskreis des Handelsmannes mit sich bringt, ist ausgenommen.

§. 8.

c) der Herren des Raths.

Die Herren des Raths werden gewählt aus den ehehinnigen rathsfähigen Handwerken, nämlich aus dem Handwerke der Wollenweber, aus dem Handwerke der Metzger, aus den sogenannten Feuerhandwerken, aus den Handwerken der Bäcker, Schuhmacher, Gärtner, Kürschner, Löher und Fischer, aus jedem dieser Handwerke eine Per-

ſon. Da das Handwerk der Wollenweber ſchon längſt abgegangen iſt; ſo werden an deren Stelle andere, bürgerliche Gewerbe treibende Perſonen gewählt. Dieſes Letztere iſt auch alsdann der Fall, wenn ſich in einem der gedachten rathsfähigen Handwerke, aus welchem zu wählen wäre, keiner oder nicht ſo viel wahlfähige Perſonen befinden, als zum Looſe durch die ſogenannte Kugelung erforderlich ſind.

Der zu Wählende muß einer der drei chriſtlichen Hauptconfeſſionen zugethan, gebohrner Bürger und wenigſtens dreißig Jahre alt ſeyn; wegen der Grade der Verwandtſchaft, welche eine Ausſchlieſſung bewirken, findet eben das Anwendung, was §. 7. Nro. 4. feſtgeſetzt worden iſt. Der Gewählte nimmt in der dritten Ordnung des Senats die Stelle nach dem Dienſtalter.

§. 9.

d) der Syndiker und Conſulenten.

Ein Syndicus und Conſulent muß einer der drei chriſtlichen Hauptconfeſſionen zugethan, Rechtsgelehrter und wenigſtens dreißig Jahre alt ſeyn. Er muß, wenn er ein Fremder iſt, das Bürgerrecht vor dem Amtsantritt erlangen. Kein Syndicus und Conſulent darf in fremden Dienſten ſtehen, oder Titel von fremden Staaten führen; nach geſchehener und angenommener Wahl muß einem und dem andern entſagt werden.

Anwaldſchaften, Conſulentieen, Adminiſtrationen und andere Geſchäftsführungen für oder über einheimiſche oder auswärtige Dritte, wenn dieſe nicht zu den nächſten Anverwandten gehören, ſind den Syndikern und Conſulenten, ohne beſondere Erlaubniß des Senats, unterſagt.

Die Beſtimmung der Grade der Verwandtſchaft, welche eine Ausſchlieſſung bewirken, bleibt die nämliche, wie ſolche ehehin feſtgeſetzt war.

§. 10.

Wahlordnung:

a) des Stadtschultheißen und der beiden Bürgermeister.

Die Wahl des Stadtschultheißen und der beiden Bürgermeister geschiehet von dem Senat, per scrutinium, nach der absoluten Mehrheit der Stimmen. Die Wahl des Stadtschultheißen wird den zweiten Tag nach erfolgter Erledigung dieser Stelle in einer auserordentlichen Sitzung vorgenommen. Die Wahl der beiden Bürgermeister geschiehet vier Wochen vor jedem Jahreswechsel; wird in der Zwischenzeit eines der beiden Bürgermeisterämter ganz erlediget, so verstehet, bis zu jenem Zeitpunct, der jüngst Abgetretene aus beiden ersten Ordnungen die Stelle.

§. 11.

b) der Senatoren und Herren des Raths.

Die Ernennung der Schöffen ergiebt sich aus dem Obigen. (§. 6.) Die Wahl der Senatoren und Herren des Raths geschiehet nach der Vorschrift der reichsstädtischen Verfassung. Es muß jedoch ein jeder der drei Candidaten, welcher zum Loose, durch sogenannte Kugelung, zugelassen werden soll, wenigstens zwei Drittheile der Stimmen der Wahlherren für sich haben. Die Wahlherren haben bei ihrer abgesonderten Berathung über die Wahl der drei Candidaten zur Verlosung durch Kugelung, durch den Kanzleirath ein besonderes Protocoll führen zu lassen, dieses sämmtlich zu unterschreiben, und solches, mit dem Siegel des vorsitzenden Wahlherrn verschlossen, bei Namhaftmachung der drei gewählten Candidaten dem Senate zu überreichen. Dieses verschlossene Protocoll wird, nach vollzogener Kugelung, auf dem Archive, mit der nöthigen Aufschrift, in einer besonderen Kiste aufbewahrt. So lange nicht fünf Mitglieder aus der Ganerbschaft Alten-Limpurg, zwei Mitglieder aus

der Gesellschaft Frauenstein, es sey nun in der Eigenschaft eines Stadtschultheißen, oder in der Eigenschaft eines Mitglieds der ersten, oder in der Eigenschaft eines Mitglieds der zweiten Ordnung, im Senate vorhanden sind, so lange muß immer ein Mitglied aus der gedachten Ganerbschaft, zur Ergänzung der Zahl von Fünfen, so wie ein Mitglied aus der erwähnten Gesellschaft, zu Ergänzung der Zahl von Zweien, zur Kugelung vorgeschlagen werden, vorausgesetzt, daß der Wahlfähigkeit der vorhandenen Individuen aus der besagten Ganerbschaft und aus der genannten Gesellschaft, nach den obigen Bestimmungen (§. 7.), nichts im Wege stehet.

§. 12.

c) der Syndiker und Consulenten.

Vor der Wahl eines Syndicus und Consulenten läßt die engere Senatsdeputation (§. 20.) einen gutächtlichen Antrag an den Senat gelangen, wer unter denen, die sich gemeldet haben, besonders Rücksicht verdienen, oder wer einzuberufen seyn möchte. Die Wahl wird hierauf vom Senate nach der absoluten Mehrheit der Stimmen vorgenommen.

§. 13.

Berufskreis des ganzen Senats.

Vor den Senat gehören alle Sachen, welche, wie sich die frankfurtische Reformation ausdrückt, gemeine Stadt, Bürgerschaft und Regimentsadministration betreffen. Der Senat übt die der städtischen Gemeinheit zustehenden Hoheits- und anderen Rechte unmittelbar oder mittelbar durch besondere Behörden und Verwaltungsämter, nach den diesen ertheilten Instructionen, und unter beständiger Aufsicht aus.

Der Senat ordnet die Gerichte an, bestellt die dazu gehörigen Personen, und übt die gesetzgebende Gewalt bei der

Justizpflege aus; der Senat darf sich aber selbst nur so weit mit Justizsachen befassen oder über dieselben verfügen, als solche die Natur von Regierungssachen in einzelnen Fällen annehmen, vorbehältlich dessen, was von dem Recurse und dem Bestätigungsrechte in Strafsachen unten festgesetzt ist; die Justiz wird also unabhängig von dem Senate verwaltet.

§. 14.

Amtsberuf des Stadtschultheißen und Dauer dieser Stelle.

Der Stadtschultheiß ist Referent in allen in den Sitzungen des Senats vorkommenden Sachen, in so ferne nicht Syndiker und Consulenten, welche den Vortrag erstatten, zugezogen werden; er hat beim Senate und bei den Senatsdeputationen die erste Stimme. Der Stadtschultheiß ist zugleich Director des Schöffengerichts. (§. 93.) Das Amt des Stadtschultheißen wird lebenslänglich bekleidet.

§. 15.

Amtsberuf des älteren Bürgermeisters und Dauer dieser Stelle.

Der ältere Bürgermeister hat das Directorium beim Senate und bei den Senatsdeputationen, ist Director bei der Behandlung der Regierungssachen, nach den mit einem Directorium überhaupt verbundenen Rechten und Obliegenheiten, wohin auch gehört, daß er alle Namens des Senats ergehende Schreiben und andere unter dem Titel des Senats gefaßt werdende Ausfertigungen zu unterschreiben hat. Im Falle der Stimmengleichheit beim Senate, wird die Stimme des älteren Bürgermeisters doppelt gezählt. Ausserdem ist dem älteren Bürgermeister die Leitung des städtischen Militairwesens, dessen Einrichtung und Verwaltung, den öffentlichen Verhältnissen und Erfordernissen gemäß, annoch besonders festgesetzt werden wird, wobei

auch die Anordnung einer eigenen Behörde, wie ehehin das Kriegszeugamt war, vorbehalten bleibt, aufgetragen. In wichtigen, vor das Directorium gehörigen Sachen hat der ältere Bürgermeister Rücksprache mit dem jüngeren Bürgermeister zu nehmen. Der Gewählte bekleidet dieses Amt ein Jahr, nach dessen Ablauf derselbe von neuem gewählt werden kann; der Abtretende nimmt wieder seine vorige Stelle unter den Schöffen ein.

§. 16.

Amtsberuf des jüngeren Bürgermeisters und Dauer dieser Stelle.

Der jüngere Bürgermeister wohnt allen Senatssitzungen mit entscheidender Stimme bei, und übernimmt das dem älteren Bürgermeister zukommende Directorium, nebst dessen weiteren Functionen, wenn dieser abwesend oder verhindert ist. Ist der jüngere Bürgermeister abwesend oder verhindert, so vertritt der jüngst von diesem Amt Abgetretene die Stelle. Der jüngere Bürgermeister hat die obere Leitung der Polizei, unabbrüchig der Concurrenz des älteren Bürgermeisters, so weit dieses zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit erforderlich ist. Von dem jüngeren Bürgermeister werden die Bürger und Beisassen verpflichtet, und von demselben werden die Gewerbs-, Handwerks- und Nahrungsschuhangelegenheiten in der unten bestimmten Mase behandelt. Der Gewählte bekleidet dieses Amt ein Jahr, nach dessen Ablauf derselbe von neuem gewählt werden kann. Der Abtretende nimmt wieder seine vorhinnige Stelle in der zweiten Ordnung, unter den Senatoren ein.

§. 17.

Amtsberuf der Schöffen, Senatoren und der Herren des Raths, auch Dauer dieser Stellen.

Die Schöffen, Senatoren und Herren des Raths wohnen allen Senatssitzungen bei, und haben bei den

Deliberationen entscheidende Stimmen; dieselben verwalten die Aemter, zu welchen sie gewählt werden. Der Antheil, welchen die Schöffen an der Justizverwaltung nehmen, ist unten bestimmt. Die Stellen der Schöffen und Herren des Raths werden lebenslänglich bekleidet; die Stelle der Senatoren wird ebenfalls lebenslänglich bekleidet, wenn dieselben nicht in die Ordnung der Schöffen, nach der obigen Bestimmung, übergehen. Die Dauer der Aemter ist unten festgesetzt.

§. 18.

Amtsberuf der Syndiker und Consulenten, und Dauer dieser Stelle.

Die Syndiker und Consulenten bearbeiten mit berathender Stimme die ihnen aufgetragen werdenden städtischen Angelegenheiten, deren Behandlung vor den Senat gehört, und machen die Vorträge sowohl bei den Senatsdeputationen als bei den Plenarsitzungen des Senats, im Falle sie diesem beiwohnen. Die Syndiker und Consulenten sind ausserdem Mitglieder des Schöffengerichts mit entscheidenden Stimmen. Das Amt der Syndiker und Consulenten wird lebenslänglich bekleidet.

§. 19.

Geschäftsbehandlung in den Sachen, welche vor den ganzen Senat gelangen.

a) Der Senat hält jede Woche zwei Sitzungen, der ältere Bürgermeister kann ausserordentliche Sitzungen veranstalten.

b) Die Syndiker und Consulenten wohnen den Senatssitzungen in der Regel nicht bei; es kann jedoch deren Zuziehung, um Vorträge zu erstatten, und berathende Stimmen abzulegen, sowohl von dem Senate beschlossen, als auch von dem älteren Bürgermeister veranstaltet werden.

e) Die Sachen, welche in der bevorstehenden Senatssitzung vorkommen sollen, werden nach einem von dem älteren Bürgermeister anzuordnenden Verzeichnisse, welches Vortragszettel genannt wird, dem Stadtschultheißen vor der Sitzung zugestellt, und zwar so, daß derselbe zu Bearbeitung des Vortrags hinreichend Zeit hat.

d) Der Vortragszettel wird auch dem jüngeren Bürgermeister vor der Sitzung zugestellt, und eine Abschrift in der Kanzlei niedergelegt, welche jeder Senator und Herr des Raths daselbst einsehen kann.

e) Nach dem von dem Stadtschultheißen in der Plenarsitzung mit seiner Abstimmung erstatteten Vortrage, ruft der jüngere Bürgermeister den älteren Bürgermeister zum Abstimmen auf. Hierauf stimmt der jüngere Bürgermeister, welcher vom älteren Bürgermeister aufgerufen wird. Sodann werden weiter von oben herunter nach dem jedesmaligen Aufrufe des älteren Bürgermeisters die Stimmen abgelegt.

f) Die einfache Mehrheit der Stimmen entscheidet, wenn nicht die absolute Mehrheit besonders festgesetzt ist.

g) Nur der ältere Bürgermeister, oder der jüngere Bürgermeister, wenn er der Stellvertreter jenes ist, hat das Recht, die Votanten während der Abstimmung zu unterbrechen, und auf die Frage, auf welche es ankommt, aufmerksam zu machen.

h) Der Kanzleirath führt das Protocoll, in dessen Eingange die Anwesenden bemerkt werden. Vor dem Schlusse jeder Sitzung wird das Protocoll verlesen; die Senatsmitglieder, welche sich früher mit Erlaubniß des älteren Bürgermeisters entfernt haben, müssen sich denjenigen Sinn gefallen lassen, welchen der das Protocoll führende Kanzleirath ihrer Abstimmung beigelegt hat.

i) Werden die Syndiker und Consulenten zugezogen; so legen diese ihre berathenden Stimmen zuerst ab, und es wird hierauf in der obigen Ordnung votirt.

k) Die in Gefolge der ergehenden Senatsbeschlüsse erforderlichen Ausarbeitungen entwirft der Kanzleirath, wenn solche nicht besonders einem der Syndiker und Consulenten aufgetragen werden.

l) Sachen von Belange, oder solche Sachen, welche eine weitläufige Erörterung erheischen, werden entweder vom Senate selbst an eine der Senatsdeputationen (§. 20. 21.) zur Einleitung, Vorbereitung und Begutachtung verwiesen, oder, nach Umständen, von dem ersten Bürgermeister, als Director, gleichbald dahin abgegeben.

m) Der Senat kann zu Bearbeitung einzelner Geschäfte oder Arten von Geschäften besondere Deputationen niedersetzen, deren jedesmal zu bestimmender Wirkungskreis jedoch mit der Beendigung der genannten Geschäfte seine Endschaft erreicht.

§. 20.

Von den ordentlichen Senatsdeputationen, deren Organisation, Geschäftskreis und Geschäftsbehandlung.

a) Engere Senatsdeputation.

Die engere Senatsdeputation besteht aus dem Stadtschultheißen, den beiden Bürgermeistern, den Schöffen und Syndikern, welche letztere nur berathende Stimmen haben. Die Deputation hält ihre Sitzungen an den Sessionstagen des Schöffengerichts, Vormittags eilf Uhr, um welche Zeit das Schöffengericht die Behandlung der Justizsachen zu schliessen hat. Diese Deputation, bei welcher einer der Syndiker und Consulenten den Vortrag macht, bearbeitet die im vorhergehenden §. unter dem Buchstaben l. benannten Sachen, und läßt solche mit Gutachten an den Senat gelangen. Ausserdem hat diese Deputation den beständigen Auftrag, Namens des Senats, Sachen, welche an sich unbedenklich und mit keinem Präjudiz verbunden

ſind, zu erledigen, in eilenden Sachen aber, welche ihrer Beſchaffenheit nach eine auſſerordentliche Zuſammenberufung des Senats nicht zulaſſen, proviſoriſch das Nöthige zu verfügen. Bei dieſer Senatsdeputation werden, wie vorhin geſchehen iſt, die Proclamationsſcheine abgeleſen, um ſolche zu ordnen und zu beſtätigen.

Die Senatoren und Herren des Raths können ſich auch von denen bei der Deputation verhandelten Sachen durch Einſicht des abgehaltenen Protocolls in der Kanzlei unterrichten, ſo wie den Syndikern und Conſulenten das Senatsprotocoll bei der Senatsdeputationsſitzung zur Einſicht vorgelegt wird, damit auch dieſe im Zuſammenhange eine Ueberſicht aller vorgekommenen Regierungsſachen erhalten.

Der Secretarius (§. 23.) führt das Protocoll und entwirft die beſchloſſen werdenden Aufſätze, deren Abfaſſung nicht einem der Syndiker aufgetragen wird.

§. 21.

b) Größere Senatsdeputation.

Die größere Senatsdeputation beſteht aus den in vorhergehendem §. genannten Perſonen, ſodann aus zweien Mitgliedern der zweiten Ordnung und zweien Mitgliedern der dritten Ordnung des Senats, welche von dem Senate auf ein Jahr beſonders gewählt werden. Der Senat verweiſt, nach Ermeſſen, von den im §. 19. l. genannten Sachen an dieſe Deputation, zur Einleitung, Vorbereitung und Begutachtung. Einer der Syndiker und Conſulenten, welche berathende Stimmen haben, macht den Vortrag; die Seſſionen werden in der Regel, auf Veranſtaltung des älteren Bürgermeiſters, den Samstag gehalten.

§. 22.

c) Sogenannte geheime Senatsdeputation.

Die in dem kaiſerlichen Reſcripte vom 10. December 1734 gedachte geheime Deputation wird nach der vorhin-

nigen reichsstädtischen Organisation, Ermächtigung und Geschäftsführung beibehalten.

§. 23.

Von der Senatskanzlei.

Die Senatskanzlei bestehet aus
einem Kanzleirath,
einem Secretarius,
einem Ingrossisten,
zwei Kanzlisten,
einem Kanzleiboten.

Jeder der beiden Bürgermeister hat ausserdem eine Ordonnanz zu den vorfallenden Ausrichtungen, deren Anstellung diesen überlassen bleibt.

Der Kanzleirath hat die Leitung der Kanzleigeschäfte überhaupt, und dabei die oben (§. 19.) gedachten Geschäfte zu verrichten; er contrasignirt alle Namens des Senats abgehende Schreiben, und alle mit dem Titel des Senats ausgefertigt werdende Expeditionen, welche der ältere Bürgermeister unterschreibt. Der Secretarius vertritt die Stelle des ersten Archivars (§. 24.), versieht das oben (§. 20.) gedachte Geschäft, führt das Protocoll bei andern besonders angeordnet werdenden Deputationen (§. 19.), fertigt die Vortragszettel (§. 19.), besorgt die Zustellung der Acten, aus welchen Vorträge gemacht werden sollen, an den Stadtschultheißen und die Consulenten, führt das Register über die den Syndikern zugetheilten Sachen, und beglaubigt alle die Ausfertigungen, welche der Kanzleirath nicht zu contrasigniren hat. Der Kanzleirath und Secretarius müssen einer der drei christlichen Hauptconfessionen zugethan, und wenigstens dreißig Jahre alt seyn. Sie müssen Rechtsgelehrte seyn. Nach geschehener und angenommener Wahl müssen sie, wenn sie Fremde sind, das hiesige Bürgerrecht erlangen. Wegen der Verwandtschaft, welche eine Ausschliessung bewirkt, verbleibt es bei der

ältern Bestimmung. Die Wahl geschiehet vom Senate nach der absoluten Mehrheit der Stimmen. Fremden Diensten und Titeln von fremden Staaten müssen beide entsagen; sie dürfen keine Anwaldschaften, Administrationen und andere Geschäftsführungen für oder über einheimische oder auswärtige Dritte, welche nicht zu den nächsten Anverwandten gehören, ohne besondere Erlaubniß des Senats, übernehmen. Sie bekleiden diese Stellen lebenslänglich.

Der Ingrossist verrichtet die Collationirung aller Expeditionen, und bemerkt dieses unter dieselben, führt die Rechnung über die Kanzleitaxen, welche er einnimmt, und wöchentlich an das Rechneiamt abliefert, bemerkt auch die Taxen auf jeder Expedition, sorgt für die richtige Insinuation und Bestellung, und leistet Hülfe beim Secretariat, so wie, erforderlichen Falles, beim Expediren.

Den Kanzlisten liegt das Expediren ob.

Die Wahl des Ingrossisten, der Kanzlisten, des Kanzleiboten, welche sämmtlich einer der drei christlichen Hauptconfessionen zugethan, und wenn sie Fremde sind, das hiesige Bürgerrecht vor dem Dienstantritt erlangen müssen, geschiehet von dem Senate nach der Mehrheit der Stimmen auf lebenslang.

§. 24.

Von dem Archive.

Für das Archiv sind zwei Archivarien, von denen der erste der jedesmalige Secretarius der Senatskanzlei ist (§. 23.), und ein Buchbinder angestellt. Die Oberaufsicht über das Archiv hat der Director des Consistoriums. Die Archivarien werden von dem Senate nach der absoluten Mehrheit der Stimmen auf lebenslang gewählt; sie müssen einer der drei christlichen Hauptconfessionen zugethan seyn, und, wenn sie Fremde sind, das Bürgerrecht vor dem Dienstantritt erlangen; sie dürfen keine Titel von fremden Staaten führen, und müssen sich aller Anwaldschaften,

Administrationen und anderer Geschäftsführungen für oder über einheimische oder auswärtige Dritte, wenn diese nicht zu den nächsten Anverwandten gehören, ohne besondere Erlaubniß des Senats, enthalten.

Zweiter Abschnitt.

Von den besonderen Behörden und Verwaltungsämtern, durch welche der Senat mittelbar die Hoheits- und Verwaltungsrechte ausübt.

§. 25.

Behandlung der geistlichen und Schulsachen.

Dem Consistorium ist die Ausübung der Hoheits- und Episcopalrechte aufgetragen. Bei dem Wirkungskreise des erzbischöflichen Generalvicariats wird es, so weit solcher vorhin in gesetzmäßiger Uebung gewesen, so lange belassen, bis desfalls andere Bestimmung auch für andere deutsche Staaten erfolgt.

Wegen der obern Leitung der öffentlichen Unterrichtsanstalten und Erziehungsinstitute bleibt die Verordnung vorbehalten.

In Ansehung der geistlichen katholischen Güter, welche der Stadt durch den ratificirten Deputations-Hauptschluß von 1803 als Entschädigung angewiesen worden sind, verbleibt es bei der Disposition des gedachten Deputations-Hauptschlusses.

Das Consistorium besteht aus

1) einem evangelisch-lutherischen oder evangelisch-reformirten Mitgliede des Senats der ersten Ordnung, welches ein Rechtsgelehrter seyn muß.

Dieser führt das Directorium, wird von dem Senate per scrutinium nach der absoluten Mehrheit der Stimmen

auf lebenslang gewählt. Der Director des Consistoriums hat zugleich die Aufsicht über die Stadtbibliothek, bei welcher ein Bibliothecarius angestellt ist.

Sodann besteht das Consistorium

2) aus dem jedesmaligen Senior des evangelisch-lutherischen Prediger-Ministeriums;

3) aus dem ältesten Prediger dieses Ministeriums.

Sind zu der nämlichen Zeit der Director und der unter der folgenden Ziffer gedachte Rechtsgelehrte der evangelisch-lutherischen Confession zugethan; so tritt an die Stelle dieses Predigers aus dem Ministerium ein evangelisch-reformirter Prediger, von drei zu drei Jahren aus beiden Kirchen abwechselnd.

4) Aus einem evangelisch-lutherischen oder evangelisch-reformirten Rechtsgelehrten aus der Bürgerschaft, welcher dem Senate von dem Bürgerausschuß präsentirt wird;

5) einem Actuarius, nebst einem Pedellen.

In Ehesachen hat das Consistorium keine Gerichtsbarkeit auszuüben.

§. 26.

Behandlung der Polizei- und Medicinalsachen.

Die Polizeisachen werden unter der oberen Aufsicht des jüngeren Bürgermeisters von einem besondern Amte, welches die Benennung: Polizeiamt, hat, behandelt. Ein Mitglied der beiden ersten Ordnungen des Senats, welches von dem Senate nach der absoluten Mehrheit der Stimmen per scrutinium auf drei Jahre gewählt wird, und nach Ablauf dieses Zeitraums von neuem wieder gewählt werden kann, steht diesem Amte mit Zuziehung eines Mitglieds des Senats dritter Ordnung, welches nicht zu den sogenannten geschätzten Handwerken gehört, vor, und demselben ist das erforderliche Polizeipersonale, wie solches mit den einem jeden obliegenden Functionen besonders bestimmt werden wird, untergeordnet.

Der Geschäftskreis des Polizeiamts umfaßt die Obsorge für die Beobachtung der Polizeigesetze überhaupt; er begreift besonders die Functionen des ehemaligen Feueramts, die Obsorge für die Erhaltung der Ruhe und Sicherheit in der Stadt, für die Verhütung der Bettelei, die Abhaltung verdächtiger Personen, für die Verhütung der Verbrechen und für die Habhaftwerdung der Verbrecher. Das Polizeiamt hat die Aufsicht über das Zucht- und Arbeitshaus, über die Wärter und Aufseher der Gefangenen, und über die zu jenem oder zu andern öffentlichen Arbeiten verurtheilten Personen, über die Verwahrungsorte der Verhafteten, und über die Verhafteten selbst, überall mit Beobachtung dessen, was die Gerichte, denen die Befugniß zusteht, sich von der judicatmäßigen Behandlung der Verurtheilten und der Verwahrung der Gefangenen selbst zu unterrichten, und von denen auch die Wärter und Aufseher der Gefangenen und Gefängnisse unmittelbar Befehle zu empfangen und zu vollziehen haben, hierbei etwa besonders zu verfügen den vorwaltenden Umständen angemessen finden. Die Strafgewalt des Polizeiamts und die Gränzlinie zwischen dem Wirkungskreise der Polizei und dem Wirkungskreise des Criminalgerichts werden durch eine besondere Verordnung bestimmt. Das Polizeiamt hat die Aufsicht über das Gesinde, ertheilt Reisepässe und Permissionsscheine, letztere jedoch nur auf einen Zeitraum von sechs Wochen; zu einem längeren Aufenthalte ist die Erlaubniß des Senats erforderlich, welche dem Polizeiamte jedesmal bekannt gemacht wird, um über die Befolgung zu wachen. Dem Polizeiamte liegt die Bestimmung der Marktpreiße und Taxen über Fleisch, Brod, Bier und sämmtliche Victualien ob. Die dem Polizeiamte, wegen der bei demselben vorkommenden ökonomischen Gegenstände, beizuordnenden bürgerlichen Ausschußdeputirten haben bei Festhaltung aller dieser Taxen mit berathender Stimme mitzuwirken. Wegen Besorgung der Censur der im Druck erscheinenden Schriften und öffentlichen Blätter bleibt die Verordnung vorbehalten. Das Polizeiamt ver-

ſtehet endlich auch mit Zuziehung der Physicorum das vormalige Sanitätsamt.

§. 27.

Verwaltung der öffentlichen milden Stiftungen.

Die Verwaltung der öffentlichen milden Stiftungen iſt, nach der unter der jüngſten Regierung getroffenen und zweckmäßig befundenen Einrichtung, Commiſſionen anvertraut, welche, ohne andere Amtseigenſchaft, bloß von Bürgern beſetzt ſind, und die Benennung haben: Verwaltungscommiſſion der N. N. Stiftung.

§. 28.

Fortſetzung.

Dieſe Verwaltungscommiſſionen ſtehen unter der oberen Aufſicht des Senats, welche derſelbe durch zwei aus den beiden erſten Ordnungen auf drei Jahre per scrutinium zu wählende Deputirte ausübt. Dieſe Deputirten haben von Zeit zu Zeit die Stiftungen zu beſuchen, ſich von dem Zuſtande derſelben und der Verwaltung zu unterrichten, und über den Befund an den Senat gutächtlichen Bericht zu erſtatten.

§. 29.

Fortſetzung.

Dasjenige, was die Gränzen einer Verwaltung überſchreitet, wohin auch zu rechnen iſt, wenn neue Gebäude aufgeführt, oder Baureparaturen gemacht werden ſollen, wozu ein Aufwand von mehr denn fl. 500. erforderlich iſt, dürfen die Commiſſionen für ſich nicht vornehmen. Sie laſſen die erforderliche Anfrage durch die beiden Senatsdeputirten an den Senat gelangen, und der Senat conferirt darüber mit dem Bürgerausſchuß.

§. 30.

Fortsetzung.

Die Rechnungen der Verwaltungscommissionen werden jedes Jahr von dem bürgerlichen Neunercollegium justificirt und den Senatsdeputirten, welche desfalls an den Senat berichten, vorgelegt, so wie das Neunercollegium dem Bürgerausschuß Kenntniß davon zu geben hat. Finden der Senat und der Bürgerausschuß nichts zu erinnern; so ertheilt der Senat die Absolutoria.

§. 31.

Fortsetzung.

Der öffentlichen milden, hier in Betrachtung kommenden Stiftungen sind fünfe:

Der Almosenkasten,
das Hospital zum heiligen Geist,
das Armen- und Waisenhaus,
die beiden weiblichen, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, nur für evangelisch-lutherische Glaubensverwandte, welche, wie ehehin, von dem Senate nach der Mehrheit der Stimmen, jedoch per scrutinium, zu wählen sind, zu benutzenden Versorgungsanstalten
zu St. Katharinen,
zu den weißen Frauen.

§. 32.

Fortsetzung.

Die Verwaltungscommissionen bestehen:

die des Almosenkastens aus fünf Commissarien,
die des Hospitals zum heiligen Geist aus sechs Commissarien, unter welchen ein Arzt aus der Zahl der hiesigen practicirenden Aerzte befindlich seyn muß,

die des Armen- und Waisenhauses aus fünf Commissarien,
die des St. Katharinenklosters aus drei Commissarien, und
die des Weißfrauenklosters aus drei Commissarien.

§. 33.

Fortsetzung.

Bei denjenigen Stiftungen, bei welchen nur drei Commissarien angestellt sind, verbleiben diese sechs Jahre bei der Verwaltung; alle zwei Jahre tritt der älteste in der Verwaltung aus. Die Commissarien der übrigen Stiftungen, mit Ausnahme des im §. 32. gedachten Arztes, als welcher nicht gleich den andern Mitgliedern wechselt, wohl aber nach Ablauf von fünf Jahren, wenn er sich die Stelle nicht ausdrücklich verbittet, auf weitere fünf Jahre wieder gewählt werden kann, bleiben fünf Jahre bei der Verwaltung; in jedem Jahre tritt der älteste in der Verwaltung aus. Die fünf Stiftungen haben einen gemeinschaftlichen Rechtsconsulenten.

§. 34.

Fortsetzung.

Die Ergänzung der Verwaltungscommissarien geschiehet auf die Weise, daß der Bürgerausschuß dem Senate zwei Personen aus der Reihe der Bürger aller drei christlichen Hauptconfessionen, in so ferne die Stiftung nicht einer Confession ausschliessend gewidmet ist (§. 31.), vorschlägt, von welchen der Senat eine durch Stimmenmehrheit wählt. Der Gewählte ist verpflichtet, die Stelle anzunehmen. Wird der eben Austretende, es sey zu der nämlichen oder einer andern Stiftung, sogleich wieder in Vorschlag gebracht; so kann er sich die Wahl verbitten. Mit der Wahl des Rechtsconsulenten, dessen Stelle lebenslänglich bekleidet wird, wird eben so verfahren.

§. 35.

Fortsetzung.

Jede Verwaltungscommission wählt unter sich ein Mitglied, welches das Directorium führt, und Senior genannt wird.

§. 36.

Fortsetzung.

Die Verwaltungscommissionen werden ermächtiget, in Gegenwart eines der Senatsdeputirten, die Officianten und Subalternen der Stiftungen zu wählen, und im Namen des Senats zu verpflichten. Die Senatsdeputirten haben, mit einander abwechselnd, bei der Wahl mitzustimmen, und wenn ihnen Anstände vorzuwalten scheinen, an den Senat zu berichten, in welchem Falle die Verpflichtung ausgesetzt werden muß.

§. 37.

Fortsetzung.

Wegen der neu angeordneten, mit den milden Stiftungen in Verbindung stehenden allgemeinen Armencommission bleibt eine etwa erforderlich werdende weitere Bestimmung vorbehalten.

§. 38.

Behandlung der Commerz- und Handlungssachen.

Commerz- und Handlungssachen, welche die staatspolizeiliche Fürsorge für die Aufnahme der Handlung und Schifffahrt und die Handhabung der desfallsigen Verordnungen, Rechte, Herkommen und Verträge betreffen, werden bei dem Rechneiamt behandelt, welches solche nach der Beschaffenheit des Gegenstandes mit Gutachten an den Senat gelangen läßt.

§. 39.

Fortſetzung.

Die Functionen der ehemaligen Börſenvorſteher beſorgt ein eigener Handlungsvorſtand unter dieſer letztern Benennung. Der Handlungsvorſtand iſt befugt, kaufmänniſche Pareres zu ertheilen; derſelbe erſtattet Gutachten auf Erfordern des Senats und des Rechneiamts in Handlungsangelegenheiten, oder macht ohne Aufforderung gutächtliche Vorſchläge über Gegenſtände, welche das Beſte und Emporkommen der Handlung bezwecken. Er ſchlägt gutächtlich dem Senate Subjecte zu Handlungsaſſeſſoren beim Gerichte erſter Inſtanz vor; auch ſoll der Handlungsvorſtand bei der Wahl der Makler und Güterſchaffner von dem Rechneiamte jedesmal mit ſeinem Gutachten vernommen werden. (§. 82.)

§. 40.

Fortſetzung.

Der Handlungsvorſtand beſteht aus zehen verbürgerten Handelsleuten, welche einer der drei chriſtlichen Hauptconfeſſionen zugethan ſind. Derjenige, welcher zum Mitgliede des Handlungsvorſtandes gewählt werden ſoll, muß, wenn er nicht gebohrner Bürger iſt, wenigſtens ſeit zehen Jahren Bürger ſeyn, und während dieſes Zeitraums ununterbrochen ſeinen Wohnſitz dahier gehabt haben. Er muß in der großen Schatzung ſtehen, auch nie kundbar ſo unzahlfähig geweſen ſeyn, daß ſeine Gläubiger im Wege des Concurſes oder eines Nachlaßvertrags nur einen Theil ihrer Forderungen erhalten konnten. Niemand kann Mitglied des Handlungsvorſtandes werden, der nicht wenigſtens zehen Jahre eigene Handlungsgeſchäfte geführt, und ſich hierdurch neben einem unbeſcholtenen Rufe, hinreichende Kenntniß und Erfahrung in Handlungsſachen erworben hat.

§. 41.

Fortsetzung.

Die Mitglieder des Handlungsvorstandes bekleiden diese Stelle fünf Jahre; jedes Jahr treten zwei der Mitglieder aus, welche im Anfange durch das Loos und dann nach dem Dienstalter bestimmt werden; sie erwählen unter sich per scrutinium durch Mehrheit der Stimmen einen Vorsitzenden, welcher den Titel Senior führt, und ergänzen sich auf eben die Weise in Erledigungsfällen, mit Berücksichtigung der Verschiedenheit der Handlungszweige. Von den getroffenen Wahlen wird dem Rechneciamte die Anzeige gemacht, welches solche an den Senat gelangen läßt.

§. 42.

Fortsetzung.

Wegen der mit den also bestimmten Berufsgeschäften des Handlungsvorstandes verbundenen Kosten bleibt nach einem von demselben zu gewärtigenden gutächtlichen Vorschlage die Verordnung vorbehalten.

§. 43.

Behandlung der Gewerbs- und Handwerkssachen.

In Gewerbs- und Handwerkssachen dienen die bis hierhin bestandenen Ordnungen, bis desfalls Abänderung getroffen wird, zur Vorschrift. Die christliche Hauptconfession, zu welcher eine sonst zu irgend einer bürgerlichen Thätigkeit, zu einem Gewerbe oder zu einem Handwerke geeignete Person gehört, gereicht derselben zu keinem Hinderniß. Diejenigen Gewerbs-, Handwerks- und sogenannten Nahrungsschutzangelegenheiten, welche vorhin bei besonderen Künste- und Handwerksdeputationen oder bei den Bürgermeistern oder bei dem Rechneciamt verhandelt wurden,

werden in eben der Maſe von dem jüngeren Bürgermeiſter mit allenfallſiger Zuziehung eines oder mehrerer Mitglieder der dritten Ordnung des Senats verhandelt. Der jüngere Bürgermeiſter wacht über die Aufrechthaltung der Ordnungen in Gewerbs-, Handwerks- und ſogenannten Nahrungsſachen, hilft den einſchleichenden Mißbräuchen ab, oder bringt ſolche zur Kenntniß des Senats, und erledigt die erhoben werdenden Beſchwerden; er läßt gutächtliche Anträge in Angelegenheiten, welche das Beſte und Aufkommen der Gewerbe und Handwerke betreffen, unaufgefordert oder auf Erfordern an den Senat gelangen.

Bei allem dieſem haben die Mitglieder der dritten Ordnung des Senats dem jüngeren Bürgermeiſter an Handen zu gehen.

§. 44.

Von andern Verwaltungsbehörden und den vormahin eigentlich ſogenannten Stadtämtern insbeſondere.

Die dem Ackergerichte, dem Bauamte, dem Fuhramte und Roßzollamte, ſo wie die dem Pfandamte vormals aufgetragen geweſene Gerichtsbarkeit iſt aufgehoben, und wird von den unten genannten Gerichten verſehen. Die dem Landamtmann obliegende, von dem Landamte, welches bloß Verwaltungsbehörde iſt, getrennte Juſtizpflege iſt unten beſtimmt; das Curatelamt iſt eine Abtheilung des Gerichts erſter Inſtanz; die Functionen des ſogenannten Feueramts und Sanitätsamts ſind dem Polizeiamte (§. 26.) aufgetragen.

Wegen der Direction der Stadtlotterie und wegen der dermalen beſtehenden, durch Zeitumſtände veranlaßten auſſerordentlichen Aemter, nämlich der Rechnungscommiſſion, des Quartieramts, des Approviſionnirungsamts, ſo wie auch wegen des Adminiſtrationsamtes werden beſondere Anordnungen getroffen.

§. 45.

Fortsetzung.

Die ordentlichen in der älteren reichsstädtischen Verfassung gegründeten und beibehalten werdenden Verwaltungsämter sind folgende:

1) Das Ackergericht,
2) das Bauamt,
3) das Forstamt,
4) das Korn- oder Landrentamt,
5) das Landamt,
6) das Pfandamt,
7) das Rechneiamt,
8) das Rentenamt,
9) das Schatzungsamt.

Wegen des ehehinnigen Kriegszeugamts ist §. 16. ein Vorbehalt enthalten.

§. 46.

Fortsetzung.

Das Rechneiamt wird verwaltet von drei Mitgliedern der beiden ersten Ordnungen des Senats und von zwei Mitgliedern der dritten Ordnung. Das Landamt ist besetzt von einem Mitgliede der beiden ersten Ordnungen des Senats, welches zugleich nebst einem Mitgliede der dritten Ordnung dem Ackergerichte vorsteht, und dem Landamtmann. Die übrigen Verwaltungsämter sind besetzt, jedes von einem Mitgliede der beiden ersten Ordnungen des Senats, nebst einem Mitgliede der dritten Ordnung, so weit das Letztere thunlich und der Beschaffenheit des Amtes angemessen befunden wird, so wie auf allen diesen Aemtern die nöthigen Officianten und Subalternen angestellt sind.

§. 47.

Fortsetzung.

Die Wahl der Mitglieder des Senats zu den Verwaltungsämtern geschiehet von dem Senate, nach der Mehrheit der Stimmen, per scrutinium, auf drei Jahre. Der Abtretende kann von neuem gewählt werden. Trifft die Reihe des Austritts die drei Mitglieder des Rechneiamts zugleich, so muß die Dienstzeit von Einem nach der Mehrheit der Stimmen vom Senate auf ein Jahr verlängert werden. Die Officianten und Subalternen der Verwaltungsämter, welche einer der drei christlichen Hauptconfessionen zugethan seyn, und wenn sie Fremde sind, nach der Wahl das hiesige Bürgerrecht erlangen müssen, werden vom Senate nach der Mehrheit der Stimmen gewählt; sie bekleiden die Stellen lebenslänglich.

§. 48.

Fortsetzung.

Die auf dem Landamte vormals Statt gehabte Einnahme öffentlicher Intraden und Renten, die Verwaltung der Stadtgüter auf dem Lande, mithin die Cameralsachen auf dem Lande, besorgt das Kornamt als Landrentamt. Nur die Regierungs- und Polizeisachen auf dem Lande liegen dem Landamte ob; das Schatzungs- oder Besteuerungsgeschäft auf den Stadtdorfschaften nebst der Einnahme ist dem Schatzungsamte aufgetragen. Dem Ackergerichte liegt die Besorgung des Chausseewesens ohne Unterschied der Lage der Chausseen ob, und es wird demselben das nöthige Personale beigegeben, bis hierin eine andere Einrichtung getroffen wird. Im Uebrigen behalten alle diese Verwaltungsämter den in der reichsstädtischen Constitution festgesetzt gewesenen Berufskreis; die ihnen in Gemäßheit dieses ertheilten Instructionen dienen zur Norm. Die Verwaltungsämter haben alle ihre an den Senat zu

erſtattenden Berichte jedesmal mit erſchöpfenden, auf die älteren und vorhergegangenen Verhandlungen gegründeten Gutachten zu begleiten.

Werden nähere Beſtimmungen erforderlich, oder Abänderungen räthlich, ſo werden jene wie dieſe vorbehalten.

Dritter Abſchnitt.

Von den beiden bürgerlichen Collegien.

§. 49.

Die beiden bürgerlichen Collegien, der bürgerliche Ausſchuß der 51ger und die bürgerlichen Neuner, verbleiben in derjenigen Verfaſſung und bei denjenigen Befugniſſen und Obliegenheiten, welche durch kaiſerliche Reſolutionen in der vorhinnigen reichsſtädtiſchen Conſtitution feſtgeſetzt ſind. Was die in der reichsſtädtiſchen Verfaſſung den Neunern obgelegene Vorlegung der öffentlichen Rechnungen an das Collegium der 51ger, mit Zuziehung zweier Perſonen aus jedem Quartiere der Stadt, belangt, ſoll, ſo bald die Eintheilung der Stadt in Quartiere oder Bezirke feſt regulirt ſeyn wird, beſondere Beſtimmung getroffen werden.

§. 50.

Wahl der Mitglieder des Bürgerausſchuſſes der 51ger:

a) des Seniors.

Der Bürgerausſchuß wählt aus ſeiner Mitte nach der Mehrheit der Stimmen per scrutinium einen Vorſitzenden, welcher den Titel Senior führt, auf drei Jahre. Der Abtretende kann von neuem gewählt werden. Von der getroffenen Wahl, welche keiner Beſtätigung bedarf, wird dem Senate die Anzeige gemacht.

§. 51.

b) der andern Mitglieder.

Der Bürgerausschuß wählt seine Mitglieder selbst nach der Mehrheit der Stimmen per scrutinium, und macht dem Senate von der getroffenen Wahl die Anzeige.

§. 52.

c) Wahlfähigkeit.

Der zu Wählende muß

a) einer der drei christlichen Hauptconfessionen zugethan seyn, und es müssen sich immer zu gleicher Zeit Mitglieder dieser drei Confessionen in dem Collegium befinden.

b) Er muß wenigstens 25 Jahre alt, und entweder gebohrner Bürger seyn, oder vor zehen Jahren das hiesige Bürgerrecht erlangt, und während dieses Zeitraums seinen Wohnsitz ununterbrochen in der Stadt gehabt haben.

c) Er muß von unbescholtenem Rufe seyn, und die öffentliche Achtung genieſſen.

d) Die Mitglieder werden gewählt aus der Classe der Gelehrten, aus der Classe der Rentenirer, aus der Classe der Handelsleute, aus der Classe der Güterbesitzer, aus der Classe der Künstler oder Handwerker und anderer bürgerliche Gewerbe treibenden Personen, aus welchen verschiedenen Ständen sich immer zu gleicher Zeit Mitglieder in dem Collegium befinden müssen.

e) Ausschluß wegen Verwandtschaft tritt ein zwischen Vater und Sohn, zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, zwischen Bruder und Bruder.

§. 53.

Von dem bürgerlichen Conſulenten.

Der dem Bürgerausſchuß mit berathender Stimme beigeordnete Conſulent wird von dem Bürgerausſchuß nach der Mehrheit der Stimmen gewählt. Der zu Wählende muß einer der drei chriſtlichen Hauptconfeſſionen zugethan, wenigſtens 30 Jahre alt und Rechtsgelehrter ſeyn. Iſt der Gewählte ein Fremder, ſo muß er nach geſchehener und angenommener Wahl das Bürgerrecht erlangen. Wegen der Verwandtſchaft mit Mitgliedern des Senats, mit Syndikern, mit dem Kanzleirath und dem Secretarius der Senatskanzlei tritt bei dem Conſulenten, im Verhältniß zu dieſen, die nämliche Beſtimmung ein, welche zwiſchen dieſen feſtgeſetzt iſt. (§. 7. 8. 9. 23.) Der Conſulent darf weder in fremden Dienſten ſtehen, noch Titel von fremden Staaten führen; nach geſchehener und angenommener Wahl muß alſo einem und dem andern entſagt werden. Die andern die Conſulentenſtelle betreffenden älteren Vorſchriften werden beibehalten.

§. 54.

Wahl der bürgerlichen Neuner.

Die bürgerlichen Neuner werden nach der vorhinnigen Norm gewählt und in Pflichten genommen. Der zu Wählende muß, wenn er nicht ohnehin Mitglied des Bürgerausſchuſſes iſt, einer der drei chriſtlichen Hauptconfeſſionen zugethan, wenigſtens 25 Jahre alt, und entweder gebohrner Bürger ſeyn, oder ſeit zehen Jahren das hieſige Bürgerrecht erlangt und während dieſes Zeitraums ſeinen Wohnſitz in der Stadt ununterbrochen gehabt haben. Er muß die öffentliche Achtung genieſſen, von unbeſcholtenem Rufe, und beſonders des Rechnungsweſens kundig ſeyn. Was auſſer dem unter dem Buchſtaben e im §. 52. feſtgeſetzt iſt, findet auch bei den bürgerlichen Neunern Anwendung.

§. 55.

Von dem vormaligen Amte der Dreier.

Das vormalige Amt der Dreier mit der Controle der Wahlen überhaupt iſt aufgehoben. Der Senat giebt den bürgerlichen Collegien von der getroffenen Wahl ſeiner Mitglieder, nach geſchehener Wahl, gleichbald Kenntniß.

§. 56.

Beſtimmung der Art und Weiſe, wie mit den bürgerlichen Collegien conferirt wird.

In allen den Angelegenheiten, in welchen die Conferenz mit den bürgerlichen Collegien verfaſſungsmäßig erforderlich iſt, geſchiehet dieſelbe auf eben die Weiſe, wie ſolche in der reichsſtädtiſchen Verfaſſung in Uebung war.

Im Falle die verfaſſungsmäßige Conferenz des Senats mit den bürgerlichen Collegien eine Uebereinſtimmung nicht zur Folge hat, oder auch im Falle ſonſt ein dissensus zwiſchen dem Senate und den bürgerlichen Collegien vorwaltet, welcher vorhin durch Einſchreiten des kaiſerlichen Reichshofraths zu ſchlichten geweſen ſeyn würde, wird folgende Verfahrungsweiſe zu Beilegung dieſer Verſchiedenheit eingeſchlagen.

Der Senat wählt nach der Mehrheit der Stimmen aus der Mitte der beiden bürgerlichen Collegien drei Mitglieder, und ein Mitglied aus der Bürgerſchaft, und macht dieſe Wahl den bürgerlichen Collegien bekannt.

Die beiden bürgerlichen Collegien wählen hierauf ebenfalls nach der Mehrheit der Stimmen aus der Mitte des Senats drei Mitglieder, und ein Mitglied aus der Bürgerſchaft, und machen dem Senate dieſe Wahl bekannt.

Dieſe alſo zuſammen in der Zahl von Achten gewählten Mitglieder des Senats, der bürgerlichen Collegien und der übrigen Bürgerſchaft treten zuſammen, und wählen eine neunte Perſon durch Mehrheit der Stimmen aus der

Bürgerschaft; entsteht Gleichheit der Stimmen bei dieser letztern Wahl, so entscheidet das Loos. Die drei aus der Bürgerschaft gewählten Personen legen in die Hände des vorsitzenden Senatsmitglieds einen Eid, Verschwiegenheit zu halten, und nach bestem Wissen und Gewissen zum gemeinen Besten zu stimmen, ab.

Ist diese Commission von neun Personen also constituirt; so werden derselben alle einschlagende Actenstücke vorgelegt, und dieselbe entscheidet sodann nach der Stimmenmehrheit über die Frage: Ob die Meinung des Senats der Meinung der bürgerlichen Collegien, oder ob die Meinung der letzteren der Meinung des erstern vorzuziehen sey, — mit der Wirkung und in der Mase, daß es bei dieser Entscheidung sein Bewenden hat, daß jedoch bei dieser Entscheidung die Commission entweder der Meinung des Senats oder der Meinung der bürgerlichen Collegien unbedingt, ohne irgend eine Modification oder Abänderung, nothwendig beitreten muß, mithin nur unter diesen beiden Meinungen eine wählen kann.

Eben diese Verfahrungsweise hat Statt, wenn der Senat mit einem der bürgerlichen Collegien in den oben gedachten Fällen gleicher Meinung ist, das andere Collegium aber widerspricht: nur hat in diesem Falle das einstimmende Collegium die drei Personen aus der Bürgerschaft nach der Mehrheit der Stimmen allein zu wählen, dagegen aber auch an der Wahl der Mitglieder des nicht einstimmenden Collegiums keinen Theil zu nehmen.

Zweite Abtheilung.

Behandlung der Justizsachen.

Allgemeine Grundsätze und Dispositionen.

§. 57.

Die Justiz wird, wie bereits oben §. 14. festgesetzt ist, durch die angeordneten Gerichtsbehörden, unabhängig von den Verfügungen des Senats, verwaltet. Der Senat darf dem Laufe der Justizpflege nie Einhalt thun, oder auf irgend eine Weise in richterliche Entscheidungen eingreifen; nur dann, wenn gegen das Schöffengericht Beschwerde wegen verweigerter oder verzögerter Justiz geführt wird, kann der Senat Bericht fordern, und geeignete Verfügung, um dieser Beschwerde abzuhelfen, ergehen lassen; die Verfügung darf aber die Abhülfe dieser Beschwerden nicht überschreiten, mithin die Sache selbst weder ganz noch zum Theil umfassen.

§. 58.

Im Gerichtsstande hat keine Befreiung Statt. Die unbestimmte Competenz der Gerichte erstreckt sich über alle Personen, Corporationen und Sachen in dem angewiesenen Gerichtsbezirke. Die Gerichtsbehörden haben auch die Gerichtsbarkeit bei Ansprüchen und Klagen gegen die Stadt als Commune und gegen die einzelnen Verwaltungsbehörden, wenn der Senat oder eine Behörde bei Führung der Verwaltung nicht bloß als öffentliche oder Amtsstelle gehandelt hat, sondern wenn nach dem Privatrecht, über die Erfüllung eines Contracts, über Rechte und Verbindlichkeiten aus demselben Streit entsteht, und bei Ermangelung gütlicher Beilegung richterliche Entscheidung eintreten muß.

§. 59.

In denjenigen Fällen, wo eine Verwaltungsstelle von Amtswegen verfährt, um die bestehenden Gesetze und Ver-

ordnungen in Anwendung und zur Ausführung zu bringen, um Säumige zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, Contraventionen zu untersuchen, zu rügen und zu bestrafen, kann das Verwaltungsamt nicht vor die Gerichte gezogen, noch einem processualischen Verfahren Statt gegeben werden, sondern derjenige, welcher sich beschwert glaubt, muß die Beschwerde dem Senate vortragen. Der Senat verwirft die Beschwerde alsobald, wenn solche sofort als unerheblich erscheint, oder verweist dieselbe zur Begutachtung an die engere Senatsdeputation, welche ermächtiget ist, Bericht zu erfordern, und andere zur Erörterung erforderliche Verfügungen unmittelbar zu treffen. (§. 104.)

§. 60.

In bürgerlichen Streitsachen, welche bei den Gerichten verhandelt werden, haben in der Regel in der unten bestimmten Mase drei Instanzen Statt.

§. 61.

Das Amt der Richter ist nicht auf eine bestimmte Anzahl Jahre beschränkt, und kann, wie alle andere Aemter, welche auf lebenslang verliehen werden, nur durch Urtel und Recht entzogen werden. Kein Richter darf in fremden Diensten stehen, oder Titel von fremden Staaten führen; nach geschehener und angenommener Wahl muß einem oder dem andern entsagt werden. Anwaldschaften, Consulentieen, Administrationen und andere Geschäftsführungen für oder über einheimische oder auswärtige Dritte, wenn diese nicht zu den nächsten Anverwandten gehören, sind den Richtern, ohne besondere Erlaubniß des Senats, untersagt.

§. 62.

Die Ernennung der Mitglieder des Schöffengerichts erhält aus dem ferner Folgenden die Bestimmung; die Kanzleipersonen des Schöffengerichts, welche einer der drei christlichen Hauptconfessionen zugethan, und, wenn sie

Fremde ſind, vor dem Dienſtantritt das hieſige Bürgerrecht erlangen müſſen, werden von dem Senate nach der Mehrheit der Stimmen gewählt. Der Director des Gerichts erſter Inſtanz, welcher Rechtsgelehrter ſeyn muß, wird aus der Zahl der Mitglieder der beiden erſten Ordnungen des Senats von dem Senate, nach der abſoluten Mehrheit der Stimmen, per scrutinium gewählt, und bekleidet die Stelle lebenslänglich. Die Ernennung der Richter und Kanzleiperſonen des Gerichts erſter Inſtanz, ſo wie des Perſonals des Stadtamts und des Landamts, geſchiehet von dem Senate nach der Mehrheit der Stimmen; bei der Wahl zu Richterſtellen iſt abſolute Mehrheit der Stimmen erforderlich; zu Mitgliedern des Gerichts erſter Inſtanz, ſo wie zu dem Stadtamte und dem Landamte, ſchlägt jenes Gericht dem Senate drei Perſonen gutächtlich vor. Die Ernennung ſetzt bei Perſonen, welche noch keine richterliche Stelle bekleidet haben, voraus, daß ſie bei einer mit Fertigung einer Proberelation verbundenen Prüfung ihrer Kenntniſſe und Fähigkeiten, tüchtig befunden worden ſind.

§. 63.

Diejenigen, welche zu Richterſtellen ernannt werden ſollen, müſſen, bei dem Gerichte erſter Inſtanz, wenigſtens dreißig Jahre alt ſeyn; bei dem Stadtamte und bei dem Landamte iſt ein Alter von fünf und zwanzig Jahren hinreichend. Sie müſſen, ſo wie das übrige Perſonale gedachter Gerichte, einer der drei chriſtlichen Hauptconfeſſionen zugethan ſeyn, und wenn ſie Fremde ſind, vor dem Dienſtantritt das hieſige Bürgerrecht erlangen. Wegen der Mitglieder des Schöffengerichts und der Perſonen der dazu gehörigen Kanzlei iſt in dem Obigen die Beſtimmung enthalten. (§. 6. 9. 62.)

§. 64.

Bei dem Gerichte erſter Inſtanz und bei dem Stadtamte macht die Verwandtſchaft mit einem Mitgliede in einer und

der nämlichen dieſer Behörden in gerader Linie ohne Einſchränkung, und in der Seitenlinie bis zum Grade des Oheims oder Neffen einſchließlich unfähig, eine Richterſtelle zu bekleiden; auf die Verwandtſchaft mit Mitgliedern einer andern jener Behörden, oder mit dem Landamtmanne, ſo wie mit Mitgliedern des Senats und des Schöffengerichts, wird nicht geſehen.

Wegen der bei dem Schöffengerichte hindernden Verwandtſchaft enthält das Obige die Beſtimmung. (§. 7. u. 9.)

§. 65.

Die Abfaſſung einer beſonderen Gerichtsordnung und einer neuen Proceßordnung bleibt dem Senate vorbehalten, ſo wie auch eine neue Tax- und Stempelordnung erlaſſen werden ſoll.

Erſter Abſchnitt.

Von den Gerichtsbehörden in bürgerlichen Sachen und deren Wirkungskreis.

§. 66.

Zu der Verwaltung der Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Sachen in der Stadt und dem dazu gehörigen Gebiete ſind folgende Behörden angeordnet.

I. Das Stadtamt.
II. Das Landamt.
III. Das Gericht erſter Inſtanz.
IV. Das Schöffengericht (Appellationsgericht.)

§. 67.

I. Von dem Stadtamte.

a) Perſonale.

Das Stadtamt, welches alle Tage in der Woche, Sonn- und Feſttage ausgenommen, Sitzungen zu halten hat, be-

ſteht aus zwei Perſonen, von welchen einer wie der andere den Titel: Stadtamtmann, hat, der älteſte aber das Directorium führt, einem Actuarius, nebſt einem Pedellen, und wenn es erforderlich iſt, einem Gehülfen des Letztern.

§. 68.

b) Competenz und Geſchäftskreis.

Das Stadtamt iſt competent in der Stadt und deren Gemarkung in allen Rechtsſtreitigkeiten, deren Gegenſtand die Summe von Einhundert Gulden des 24 fl. Münzfußes nicht überſchreitet, oder welche nicht Sachen betreffen, die keinen gewiſſen Anſchlag haben. Das, was unten, §. 82. lit. a. von Zuziehung zweier Mitglieder des Handelsſtan- des feſtgeſetzt iſt, findet, mit Beſchränkung auf die Zahl von Einem, auch bei dem Stadtamte in den daſelbſt genannten, deſſen beſtimmte Competenz nicht überſchreitenden Sachen Anwendung. Dem Stadtamte iſt daneben die Schlichtung der Rechtsſachen, welche Feldfrevel und Schäden, deren Unterſuchung und Beſtrafung betreffen, wie ſolche ehehin dem Ackergerichte oblagen, aufgetragen.

§. 69.

Fortſetzung.

Die vor das Stadtamt gehörigen Sachen werden nach dem ſummariſchen Proceßverfahren bloß mündlich zu Pro- tocoll verhandelt; ein ſchriftliches Verfahren hat auſſeror- dentlicher Weiſe nur auf eine vom Gerichte erſter Inſtanz zu erwirkende Erlaubniß Statt.

§. 70.

Fortſetzung.

Gegen Erkenntniſſe des Stadtamtes kann, nach der in den Geſetzen vorgeſchriebenen Wirkung, Berufung an das

Gericht erster Instanz ergriffen werden, wenn der Gegenstand der zugefügten vermeinten Beschwerde den Betrag von Vierzig Gulden im 24 fl. Münzfuß übersteigt. Die Berufung muß innerhalb zehen Tagen eingelegt, und die Beschwerden müssen binnen vierzehen Tagen, vom Tage der Einlegung an, ausgeführt werden.

Das Gericht erster Instanz erfordert die Acten in Urschrift von dem Stadtamte, wenn die Nothfristen gewahrt sind, die Gerichtsbarkeit gegründet ist, und die Beschwerden, selbst nach dem eigenen Vorgeben des Appellanten betrachtet, nicht unbezweifelt unerheblich sind, verwirft dann entweder die Berufung, oder theilt die Ausführung dem Gegentheile zur Verhandlung der exceptivischen Nothdurft mit. Mit dieser letzten Handlung ist das Verfahren geschlossen, und es wird ein Erkenntniß ertheilt. Von diesem also ergehenden Erkenntnisse, oder wenn in den andern Fällen die Appellation verworfen wird, ist eine weitere Berufung an das Schöffengericht nicht zulässig, wohl aber kann der sich beschwert erachtende Theil in der unten bestimmten Mase um Revision bitten. (§. 79.)

§. 71.

Fortsetzung.

Bei dem Stadtamte kann nicht um Versendung der Acten an ein auswärtiges Rechtscollegium zu Einholung eines rechtlichen Erkenntnisses angesucht werden.

§. 72.

Fortsetzung.

Das Gericht erster Instanz und das Schöffengericht können dem Stadtamte besondere Aufträge ertheilen, z. B. zu Einnehmung eines Augenscheins, Vernehmung von Personen, Besorgung von Liquidirungen und dgl. Die Vollstreckung der Urtheile und anderer Verfügungen des Gerichts

tes erſter Inſtanz und des Schöffengerichts wird dem Stadtamte aufgetragen, welches hierzu nach Umſtänden das Polizeiamt um Hülfeleiſtung requiriren kann.

§. 73.

Fortſetzung.

Wenn die Beitreibung öffentlicher Abgaben, Präſtationen und Geldſtrafen durch Pfändung und den Verkauf von Mobilien oder Immobilien bewirkt werden muß; ſo geſchieht dieß von dem Stadtamte auf Requiſition der Verwaltungsbehörden.

§. 74.

Fortſetzung.

Dem Stadtamte liegt ob, in Erbſchaftsfällen, bei welchen ſolches nach der geſetzlichen Ordnung erforderlich iſt, die Siegel anzulegen, und für die unveränderte Erhaltung der Verlaſſenſchaft proviſoriſch Sorge zu tragen, welchemnächſt hierüber an das Gericht erſter Inſtanz Bericht zu erſtatten iſt. Beſonders hat das Stadtamt in Erbſchaftsfällen die Siegel alsdann anzulegen, wenn daſſelbe von Seiten der Verwaltungsbehörden wegen rückſtändiger öffentlichen Abgaben und Präſtationen, wegen Defraudationen des Erblaſſers, oder wegen Abzug- oder Abfindungsgelder auswärtiger Miterben darum requirirt wird.

§. 75.

Fortſetzung.

In allen den Fällen, in welchen Vormünder oder Curatoren von Amtswegen ernannt werden müſſen, hat das Stadtamt eine Anzeige mit einem Vorſchlage der zu Ernennenden an das Gericht erſter Inſtanz gelangen zu laſſen, und zu dem Ende desfalls die nöthige Obſorge zu tragen.

§. 76.

II. Von dem Landamte.

a) Personale.

Das Landamt, als Gerichtsbehörde, besteht aus dem Landamtmann und einem Actuarius, nebst einem Landboten, der auch die Insinuationen der Verfügungen des Gerichts erster Instanz auf dem Lande zu besorgen hat.

§. 77.

b) Competenz und Geschäftskreis.

Ausser dem Theil, welchen der Landamtmann an den Geschäften derjenigen Verwaltungsstelle, welche auch Landamt genannt wird, zu nehmen hat (§. 48.), hat das Landamt eben die Competenz und eben den Geschäftskreis ausser der Stadt und deren Gemarkung, auf den Stadtdorfschaften, welche dem Stadtamte in der Stadt und deren Gemarkung oben (§. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75.) vorgeschrieben sind.

Nur die Berufungssumme von Erkenntnissen des Landamts an das Gericht erster Instanz wird auf fünf und zwanzig Gulden im 24 fl. Fuß gesetzt, als auf welchen Betrag die Berufungssumme auch ehehin bestimmt war. Ueberdieß hat das Landamt, nebst dem Vorschlage der Vormünder und Curatoren auf den Stadtdorfschaften, die unten (§. 89.) vorgeschriebenen Functionen des besonderen Tutelarraths in der Stadt, wie auch alle Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, auf dem städtischen Landgebiete zu besorgen.

§. 78.

III. Von dem Gerichte erster Instanz.

a) Personale.

Das Gericht erster Instanz, welches auch diese Benennung hat, besteht aus einem Director und sieben Räthen,

nebſt einer eigenen Kanzlei. Der Director dieſes Gerichts iſt oben beſtimmt. (§. 62.) Von den ſieben Räthen werden zwei Räthe von dem Senate auf lebenslang zur Bildung des unten gedachten Tutelarraths (§. 89.) beſtellt.

Die Kanzlei beſteht aus drei Secretarien und einem Secretariatsgehülfen, drei Kanzliſten und zwei Pedellen, nebſt allenfalls nöthigen Gehülfen; einer der Secretarien beſorgt neben andern Secretariatsgeſchäften die Regiſtraturgeſchäfte, ein anderer beſorgt eben ſo die Einnahme und Verrechnung der Gerichtstaxen und das Botenweſen, einem andern iſt die unten gedachte Hypothekenbuchführung, nebſt demjenigen, was künftig noch mit dieſem Inſtitute in Verbindung geſetzt werden wird, übertragen; der letztere wird mit allen anderen Secretariatsgeſchäften verſchont. Einer der Kanzliſten leiſtet Hülfe bei den Regiſtraturgeſchäften.

§. 79.

b) Competenz, Wirkungskreis und Geſchäftsbehandlung.

Das Gericht erſter Inſtanz erkennt in allen bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, welche die Competenz des Stadtamtes und des Landamtes nach der obigen Beſtimmung überſchreiten, in erſter Inſtanz. Daſſelbe erkennt in zweiter Inſtanz in den Sachen, welche nach der oben feſtgeſetzten Norm durch Berufung von dem Stadtamte und dem Landamte an daſſelbe gelangen.

Daſſelbe bildet endlich eine dritte Inſtanz in den letztgedachten Sachen in der folgenden Maſe. Der Theil, welcher glaubt, er ſey durch das ergangene Erkenntniß beſchwert, kann binnen zehen Tagen, von deſſen Inſinuation an gerechnet, bitten, daß die Streitſache durch einen andern Referenten, und in Abweſenheit des vorigen, noch einmal ausführlich vorgetragen, revidirt, und über ſeine Beſchwerdeausführung, welche er, bei Strafe der Erlöſchung, binnen vierzehen Tagen von jener angebrachten Bitte oder Inter-

position an, einzureichen hat, wenn der Gegentheil darüber vernommen worden ist, in so ferne das Letztere vom Gerichte nöthig erachtet wird, erkannt werde. Bei dem hierauf erfolgenden bestätigenden oder auch abändernden Erkenntnisse behält es sein Verbleiben, mit Vorbehalt dessen, was in der Revisionsordnung vom 22. July 1788. §. 15. u. 19. festgesetzt ist.

§. 80.

Fortsetzung.

In Sachen, welche in erster Instanz bei diesem Gerichte verhandelt werden (§. 79.), kann von den ergehenden Erkenntnissen die Berufung, nach der in den Gesetzen vorgeschriebenen Wirkung (§. 94.), an das Schöffengericht ergriffen werden. Es sind hierbei die Vorschriften der älteren Provocationsordnung zu beobachten, bis andere Normen wegen des gerichtlichen Verfahrens überhaupt, oder wegen eines und des anderen Gegenstandes desselben erfolgen.

§. 81.

Fortsetzung.

Das Gericht erster Instanz bildet für die Stadt und deren Gebiet ein Ehegericht.

Bevor in Ehestreitigkeiten eine Klage angenommen wird, muß der Theil, welcher Klage erheben will, Bescheinigung beibringen, daß bei dem Consistorium, oder nach Ermessen bei einer geistlichen Behörde, die Güte fruchtlos versucht worden sey. Von den ergehenden Erkenntnissen kann an das Schöffengericht appellirt werden.

§. 82.

Fortsetzung.

In Wechsel- und Handelsstreitigkeiten, deren Gegenstand die oben bestimmte Competenz des Gerichts erster

Instanz erreicht, bildet dieses Gericht ein Wechsel- und Handelsgericht in der folgenden Maße.

a) In Wechselsachen, wenn über eine der Klage entgegen gesetzte, nach dem Wechselrechte zulässige Einrede, oder wenn über einen die Handlungsverhältnisse oder Gewohnheiten betreffenden Gegenstand zu erkennen ist, sollen zwei Mitglieder des Handelsstandes vor der Abstimmung im Gerichte mit ihrem Gutachten vernommen werden, und bei Abfassung des Urteils gegenwärtig seyn, so bald entweder von einem oder dem andern der streitenden Theile darauf angetragen, oder dieses von dem Director des Gerichts zweckmäßig befunden wird.

b) Die Handelsleute, aus deren Zahl jene zwei Mitglieder den Sitzungen und Vorträgen des Gerichts in Wechsel- und Handelssachen beiwohnen, und Gutachten abgeben, werden, wie bereits oben (§. 39) festgesetzt ist, von dem Handlungsvorstande in der Zahl von Sechsen dem Senate gutächtlich vorgeschlagen, und nach ihrer Ernennung von dem Gerichte verpflichtet. Nach Verlauf der ersten drei Jahre treten zwei von den Sechsen nach dem Loose ab, und so fort bis die Sechse abgetreten sind; nachher treten nach dem Alter der Wahl jedes Jahr zwei ab. Die Abtretenden können von neuem gewählt werden, sind jedoch nicht verpflichtet, diese Function gleichbald wieder zu übernehmen.

c) Der Director beruft zu den Deliberationen abwechselnd zwei, denen vorher die Acten nebst dem Vortrage des Referenten zur Einsicht zugestellt werden.

§. 83.

Fortsetzung.

In allen den Sachen, welche bei dem Gerichte erster Instanz verhandelt werden, es sey nun in erster, zweiter

oder dritter und Revisionsinstanz, hat die Versendung der Acten an ein auswärtiges Rechtscollegium, zu Einholung eines rechtlichen Erkenntnisses, so wenig von Amtswegen als auf Ansuchen der streitenden Theile oder eines derselben Statt.

§. 84.

Fortsetzung.

Die Vorträge werden bei dem ganzen Gerichte, und nicht in Abtheilungen oder Sectionen gemacht; die Beschlüsse werden daher in der Plenarsitzung gefaßt; zum Beschluß eines definitiven oder interlocutorischen Erkenntnisses werden wenigstens drei Richter, der Director oder dessen Stellvertreter nicht mitgerechnet, erfordert. Ist diese Zahl aus irgend einem Grunde nicht vorhanden; so werden die Mitglieder des Tutelarraths, so weit dieses zur Ergänzung erforderlich ist, zugezogen. Die definitiven und interlocutorischen Erkenntnisse werden unter Vordrückung des Gerichtssiegels und unter der Unterschrift des Directors ausgefertigt.

§. 85.

Fortsetzung.

Das Gericht erster Instanz hat dem, dem Dienstalter nach jüngsten Mitgliede des Gerichts den Auftrag zu ertheilen, das Verfahren in Wechselsachen zu leiten, die Vorträge der Partheien zu Protocoll zu nehmen, und alle zur Instruction des Wechselprocesses erforderliche Verfügungen Namens des Gerichts zu erlassen.

§. 86.

Fortsetzung.

Der Director ernennt das in dem vorhergehenden §. gedachte, oder auch nach Ermessen andere Mitglieder des

Gerichts zu Commissarien, um Sachen, welche wegen der eintretenden summarischen Verfahrungsweise, oder in anderem Betrachte, nicht füglich in der Plenarsitzung des Gerichts verhandelt werden können, zu instruiren, um Zeugen abzuhören, sonsten Personen zu vernehmen, Liquidirungen zu besorgen und dgl.

§. 87.

Fortsetzung.

Da bei dem Gerichte erster Instanz alle Concurs- und Fallimentssachen, in so ferne die Activmasse die Competenz des Stadtamtes und Landamtes übersteigt, verhandelt und entschieden werden; so ist diesem Gerichte auch auserordentlicher Weise die Untersuchung wider die Falliten, nebst dem Erkenntnisse über die Bestrafung derselben aufgetragen, wenn die letztere gleich eine sonst peinliche Strafe erreichen sollte, vorbehältlich jedoch dessen, was unten von dem Bestätigungsrechte des Senats und dem Recurse an denselben in Strafsachen festgesetzt ist. (102. 104. 105.) Das Stadtamt hat, so wie das Landamt, wegen der Bestrafung der in Insolvenz gerathenen Personen, wenn der Concurs bei einem oder dem andern nach der obigen Bestimmung verhandelt wird, an das Gericht erster Instanz mit Anschluß der Acten zu berichten, und diesem das desfallsige Erkenntniß zu überlassen.

§. 88.

Fortsetzung.

Dem Gerichte erster Instanz ist das obervormundschaftliche Amt aufgetragen; das Gericht übt dasselbe aus, theils unmittelbar, theils mittelbar. Das Letztere wird bewirkt in der Stadt durch eine Section oder Abtheilung, welche aus zwei Räthen und einem eigenen Actuarius gebildet wird, und Tutelarrath genannt wird (§. 78.), und auf den Stadt-

dorfſchaften durch den Landamtmann. (§. 77.) Die zum Tutelarrathe ernannten Mitglieder des Gerichts erſter Inſtanz haben ſich bloß und allein mit Vormundſchaftsſachen zu befaſſen; nur dann ſind dieſelben verbunden, den Sitzungen des Gerichts beizuwohnen und mitzuſtimmen, wenn ſie wegen Mangels an der vorgeſchriebenen Zahl der Richter (§. 84.) von dem Directorium berufen werden.

§. 89.

Fortſetzung.

Functionen des Tutelarraths.

a) Das Stadtamt ſchlägt dem Gerichte erſter Inſtanz die Vormünder oder Curatoren vor (§. 75.); die Verpflichtung wird nach erfolgter Beſtätigung von Seiten dieſes von dem Tutelarrathe vorgenommen.

b) Wenn zur Gültigkeit einer Handlung die obervormundſchaftliche Genehmigung erforderlich iſt, ſo wie in andern wichtigen die vormundſchaftliche Verwaltung betreffenden Fällen, hat der Tutelarrath, nach vorgängiger Vernehmung der nächſten Anverwandten der Curanden oder anderer Perſonen, welche von dem Verhältniſſe unterrichtet ſind, Bericht und Gutachten an das Gericht erſter Inſtanz, welches hierauf die Entſchlieſſung zu faſſen hat, zu erlaſſen.

c) Der Tutelarrath hat die Vormünder und Curatoren zur vorſchriftmäßigen Rechnungsſtellung anzuhalten, die abgelegten Rechnungen zu revidiren und zu juſtificiren; nicht weniger hat derſelbe die Theilungsreceſſe, bei welchen unter der Pflege ſtehende Perſonen intereſſirt ſind, zu revidiren.

d) Die während der vormundſchaftlichen Verwaltung zwiſchen den Pflegern und Pflegbefohlenen, oder zwiſchen erſteren unter ſich vorfallenden Irrungen und Anſtände erledigt der Tutelarrath für ſich, oder erſtattet Bericht an das Gericht erſter Inſtanz.

e) Der Tutelarrath hat die an denſelben in Vormundſchaftsſachen von dem Gerichte erſter Inſtanz ergehenden Aufträge zu vollziehen.

§. 90.

Fortſetzung.

Unmittelbare Ausübung des obervormundſchaftlichen Amts.

a) Das Gericht erſter Inſtanz ertheilt die obervormundſchaftlichen Genehmigungsdecrete, und giebt

b) in allen wichtigen, die vormundſchaftliche Verwaltung betreffenden Angelegenheiten, wegen welcher der Tutelarrath oder das Landamt Bericht zu erſtatten haben, die nöthige Inſtruction und Weiſung.

c) Das Gericht erſter Inſtanz läßt die Inventarien des Vermögens der unter Vormundſchaft ſtehenden Perſonen in der Stadt durch einen Secretarius, und auf den Stadtdorfſchaften durch den Actuarius des Landamtes aufnehmen, und entläßt

d) die Vormünder, wann ſie Rechnung bei dem Tutelarrathe oder dem Landamte abgelegt haben, und dieſe juſtificiret worden, auch die Ablieferung des verwalteten Vermögens beſcheiniget iſt, ihrer in dieſer Eigenſchaft getragenen Pflichten.

e) Das Gericht erſter Inſtanz hält Aufſicht über die vorſchriftmäßige Geſchäftsbeſorgung der beiden Tutelarbehörden, welche halbjährig den Stand des vormundſchaftlichen Rechnungsweſens in tabellariſcher Form mit Bericht dem Gerichte vorzulegen haben.

f) Das Gericht erſter Inſtanz berichtet auch an den Senat über Geſuche um Verleihung der Großjährigkeit, und ſpricht die vom Senate verliehene Großjährigkeit in deſſen Namen aus.

§. 91.

Fortsetzung.

Von der Hypothekenführung und Währschaftsleistung.

Die Bestellung der Insätze oder Hypotheken in der Stadt und deren Gemarkung geschiehet vor dem Director des Gerichtes erster Instanz, oder dessen Stellvertreter.

Die Führung der Insatz- und Restkaufschillingsbücher, und was damit in Verbindung steht, ist ausschließlich einem der drei Secretarien dieses Gerichtes, welchem ein Scribent zur Hülfleistung beigegeben wird, aufgetragen. (§. 78.) Die Aufsicht über dieses Geschäft liegt dem Director oder dessen Stellvertreter ob. Der Director ertheilt die nöthige Weisung, und legt den Fall nach Umständen dem ganzen Gerichte zur Erörterung und Entscheidung vor. Die Währschaftsleistungen werden ebenfalls vor dem Director des Gerichts erster Instanz oder dessen Stellvertreter vorgenommen, bis desfalls überhaupt andere Verfügung getroffen wird. Wegen der Protocollirung aller in der Stadt und deren Gemarkung vorfallenden Eigenthumsveränderungen der Immobilien bleibt die Verordnung vorbehalten.

§. 92.

Fortsetzung.

Von andern Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit.

Diejenigen Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, welche ehehin vor einem der Bürgermeister, oder vor dem Schöffenrathe vorgenommen worden, werden vor dem Gerichte erster Instanz vorgenommen. Insbesondere hat auch dieses Gericht die Aufsicht über die Notare; die älteren wegen der Notare bestehenden Ordnungen dienen, bis abändernde Verfügung ergeht, zur Norm. Die Notare werden

von dem Senate ernannt; die vorherige Prüfung und nach der Ernennung erfolgende Verpflichtung iſt dem Gerichte erſter Inſtanz aufgetragen.

§. 93.

IV. Von dem Schöffengerichte.

(Appellationsgericht.)

a) Perſonale.

Das Schöffengericht (Appellationsgericht) beſteht aus einem Director, welches der jedesmalige Stadtſchultheiß iſt, aus den Schöffen oder Mitgliedern der erſten Ordnung des Senats, welche Rechtsgelehrte ſind, in ſo weit ſolche nicht durch die Verwaltung anderer Aemter verhindert ſind, und aus den Syndikern und Conſulenten, welche Letztere allein in der Regel die Vorträge machen, — alle, alſo auch dieſe Letzteren, mit entſcheidenden Stimmen. Iſt der Director des Gerichtes erſter Inſtanz ein Mitglied der erſten Ordnung des Senats; ſo kann derſelbe in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten nicht beiſitzen. Das Schöffengericht hat eine eigene Kanzlei, welche beſtehet aus einem Secretarius, drei Kanzliſten und einem Pedellen. Einer der Kanzliſten leiſtet neben den ihm in dieſer Eigenſchaft obliegenden Functionen Hülfe bei den Regiſtraturgeſchäften, und eben ſo ein anderer bei der Einnahme und Verrechnung der Gerichtstaxen und bei dem Botenweſen.

§. 94.

b) Competenz in bürgerlichen Sachen und Geſchäftsbehandlung.

Das Schöffengericht bildet in allen Sachen, welche bei dem Gerichte erſter Inſtanz in erſter Inſtanz verhandelt worden ſind, und durch den Weg der Berufung, nach der in den Geſetzen vorgeſchriebenen Wirkung, an das

ſelbe gelangen (§. 80.), die zweite, und in eben dieſen Sachen, als Reviſionsgericht, die dritte Inſtanz. Die Beſchwerden über verzögerte oder verweigerte Juſtiz gegen das Gericht erſter Inſtanz werden bei dem Schöffengerichte angebracht.

§. 95.

Fortſetzung.

Wenn ſich ein ſtreitender Theil durch ein bei dem Schöffengerichte, als zweite Inſtanz, ergangenes Erkenntniß beſchwert glaubt, und die zugefügte vermeinte Beſchwerde überſteigt die Summe von fünfzehenhundert Gulden im 24 fl. Fuß, oder betrifft eine Sache, die keinen gewiſſen Anſchlag hat, in der Sache auch an die ehehinnigen höchſten Reichsgerichte hätte appellirt werden können; ſo tritt das Rechtsmittel der Actenverſendung an ein auswärtiges Rechtscollegium in vim revisionis, nach der Ordnung vom 22. Juli 1788 ein. Kann derjenige, der ſich beſchwert glaubt, wegen Armuth die Verſendungskoſten nicht bezahlen; ſo werden ſolche in dieſem Falle aus der Stadtcaſſe berichtiget.

§. 96.

Fortſetzung.

Wenn ſich ein ſtreitender Theil durch ein bei dem Schöffengerichte, als zweite Inſtanz, ergangenes Erkenntniß beſchwert glaubt, und die zugefügte vermeinte Beſchwerde, in ſo ferne die Sache einen gewiſſen Anſchlag hat, überſteigt die Summe von fünfzehenhundert Gulden im 24 fl. Fuß nicht, oder es konnte an die ehehinnigen höchſten Reichsgerichte nicht appellirt werden; dann erkennt das Schöffengericht ſelbſt in der Reviſionsinſtanz, nachdem ein anderer Referent beſtellt worden iſt. Die Vorſchriften jener Verordnung vom 22. Juli 1788, in ſo weit ſolche nicht die Verſendung der Acten an ein auswärtiges Rechtscollegium vorausſetzen, ſind hierbei zu beobachten.

§. 97.

Fortsetzung.

Bei den also auf Versendung der Acten, oder bei dem Schöffengerichte selbst in revisorio ergangenen Erkenntnissen soll es sein endliches Verbleiben haben, und wider dieselben keinen weiteren Rechtsmitteln, weder auf Suchen des einen oder des andern Theils, noch auf Bitten beider Theile Statt gegeben werden; vorbehältlich jedoch dessen, was in der mehrgedachten Verordnung vom 22. Juli 1788 wegen Bitte um Restitution und der Beschwerde über unheilbare Nichtigkeiten festgesetzt ist.

§. 98.

Fortsetzung.

Das Schöffengericht kann aus erheblichen Gründen, nach eigenem Ermessen, die Acten an ein auswärtiges Rechtscollegium zu Einholung eines rechtlichen Erkenntnisses auf beider Theile Kosten, von Amtswegen, versenden. Die streitenden Theile sind aber nur dann, vorausgesetzt, daß sie die erforderlichen Kosten aus eigenen Mitteln bestreiten können, indem die Stadtcasse in diesem Falle die Kosten nicht zu übernehmen hat, um Versendung der Acten zu bitten befugt, wenn das Erkenntniß des Gerichts erster Instanz bei dem Schöffengerichte ganz oder zum Theil reformirt worden ist, und nun von diesem letzteren Gerichte selbst, nach der obigen Bestimmung, in revisorio zu erkennen wäre, und wenn ausserdem die Sache von der Art ist, daß die Appellation an die ehehinnigen höchsten Reichsgerichte nicht wäre ausgeschlossen gewesen. Findet unter diesen Einschränkungen die Versendung der Acten auf Bitten der streitenden Theile Statt, so kann gleichwohl von dem Schöffengerichte nach Umständen die Leistung hinreichender Sicherheit und die Ablegung des Eides vor Gefährde verordnet werden.

§. 99.

Fortsetzung.

Die Vorträge werden bei dem ganzen Gerichte gemacht, und die Beschlüsse in der Plenarsitzung gefaßt. Bei Fällung eines definitiven oder interlocutorischen Erkenntnisses müssen wenigstens vier Mitglieder und der Director gegenwärtig seyn. Die definitiven und interlocutorischen Erkenntnisse werden unter der Vordrückung des Gerichtssiegels und Unterschrift des Directors ausgefertiget.

Zweiter Abschnitt.

Von den Gerichts- und andern Behörden in Straffachen.

§. 100.

Die Strafgewalt des Polizeiamts, so wie dieses, wie weit das Polizeiamt bei der Untersuchung der Verbrechen mitzuwirken hat, wird durch eine besondere Verordnung bestimmt. (§. 26.) Die dem Gerichte erster Instanz gegen Falliten, und dem Stadtamte gegen Feldfrevler in der Gemarkung der Stadt aufgetragene Strafgewalt ist oben festgesetzt; bei der Strafgewalt des Landamts und des Forstamts behält es, noch zur Zeit, in der vorhinnigen Weise sein Verbleiben.

§. 101.

Fortsetzung.

Das Schöffengericht bildet das Criminalgericht in der Stadt und deren Gebiet; die Untersuchungen werden durch das besonders angeordnete Verhöramt, welches aus einem Untersuchungsrichter; der den Titel: Criminalrath, hat,

und einem Actuarius nebst einem Pedellen bestehet, nach Vorschrift der im Jahr 1783 erlassenen Anweisung, bis dießfalls eine andere Ordnung von dem Senate erlassen wird, bewerkstelliget. Dasjenige, was in der letztgedachten Anweisung von dem Vorsitze eines zeitigen Bürgermeisters und Senators enthalten ist, desgleichen das, was den dem Verhöramte empfohlenen, und jetzo vor das besonders angeordnete Polizeiamt gehörigen Theil der Polizeiaufsicht betrifft, nicht weniger die dem Verhöramte in gewissen Fällen aufgetragen gewesene Strafgewalt, alles dieses ist aufgehoben. Der Criminalrath, Actuarius und Pedell werden von dem Senate, und zwar Ersterer nach der absoluten Mehrheit der Stimmen, gewählt; sie müssen einer der drei christlichen Hauptconfessionen zugethan seyn, und wenn sie Fremde sind, das hiesige Bürgerrecht vor dem Dienstantritt erlangen.

§. 102.

Fortsetzung.

Das Schöffengericht, als Criminalgericht, ist ermächtiget, bis auf eine dreimonatliche Gefängnißstrafe mit oder ohne Arbeit, wie nicht weniger bis auf dreimonatliche öffentliche Arbeiten für sich zu erkennen. Bei höheren Strafen werden die Erkenntnisse nebst den Acten dem Senate vor der Eröffnung und Vollstreckung zur Bestätigung oder Milderung mit Bericht vorgelegt. Eben dieses findet in Fallimentssachen, bei Straferkenntnissen des Gerichts erster Instanz Statt. (§. 87.)

§. 103.

Fortsetzung.

Das Schöffengericht kann, von Amtswegen, aus bewegenden Ursachen, nach eigenem Ermessen, die Acten an ein auswärtiges Rechtscollegium, zu Einholung eines recht-

lichen Erkenntnisses, versenden; ein Inculpat ist aber, wenn er auch die Kosten aus eigenen Mitteln berichtigen könnte, die Versendung der Acten zu verlangen nicht befugt. Eben dieses findet beim Gerichte erster Instanz in Fallimentssachen Anwendung. (§. 87.)

§. 104.

Fortsetzung.

Derjenige, welcher sich durch Strafverfügungen des Schöffengerichts, als Criminalgericht, welche der Bestätigung des Senats nicht bedürfen (§. 102.), diese mögen nun von dem Schöffengerichte selbst, oder auf Versendung der Acten, in dessen Namen ergangen seyn, beschwert erachtet, kann mittelst bloß mündlicher Anzeige zum Protocolle bei dem Verhöramte, den Recurs an den Senat nehmen, und bitten, daß die Acten diesem mit Bericht von dem Schöffengerichte vorgelegt werden möchten, woneben derselbe auch bei dem Senate eine schriftliche Defension einreichen kann. Der Verurtheilte kann hierbei, wenn er die Kosten aus eigenen Mitteln bestreiten kann, um Versendung der Acten an ein auswärtiges Rechtscollegium, zu Einholung eines rechtlichen Erkenntnisses, ansuchen, deren Bewirkung sodann dem Schöffengerichte vom Senate aufgetragen wird. Geschieht das Letztere nicht, aber verfügt der Senat nicht selbst die Versendung der Acten, wie ihm unbenommen ist; so verweist derselbe, in so ferne die Beschwerde nicht alsobald als unerheblich erscheint, die Sache an die engere Senatsdeputation zur nochmaligen Prüfung und demnächstigen Gutachten. Bei dieser Deputation wird, wenn das Erkenntniß vom Schöffengerichte selbst abgefaßt worden ist, ein anderer Referent bestellt, und ein Gutachten an den Senat erstattet, worauf dieser endliche Entschliessung faßt.

Eben dieses Verfahren hat Statt bei Strafverfügungen des Gerichtes erster Instanz in Fallimentssachen (§. 87.),

des Polizeiamts und anderer Verwaltungsämter, in so weit Letztere Strafen verfügen können (§. 59. 100.), mit Ausnahme deſſen, was wegen Beſtellung eines andern Referenten, als welches in dieſen Fällen nicht anwendbar iſt, feſtgeſetzt iſt. Im Falle Gerichtsbehörden in bürgerlichen Rechtsſachen, oder bei Gelegenheit dieſer, Geldſtrafen und andere Ahndungen verfügen, muß die Ordnung des bürgerlichen Proceſſes von dem beobachtet werden, der ſich beſchwert erachtet.

§. 105.

Fortſetzung.

Bei den Straferkenntniſſen des Schöffengerichts, als Criminalgericht, oder des Gerichts erſter Inſtanz in Fallimentsſachen (§. 87.), bei welchen die Beſtätigung des Senats erforderlich iſt (§. 102.), kann der Verurtheilte, wenn er ſich, nach erfolgter Beſtätigung, beſchwert glaubt, mittelſt beſonderer Vertheidigung, oder mittelſt bloß mündlicher Anzeige zum Protocolle bei dem Verhöramte, bitten, daß die Sache bei der engeren Senatsdeputation, nach Beſtellung eines anderen Referenten, Letzteres in ſo ferne das Erkenntniß nicht von dem Schöffengerichte von auswärtigen Rechtsgelehrten eingeholt worden (§. 103.), oder ſolches in Fallimentsſachen beim Gerichte erſter Inſtanz ergangen iſt (§. 87.), nochmals geprüft, und Gutachten an den Senat erſtattet werden möge; oder daß die Acten, wenn derſelbe gleich die Koſten aus eigenen Mitteln nicht beſtreiten kann, an ein auswärtiges Rechtscollegium zu Einholung eines rechtlichen Erkenntniſſes verſendet werden möchten, welche Verſendung ſodann, ſo wie auch, wenn der Senat eine ſolche ſelbſt zu verordnen ſich bewogen findet, von dem Schöffengerichte, in Auftrag des Senats, bewerkſtelliget wird. Im erſten Falle faßt der Senat, auf das von der Senatsdeputation erſtattete Gutachten, Entſchlieſſung; im andern Falle wird das von dem auswär-

tigen Rechtscollegium eingeholte Erkenntniß dem Senate zur Bestätigung oder Milderung anderweit vorgelegt.

Schluß.

Der Rang und der Gehalt der zur Behandlung der Regierungs- und Justizsachen des hiesigen gemeinen Wesens angestellten Personen werden mittelst besonderer Ordnung bestimmt.

Alles dasjenige, was weder im Allgemeinen noch insbesondere, durch gegenwärtige Constitution an der vorhinnigen reichsstädtischen Verfassung, und an dem, was mit dieser in Verbindung steht, abgeändert worden ist, wird nach den Gesetzen der vorhinnigen reichsstädtischen Verfassung beurtheilt. Zeit und Erfahrungen können Abänderungen, Modificationen und nähere Erläuterungen nothwendig machen; es wird daher vorbehalten, auf die in den Gesetzen der Verfassung gegründete Weise jene zu treffen, und diese zu erlassen.

Entſcheidung

des

oberſten Verwaltungsdepartements.

Die wiederholten und dringenden Beſchwerden über die jetzige proviſoriſche Verfaſſung der hieſigen Stadt machen es nothwendig, die Einführung einer feſten und beſtimmten Ordnung der Dinge zu beſchleunigen. Da über den dritten, von einer Senatsdeputation angefertigten Entwurf zu einer ſtädtiſchen Verfaſſung ſowohl der Senat als das Bürgercollegium ſich einſtimmig, mit Ausnahme einiger Puncte, vereinigt haben, und deſſen Tendenz auch im Ganzen dahin geht, die alte Verfaſſung möglichſt beizubehalten; ſo iſt es keinem Bedenken unterworfen, gedachten Entwurf Namens des oberſten Verwaltungsdepartements zu beſtätigen, welches alſo im Namen der hohen verbündeten Mächte hierdurch unter folgenden Einſchränkungen und Abänderungen geſchieht:

Erſtens mit Vorbehalt derjenigen Vorſchriften, welche Deutſchlands künftige Verfaſſung über das Verhältniß der freien Stadt Frankfurt am Main zu dem Ganzen enthalten wird; und

Zweitens nur unter folgenden Modalitäten, welche theils die Entſcheidung über die zwiſchen dem Senate und dem Bürgercollegium ſtreitig gebliebenen Puncte, theils einige nothwendige, dem Geiſte der Zeit und der Lage der gegenwärtigen Verhältniſſe angemeſſene Verbeſſerungen des Entwurfs enthalten.

1) In §. 1. iſt ſtatt: Miteinſicht, zu ſetzen:

Theilnahme,

weil die Sache ſonſt zu unbeſtimmt ſeyn würde.

2) Zu §. 3. Der Wunsch des Bürgercollegiums, ein gewisses Vermögen zu bestimmen, wenn Jemand im Wege der Gnade zum Bürger angenommen wird, ist gerecht; er gründet sich auf die Sicherstellung der Armenmittel, auf die Entfernung des Zuflusses von hülfsbedürftigen Fremden, die der Gemeinde nur zur Last fallen.

Es wird daher festgesetzt:

Daß nur der im Wege der Gnade als Bürger angenommen werden kann, welcher, ausser den allgemeinen Erfordernissen, ein Vermögen von 2000 Gulden mindestens nachgewiesen. Bei dem Beisassenschutz ist die Summe auf 500 Gulden zu bestimmen. Gelehrte, Künstler, berufene Staatsdiener, Kirchen- und Schulbeamte machen hiervon eine Ausnahme.

3) Auch wird bei diesem §. die Ablösung der Leibeigenschaft an sich selbst schon hierdurch bestimmt, und bloß die Festsetzung wegen der Abfindungssumme einer besondern Verordnung vorbehalten.

4) Zu §. 5. Die Verminderung der Zahl der Rathsmitglieder von 43 auf 28 hat sehr viele Nachtheile.

1. Wird die Verfassung immer mehr einer Oligarchie näher gebracht, wenn man die Zahl derer, denen die wichtigsten Zweige der obersten Gewalt anvertraut sind, verringert.
2. Die Wahlen und die Beschlüsse werden einseitiger durch Beschränkung der Zahl der Wählenden und Beschliessenden, und die Fälle des Eintritts neuer Mitglieder in den Rath seltener, durch dessen öftere Erneuerung es hauptsächlich bewirkt werden kann, daß in ihm Lebendigkeit in Meinungen, in Ansichten und im Handeln erhalten, und das Erstarren verhindert werden kann.
3. Durch die Beibehaltung der alten Anzahl der Rathsglieder wird man in Stand gesetzt, die Rechte der

alten Geſchlechter und die Wünſche der nicht lutheriſchen Religionsverwandten zu erfüllen, auf dieſe Art Ruhe und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, und ein Beiſpiel von Duldung und Unpartheilichkeit zu geben.

Die Vermeidung der Nachtheile zu zahlreicher Collegien, welche man durch Verminderung der Rathsglieder beabſichtiget, iſt nicht ſo bedeutend, um die bemerkten Vortheile zu überwiegen; die Koſtenerſparung, welche dabei gemacht wird, kann erreicht werden, wenn die jüngeren Senatoren ohne Gehalt bleiben, ſo fern ſie nicht in den Gerichten ſitzen, dieſen nur durch Hinaufrücken bei Erledigungen erlangen, und wenn nach einer folgenden Feſtſetzung auch die Mitglieder des Gerichts erſter Inſtanz aus Senatoren beſtehen, alſo dadurch die beſonderen Gehalte, welche man ihnen, nach dem Entwurfe der Conſtitution, hätte geben müſſen, wegfallen. Die Stärke des Senats wird daher auf 43 Mitglieder in der alten Weiſe feſtgeſetzt.

5) Zu §. 7. No. 2. Die katholiſchen Religionsverwandten tragen darauf an, daß beſtimmt werde:

Für jede der drei Confeſſionen eine beſtimmte Anzahl Stellen im Senate, und zwar in der Art feſtzuſetzen, daß die Hälfte derſelben für die Nichtlutheriſchen beſtimmt bleibe, bis dahin, daß dieſes Verhältniß im Senate einmal erreicht worden, wo alsdann eine vollkommene Freiheit in den Wahlen wieder eintreten könne.

Dieſer Antrag verdient indeſſen nur in ſo fern Berückſichtigung, als er das eigene Intereſſe der katholiſchen Religionsverwandten angeht. Obgleich die von ihnen verlangte Anzahl der Mitglieder im Senate von ihrer Religion weder mit der Geſammtzahl der katholiſchen Bürger hieſelbſt, noch mit ihren Beiträgen zu den gemeinen Laſten gegen die Einwohner der proteſtantiſchen Kirche in einem übereinſtimmen-

den Verhältniſſe ſteht; ſo erfordert es dennoch Duldung und Billigkeit, ihrem Geſuche um ſo mehr nachzugeben, als dadurch nach ihrem eigenen Antrage kein fortdauerndes, auf Verſchiedenheit der Religionspartheien gegründetes Verhältniß in die Conſtitution übertragen wird. Es wird daher beſtimmt:

Daß die Zahl der katholiſchen Mitglieder des Senats in verſchiedenen Perioden, je nachdem die vorhandenen Vacanzen es geſtatten, auf zehen zu ergänzen; daß ferner damit bei der jetzigen Ergänzung des Senats der Anfang zu machen, und die Zahl der katholiſchen Mitglieder mindeſtens ſogleich auf ſechs zu bringen; daß die katholiſchen Mitglieder verhältnißmäßig auf alle drei Bänke des Senats vertheilt, und natürlich die übrigen zu den Stellen erforderlichen perſönlichen Eigenſchaften beſitzen müſſen; und daß, ſo bald der Senat einmal zehen katholiſche Mitglieder in ſich zählt, weiterhin alles der freien Wahl ohne beſtimmte Zahl der verſchiedenen Religionsverwandten zu überlaſſen. Nur muß zu jeder Zeit der Senat Mitglieder von allen drei chriſtlichen Religionspartheien enthalten.

Von Seiten der reformirten Religionsverwandten iſt kein Antrag dieſerhalb gemacht, und es bedarf daher auch keiner Entſcheidung darüber. Ihre Anzahl iſt ohnehin viel geringer als die der katholiſchen.

6) Zu §. 7. No. 2. Wer zehen Jahre hier ununterbrochen am Orte gewohnt hat und Bürger iſt, von dem kann man wohl unbedenklich vorausſetzen, daß er mit eben der Wärme und Treue die Magiſtraturen der Stadt wahrnehmen werde, als wenn er am Orte gebohren wäre. Eine ſolche Abſcheidung, die ſich bloß auf den Ort der Geburt im Innern von Deutſchland gründet, iſt überdieß auch weder dem Geiſte der Zeit, noch Deutſchlands künftiger Verfaſſung angemeſſen.

Jeder, der in Deutſchland gebohren, zehen Jahre als Bürger hieſelbſt ununterbrochen gewohnt hat, muß daher auch zu den Rathsſtellen wahlfähig ſeyn, wenn er ſonſten die übrigen dazu nöthigen Erforderniſſe beſitzt.

7) Zu §. 8. Allen Handwerken müſſen in dieſer Rückſicht gleiche Rechte eingeräumt werden.

8) Zu §. 9. Der Antrag des Bürgercollegiums, daß nothwendig zwei Syndicatsſtellen mit Einheimiſchen beſetzt ſeyn müſſen, kann nicht Statt finden.

9) Zu §. 11. Es iſt nicht gut, daß der Senat ſich ſelbſt ergänze. Es gewährt ihm mehr Achtung, Anhänglichkeit und Vertrauen bei der Bürgerſchaft, folglich auch mehr Kraft und Wirkſamkeit im Handeln, und knüpft das gemeinſchaftliche Band zwiſchen ihm und derſelben viel feſter, wenn ſeine Mitglieder von den Repräſentanten der Bürgerſchaft, dem Bürgercollegio, erwählt werden. Es ſichert ihn auch ungleich mehr vor dem Vorwurfe der Einſeitigkeit und des Abſonderungsgeiſtes. Die erſte jetzt nothwendig werdende Ergänzung des Senats kann zwar noch in der bisherigen Weiſe erfolgen; allein für die Zukunft iſt die Wahl in der Art zu organiſiren:

Daß das Bürgercollegium dem Senate drei Candidaten zu jeder Vacanz vorſchlägt, aus denen der Rath einen wählt.

Die Wahlmethode hierüber iſt durch eine beſondere Verordnung vom Magiſtrate zu beſtimmen, und Letztere nach erfolgter Publication von Deutſchlands künftiger Verfaſſung zur Vollziehung zu bringen.

10) Zu §. 11. Uebrigens kann dem hier gemachten Antrage des Bürgercollegiums, die Mitglieder aus den beiden alten Geſellſchaften auf keine beſtimmte Zahl zu

ſpiren, nicht nachgegeben werden. Deren Rechte müſſen vielmehr aufrecht erhalten werden, da die neue Verfaſſung die Beibehaltung der alten Einrichtungen möglichſt beabſichtiget, und die Zahl der Senatoren überdem nach der Beſtimmung No. 4. vermehrt worden iſt.

11) Zu §. 15. Wegen der Militairverfaſſung und der Leitung des ſtädtiſchen Militairweſens werden noch beſondere Beſtimmungen erfolgen.

12) Zu §. 25. Bei der hier vorbehaltenen beſonderen Verordnung über die Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanſtalten iſt auch für den Religionsunterricht der Kinder der katholiſchen Glaubensgenoſſen gehörige Sorge zu tragen. Es wird am beſten ſeyn, die Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanſtalten einer beſondern Rathsdeputation zu übertragen, und derſelben aus der Geiſtlichkeit von allen drei Confeſſionen und den vorzüglichſten Schulmännern einige Mitglieder beizuordnen.

13) Zu §. 39. Der Wunſch des Bürgercollegiums, daß vorher das Gutachten des Handelsvorſtandes über die zu erlaſſenden Handelsgeſetze eingeholt werde, iſt der Sache ganz angemeſſen, und daher zu berückſichtigen.

14) Zu §. 49. Die von dem Bürgercollegium wider die Fortdauer des Collegiums der Neuner gemachte Proteſtation iſt gleichfalls gegründet. Letzteres wird daher aufgehoben, und deſſen Functionen dem Erſteren übertragen. Es bleibt dem Beſchluſſe des Bürgercollegiums überlaſſen, ob es dieſerhalb ſeine Anzahl um 9, oder, damit auch ferner eine ungerade Zahl bleibe, um 10 Mitglieder vermehren, oder bei der Zahl von 51 bleiben wolle.

15) Zu §. 49. Um friſchen Geiſt und Leben in dem Bürgercollegium zu erhalten, wird die Mitgliedſchaft darin

auf fünf Jahre beschränkt. Alle Jahr scheidet der fünfte Theil aus. Bis dahin, daß dieses durch die Zeit des Eintritts bestimmt wird, entscheidet das Loos, wer austreten soll. Die Ausscheidenden können jedoch sogleich wieder erwählt werden, und alsdann gilt ihre Mitgliedschaft von neuem auf fünf Jahre.

16) Zu §. 51. Das Bürgercollegium ist seiner Bestimmung nach der Repräsentant der Bürgerschaft. Ihr Vertrauen wird befördert, ihr Gemeingeist und ihre Theilnahme am öffentlichen Wohl belebt, die Wirksamkeit des Bürgerausschusses selbst vermehrt, wenn seine Mitglieder durch die Bürgerschaft gewählt werden. Wahlformen, wodurch Bestechlichkeit, Unruhen, Einfluß des Pöbels vermieden werden, lassen sich leicht ersinnen und in eine Verordnung aufnehmen, wozu die Vorschläge vom Magistrate erwartet werden.

So fern gegenwärtig eine Ergänzung des Bürgercollegiums nöthig ist, kann solche noch in der bisherigen Weise erfolgen. Für die Zukunft ist nach erfolgter Ergänzung die vorgedachte Verordnung vom Magistrate zu entwerfen.

17) Zu §. 56. So wie die Austräge organisirt werden sollen, ist zu besorgen, daß sie der Sache mehr schaden, als nutzen werden. Die darüber hier gemachte Bestimmung wird daher auf so lange suspendirt, bis durch Deutschlands Verfassung bestimmt ist, welcher Behörde künftighin dergleichen Entscheidungen zustehen. Sollten Fälle vorkommen, deren Entscheidung bis dahin nicht ausgesetzt werden kann; so ist auf den Ausspruch des Senats einer der drei Hanseſtädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, zu compromittiren, und wenn der Rath sich mit dem Bürgercollegium über den Senat, an welchen die Sache zu schicken sey, nicht vereinigen kann, solches durch das Loos in einer gemeinschaftlichen Deputation zu bestimmen.

18) Zu §. 63.) Die hier von dem Bürgercollegium gemachte Bemerkung erledigt sich durch die oben, No. 6. getroffene Entscheidung.

19) Zu §. 64. Eben so findet der hier gemachte Antrag des Bürgercollegiums in der nachfolgenden Bestimmung, No. 20. seine Erledigung.

20) Zu §. 78. Sämmtliche Mitglieder des Gerichts erster Instanz müssen aber aus den rechtsverständigen Senatoren gewählt werden, und behalten Sitz und Stimme im Senate. Es befördert dieses nicht allein das Ansehen und die Authorität des Gerichts, sondern entspricht auch der collegialischen Verfassung, die in einem Gerichte Statt finden muß.

21) Zu §. 79. Es ist unnatürlich und einer guten Gerichtsverfassung entgegen, daß dasselbe Gericht in zwei Instanzen sprechen soll. Die dritte Instanz von den Sachen, wo das Stadt- oder Landamt in der erstern gesprochen hat, so fern sie überhaupt zulässig ist, muß daher auch an das Schöffengericht gehen.

22) Zu §. 94. Aus demselben Grunde kann daher auch das Schöffengericht in den Sachen, wo das Gericht erster Instanz in erster Instanz erkannt hat, nicht die dritte Instanz bilden; vielmehr findet in diesen Fällen die Versendung der Acten an ein auswärtiges Rechtscollegium, oder eine juristische Facultät so lange Statt, bis durch die künftige deutsche Staatsverfassung ein anderer Weg vorgeschrieben worden, und soll überhaupt in allen Fällen bis dahin diese Versendung nachgegeben werden, wo die Berufung darauf, nach der ehemaligen städtischen Verfassung, vor Einrichtung des Großherzogthums, zulässig gewesen ist.

23) Zu §. 105. Auch bei Straferkenntnissen kann es nicht nachgegeben werden, daß das nämliche Gericht in zwei Instanzen entscheide. Es muß daher ebenfalls entweder in zweiter Instanz die Actenversendung an ein auswärtiges Rechtscollegium oder eine Juristenfacultät Statt finden, oder die Einrichtung getroffen werden, daß das Gericht erster Instanz in erster, und das Schöffengericht in zweiter Instanz erkenne.

24) Endlich versteht es sich von selbst, und wird bloß zur Vermeidung aller Mißverständnisse ausdrücklich bemerkt, daß, so fern die vorstehenden Festsetzungen auch Aenderungen bei andern §§. des Entwurfs, als allegirt sind, zur Folge haben, sie für solche ebenfalls gelten.

Die gemeinschaftliche, von dem Senate und dem Bürgercollegium niedergesetzte Commission wird mit der Publication und Ausführung der Constitution und gegenwärtiger Entscheidung unter Leitung des hohen Generalgouvernements beauftragt, und hat damit in dem verfassungsmäßigen Wege ungesäumt vorzugehen, und für die möglichste Beschleunigung Sorge zu tragen. Es folgt von selbst, daß zu denjenigen Aemtern, die nicht fortdauernd an eine Person gebunden gewesen, neue Wahlen vorgehen müssen.

Frankfurt am Main, den 19. Juli 1814.

Oberstes Verwaltungsdepartement.

vom Stein.

No 236.
Eur. 1016 215

Der heilige Kampf der Deutschen.

Mit chronologischer Angabe aller Schlachten vom 27. Aug. 1812. bis zur Schlacht bei Hanau den 30. Octob. 1813.

Anhang

1) Lied: der Fahnen-Schwur des Landwehrmanns.
2) Gebät der Männer bei der Einweihung eines deutschen Jünglings zum Kampf fürs Vaterland.

1814.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eur. 101c W

Nach den fürchterlichſten Kämpfen *) zog Napoleon, von ſeinen Schmeichlern als der gottgeliebte unüberwindliche Sieger geprieſen, in die alte Kaiſerſtadt des größten Reichs der Welt **). Aber plötzlich änderte ſich die Szene. In den Flammen von Moskau verließ ihn ſein Glück — die rächende Nemeſis nahte. Durch die Verheerung der heiligen Stadt zu neuer Wuth entflammt, ſtröhmten jetzt von allen Seiten friſche Schaaren zu den ruſſiſchen Heeren, ein hartes Volk, gewöhnt an alles Ungemach eines rauhen Klima's und eben deshalb in ſeinem Lande unüberwindlich. Noch hauſ'te Napoleon einſam unter den Trümmern des

*) Schlachten bey Smolensk und an der Mokwa den 17ten Auguſt und 7ten September 1812.

**) den 14ten September 1812.

ungeheuren Moskau's, noch ward von ihm in vomphaften Anzeigen dem getäuschten Europa, die Vernichtung der russischen Heere und die nahe Unterjochung des Reichs verkündet, als schon der Mangel mit allen seinen Schrecknissen seine Schaaren heimsuchte und ihm nur die bittere Wahl ließ, in Moskau, fern von seinen Vorräthen, durch eine zahlreiche feindliche Reuterei von aller Zufuhr abgeschnitten, sein Grab zu finden, oder den Rückzug durch unwirthbare Gegenden in dem fürchterlichsten Winter dem gewissen Untergange vorzuziehen. Napoleon wählte das letzte, und die Blüthe seiner Krieger kam um vor Hunger und Frost und durch des Schwerdt der Feinde und was diesem entrann, das fand in den Fluthen der Beresina sein Grab. Nur einige schwache Reste erreichten die Grenzen des russischen Reichs. Das zahlreichste Heer, welches je Europa seit der Volkerwanderung gesehen, war nicht mehr; mit ihm zugleich war ein ungeheurer Kriegsbedarf vernichtet,

oder die Beute tapferer Russen. — Napoleon allein entkam und klagte mit frecher Stirn vor den Augen des französischen Volks die Elemente an, die sich zu seiner Vernichtung verschworen, nicht aber seine eigene Thorheit, seine sträfliche Herrschsucht, seinen unersättlichen Ehrgeiz, der hunderttausende tapferer Krieger geopfert und Frankreich von einer glänzenden Höhe der Macht, in tiefes Elend herabstürzen werde. Europa vernahm staunend die grenzenlose Niederlage des unüberwindlich geglaubten Eroberers; es hörte wie beinahe zu gleicher Zeit die Britten und Spanier unter Wellington's Führung die französischen Heere aus dem größten Theile von Spanien vertrieben *); es erkannte, daß die rächende Hand des Himmels schwer auf dem Unterdrücker der Freiheit und Selbst-

*) Den 22ten Julius 1812. Schlacht bei Salamanca.

ſtändigkeit der Völker ruhe und ahndete ſeine Befreiung.

Bald darauf ward das Beiſpiel gegeben, daß ein edles Volk, die erlittene Schmach zu rächen, die Bande zerriß, mit der der Kaiſer der Franzoſen es bisher an ſeine ungerechte Sache gekettet und kühn den Fehdehandſchuh ihm hinwarf. Bereit für Vaterland und Deutſchland's und Europa's Freiheit das äuſſerſte zu wagen. Die Preuſſen waren es, das Volk des unvergeßlichen Friedrich's, die ſich des angeſtammten Ruhmes erinnerten und der Unbilde, die ſie von dem übermüthigen Sieger erduldet und ſich entſchloſſen, lieber mit Ehren unterzugehen, als länger der Ball ſeiner Sultanslaunen zu ſeyn. Viel Ungemach hatten ſie erdultet, ſeit dem Tage, wo in den Gefilden von Jena und Auerſtädt die Hoffnung Deutſchland's zu Grunde ging; vergeblich hatten ſie mit pünktlicher Gewiſſenhaftigkeit die unbilligen Bedingungen eines harten Friedens erfüllt,

vergeblich mit unbegreiflicher Langmuth jede Kränkung ertragen, den tiefen Haß des Unversöhnlichen zu entwaffnen. Mit jedem Tage stieg der Hohn, der Trotz, und der Uebermuth, häuften sich die Verletzungen feierlich geschlossener Verträge, ward immer deutlicher die Absicht, Preussen gänzlich zu zernichten. Da erklärte Friedrich Wilhelm den heiligen Krieg *) gegen den Feind aller Staaten und das Volk hörte freudig den Ruf des geliebten Königs, der ihm seinen alten Ruhm und Ehre und Unabhängigkeit verhieß, ein allgemeiner Enthusiasmus unter allen Klassen der Nation, vom Pallaste bis zur Hütte beantwortete ihn und beurkundete laut vor dem gesammten Europa, daß noch nicht der alte Heldensinn aus Friedrichs Volke gewichen und daß es noch ein Mahl bereit sey, seinen deutschen Brüdern voranzugehen auf der Bahn des Ruhms und

*) April 1813.

des Siegs. Dem leuchtenden Vorbilde der Preußen folgten bald Mecklenburg und die Hanseſtädte Hamburg und Lübeck — nur Bremen war noch in Feſſeln — und ein großer Theil des Landes zwiſchen Elbe und Weſer, und mit einem Gemeingeiſte, wie ihn nur die gerechte Sache geben konnte, die ſie vertheidigten und einer Aufopferung die die Geſchichte nie vergeſſen wird, waffneten ſie ſich für Deutſchland und Freiheit.

Allein noch hatte die Stunde der endlichen Befreiung nicht geſchlagen; ſchwere Prüfungen ſollten vorangehen. Noch ein Mahl raffte Napoleon Frankreichs letzte Kraft zuſammen, ſelbſt ein großer Theil von Deutſchland mußte ihm zum letzten Mahle die Jugend ſeiner erſchöpften Länder leihn, um für die Wiedererlangung der ungerechten Gewalt und die Unterdrückung ihrer deutſchen Brüder zu kämpfen. Ein neues fränkiſches Heer zog nach Deutſchland, an Zahl beinah dem erſten gleich, in

allem andern mit ihm nicht zu vergleichen. Auf der Ebene von Lützen *) ward der Kampf der Uebermacht gefochten, allein obgleich an Zahl ungleich schwächer, ward das verbündete Heer der Russen und Preussen nicht besiegt; zum Beweise, was der feste Wille und entschlossener Muth auch gegen die Uebermacht physischer Kräfte vermag. Noch ein Mahl ward jenseits der Elbe heftig gestritten **) da bot Napoleon die Hand zu friedlichen Unterhandlungen, hoffend im argen Sinn, mit verdoppelter Macht desto leichter nachmals die kühnen Feinde zu zernichten. Allein anders war es beschlossen in dem Rathe der ewigen Vorsicht, auf daß nicht die Völker den Glauben verlöhren an eine weise Weltordnung, die früher oder später den Uebermuth straft, der mit frecher Hand das heilige Gleich-

*) Den 2oten Mai 1813.

**) Schlacht bey Wurschen den 2oten und 21ten Junius 1813.

maaß zu verrücken wagt. Kein Wunder erwarte der Mensch, aber auf Gottes Hülfe traue jeder, der mit redlichem Sinne für die gerechte Sache tapfer kämpft So die Verbündeten Heere nach den Tagen bei Lützen und Wurschen. Kein Erschlaffen, keine dumpfe Verzweiflung, aber reger Muth und verdoppelte Anstrengung der äußersten Kraft mit Wort und That, mit Gut und Blut, entschlossen zu Sieg oder Tod! Und Gott war der gerechten Sache gnädig und von Norden und Süden kam die starke Hülfe tapferer Männer und Deutschland's Freiheit ward der herrliche Preiß!

Seiner zügellosen Laune folgend, hatte Napoleon nach der Einnahme von Moskau, durch sein Glück geblendet, die Würde des schwedischen Reichs tief gekränkt. Mitten im Frieden zum Lohne für Schwedens Aufopferungen, für seinen Beitritt zu dem verderblichen Kontinentalsysteme, seine Kriegserklärung gegen England, besetzten franzö-

ſiſche Truppen Pommern und erlaubten ſich empörende Gewaltthätigkeiten in einem befreundeten Lande, während franzöſiſche Kaper gleich feindſelig den ſchwediſchen Seehandel ſtörten. Vergeblich beklagte ſich Schweden; ſtatt gerechter Genugthuung erfolgten unverſchämte Anſinnen, wie ſie die Würde keines ſelbſtſtändigen Staates, einer edlen Nation verträgt; und doch war Schweden nicht wehrlos, war das Vaterland eines Helden geworden, dem Napoleon einen größeren Theil ſeiner Siege verdankte. Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, als Feldherr nur den Feinden fürchterlich, des Wehrloſen ein Retter, war von der ſchwediſchen Nation mit jenem edlen Vertrauen, was nur tapfere Männer gegen den tapfern fühlen, zum Thronfolger erwählt *); — die freie Wahl eines freien Volks, kein Gaukelſpiel des Despotismus, wie weiland in Frankreich und

*) Den 21ten Auguſt 1811.

Italien. Der edle Fürſt rechtfertigte das Vertrauen der biedern Nation; er ward Schwede, dem Schweden's Wohl über alles ging, der ihm willig das Opfer ſeiner Gefuhle brachte. Schweden erkannte den Abgrund, in den ferneres Anhängen an das Kontinentalſyſtem es zu ſtürzen drohte und erbittert über die Kränkungen, die er von Frankreich erlitten und die gehäßigen Kabalen der franzöſiſchen Abgeordneten, deren unerträglicher Uebermuth nicht länger geduldet werden konnte, ſchloß es Frieden und bald darauf ein Bündniß mit England. Ein Heer tapferer Schweden, gewohnt zu kämpfen für Unabhängigkeit und Recht, zog aus unter dem edlen Carl Johann, ſo wie einſt unter Guſtav Adolf zu Deutſchlande's Befreiung und der Name des ſieggewöhnten Führers belebte kräftig jeden geſunkenen Muth!

Während der Waffenruhe waren, vornehmlich auf Oeſterreich's Betrieb, Unter-

handlungen über den Frieden zu Prag eröffnet, und so weit trieben die Verbündeten die Mäßigung, daß sie selbst bereitwillig den Waffenstillstand zum Vortheile Napoleons verlängerten, wiewohl große Ursache war, zu einer aufrichtigen Neigung zum Frieden von seiner Seite zu zweifeln! nur zu bald wurden diese Zweifel zur Gewißheit. Um Zeit zu gewinnen, während aus Spanien, das indessen Wellington's glänzender Sieg bei Victoria von dem Usurpator befreit, Verstärkungen herausgezogen! ward von den französischen Gesandten über leere Formalitäten gestritten, der Waffenstillstand gröblich verletzt, nach wie vor eine feindliche Sprache gegen die Verbündeten geführt, und dennoch entblödete sich der Kaiser der Franzosen nicht, der Welt seine Friedensliebe vorzuheucheln. Da erkannten die Verbündeten, daß längeres Zögern nur verderblich werden könne, und beschlossen den Frieden zu erkämpfen, und Oesterreich's

erhabener Monarch erfüllte den Wunsch seines biedern Volks und stärkte entscheidend die gute Sache durch seinen Beitritt. Da schöpfte Deutschland neue Hoffnungen, und die unterdrückten Völker Italiens athmeten freier im Vorgefühle naher Erlösung, und Europa hörte mit froher Hoffnung, daß aus einem fernen Welttheile ein großer Feldherr gekommen sey, den Deutschland und Italien in seinen Siegen bewundert und geliebt, den aber nochmals Eifersucht und Bosheit aus seinem Vaterlande getrieben, um jetzt Frankreich's Freiheit und Heil von seinem Unterdrücker zu erringen.

Der Kampf begann; vor den Mauren von Dresden *) sank der edle Moreau, doch nicht der Muth der Verbündeten. Schon hatte Carl Johann den gegen Berlin dringenden Feind geschlagen *), ihn fechtend

*) den 26ten und 27ten August 1813.

der Elbe zu getrieben, und krönte bald in einer großen Schlacht seine frühere Großthaten durch einen herrlichen Sieg **); schon hatten Preussen und Russen durch den entscheitenden Sieg an der Katzbach †) Schlesien von den Feinden befreit und drangen siegreich gegen die Elbe vor, als noch immer Napoleon in blindem Vertrauen auf sein — entflohenes Glück in Böhmen einzubringen hoffte. Als er aber endlich nach wiederholten unglücklichen Versuchen diese Hoffnung aufgab und von allen Seiten gedränat, sich zum Rückzuge entschloß, da hatte schon Deutschland's Freiheit, in Baiern's Beitritte ***) eine neue kräftige Bürgschaft gefunden. Die französischen Heere zogen nach Leipzig und dort erfolgten jene

---

*) Den 26ten August und folg. Großen Heeren:

**) Den 6ten Sept. Schlacht bei Dennewitz oder Jüterbock.

†) Durch Blücher den 26ten August.

***) Konvention zu Reid den 8ten Oktober.

Riesenschlachten *), durch welche endlich nach Jahrelanger Schmach die große Frage gelöset ward, ob es ferner deutsche Freiheit, wie sie einer großen Nation ziemt, ob es überhaupt noch Unabhängkeit und Selbstständigkeit in Europa geben, oder alles dem eysherzigen Willen eines gefürchteten Despoten gehorchen sollte. Und die Nemesis waltete und es ward Gerechtigkeit geübt und Schmach vergolten mit Schmach, und vernichtet flohen die Reste des französische Heeres dem Rheine zu, den sie frevelnd oft überschritten. Da traf sie bei Hanau **) der Oesterreicher und Baiern tapferer Feldherr und eine zweite Beresina ward Hanau für die Besiegten, und die Baiern, die so oft für Frankreich geblutet, sie rächten blutig die Erniedrigung Deutschlands. Da ward das alte Frankfurt, die ehrwürdige Krö-

*) Den 15ten bis 19ten Oktober 1813.

**) Den 30ten Oktober 1813. Wrede.

nungsſtadt deutſcher Kaiſer frei, Deutſchlands Fürſten zerbrachen eilig die Ketten, in denen ſie der Fremde gehalten, die ſchwachen Trümmer des noch vor kurzem zahlloſen Heeres der Franken flohen ihren Feſten zu, und Deutſchlands und Europas Befreier betraten ſiegreich die Ufer des Rheins!

So ward Deutſchland von dem Joche der übermüthigen Fremden befreit, ein warnendes Beiſpiel für die Gewalthaber kommender Zeiten, nicht zu wähnen, daß ſie durch Siege und durch das Schreckensſyſtem einer argliſtigen Polizei ganze Nationen bis zum Vergeſſen ihrer Freiheit und Unabhängigkeit erniedrigen können. Das Gefühl des hohen Werthes einer unabhängigen Exiſtenz kann wohl eine Zeitlang in ſeinen Aeſſerungen unterdrückt, aber ausgerottet werden kann es nie. Unauslöſchlich pflanzte es die Natur in jedes Edlen Bruſt und früher oder ſpäter, je ſpäter deſto lauter wird es ſich er-

heben und die Bande zersprengen, mit denen kurzsichtige Despoten es auf immer zu ersticken glaub en. So Deutschland! Eine der größten und kultivirtesten Nationen Europas, hatten die Deutschen größtentheils durch eigene Schuld, denn Zwietracht und Gleichgültigkeit der Fürsten bei den allgemeinen Angelegenheiten hatten den Franzosen den Weg nach Deutschland gebahnt, Jahre lang die Fesseln einer schmachvollen Knechtschaft getragen. Ihre Fürsten waren wenig mehr als französische Stadthalter gewe'en; ihr angestammtes Gebiet ward durch die Willkühr des französischen Kaisers verändert, bald vergrößert oder verkleinert, je nachdem sie mehr oder weniger bereitwillig in der Dienstschaft sich zeigten; jeder Widerstand ward mit Vertreibung bestraft. Unabhängigkeit ward den Fürsten Deutschlands durch den Rheinbund verheißen, allein sie ward ihnen nur gegen ihre Unterthanen, in allem andern waren sie dem

Willen Frankreichs unterthan. Nur deshalb ward ihnen erlaubt, die alten Verfallungen, die uralten Vorrechte des Volks zu vernichten, auf daß kein Widerſpruch deſſelben ſie in der Darbringung der ſchweren Opfer hindere, die Frankreich auf Koſten der Nation verlangte. Vergeblich gab Frankreich den, unter ſeinem unmittelbaren Einfluſſe ſtehenden Staaten Verfaſſungen! — ſie blieben ein todtes Wort ohne Leben und Kraft, denn wo dem Volke keine öffentliche Meinung erlaubt iſt, wer ſoll es da ſchützen gegen die Willkühr der Furſten? Jegliche Preß- und Denkfreiheit war vernichtet, denn das Volk ward mißhandelt und jeder hatte gerechte Urſache zu klagen. Doch nicht genug jede laute Aeußerung des gerechten Unwillens zu unterdrückn, auch jeden mißfälligen Gedanken auszuſpuren und tyranniſch zu ahnden, die Thränen des Unglücklichen ſelbſt als Rebellion zu beſtrafen, dahin ging das Beſtreben der frem-

den Beherrscher. Da kam von Frankreich jene berüchtigte geheime Polizei, diese Ausgeburt der Hölle, vielleicht anwendbar bei einem hinterlistigen knechtischen Volke, was nur durch Ränke und Kabalen getrieben wird, aber ein hassenswerthes Ungeheuer unter biederen Deutschen, von jeher gewohnt offen und frei Recht und Gerechtigkeit anzurufen gegen jegliche Unterdrückung. Kein würksameres Mittel konnten die Unterdrücker anwenden, den Karacter des Volks zu verschlimmern, und aus freien, offenen treuherzigen Deutschen, verschlossene, mistrauische und verschmitzte Franzosen zu bilden. Doch eben dies war ihre Absicht, denn wo keiner dem andern traut, wo der Freund in dem vermeinten Freunde nur einen Verräther argwohnt, da ist eine verhaßte Regierung am sichersten gegen einen plötzlichen Ausbruch des Unwillens —; daß aber einem verderbten Volke bald nichts mehr heilig sein werde,

daß die allgemeine Schlechtigkeit ihm einen furchtbaren Vereinigungspunkt gebe, daran dachten die Kurzsichtigen nicht.

Und dennoch waren es unerträgliche Uebel, unter denen die Völker litten, von denen man blinde Aufopferung für fremdes Interesse, als erste Pflicht schuldiger Dankbarkeit zu fordern wagte! Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder, — wie konnten sie bei dem Kontinentalsysteme bestehen, — und nichts desto weniger wurden unerschwingliche Abgaben gefordert, und was diese nicht nahmen, das ward unter andern Namen, als ausserordentliche Kriegssteuern, als gezwungene Anleihen, den Unglücklichen entrissen. Die Hülfsquellen, aus denen die väterlich gesinnten Regierungen Deutschlands in besseren Zeiten die öffentlichen Ausgaben bestritten, waren größtentheils versiegt. Jene reichen Domänen waren die Beute französischer Krieger geworden, zum Lohn

ihrer Dienſte bei der Unterjochung Deutſchlands —; ſo tief waren die Deutſchen geſunken, ſo ſchamlos wurden ſie unter ihren Augen verhöhnt, jeden Augenblick an ihre Schande erinnert. Fremde Geſetze und Rechte traten an die Stelle alter geheiligter Gewohnheiten und wohlbekannten Herkommens; ohne alle Rückſicht auf Sitten und Gebräuche, und Verſchidenheit des Karacters des Volks, ward alles nach fremden Formen gemodelt; die herrliche Sprache der Deutſchen verachtet, entwürdigt gegen ein fremdes Geſchwätz! Denn der eherne Sinn des allgewaltigen Herrſchers kannte keine ſchonende Rückſicht; nur Einförmigkeit wollte er, nur ſie verträgt der Despotismus. Die Formen wurden unerträglich gehäuft, damit jeder lebendige Sinn erſtickt werde unter ihrer Laſt, denn nur brauchbare Maſchinen wollte man, keine ſelbſtſtändige Menſchen; ſtumm und gedankenlos den Willen des Herrſchers vollziehen, ward das höchſte

Verdienſt. Dennoch trug das geduldige Volk Jahrelang das ſchmachvolle Joch und harrte in ſtiller Ergebung der Hoffnung beſſerer Zeiten entgegen; es that noch mehr, ſelbſt ſein Blut gab es hin für die fremden Tyrannen, es beugte willig ſeinen Nacken unter die Geſetze der Konſkription!

Daß es heilige Pflicht eines jeden ſei, das Vaterland zu vertheidigen mit Gut und Blut, das wußten von jeher die Deutſchen und was ſie in der letzten Zeit gethan, macht jede Verläumdung verſtummen. Wer kennt nicht den alten Kriegsruhm der Germanier? Ein tapferes Volk, fochten Deutſche Jahrhunderte lang, gern und willig für Vaterland und angeſtammte Fürſten; doch anders war es unter fränkiſcher Herrſchaft. Nicht für das Vaterland, ſondern gegen daſſelbe, nicht für Freiheit und Recht, ſondern für Unterdrükung und Knechtſchaft, nicht für ange-

ſtammte Fürſten, ſondern für einen fremden Despoten verſprizten Deutſchland's Jünglinge ihr Blut; um aller Völker Freiheit zu verderben, um den unerſättlichen Ehrgeiz, die raſende Herrſucht Eines Fremdlings zu befriedigen, wurden ſie Sklaven gleich in fremde Kriege geſchleppt; Kriege gegen ihr eigenes Vaterland, gegen ſie ſelbſt geführt, weil ſie die allgemeine Knechtſchaft zu befeſtigen dienten. Unter Spaniens brennendem Himmel und in Rußland's unwirthbaren Steppen bluteten Deutſche für fremden Uebermuth, gegen des unſterblichen Friedrich's Volk, gegen Habsburg's heiligen Stamm kehrten Deutſche das entweihte Schwerdt! Der Schande! Und alle jene blutigen Greuel, dieſen Brudermord, wer hat ihn verſchuldet? Von ihm, dem finſtern entmenſchten Würger, von ihm, den ſeiner Schmeichler Gewürm, den von Gott erkohrenen Weltheiland nennt, von ihm fordert eure Väter, eure Brüder, eure Kinder wieder, ihr alle

denen er das theuerste erschlug! In seinen Schlachten verblutete Deutschland's kräftige Jugend, durch ihn wurden seine blühenden Länder zu Wüsten. Bettler ihr emsiges Volk! — Seit Jahrhunderten kämpften Deutsche in allen Kriegen; in allen Ländern Europa's, in allen Welttheilen sind die Grabhügel deutscher Krieger zerstreut; welche Scholle Deutschlands ist nicht mit deutschem Blute getränkt! Aber ärger war es in der letzten Zeit, als der Franke es beherrschte. Zertreten, zerrissen, erniedrigt, von den Fremden verhohnt, standst du da, theures Vaterland, der Schauplatz jeglichen Greuels, jeglichen Bubenstücks, deine Söhne Sklaven, mit Gut und Blut der Spielball fremder Lust! Aber dennoch, unter solchen namenlosen Leiden, erstarb der deutsche Sinn, deutsche Treue nicht. Vernichtet schien das Vaterland, allein es lebte fort in jeder deutschen Brust, und als die Hoffnung der Errettung nahte, da ermannte

ſich, einem Zauber ähnlich, Germaniens Volk; kühn hervor trat der lang verhaltne Grimm und der Franken Herrſchaft war nicht mehr. Welch ein Volk! — Durch nichts gebeugt, behielt es ſeinen Sinn und ſeine Art; auch unter den ſchwerſten Prüfungen, ward es beinah ohne alle Aufmunterung das gebildeteſte Volk von Europa und rettete aus der Periode der fremden Oberherrſchaft dennoch das unſchätzbare Kleinod eigenthümlicher Kultur!

Die Macht des Feindes iſt gebrochen; die ſchmachvollen Banden von Deutſchland ſind gelößt; aufgerichtet ſteht ein tapferes Volk, nur zu lange unter fremdes Joch gebeugt. Unterjocht ward es durch ſeinen innern Zwieſpalt; weil die einzelnen Theile des Ganzen ſich trennten vom Ganzen, wurden ſie ſämmtlich die leichte Beute des hinterliſtigen Feindes. Eins thut Noth — innige Eintracht; ſie hat Deutſchland gerettet! ſie ſei fortan ſeine unü-

verwindlichſte Feſte! Denn wo iſt die Macht, die das vereinte deutſche Volk zu unterjochen vermochte? Jahrhunderte lang hat der Franke die Ruhe des deutſchen Landes geſtort, weil er hinterliſtig Uneinigkeiten zu erregen wußte unter ſeinen Fürſten und es ihm nicht ſelten gelang, Deutſche gegen Deutſche zu waffnen. Durch Eintracht widerſtanden kleine Staaten, ſo lehrt uns die Geſchichte, den Anfällen mächtiger Reiche — und was dem ſchwachen Holland gelang, das große, ſtarke Deutſchland ſollte es nicht erreichen? Nur des feſten Willens bedarf es; Deutſchland ſage es laut und kühn, daß es frei ſein wolle und es iſt frei und die Fürſten und Völker werden ſeinen Willen ehren und in ruhmvollem Frieden wird es ruhen das deutſche Volk, gleich fern von Eroberungswuth, wie von ſklaviſcher Trägheit. Mit froher Zuverſicht ſehe jeder Deutſche der kommenden Zeit entgegen; das geſammte Europa im Bunde mit ihm, ſichert

ihm eine lange glückliche Ruhe, denn alle Nationen Europa's haben es erfahren, wie gefährlich die Sorgloſigkeit bei Frankreich's Anmaſſungen ſei. War es nicht Frankreich, das mit England den Kampf auf Tod und Leben begann, das Oeſterreich's Glanz verdunkelte und Friedrich's Monarchie zu zernichten drohte, das Italien unterjochte, Spanien zur Einode ſchuf, des mächtigen Rußlands' alte Hauptſtadt verwüſtete und Schweden entehren wollte? — Der Finger Gottes brach des Weltenſtürmers Macht, befreite die Volker vom ſchmähligen Joch, zum ewigen Zeugniß, daß er die nicht verläßt, die ſich ſelbſt nicht verlaſſen!

Der Fahnenschwur.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache!
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!
Schwöret für das Vaterland!
Schwöret bei dem Ruhm der Ahnen,
Bei der teutschen Redlichkeit,
Bei der Freiheit der Germanen,
Bei dem Höchsten schwöret heut!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Erd' und Himmel soll ihn hören
Unsern hohen Schwur der Ehren,
Unsern Schwur fürs Vaterland.
Glorreich schwebe, stolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner soll von hinnen weichen,
Wo sich dies Panier erhöht.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne,
Daß sich jede Brust ermahne
Für das heil'ge Vaterland:
Mache, stolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfest,
Daß sie tausendmal erbleichen,
Eh nur einer dich verläßt.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Heil uns dieser Ehrenweihe!
Ewig lebe, deutsche Treue!
Ewig blühe, deutsches Land

Freiheit, teutſche Freiheit, ſchwebe
Um die Hütten, um den Thron!
Lug und Trug und Schande bebe!
Und zur Hölle fahre, Hohn!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Hebt ſie zu der Himmel Meiſter!
Hebt ſie zu dem Geiſt der Geiſter!
Hebt ſie hoch vom Erdentand!
Daß wir's treu und heilig halten
In Gedanken, Wort und That.
Gott wird doch zuletzt verwalten,
Was der Menſch beſchloſſen hat.

Gebet der Männer bei der Wehrhaftmachung eines deutſchen Jünglings.

Betet, Männer! — denn ein Jüngli
kniet —
Daß ſein Herz, ſein Eiſen heilig werde!
Küſſe, Knabe, fröhlich dieſe Erde,
Denn ſie iſt der Freiheit heil'ges Land,
Willſt du ſeinen Namen hören?
Gluhe bei dem Klang der Ehren!
Deutſchland heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Mache den Klang unſterblich ſeinen Ohren.
Deutſcher Jüngling, frei biſt du geboren,
Freiheit ſei dein Glanz! dein höchſtes Gut!
Ihr ſollſt du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein beſtes Herzensblut.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Seine Hüfte wollen wir bewehren
Mit dem Zeichen unbefleckter Ehren,
Mit der Männer ſtolzer Waffenzier;
Auch ſein deutſches Herz zu weihen
Mir den ächten deutſchen Treuen
Stehen wir und beten hier.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet
Schwöre denn, jetzt Mann und nicht mehr
Knabe!
Schwöre deinem Lande bis zum Grabe,
Schwöre deiner Freiheit treue Huld!
Amen ſoll der Höchſte ſprechen!
Jeden Meineid wird er rächen,
Jeder Schande feige Schuld.

B ..t, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Und er hat den höchſten Schwur geſchworen.
t und dort ſei ihm das Heil verloren,
nn er dieſe Worte jemals ſchwächt
und Himmel ſollen zeugen!
enen müſſ' er dann dem Feigen
d erzittern vor dem Knecht!

Btet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Eiſen, du der Freien Freude,
Schmuck der Tapfern, köſtliches Geſchmeide,
Das der Hammer aus Metallen ſchlug!
Werde, ritterlicher Degen,
Deutſchem Lande Ruhm und Segen!
Werde Teutſchlands Feinden Fluch!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Jetzt biſt du geweihet, edle Klinge!
Fliege leuchtendgleich des Blitzes Schwinge,

Fliege flammend durch die Todesreih'n!
Daß die feige Schande bebe!
Daß die Ehre oben schwebe!
Daß die Freien sich erfreu'n!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Eisen, könnte untreu diesen schänden!
Dann empöre dich in seinen Händen!
Kehre gegen seine Brust die Gluth!
Dulde nimmer, Schwerdt der Ehren,
Daß Verräther bei dir schwören!
Dulde nie Tyrannenwuth!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Stehe auf, umgürtet mit dem Sta
Steye auf! es schau'n vom Hi'm.
Deine Ahnen fröhlich auf dein Fe
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Heldenkühn und ehrenfest.

Betet, Männer, heiligstes Ge
Gott im höchsten Himmel gebe Se
Diesem freien Mann und seinem
Daß er Blitz in deutschen Schlach
Gott behüte unsre Lande,
Unsre Seelen vor der Sc
Gott erhalte Deutschland fre

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Katechismus

für den

Teutſchen Kriegs- und Wehrmann,

worin gelehret wird,

wie ein chriſtlicher Wehrmann ſeyn und mit Gott in den Streit gehen ſoll.

Fürchte dich nicht, liebes Land, ſondern ſey fröhlich und getroſt, denn der Herr kann auch groſſe Dinge thun.

Joel, Kap. 2.

Gedruckt bei H. Kommerskirchen in Köln,
1815.

Universitäts-
Bibliothek
Greifswald

1953 9 453
[Ers.]

Vorrede.

Das teutſche Volk iſt in der Geſchichte uralt, und vor beinahe zweitauſend Jahren ſchon geprieſen worden wegen ſeiner Redlichkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Freiheit; und iſt auch in den ſpäteren Zeiten immer ein herrliches, mächtiges und freies Volk geblieben, bis auf die letzten zwanzig Jahre, wo die hinterliſtigen Fremden haben ſeine Herren werden wollen.

Vor etwa zweitauſend Jahren waren die Römer, die in Italien wohnten, das mächtigſte Volk der Welt, und hatten viele Länder und Völker bezwungen, und verſuchten auch an unſern Voráltern, ob ſie ſie zu ihren Knechten machen mögten; aber es wollte ihnen nicht gelingen. Und es ſind jetzt etwa achtzehnhundert Jahre, zu der Zeit, als unſer Herr Chriſtus als ein kleiner Knabe unter

den Menschenkindern wandelte, da setzten sie mit unzähligen Heeren über den Rheinstrom, und ließen Flotten mit gewaltigem Zeug und Kriegsgeräth ins Meer, und gedachten die Völker um den Rhein und die Weser und die Elbe bis an die Küsten der Ostsee zu bezwingen und zu ihren Sklaven zu machen. Das gefiel aber Gott nicht, sondern er erweckte den Teutschen einen gewaltigen Kriegsfürsten, einen Fürsten von dem Volke der Cherusker, die um die Weser und den Harz wohneten. Dieser Fürst war ein sechsundzwanzigjähriger Jüngling und hieß Arminius oder Hermann. Und er versammelte die Völker um sich, und vermahnete sie, daß sie die Freiheit, die sie von ihren Vätern empfangen hätten, lieber haben sollten, als das Leben. Und er rief, als er den großen Krieg begann, zu Gott und zur Gerechtigkeit, und schlug die Römer in vier Jahren in gewaltigen und blutigen Schlachten, und zermalmte ihre Macht, und machte ihnen auf immer eine Furcht vor den Teutschen, und erhielt seinem Vaterlande die Freiheit.

Und etwa vierhundert und fünfzig Jahre

nach dieſen Geſchichten zerſtörten die Teutſchen Roms und der Römer Herrſchaft über die Völker und Länder, und gründeten auf römiſchem Gebiete viele mächtige Reiche. Und wurden nun die Teutſchen aus Heiden Chriſten, und auch diejenigen Teutſchen wurden es, welche in dem Lande ihrer Väter blieben, das Teutſchland heißt bis auf den heutigen Tag.

Und etwa ſeit dem achthundert und vierzigſten Jahre nach Chriſti unſers Herrn Geburt ward das jetzige Teutſchland ein großes Reich unter einem Könige, der nachher Kaiſer genannt und viele Jahrhunderte als das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche und als der höchſte Herrſcher des Abendlandes verehrt ward. Und es ſtand das teutſche Reich in Herrlichkeit, und waren die Teutſchen ein großes Volk, wegen ihrer Macht und Streitbarkeit gefürchtet, wegen ihrer Ehrbarkeit, Treue und Gerechtigkeit geprieſen, und wegen vieler löblichen Künſte und Erfindungen des Friedens geehrt.

Und dieſes Glück und dieſe Ehre erhielt ſich unangefochten bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein, wo Haß und Zwietracht von innen und Neid und Hinterliſt

von auſſen die Teutſchen zu verwandeln anfingen. Es wurden aber ſeit dieſer Zeit die Franzoſen mächtig, ein immer eben ſo knechtiſches als unruhiges Volk, und ſäeten den Samen des Haſſes und Haders in Teutſchland aus, und ſuchten das Land zu verwirren und zu entzweien, und brachten häufig die Fürſten gegen einander und gegen das Oberhaupt des Reichs, den Kaiſer, in den Harniſch; und ſie zwackten durch Trug und Hinterliſt von unſerm Vaterlande viele herrliche Städte und ſchöne Landſchaften ab, doch mogten ſie es nicht unterjochen. Und ſo haben wir dieſes treuloſe Volk, das vor unſern Vätern weiland zitterte, zu ſchlimmen Nachbarn und Feinden, die auf uns lauren, und uns durch ihre Liſten immer mehr geſchadet haben, als durch die Waffen, worin wir es wohl mit ihnen aufnehmen mögen.

Nachdem nun vor etwa fünfundzwanzig Jahren die gräuliche franzöſiſche Umkehrung und Verwirrung begann, die mit einem franzöſiſchen Namen Revolution genannnt wird, und ihr verderbliches Gift über die ganze Welt ausgoß, iſt es auch unſerm teutſchen Vaterlande in mancherlei Drangſalen und

Kriegen und Nöthen hart ergangen, weil wir Teutſche nicht zu rechter Zeit alle für Einen Mann ſtehen und aufſtehen wollten, und nicht einträchtiglich und brüderlich zuſammenhielten, wie wir geſollt hätten. Am ſchlimmſten ward es aber für uns und für die Welt, als Napoleon Bonaparte im Jahr 1799 die Herrſchaft über Frankreich an ſich riß. Dieſem fürchterlichen und grauſamen Manne hat alles recht gedäucht, wodurch die Macht wächſt, und durch Verrath und Gewalt und Lüge und Hinterliſt hat er alle Länder und Völker betrogen und entzweiet, und viele ihm unterworfen, alle Thronen und Herrlichkeiten entehrt und geſchändet, und alles Glück und alle Freiheit und Freude, ſo viel er konnte, von der Erde vertilgt. Auch unſerm lieben und theuren Vaterlande, dem heiligen teutſchen Reiche, hat er eben ſo gethan.

Dieſer Napoleon Bonaparte war gebohren in der Inſel Korſika, welche im mittelländiſchen Meere liegt und von einem wilden, unruhigen und ſchlimmen Volke bewohnt wird. Er trug alle ihre Hinterliſt und Grauſamkeit vereinigt in ſich. Im Anfange der Re-

volution war er Leutenant bei dem schweren Geschütze, und stieg binnen vier Jahren durch Tapferkeit und durch verbotene Künste bis zum Feldherrn des französischen Heers in Italien, mit welchem er große Thaten that. Im Herbste des Jahrs 1799 bemächtigte er sich der Herrschaft Frankreichs und nahm den Titel Erster Konsul der französischen Republik an. Er versammelte jetzt einen Rath aus den schlechtesten und verworfensten Menschen Frankreichs, welche die fürchterliche Revolution in die Höhe gebracht hatte, und richtete mit ihnen die Ordnung des französischen Landes und seiner Regierung zu einer rechten Tyrannei ein. Alle Männer, die es mit ihrem Volke redlich meinten, wurden verhaftet, eingekerkert, verwiesen und hingerichtet; acht neue Bastillen wurden gebaut, und mit unglücklichen Gefangenen gefüllt; viele hundert, ja tausend Menschen verschwanden durch seine geheime Polizei, ohne daß ihre Freunde und Verwandte wußten, wohin sie gekommen waren; neue Gewaltgerichte wurden eingesetzt, welche entschieden, wie der Herrscher befahl, und welche die unschuldigsten Menschen, die ihm verdächtig waren,

plötzlich zum Tode brachten; Verschwörungen und Anscheine von Aufruhr und Verrath wurden von ihm und seinen Helfern eingefädelt und angezettelt, damit er diejenigen Männer wegräumen konnte, deren Tugend und Würde seiner Tyrannei im Wege stand; alle Freiheit der Rede, der Schrift und des Gedankens ward unterdrückt, damit die Einwohner Frankreichs wie das dumme und stumme Vieh der grausamen Gewalt gehorchen lernten; alles Vermögen der Menschen und alle Kräfte des Landes wurden einzig auf Soldaten gewandt, weil Napoleon wohl wußte, daß er die an sich gerissene Herrschaft nur durch Furcht und Schrecken behaupten könnte. Im fünften Jahr seiner Herrschaft, im Jahr 1804, legte er sich den stolzen Namen Kaiser von Frankreich und König von Italien bei, damit die übrigen Völker und Herrscher erinnert würden, wer er sich anmaaßte in Europa zu seyn.

Während er auf diese Weise in Frankreich regierte und wüthete, hatte er auch draussen in andern Ländern nichts versäumt, und durch Bestechungen, Ränke und Anzettelungen mit Verräthern und Schelmen vieles vorbereitet,

damit er die Völker und Länder ihm unterwerfen und die Thronen und Herrlichkeiten schänden könnte. Italien, die Schweiz und die Vereinigten Niederlande, die nach den Verträgen und Friedensschlüssen Frankreichs mit Oestreich und dem teutschen Reiche zu Lüneville und mit Großbrittannien zu Amiens freie Länder seyn sollten, behandelte er mit der grausamsten Willkühr ganz wie unterworfene Landschaften, und Spanien und viele teutsche Fürsten nicht viel anders.

Unruhig, arglistig und herrschsüchtig hatte Napoleon in Italien, Teutschland und allen Ländern so viel um sich gegriffen und angezettelt, daß die Herrscher seinen hinterlistigen Entwürfen nicht ruhig zusehen konnten. Im Herbste des Jahrs 1805 erklärten daher Rußland und Oestreich an Napoleon den Krieg; aber sie führten ihn nicht glücklich. Napoleon machte sich durch Hinterlist und Verrätherei zum Herrn von ganz Südteutschland und stiftete den Rheinbund. Diesen jammervollen und schändlichen Rheinbund kündigte er nebst seinen Anhängern und Schmeichlern an, als solle mit ihm die Freiheit und Herrlichkeit des teutschen Vaterlandes

beginnen. Er meinte es aber nicht so, sondern er meinte die Unterdrückung und Schändung der Fürsten und des Volks: der Rheinbund war der Anfang einer unerträglichen Knechtschaft. Das glorreiche Haus Oestreich hatte in diesem Jahre 1805 die teutsche Kaiserwürde und viele schöne Landschaften verloren. Den folgenden Herbst griff seine Herrschsucht Preussen und Nordteutschland an; und auch Preussen verlor seine Herrlichkeit und die Hälfte seiner Länder, und französische Grausamkeit, Habsucht und Gewalt ergoß sich nun über das ganze teutsche Reich von der Ostsee bis zum adriatischen Meere, und plagte die Völker auf die abscheulichste und unerhörteste Weise.

Napoleon, welchen das Glück übermüthig machte, und welcher Gott nie gefürchtet hatte, der oben im Himmel wohnet und früher oder später alle Frevler zerschmettert, behandelte unser teutsches Vaterland, das vormals das Land der Freiheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit hieß, mit der gräuelvollesten und abscheulichsten Tyrannei, und ward immer wüthender, je glücklicher er war, zumal da im Jahre 1809 Oestreich, das seine Herrschschaft

wiedergewinnen wollte, ihn nicht hatte überwinden können. Jetzt scheuete er sich nicht mehr vor Gott noch vor Menschen, sondern offenbarte mit der frechsten Unverschämtheit, daß er als ein höllischer und blutdürstiger Tyrann herrschen wollte. Er und seine Marschälle und Intendanten und Lieferanten und Zöllner und Polizeimeister haben unser Vaterland so geplagt und geschändet, daß es mit keinen Worten auszusprechen ist. Wir wissen alle noch und erinnern es uns mit Schaudern, wie die letzten acht Jahre gewesen sind, die wir verlebt haben. Es ist dies eine scheußliche Zeit gewesen und hat Teutschland in acht Jahren ärgere Gräuelthaten gesehen, als vorher nicht in Jahrhunderten; und hat Gewalt für Recht, Lüge für Wahrheit, Schande für Ehre gegolten; und ist viel unschuldiges teutsches Blut in der Fremde vergossen, wohin er viele Zehentausende teutscher Jünglinge mit seinen Heeren hinausgetrieben hat; und hat er viele edle und wackere teutsche Männer, weil ihnen ihr Volk und Land lieb war und sie seinen Gräueln nicht dienen wollten, in Kerker geworfen und auf Richtplätzen erschießen lassen; und

hat mit Lüge und Hinterliſt und Mord fürchterlich gewüthet und wird ſo wüthen, bis Gott der gerechte Richter ſieht, daß ſein Maaß voll iſt: dann wird er ihn zerbrechen. Und war es in der Welt dahin gekommen, daß viele Kleingläubige anfingen zu zweifeln, ob ein gerechter und allwiſſender Gott im Himmel ſey, weil es dem frechen und übermüthigen Böſewicht alles nach Wunſch gerieth.

So iſt es in Teutſchland ergangen ſeit dem unglücklichen Jahre 1805; und ſchon war die Furcht und Verzweiflung der meiſten Menſchen dahin gekommen, daß ſie meineten, dieſem Manne könne nichts widerſtehen. Aber Gott, der die Gerechtigkeit und Freiheit nicht gar untergehen laſſen wollte, verblendete ihn in der Bosheit ſeines Herzens und er mußte ſich ſelbſt bereiten, was ihn verderben ſollte.

Weil er meinte, Teutſchland liege ihm ganz unter den Füßen, ſo wollte er nun auch Spanien niedertreten. Dieſes Land hatte ihm alles aufgeopfert, es hatte ihm Heere, Flotten und Schätze, ja Ehre und Freiheit hingegeben, damit es Frieden vor ihm hätte; es war faſt wie eine zinsbare franzöſiſche Landſchaft

gewesen. Aber das alles war ihm noch nicht genug; Spanien sollte ganz unterwürfig werden. Im Herbst 1807 hat er unter dem Scheine der Freundschaft die Schlüssel des spanischen Landes, die Hauptfestungen an der französischen Gränze, eingenommen. Im folgenden Frühlinge des Jahrs 1808 hat er den König und die Prinzen von Spanien mit treuloser Freundlichkeit zu sich nach Frankreich in die Stadt Bayonne gelockt, sie ins Gefängniß geworfen und von dem Throne gestürzt, worauf er seinen Bruder Joseph gesetzt hat. Er hoffte, die Heerde würde sich desto leichter treiben lassen, wenn man ihr die Hirten genommen hätte. Aber er hat sich sehr betrogen: denn die Spanier, ergrimmt über diese und viele andere Gräuel und Schändlichkeiten, sind in allen Landschaften aufgestanden, und haben die freien und tapfern Engländer über das Meer gegen ihn zu Hülfe gerufen. Und so ist ein schwerer und gewaltiger Krieg in Spanien gegen ihn entstanden, und alle Blicke der unglücklichen Völker, die Erlösung von seiner Gewalt hofften, haben sich dahin gewendet.

Es war aber in Spanien nicht bloß ein

gewöhnlicher Soldatenkrieg, ſondern das ganze Volk ſtand feindlich gegen ſeine Unterdrücker auf, und wollte ſeine Ehre, Gerechtigkeit und Religion von den franzöſiſchen Banditen und Räubern nicht entweihen laſſen. Und ſie verſammleten ſich, und gelobten ſich Eintracht und Treue und thaten den hohen Schwur, mit der Ehre ihres Vaterlandes zu ſtehen oder zu fallen, und bezeichneten ſich mit dem heiligen Kreuze, damit ſie zeigten, unter welcher Zuverſicht ſie auszögen; und ſo zogen ſie in fliegenden Haufen durch alle Landſchaften und belauerten die Franzoſen gleich giftigen Schlangen und reiſſenden Tigern bei Tage und bei Nacht in den Päſſen und Gebirgen und bei den Uebergängen der Ströme; und auf dieſe Weiſe haben ſie ihrer viele Tauſende vertilgt und ſich von dem Tyrannen nicht unterjochen laſſen. Denn wiewohl er dem ganzen Europa vorgaukelte, ganz Spanien von einem Ende bis zum andern werde bald bezwungen ſeyn, ſo hatte er doch nur einige Feſtungen und ein paar Landſtraßen in ſeiner Gewalt; alles Uebrige aber war im brennenden Aufruhr des edlen und tapfern

Volks gegen seine Plager und Räuber. Und Napoleons Macht ermattete fast; denn der schwere Krieg kostete ihm viele hunderttausend Soldaten und viele hundert Millionen Reichsthaler; aber das Land hat er doch nicht gewinnen können.

Aber sein Stolz war zu groß und er brannte vor Wuth und Wahnsinn, und wollte gegen das Schicksal und die Allmacht kämpfen. Und weil er in Spanien unglücklich stritt und sein Ruhm dort zu erlöschen schien, so wandte er seine Augen gegen Osten, und gedachte in seinem Herzen: Siehe, ich muß den Völkern zeigen, daß ich noch da bin, und an dem Dneper große Thaten thun, damit sie nicht hohnlachen und spotten, mein Glück sey untergegangen.

Und er versammelte ein gewaltiges Heer fast aus allen Völkern der Erde, daß, die es sahen, glaubten, es könne die Welt überwinden. Und im Sommer des Jahrs 1812 zog er aus mit einem zahllosen Zeuge von Reisigen und Fußknechten, an eine halbe Million Männer, gegen den Kaiser von Rußland, daß er ihn und sein Land über-

fechte. Aber es gerieth ihm nicht, wie er gehofft hatte. So groß war die Standhaftigkeit des Kaisers Alexander von Rußland, die Streitbarkeit seiner Heere und die Tapferkeit und Frömmigkeit des Volkes, daß ihm alle seine blutdürstigen und herrschsüchtigen Anschläge mißlangen. Der Kaiser Alexander rief sein ganzes Volk in die Waffen, und hieß es auf den mörderischen und banditischen Feind schlagen; und das Volk gehorchte gern der Stimme seines hochherzigen Herrschers und versammelte sich in allen Gränzen des weiten Reiches. Die Russen begannen aber diesen Krieg, wie ein christliches Volk jeden gerechten Krieg beginnen soll, mit Gottesdienst und Gebet, und zeichneten sich, wie die Spanier, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, damit sie jedermänniglich offenbarten, auf wen sie ihre Zuversicht setzten, und wie getrost sie der Gefahr und dem Tode für das liebe Vaterland entgegen gingen. So haben sie gethan, wie ein braves und stolzes Volk thun muß, und haben Hab' und Gut und Leib und Leben drein gesetzt, ja viele ihrer Städte und Dörfer der Verheerung und den Flammen preisgegeben, damit

ſie nicht die Sklaven fremder Tyrannei würden; und Gott der Herr im Himmel, der immer der Hort und Schirm der Redlichen und Gerechten iſt, hat ihre Arbeiten geſegnet und den böſen und tückiſchen Feind zu Schanden gemacht.

Im Monat Auguſt war Napoleon in die Gränzen des alten Rußlands eingedrungen, im Monat Oktober mußte er nach vielen ſchweren Schlachten und Niederlagen fliehen, und ward zugleich von Gott und von den Menſchen verfolgt, ſo daß Eiſen, Hunger, Schnee und Froſt ſein gewaltiges Heer verdarb. Er verlor auf dieſer ſchimpflichſten Flucht allen ſeinen Zeug, ſeine Kanonen, ſeine Waffen, ſeine Pferde und ſeine ganze Macht, bis auf 40,000 Mann, die krank und elendig durch Polen und Teutſchland entflohen.

Gott hatte durch die fürchterliche Strafe, wodurch er die banditiſchen Räuberſchaaren vertilgte, gewieſen, daß er noch der gewaltige Richter ſey; und alle Menſchen, die dieſes große Gericht Gottes geſehen oder gehört hatten, riefen: Siehe, dies iſt Gottes Finger, er will den blutigen Tyrannen verderben. Und die ſiegreichen Ruſſen zogen heran gegen die teutſchen Grän-

zeu, und der König von Preuſſen zog ihnen zu mit ſeiner Heeresmacht, und die Volker und Städte ſtanden auf und griffen zu den Waffen und riefen: Gott und Vaterland, Rache und Freiheit, alſo daß es über ganz Teutſchland klang, und die Schurken erſchracken und die Redlichen jauchzeten; denn ſie dachten, wie der ſchreckliche Tyrann nun in die ſieben und acht Jahre gewüthet und welch eine ſchändliche Sklaverei ſie hatten erdulden müſſen.

Und es waren die Unterthanen des Königs von Preuſſen und die Herzoge von Mecklenburg und die Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck die erſten, welche ſich für die Freiheit waffneten. Und die tapfern Ruſſen und Preuſſen zogen gegen die Elbe und über die Elbe, wo große und gewaltige Schlachten mit Napoleon gehalten wurden, welcher wieder zahlloſe Menſchenhaufen zuſammengetrieben hatte. Darauf ward im Sommer 1813 ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, weil man hoffte, Napoleon könnte endlich durch ſeine Verluſte Gott fürchten gelernt haben, und geneigt ſeyn, einen billigen und gerechten Frieden anzunehmen. Denn die hohen verbündeten Herrſcher fürchteten ſich, vergeblich Menſchenblut zu vergießen,

welches die größte Sünde ist. Aber Napoleon betrog auch diese ihre Hoffnungen, und war so stolz und übermüthig, als wenn die vielen Hunderttausende seiner Soldaten noch gelebt hätten, die in Spanien und Rußland und Polen begraben liegen. So ward denn nach einem Waffenstillstande von zwei Monaten wieder das Schwerdt gezogen, und der Kaiser von Oesterreich, der vergebens hatte Frieden stiften wollen, und der König von Schweden zogen den Verbündeten jetzt auch mit ihren Heeren zu, damit sie für die heilige Sache der Freiheit und Gerechtigkeit stritten. Aber Napoleon, welcher an der Weichsel und Oder und Elbe noch die meisten Festungen in seiner Gewalt hatte und wieder an der Spitze von 400,000 Mann stand, gedachte in seinem Sinn, sie zu zertheilen und zu bezwingen und dann hohnlachend auszurufen: Seht, wie groß ich bin! wie sichtbarlich ich der Liebling Gottes bin! denn auch der fünfte große Bund der Kaiser und Könige ist vor mir zerronnen. Gott aber gedachte es anders.

Die erste große Schlacht ward gehalten

in Schleſien an den Ufern der Katzbach, wo die Franzoſen an Todten und Gefangenen 25,000 Mann und 200 Kanonen verloren. Es waren Ruſſen und Preuſſen, die ſie ſchlugen, und der tapfere alte General Blücher befahl. Die zweite große Schlacht ward gehalten bei Dresden, wo die Verbündeten mit großem Verluſte von der Stadt zurückgeſchlagen und gegen die Berge Böhmens gedrängt wurden. Die dritte große Schlacht ward gehalten an den Gränzen der Mark und Sachſens, bei Dennewitz, wo die Preuſſen die Franzoſen zerſchmetterten. Sie verloren 20,000 Mann Todte und Gefangene, mehr als 100 Kanonen und viele Fahnen. Der Kronprinz von Schweden und die preuſſiſchen Generale Bülow und Tauenzien befehligten. Die vierte große Schlacht geſchah an den Gränzen Böhmens bei Kulm, wo die beiden Kaiſer von Rußland und Oeſterreich und der König von Preuſſen befehligten. Die Franzoſen verloren daſelbſt faſt die ganze Heerſchaar des Generals Vandamme von 35,000 Mann, welche erſchlagen oder gefangen ward. Der General Vandamme ſelbſt ward gefangen

und nach Sibirien abgeführt, damit er dort Zobel fangen lerne; denn solche Soldaten, welche, wie er und der Marschall Davouſt, das Handwerk von Henkern und Bütteln getrieben haben, dürfen nicht verlangen, gleich Ehrenmännern behandelt zu werden. *)

Nach so vielen und schweren Schlachten hielt Napoleon doch noch an der Elbe fest, wo er die Festungen Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, und den König von Sachsen nebst seinem Heere als einen zu treuen Freund hatte. Aber gegen den Anfang des Oktobers zogen sich alle siegreiche Heere der verbündeten Mächte rings um ihn zusammen, wie die schwarzen Wolken am Himmel sich zusammen ziehen, wann es wettern will. Das große Heer unter dem Befehle der drei Herrscher senkte sich aus Böhmen in Thüringen und Sachsen hinab; das schlesische Heer unter Blücher erzwang an einem blutigen Tage den Uebergang über die Elbe, überwältigte das ihm

*) Diese beiden Unmenschen sind nach dem Pariser Frieden im Frühlinge des verflossenen Jahrs glücklich wieder nach Frankreich zurückgekommen und stehen jetzt wieder als ein paar rechte Eckſäulen des Böſen neben Bonaparte.

entgegengeſetzte Heer bei Wartburg, jagte es in die Flucht und drang nun weiter auf der Ebene vor; der ſchwediſche Kronprinz mit ſeinen braven Schweden und mit den tapfern Preuſſen unter ſeinem Befehl ging ebenfalls über die Elbe, und ſchloß ſich an das ſchleſiſche Heer. Napoleon hatte ſich unterdeſſen mit allen ſeinen Streitkräften in die Gegend von Leipzig gezogen, und dort geſchah von dem 15ten bis 18ten Oktober eine mörderiſche Schlacht. Eine halbe Million Männer ſtritten gegen einander und mehr als 1500 Kanonen ſpieen Tod und Schrecken aus; es war eine Schlacht, als wenn die Erde untergehen ſollte. Durch Gott und durch die Tapferkeit der Verbündeten ward der wilde Wütherich aufs Haupt geſchlagen und mußte die geſchwindeſte und ſchimpflichſte Flucht nehmen. Hinter ſich aber ließ er faſt ſein ganzes Geſchütz und mehr als 100,000 Todte, Verwundete, Gefangene und Verſprengte; dazu alle Lazarethe voll vieler Zehentauſende von Kranken und Verwundeten aus den früheren Schlachten. Auf ſeiner Flucht von Leipzig bis Mainz verlor er durch Gefechte, Ermattung und

Hunger faſt noch die Hälfte des übrigen Heers und brachte von 400,000 Mann, die er ſeit dem verfloſſenen Winter wieder in Teutſchland zuſammengetrieben hatte, nicht mehr als 30,000 Mann über den Rhein, in einem ſo elenden Zuſtande, daß die Hälfte davon gewiß durch Krankheiten umkommen wird.

So hatte Gott auch in Teutſchland Gericht gehalten über die Boſen.

Und über alle Gränzen des teutſchen Landes von der Oſtſee bis zu den höchſten Alpen flog der hohe Freudenklang: Mit Napoleon und den Franzoſen iſt es aus, und die Völker freueten ſich und jauchzeten, und die unterdrückten Fürſten fielen der Sache der Gerechtigkeit bei, und der ſchändliche Rheinbund ward aufgelöſt und verrufen, und das Elend und die Schmach der letzten acht Jahre, und was Schelme und Verräther mit den Franzoſen gegen das Vaterland gefrevelt und angezettelt haben, ward laut vor aller Welt ausgeſprochen; denn es hatten beide Fürſten und Volk durch das lange Unglück genug gelernt, welche Früchte ihnen die Zwietracht getragen hatte, und wie ohne brüderliche Eintracht und feſtes Zuſammenhalten aller Teut-

ſchen kein Glück und keine Freiheit im Reiche beſtehen könne. Und ſo haben ſich nun alle zuſammen verſchworen und gelobt, in gemeinſamer Liebe und Treue miteinander zu ſtehen, das große Werk, das Gott ſo herrlich angefangen hat, zu vollenden, den Uebermuth der Franzoſen zu züchtigen und das liebe teutſche Vaterland zu befreien.

Und es iſt im Rath der hohen verbündeten Herrſcher einmüthiglich beſchloſſen, die Jünglinge und Männer des teutſchen Volkes in allen Landen wehrhaft und waffengeübt zu machen, damit die rechte Zuverſicht und der rechte muthige Sinn des Krieges entbreme, und damit es Napoleon, auch wenn er wieder neue Menſchenhaufen zuſammentreiben ſollte, doch unmöglich werde, wieder in die teutſchen Gränzen vorzudringen. Und ſo iſt denn über ganz Teutſchland ein Landſturm und eine Landwehr verordnet, eine löbliche und uralt teutſche und im Reiche heimiſche Einrichtung, die nur in den letzten Jahrhunderten verſäumt und vergeſſen worden war. Denn die Spanier und Ruſſen in den letzten Jahren und die braven Oeſterreicher und Tyroler einige Jahre früher, haben wohl bewieſen, wie fürchterlich dem Feinde

eine allgemeine Landwehr iſt, die im Glauben auf Gott und Vaterland ins Feld zieht. Auch die Preuſſen haben es dieſen Sommer und Herbſt gezeigt; denn durch den heiligen und frommen Eifer, womit ſie die Landwehr errichtet und bewaffnet haben, iſt binnen wenigen Monaten ihre Heeresmacht über 250,000 Mann gewachſen: und es ſtänden ohne dieſe allgemeine vaterländiſche Bewaffnung der tapfern Preuſſen die Franzoſen noch wohl an der Oder und Elbe.

. Dies iſt die Geſchichte der letzten großen Begebenheiten, wodurch der barmherzige Gott uns von der unerträglichen Tyrannei und Wuth der argen Feinde hat erlöſen wollen, welche unſer Vaterland ſeit zwanzig Jahren auf ſo mancherlei Weiſe zerriſſen, verheert und geſchändet und unſern Namen mit vielfacher Schmach bedeckt haben: alſo daß ſie uns und unſere Kinder nicht viel beſſer anſahen und behandelten, als das dumme Vieh, das nur zum Treiben gebohren iſt. Und ſind wir unſchuldig an dieſem gewaltigen Kriege und an ſeinen Verwüſtungen und an dem vielen Blute, das vergoſſen worden; ſondern allein Napoleons Stolz

und Herrſchſucht und der Geiz und der Uebermuth der Franzoſen iſt Schuld daran. Es iſt nun Gottes Wille, daß dieſer Stolz und Uebermuth gebändigt werden, daß die Franzoſen beſtraft werden für ſo viele himmelſchreiende Gräuel, die ſie in allen Ländern und Völkern verübt haben; es iſt Gottes Wille, daß die teutſchen Männer aufſtehen, des gerechten Zorns gedenken und auf die Franzoſen und ihren Tyrannen ſchlagen und Ehre und Freiheit wieder gewinnen, welche ſie von ihren Vätern geerbt und welche die hinterliſtigen Wälſchen ihnen ſo treulos geſtohlen haben; es iſt Gottes Wille, daß ſie ihre jenſeits des Rheins wohnenden Brüder befreien und die Menſchen teutſcher Art und Sprache wieder zum Reiche fügen, welche Hinterliſt und Verrätherei davon abgeriſſen haben. So daß man bei dieſer Betrachtung den gegenwärtigen teutſchen Krieg wohl einen chriſtlichen und heiligen Krieg nennen mag; denn hätte Napoleon länger geherrſcht, ſo wäre alle Freiheit, Tugend und Gerechtigkeit von der Erde verſchwunden.

Damit nun den teutſchen Menſchen das rechte Herz des Krieges wachſe und ſie wiſ-

ſen, was Gott will und was ſie thun ſollen — darum iſt dieſes Büchlein verfaſſet. Denn ſie ſind Kinder eines edlen Volkes, und wäre es eine ewige Schande, wenn ſie als Sklaven leben mögten; und ihr Land iſt ein herrliches Land, und wäre es eine Schmach, wenn ſie darin nicht gebieten ſollten. Und mag man von Teutſchland wohl ſagen, wie es ſteht im 5ten Buche Moſes Kap. 33. „Dein Land liegt im Segen des Herrn, da ſind edle Früchte vom Himmel, vom Thau und von der Tiefe, die unten liegt; da ſind edle Früchte von der Sonne und edle Früchte der Monden und von den hohen Bergen und von den Hügeln für und für, und edle Früchte von der Erden und was darinnen iſt.“

Gott, der die Herzen regiert und mit dem Geiſte des Muthes anbläſt, gebe, daß dieſes Büchlein viele Früchte trage und daß in den teutſchen Männern der Stolz und die Zuverſicht auf den Gewaltigſten erwachſe, wodurch der Tyrann zerſchmettert und die Peiniger und Unterdrücker aus den letzten teutſchen Gränzen vertrieben werden. Wahr-

lich, teutſche Männer, ich mögte zu euch reden, wie Moſes einſt zu den Kindern Iſrael redete, 5. B. Moſ. Kap. 6. „Und dieſe Worte, die ich dir heute gebiete, ſollt du zu Herzen nehmen, und ſollt ſie deinen Kindern ſchärfen und davon reden, wann du in deinem Hauſe ſitzeſt oder auf dem Wege geheſt, wann du dich niederlegeſt oder aufſteheſt. Und ſollt ſie binden zum Zeichen auf deine Hand, und ſollen dir ein Denkmal vor deinen Augen ſeyn. Und ſollt ſie auf des Hauſes Pfoſten ſchreiben und auf die Thore, daß du und deine Kinder lange leben in dem Lande, das der Herr deinen Vätern geſchworen hat, ihnen zu erhalten, ſo lange die Tage vom Himmel auf Erden währen.“

So vernehmet denn alle dieſe Worte mit freudigem Muthe, und thut alſo, und lebet und ſterbet als ehrenwerthe und freie Männer; und Gott wird Teutſchland erhalten, und euren Kindern und Kindeskindern bis in das tauſendſte Glied Segen und Freiheit geben.

Zweite Vorrede.

Und es ward der groſse Krieg glücklich vollendet, wozu die teutſche Jugend mit dem frommſten und redlichſten Muthe ausgezogen war, und Teutſchland ward befreit, und Napoleon und ſeine Heere wurden in blutigen Schlachten, auch in Frankreich ſelbſt, geſchlagen und gedemüthigt. Und endlich drangen die verbündeten Heere nach groſsen Kämpfen und gewaltigen Siegen gegen Paris, die Hauptſtadt von Frankreich, vor, und erſtürmten ſie und nahmen ſie ein; den Franzoſen aber vergalten ſie nicht die Gräuel, die ſie in Teutſchland verübt hatten, ſondern meinten ſie durch Gnade und Güte zu beſſern. Aber der Böſe wird durch Gnade und Güte nimmer gebeſſert, ſondern allein die Furcht vor der Strafe bändigt ihn. Napoleon Bonaparte, nachdem ſeine Macht zerbrochen war, ward von dem Thron geſtoſsen, den er durch alle unmenſchlichſten Schanden und Gräuel befleckt hatte, und eine kleine Inſel an den Küſten Italiens, welche Elba heiſst, ward ihm zum Wohnort angewieſen; der vertriebene König von Frankreich aber, Ludwig der

Achtzehnte, welcher über zwanzig Jahre im Elende gelebt hatte, bestieg den Thron seiner Väter wieder, und regierte mit Weisheit und Gerechtigkeit. Aber das französische Volk war lange schon verwildert; das Heer, das unter Bonaparte gefochten hatte, war an alle Schanden, an Gewalt, Raub und Mord gewöhnt; eine große Bande von Gaunern und Schelmen aller Art, die unter der vorigen Herrschaft der Tyrannei Helfer gewesen war, sehnte sich nach ihrem Haupte zurück, mit welchem sie die Welt geplündert und geschändet hatte. Und so saß der gute König Ludwig schwach auf dem Thron von Frankreich, und so geschah es, daß die Böswichter den Abgrund aller Laster, Napoleon Bonaparte, wieder aus der Insel Elba herbeigerufen, ihren König verjagt, und das Ungeheuer unter lautem Jubel wieder auf den Thron gesetzt haben. Dies ist geschehen im verflossenen Monat März.

Und weil man den Wütherich und seine wilden Entwürfe und die Entwürfe seiner Helfer und Anhänger kennt, so haben alle Herrscher Europa's ihn in die Acht erklärt und seinem Heere auf Tod und Leben den Krieg ange-

ſagt; denn das Unheilige muß vertilgt und das Ungerechte mit der Wurzel ausgerottet werden.

Und weil alle wackere teutſche Menſchen aufſtehen und zum Schwerdte greifen und für des Vaterlandes Freiheit und Glück ſtreiten ſollen, ſo iſt dieſer Katechismus für den chriſtlichen Wehrmann wieder gedruckt und vertheilt worden, damit jeder begreife, in wie heiligem und gerechtem Kriege er die Waffen trägt, und wie er ſich als ein teutſcher und menſchlicher und chriſtlicher Kriegsmann aufführen ſoll.

Gott wird dieſen Krieg ſegnen, weil die Redlichen gegen die Treuloſen und die Guten gegen die Schlechten ins Feld ziehen. Dieſer Gott, der ſich in den letzten Jahren ſo herrlich und wunderbarlich gezeigt hat, wird Teutſchland und das teutſche Volk nicht untergehen noch von ſchlechteren Völkern unterdrücken laſſen. Dies iſt unſere Hoffnung. Das aber iſt unſer tägliches Gebet, daß der teutſche Krieger durch Demuth, Freundlichkeit und Frömmigkeit nicht weniger geprieſen ſey, als durch Feſtigkeit und Tapferkeit.

Köln am Rhein, der 18. Mai des Jahrs 1815.

Erſtes Kapitel.

Von dem Böſen und vom Uebel.

Und es ſind viele Menſchen geweſen auf Erden von dem Anfang der Dinge her, und haben gefragt: Hat Gott nicht Alles gemacht, was im Himmel und auf Erden iſt? und iſt ohne ihn nichts, was da iſt? woher iſt denn das Böſe und das Uebel?

Iſt nicht Gott der Gütigſte, deſſen Güte reichet weiter, als die Himmel reichen, und die Sonne ſcheinet, und die Wurzeln in die Tiefen der Erde hinabſteigen?

Iſt nicht Gott der Heiligſte, in deſſen Weſen keine Lüge noch Sünde iſt?

Iſt Gott nicht, der da heiſſet hoch und tief und unermeßlich und unergründlich, der Weiſeſte und der Allſehende?

Warum hat denn Gott das Böſe und das Uebel gemacht?

Und ſo haben ſie viel gefragt und geklügelt, und haben keinen Ausweg funden und ſind Viele darüber zu Thoren und Narren geworden.

Ich aber ſage euch alſo:

Gott hat das Böſe und das Uebel nicht gemacht, ſondern es iſt, weil die geſchaffenen Dinge nicht ſo vollkommen ſeyn konnten, als der Schöpfer, und weil die Menſchen, die er nach ſeinem Bilde ſchuf, dies Bild nicht bewahrten, ſondern abfielen und ſündigten.

Darum iſt das Böſe und das Uebel in die Welt gekommen, und nicht durch Gott.

Gott hat es nicht gemacht, die Menſchen haben es gemacht.

Weil ſie den himmliſchen Urſprung verleugnet haben, müſſen ſie mit dem Böſen kämpfen ihr Lebenlang, und das Uebel begegnet ihnen auf den Landſtraßen, auch wo ſie es nicht ſuchen; und iſt ſeit Adams Fall keine vollkommene Freude mehr in der Welt geweſen.

Darum ſehen wir dieſes Leben nur als eine Wanderſchaft an, und der Himmel heißt unſer Vaterland und die Liebe Gottes das Ziel, wornach wir ſtreben ſollen.

Zweites Kapitel.

Von Zwietracht und Krieg.

Und Hader begann auf Erden, ſobald mehr Menſchen als zwei lebten, und ein Bruder erſchlug den andern, und mußte Kain unſtät und flüchtig werden, weil Abels Blut von ſeiner Keule troff.

Und es war Neid und Haß und Zwietracht und Mord und Krieg ſeit jenem Tage auf Erden, und iſt nicht geſtillt worden bis heute.

Und die ganze Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts redet nur von zerſtörten Völkern und Städten, von geſchleiften Mauern und erſchlagenen Männern, und wie die einen kommen und die andern verſchwinden, und die einen ſteigen und die andern ſinken — und erſcheint nichts Bleibendes auf Erden.

Doch hat Gott die Liebe des Friedens und die Sehnſucht nach Frieden in unſere Bruſt gepflanzt, als ein Zeichen ſeines himmliſchen Ebenbildes; und das Chriſtenthum ermahnt uns, daß wir ſollen barmherzig und freundlich ſeyn gegen alle Menſchen und unſern Nächſten lieben wie uns ſelbſt.

Wie darf denn Krieg ſeyn in der Welt?

Du Thörigter, geh hin und frage Gott und ſeine Geſchichte und Offenbarung, und ſie werden dir antworten; frage das Leben und die Erfahrung des Lebens, und ſie werden dir die Worte deuten.

Du ſollſt den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg; du ſollſt den Frieden lieben, aber die Welt haſſet die Ruhe. Darum iſt Krieg.

Durch Unglück und Noth ſollen wir lernen zum Himmel aufſchauen und bedenken, daß hienieden

nicht unſers Bleibens iſt, ſondern daß wir das Unvergängliche ſuchen ſollen.

Durch Unglück und Noth werden unſere Kräfte geübt, daß wir Gott nicht vergeſſen und nicht in eitler Faulheit und Wolluſt vergehen.

Denn unſere Unvollkommenheit könnte den ewigen Frieden nicht ertragen; ſondern alle Laſter der Weichlichkeit und Schande und Feigheit würden in demſelben die letzte Tugend der Menſchen ausrotten.

Weil wir ſo böſe ſind, darum iſt Krieg, und weil wir ſo nichtig ſind, darum iſt das Uebel. Wehe aber dem Manne, der nach unſchuldigem Blute dürſtet, der unſchuldige Völker zu unterdrücken trachtet! Seine Bosheit fällt auf ſeinen Kopf zurück und Gott im Himmel wird den Wütherich ſtrafen.

Drittes Kapitel.

Von des Menſchen Herrlichkeit.

Und du, der kleines Herzens iſt, ſieheſt alles ſo klein, und du, der leicht verzaget, magſt Gott nicht erkennen.

Darum klügelſt du viel mit den nichtigen Worten und ſpielſt wie ein Kind mit Fragen und Räthſeln.

Und weißt du nicht, als Gott die Dinge ſchuf von Anfang, als er die Erde hob aus den Waſſern, und die Himmel befeſtigte in den Höhen, und der Sonne und dem Monde ihre Bahn gab, und den Sternen wies, wo ſie wandeln ſollten.

Da machte er die Erde, daß ſie fruchtbar wäre, und Bäume und Pflanzen, daß ſie lieblich darauf grüneten und trügen Früchte, jegliches zu ſeiner Zeit.

Und Gott erſchuf Thiere auf dem Felde und Vögel der Luft und Fiſche im Meer; und war alles weiſe und gut, was Gott geſchaffen hatte.

Und zuletzt ſchuf er den Menſchen, ſein Gleichniß, und blies ihm ſeinen Athem ein, daß er Göttliches begehrete.

Und es ward der Menſch wohl verführt von der böſen Schlange, und fiel ab und ſündigte. Doch Gott verſtieß ihn nicht ganz, ſondern erlöſete ihn durch Jeſum Chriſtum, ſeinen einigen Sohn, und brachte die Lehre der Heiligung und die Botſchaft der Freude auf Erden.

Und iſt der Menſch der Erden Herr und ſoll herrſchen über die Thiere im Walde und über die Vögel des Himmels und über alles, was auf Erden iſt: daß ſie erkennen in ihm den Schatten des Himmels und das Bildniß deſſen, der ewig bleibt.

Denn ihm ward das Antlitz zu den Sternen gerichtet und die Sinne, daß ſie nach himmliſchen Dingen ſich ſehneten.

Und darum ſollen ſeine Gedanken ſtolz ſeyn, und ſein Herz freudig, daß er das Niedrige verſchmähe.

Und gefällt der Mann Gott nimmer, der im Staube kriecht oder aus geitziger Furcht redet, was ſein Herz nicht denkt.

Sondern ein edler Zorn iſt dem Herrn lieb, und ein muthiger Stolz, der ſich nicht beugen läßt.

Denn der Herr will, daß den er zum Herrn machte, herrlich ſey, und die dienen ſollen das iſt ein anderes Geſchlecht.

Viertes Kapitel.

Von des Menſchen Verworfenheit.

Denn Gott hat Thiere geſchaffen dem Menſchen zum Nutzen, und Wild in den Wüſten, und Schlangen und Gewürm, die auf der Erde kriechen, und hat es ihnen vom Anfang an eingegeben, daß ſie dem Menſchen dienen ſollen und zittern vor der Majeſtät, die trägt das Bild vom Angeſicht des Herrn.

Und ſehen die Thiere mit ihren Augen die Erde an, aber des Menſchen Haupt iſt ſtolz zum Himmel gerichtet, damit er hinaufſchaue, wo ſeine Heimath iſt.

Und hätte Gott nur Thiere gewollt und ſolche, die ein dienſtbares Gemüth hätten, wozu machte er den Menſchen und drückte ihm das Siegel der Majeſtät und Freiheit auf die Stirn?

Denn ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen thut, und was Gott ihm ins Herz geſchrieben, vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das iſt ein Knecht, und wer aus Furcht etwas thut, ein niedriges Thier.

Und es erniedrigen die Lüſte den Menſchen zum Thier und in Geitz und Dienſtbarkeit iſt die Thierheit verſchloſſen. Der Menſch aber ſoll gehorchen mit Freiheit, und das Rechte thun, weil es ſeinem Herzen gefällt.

Und es ſind viele Laſter ſchändlich zu nennen, doch das ſchändlichſte von allen iſt ein knechtiſcher Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Muth hängen die Schanden ſich an.

Wer mit hündiſchem Sinn das Rechte verſchweiget, der umſchleicht mit dem Unrecht bald auch das Recht.

Und ſo erwächſt der Geitz und die Lüge und der Neid und die Verleumdung und aller Laſter, die im Finſtern ſchleichen, eine zahlloſe Menge, und iſt zuletzt kein Ausweg mehr aus der Schande.

Und wann ſolches geſchieht, ſo häufen die Menſchen die Sünden und das Gold, und zittern jeden Tag, und eſſen im Jammer ihr Brod, und haben keine Freude und geben keine Freude.

Denn wen Furcht treibet, wie mag der fröhlich ſeyn? und wer auf Tugend nicht getroſt iſt, wie mag der zu Gott beten?

Denn Gott wohnt nur in den ſtolzen Herzen, und für den niedrigen Sinn iſt der Himmel zu hoch.

Denn auch die Demuth iſt ſtolz auf den Herrn

aber Sklavendienſt kriecht mit dem Gewürm im Staube.

Und Gott ſpricht: Ich habe die Verworfenen geſehen und die Buben, die mein Volk aus Furcht verkauften.

Und weil ihre Herzen verkehrt waren, hab ich ſie verkehrt, und weil ſie mit Fremden buhlten, hab ich ſie verworfen.

Und mag man heute wohl ſagen, wie der Prediger ſpricht: Es iſt ein groß Unglück, das ich ſah unter der Sonne, nemlich Unverſtand, der unter den Gewaltigen gemein iſt, daß ein Narr ſitzt in großer Würde und die Klugen unten ſitzen; ich ſah Knechte auf Roſſen und Fürſten zu Fuße gehen wie Knechte.

Fünftes Kapitel.

Vom gerechten und ungerechten Kriege.

Wann nun die Herzen klein werden zum Dienſt, und die Hohen nicht hoch und die Stolzen nicht ſtolz ſeyn wollen — dann kömmt das Elend über die Völker und Tyrannen wachſen wie die Drachen empor.

Und ſie ziſchen mit Mord und mit Blut und verwüſten die Welt, und ſchreien in ihrem trotzigen Glücke: Der Herr der Thronen hat uns zu Herrſchern geſetzt.

Und ſind doch die Treiber nicht her von Gott und die Plager gefallen dem Allmächtigen nicht, ſondern ſind die Brut der Bosheit der Menſchen und wachſen wie Unkraut aus der Schande empor; und gleichwie der Schlamm das Gewürm ausbrütet, ſo brütet die Sünde tyranniſche Frevler.

Wann nun die Blutigen Götter beiſſen wollen und die Ungerechten ſprechen: Betet uns an, denn wir ſind von Gott; — dann erhebe, o Mann, deinen Speer und ziehe das rächende Schwerdt aus der Scheide; dann verzage nicht zu ſterben im Streit und zu liegen als Leiche im Angeſichte des Himmels.

Denn wer Tyrannen bekämpft, iſt ein heiliger Mann, und wer Uebermuth ſteuert, thut Gottes Dienſt.

Das iſt der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das iſt das Blut, deſſen Tropfen Gott im Himmel zählt.

Und wer ſo mit den Vorderſten fällt in der Schlacht und mit den Tapferſten decket die Wege des Siegs, des Mannes ſpäteſtes Geſchlecht iſt geſegnet, und ſeine Kindeskinder wohnen in Freude und Ruhm.

Und ſein Gedächtniß iſt heilig bei ſeinem Volke, und ſeine Enkel beten an der Stätte, wo er für das Vaterland fiel.

So keimet unſterbliche Tugend aus Tugend und ein freies Geſchlecht erblühet aus redlichem Muth.

Darum ziehet getroſt in ſolchen Krieg und ſtreitet fröhlich unter dem Panier der Gerechtigkeit.

Wer aber für den Tyrannen ficht und, gegen die Gerechtigkeit das mordiſche Schwerdt zieht, deß Name iſt verflucht bei ſeinem Volke und ſein Gedächtniß blüht nimmer unter den Menſchen.

Sondern wo Raben krächzen, da wird er verflucht, und auf dem Rabenſtein da glänzt ſeine Ehre.

Und wer die Freiheit zu unterdrücken auszieht und damit unſchuldige Völker als Knechte dienen, der erhebt das Schwerdt gegen Gott den Herrn, und treffen wird ihn, der die Blitze vom Himmel wirft.

Denn früher oder ſpäter findet Gott den Uebermuth und miſſet jeglichem ſeinen gebührenden Lohn.

Und es gilt der alte Fluch gegen die Böſen, wie der Prophet ſpricht:

Wehe dir, du Verſtörer! meinſt du, du werdeſt nicht verſtört werden? und du Verächter, meinſt du, ich werde dich nicht verachten? wann du das Verſtören vollendet haſt, ſo wirſt du auch verſtört werden; wann du des Verachtens ein Ende gemacht haſt, ſo wird man dich wieder verachten.

Aber die Redlichen rufen mit dem Könige David:

Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns troffen

haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten in das Meer sänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Die Völker müssen verzagen und die Königreiche fallen, das Erdreich muß vergehen, wann er sich hören läßt, der den Krieg steuret in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennet. Seyd stille und erkennet, daß er Gott ist.

Sechstes Kapitel.

Von dem großen Tyrannen.

Und der Abgrund hat sich aufgethan, spricht der Herr, und die Hölle hat ihr Gift ausgespieen und die Schlangen ausgelassen, die da giftig sind.

Und es ist ein Ungeheuer gebohren und ein blutgefleckter Gräuel aufgestanden.

Und heißt sein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waisen, ein Name, bei welchem sie künftig Zeter schreien werden, wann arme Sünder zum Richtplatze gehen.

Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, so heißt Bonaparte Satans ältester Sohn.

Doch haben Viele ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und haben

ihn genannt Heiland und Retter und Befreier und den Mann, der da kömmt im Namen des Herrn, daß er die Welt erlöse.

Und doch kenne ich ihn nicht, spricht Gott, und habe ihn verworfen und werde ihn verwerfen, und ist kein Heil und keine Rettung und Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn nenne nach Gott.

Sondern durch Lügen ist er gewaltig geworden, und durch Mord und Verrath hat er seinen Stuhl gebaut. Und ist ein Zeichen der Zeit, wie sündlich die Menschen sind, und wie die Menschenkinder ferne wandeln vom richtigen Pfade, daß sie die Knechtschaft haben Errettung genannt und die Verruchtheit gepriesen als Tugend des Königs.

Und ist solchen Recht geschehen in ihrem bübischen Sinn und wird ihre Missethat fallen strax auf ihr Haupt.

Denn wer den Wolf Lamm nennt, den zerreisse der Wolf, und wem die Schlange gütig dünkt, den beisse die Schlange.

Aber ich werde die Missethat zerschmettern, und die Falschheit zeigen, und die Lüge zerstören, daß die Welt sich freue.

Wann die Sünde erfüllt ist, dann werfe ich ihn weg; wann des Unglücks genug ist, dann offenbare ich, wie schändlich er war.

Und ich rufe es aus mit starker Stimme, mit Worten des Grimms, die Feuerflammen sind; ich

auf es aus zu den Völkern über dem Meer, und zu denen, die in fernen Landen wohnen:

Auf, ihr Völker! dieſen erſchlaget, denn er iſt verfluchet von mir, dieſen vertilget, denn er iſt ein Vertilger der Freiheit und des Rechts.

Und ſie werden ſich verſammeln von den Inſeln und von den Bergen, die ferne ſtehen, und die Völker werden zuhauf ſtrömen und mit ihm treffen, und wird ſeyn viel Blutvergieſſens und Arbeit, bis das Heil komme.

Doch ſie ſollen nicht faul ſeyn mit dem Eiſen, damit bei ihren Enkeln die Freiheit blühe und Gerechtigkeit um die Hütten der Redlichen ſchwebe.

Siebentes Kapitel.

Von dem fremden Volke.

Höre du, der am Strande der Oſtſee wohnt, und auf den höchſten Alpen ſeine Heerden weidet, der von der Elbe die Schiffe zu den Inſeln ſchickt, und auf der Donau zu fernern Völkern fährt: höre du Volk, deſſen Väter ich geliebt habe, deſſen Land ich geheiligt habe zum Sitze der Freiheit.

Was willſt du länger trägen Sinnes ſeyn, und nicht gedenken, wer deine Väter geweſen?

Die hatten die Gerechtigkeit lieber als Gold, und Freiheit däuchte ihnen werther als köſtliche Steine.

Darum waren ihre Häuser voll Glückseligkeit, und Freude fehlte nimmer bei ihren Festen.

Denn der kühne Mann erfreut sich des Lebens, und wer frei ist, der hat der Güter genug.

Du aber hast mit den Fremden gebuhlt, und hast dir Affen zu Götzen gemacht; du hast nicht bedacht, wie verderblich der wälsche Tand dir ist, und hast der Ehre deiner Väter lange vergessen.

Deswegen ist die Staupe über dich gekommen, und die Knechtschaft hat sich dir auf den Nacken gesenkt.

Denn durch die Knechte verlerntest du die Freiheit deiner Väter und durch die äffischen Menschen was deinen Altvordern Zucht hieß; und lachtest über das Heilige in deinem Volke, und ward dir die Sitte deiner Väter zum Spott, und lachtest auch über mich, der im Himmel wohnet.

Und tändeltest in fremder Sprache fremden Lug nach, und verspieltest die teutsche Treue in schlüpfrigen Worten.

Denn die, mit welchen du buhltest, kennen die Treue nicht, und Zucht und Sitte heißt ihnen ein lächerliches Ding.

Und du hast Wind gesäet mit ihnen, und Ungewitter geärndtet, und wirst es ärndten, wenn du nicht abläſſest und dich wieder wendest auf den Weg deiner Väter.

Siehe, diese säeten Gerechtigkeit, und ärndteten Liebe; du aber thust anders, du pflügest Böses, und ärndtest Unheil, und issest Lügenfrüchte.

Darum nicht länger ſollſt du das Kleinliche lieben und nicht nachäffen, worin die Eitelkeit wohnt.

Denn du haſt wohl erfahren, was ein Franzoſe iſt, und wie gütig die ſind, welche in Frankreich wohnen.

Ihre Worte ſind glatter als ein ſchlüpfriger Aal, und ihre Gebehrden freundlich auf Betrug geſtellt.

Doch die Falſchheit laurt in dem trügeriſchen Schein, und in den freundlichen Blicken brütet das Unglück.

Und ihre Rede ſchmeichelt ſüßer als Honigſeim, und wann ſie mit Liebe umhalſen, meinen ſie Arges.

Du aber ſollſt tragen ein männliches Herz, einen ernſten Blick, nud ein redliches Wort.

Denn ein Mann ein Wort, das hieß ſonſt der Teutſche, und er war ein geprieſenes Volk, ehe er das Fremde gelernt.

Denn zum Tand hat Gott den Teutſchen nicht geſchaffen, noch daß er durch Liſten die Herrſchaft gewinne; ſondern er gab ihm redlichen Zorn ins Herz, und Kraft in die Zunge, und einen ſtarken Arm.

Wehe ihm aber, wenn er länger tändelt mit Tand, und wenn ihm die Lüge der Fremden gefällt!

Dann verdamme ich ihn zum ewigen Knecht, und ſeine Väter verfluchen ihn, die im Himmel ſind.

Und wird ſein Name nicht mehr ertönen im Lobe der Freien und ſein Ruhm ſchweigen, wo man von Tapfern ſpricht.

Achtes Kapitel.

Von der Sünde und dem Unglück.

Und es ſind Viele, die da ſagen: unabwendbar war das Unglück, das uns die letzten Jahre getroffen, und wir hätten auf keine Weiſe ihm entrinnen mögen.

Denn Gott hat von Ewigkeit her den Lauf der Zeiten beſtimmt, und kein Sterblicher mag ſeine Wege wiſſen und meiſtern.

Und wäre es doch alles geſchehen, wenn wir auch klüger geweſen, und wäre es geworden, wie es heute iſt, wenn wir auch in der Treue unſerer Väter gewandelt wären.

Denn Loos wird geworfen in den Schooß, aber es fällt, wie der Herr will.

Ich aber ſage euch: ihr ſehet die Furchen noch friſch, worein ihr geſäet, und die Stricke ſind noch nicht verfault, worin ihr euch gefangen habt.

Denn eure Ausſaat heißt Zwietracht und Neid, und die Stricke eures Verderbens waren Wolluſt und Geiz.

Und war die Liebe von euch gewichen, und der Haß hatte die Herzen erkältet, und wußten nichts mehr von Teutſchland und von dem Vaterlande und von der alten teutſchen Ehre und Freiheit, und ließen der eine von dem andern, und gingen ein jeglicher ſeinen eigenen Weg, und trachteten

nur nach Gold und wie ſie des Tages am beſten gebrauchten.

Denn Gott im Himmel wohnt weit von uns, ſprachen ſie, und was hinter dieſem Leben liegt das iſt dunkel.

Darum weil ſie Gott vergaſſen, hat Gott ſie vergeſſen, und weil ſie auf Nichtigkeit gebaut, ſind ſie nichtig geworden.

Und ihre Sünde hat ſie gegeiſſelt, und nicht Gott, und in der Eitelkeit ihrer Herzen ſind ſie untergegangen.

Weil ſie nicht glaubten, darum verzagten ſie ſogleich, und wurden gegeben in die Hand ihrer Dränger.

Alſo gebahr die Sünde das Unglück und der Uebermuth brütete die Feigheit aus, daß ihre Männer wimmerten wie Säuglinge und ihren Fürſten geſchah, wie traurenden Wittwen geſchieht.

Wie der Prophet ſpricht: Ich will den Erdboden heimſuchen um ſeiner Bosheit willen, und die Gottloſen heimſuchen um ihrer Untugend willen, und will des Hochmuths der Stolzen ein Ende machen und die Hoffart der Gewaltigen demüthigen: daß ein Mann theurer ſoll ſeyn denn fein Gold und ein Menſch werther denn Goldſtücke aus Ophyr.

Wenn du dich aber bekehreſt und wieder zu Gott wendeſt, wird er ſich zu dir wenden und das Unglück von dir nehmen und dir ins Herz rufen:

Ich habe dich wider dies fremde Volk zur festen ehernen Mauer gemacht; ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben: denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette; und will dich auch erretten aus der Hand der Bösen und erlösen aus der Hand der Tyrannen.

Neuntes Kapitel.

Von dem Vertrauen auf Gott und von der Eintracht.

Und weil du nun siehest, woher dein Unglück gekommen und wie deine Schlechtigkeit und Zwietracht die Fremden zu deinen Herren gemacht, so mußt du zuvörderst wieder schauen auf Gott, und dem vertrauen, von welchem alle Dinge sind.

Denn der Glaube an Gott thut noch täglich Wunder, und die Zuversicht auf den Himmel überwindet die Hölle.

Und dem Menschen hilft keine Kraft ohne Gott, und eitel bleibt, was auf sterblichen Künsten gebaut wird.

Denn so spricht der Herr, der Gewaltige:

Einem Krieger hilft nicht seine große Macht, ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft, Rosse helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet nicht. Siehe des Herrn Auge

ſteht auf die, ſo ihn fürchten und auf ſeine große Güte hoffen.

Und dann muſt du Gott bitten, daß er dir gebe einen ſtillen, freundlichen und feſten Geiſt, einen Geiſt des Friedens und der Liebe, daß du alle deine teutſchen Brüder zu dir verſammeln magſt, und ſie weinen, daß ſie geſchieden waren in ihren Herzen.

Denn durch der Herzen Zwietracht iſt das Unheil gekommen, und durch die Thorheit der Feigen plagen fremde Henker dich.

Und ihr ſollet euch wieder brüderlich geſellen zu einander, alle, die ihr Teutſche heiſſet und in teutſcher Zunge redet, und den Trug bejammern, der euch ſo lange entzweit hat.

Und ſollet in Einmüthigkeit und Friedſeligkeit erkennen, daß ihr Einen Gott habet, den alten treuen Gott, und daß ihr Ein Vaterland habet, das alte treue Teutſchland.

Und ſollet gedenken, wie ihr ein freies Land von euren Vätern empfangen habet, und wie ihr euren Kindern und Kindeskindern die Freiheit hinterlaſſen müſſet.

Und ſo ſollet ihr die zerriſſene Treue und Liebe wieder zuſammenbinden und die einträchtige Freundſchaft brüderlich beſchwören.

Denn einer mag überwältigt werden, aber zwei mögen widerſtehen, denn eine dreifaltige Schnur reißt nicht leicht entzwei.

Und wann ihr den hohen und heiligen Schwur

gethan Gott und dem Vaterlande, dann müſſet ihr jedermänniglich das Schwerdt ziehen gegen den tückiſchen Feind, und auf ihn halten und ſchlagen in allen teutſchen Landen und ihn vertilgen mit der Schärfe des Schwerdts, ſo weit eure Gränzen ſtehen.

Und muß der Haß gegen die Franzoſen künftig euer Gränzhüter ſeyn und ſeine Furcht vor eurer Stärke eure ſicherſte Feſte.

Wer aber hinfort noch mit den Feinden ſteht, den treffe Schande und Fluch und Acht, und verbannet ihn, er ſey Hoch oder Niedrig.

Denn die Redlichkeit ſoll in euren Häuſern wohnen, und die Tapferkeit die Thore eurer Städte behüten.

Denn was die Liebe nicht bindet, das iſt ſchlecht gebunden, und was die Treue nicht ſchirmt, das beſchirmt kein Eid.

Zehntes Kapitel.

Von der Liebe und Verträglichkeit.

Es iſt kein köſtlicheres Ding als die Liebe, und mag die Liebe wohl die Herzenspförtnerin und Himmelspförtnerin heiſſen.

Denn ſie ſchließt der Menſchen Gedanken einander auf und verbrüdert die Herzen und bindet die Seelen an einander, und iſt keine Tugend auf Erden, die mit Gott ſo verwandt iſt und nach

den himmliſchen Gütern ſo ſehnſüchtig macht, als die Liebe.

Denn ſie war Gottes Geſellin von Anfang, als er alle Dinge ſchuf, und noch täglich wirkt ihre heilige Kraft Wunder und Glauben.

Denn ohne die Liebe erſtürbe alles auf Erden und kröchen unſere Gedanken mit den Würmern im Staube.

Ohne die Liebe wäre Finſterniß Gottes Name und die Unſterblichkeit nichts als ein geſpenſtiſcher Traum.

Darum, ſo ihr wieder ein Volk werden wollet und herzinniglich fühlen, daß alle Teutſche Brüder ſind, müſſet ihr vor allem nach der Liebe trachten und wie ihr durch Freundlichkeit und Sanftmuth die teutſchen Herzen gewinnen möget.

Und ſollet ihr nicht mehr thun, wie ihr gethan habt in den Zeiten des Haders und Unheils, daß die Menſchen der einen teutſchen Landſchaft die Menſchen der andern Landſchaft haſſen und daß ein teutſcher Mann den andern verſpottet.

Denn dadurch ſeyd ihr die Knechte der Knechte geworden, und mußtet euch vor dem ſklaviſcheſten Volke auf Erden beugen.

Ihr mußtet kriechen vor denen, welche die Freiheit nicht kennen und welche alles Heilige in Gelächter verwandeln.

Sondern ſollet einander lieb und werth haben wie Brüder, alle, die in teutſcher Zunge reden,

von der Oſtſee bis zu den Alpen und von der Nordſee bis zum Niemenfluß:

Daß hinfort nicht mehr gehört werde Oeſtreich und Preuſſen, Baiern und Tyrol, Sachſen und Weſtfalen, ſondern Teutſchland, teutſche Ehre, teutſche Freiheit, teutſche Tugend der allgemeine Klang ſey und die Loſung, die gegen die Franzoſen gerufen wird.

Damit ihr aber dies könnet, darum ruſet Gott an, daß er euch die Liebe ins Herz ſenke und die Einmüthigkeit in eurer Bruſt pflanze.

Denn die Liebe verträget alles und hoffet alles und duldet alles, und iſt keine allmächtiger, gewaltige Dinge zu thun.

Darum, ſo eure Brüder in manchen Landſchaften andere Sitten und Bräuche haben, als ihr, ſo ſollet ihr des nicht ſpotten, ſondern alle Verſchiedenheit freundlich ertragen, und bedenken, welchen großen Krieg ihr führet, und daß nur Einmüthigkeit euch ſiegreich machen kann.

Und ſollet es alles zum Beſten kehren, auch wo etwas ungleich und ungrad iſt, und gegen die Irrenden ſanftmüthig und gegen die Thörichten liebreich ſeyn. Denn ein freundliches Herz gewinnt ſelbſt die Feinde, aber ein ſtörriſcher Sinn ſäet Zwietracht aus.

Und es wird der Satan der Bosheit nicht ſchlummern, und die Hinterliſt, die in euren Feinden lauret, nicht raſten.

Und ſie werden rufen: Hie Pabſt! hie Luther! hie Kalvin! merkt auf, was ihr thut; horcht auf, was die wollen, die euch zum Kriege verſammeln.

Und ſie mögten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuen, und euch die Hände in Bruderblut baden laſſen, damit ſie die Herren bleiben.

Ihr aber ſollet nicht hören auf dieſe, ſondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin, und daß mir alle gefallen, die reines Herzens ſind und mit einfältigen Sinnen ſich zu mir wenden.

Denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen, und ſie ſehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder ſtammeln ſie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln.

Darum ſollen ſie auch freundlich und verträglich ſeyn mit einander und der verſchiedenen Arten und Gottesdienſte nicht ſpotten.

Wer anders thut, werde wie ein Frevler geſtraft und wie ein Verräther aus ſeinem Volke vertilgt.

Denn durch die Eintracht will ich dein Heldenthum erneuen und durch die Liebe ſoll der Ruhm deiner Väter erſtehen.

Eilftes Kapitel.

Von Soldatenehre.

Es ſind oft blutige und wilde Tyrannen geweſen, welche Freiheit und Gerechtigkeit zu vertilgen aufſtanden, und dieſe haben ihnen Leibwächter und Trabanten beigelegt, damit ſie ihren Leib gegen den Zorn ihrer Unterthanen beſchirmten, die ſie nicht als Menſchen ſondern als Sklaven gebrauchten.

Solche Leibwächter haben ſie über alle andere Menſchen erhoben, und Gnaden und Güter und großen Sold auf ſie gehäuft, damit ſie ihnen treu blieben.

Und ſind ſolche Söldner und Soldaten nicht anders geweſen denn reiſſende Thiere und Wölfe und Tiger, die da um Wolluſt oder Gold das Schändliche thaten.

Und iſt das aller Tyrannen Art geweſen bis auf dieſen Tag, und iſt auch die Art deſſen, der jetzt euer Plager iſt.

Dieſe Soldaten haben ſolches wohl ihre Ehre genannt, und gemeint, es gebe für ſie eine andere Ehre als für andere Menſchen.

Und iſt doch nur Eine Ehre und Eine Tugend für alle Menſchen auf Erden.

Ich will euch lehren, was die rechte Soldatenehre iſt:

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann ſoll für

ſeinen löblichen und gerechten König und Herrn und für deſſen Reich und Ruhm ſtreiten und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat ſoll ſein Vaterland und ſein Volk über alles lieben, und gern ſeinen letzten Blutstropfen verſpritzen, wann das liebe Vaterland in Gefahr ſteht.

Ein wackerer Soldat ſoll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geſchrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat ſoll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für dieſe freudig das Schwerdt ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einſt von jedem Tropfen unſchuldig vergoſſenen Blutes Rechenſchaft fordern wird

Ein wackerer Soldat ſoll nicht prunken mit der äuſſeren Ehre noch ſich auf Eitelkeit blähen; ſondern die Treue gegen das Vaterland ſoll ſeine Ehre ſeyn und ſein ſtiller Muth ſeine höchſte Zierde.

Verflucht aber wird die Ehre des Mannes, der gegen ſein Vaterland ſtreitet und für den hinterliſtigen Tyrannen gegen die Freiheit in den Krieg zieht.

Wehe ihm, der ſich ſolches unterfängt! Gott im Himmel wird ihn ſtrafen, ſey er Fürſt oder Knecht.

Denn ſein Finger hat gewieſen, daß er uns er-

retten will, und ſein ſtarker Arm, daß ihm Uebermuth nicht lieb iſt.

Darum, teutſche Krieger, das ſoll eure Ehre ſeyn, daß ihr das Vaterland lieber habt als Gold, und die teutſche Freiheit werther als das Leben, und die gottgefällige Tugend theurer als alle irdiſchen Güter.

Das ſoll eure Ehre ſeyn, daß keiner zweifle, Gott werde die Tapfern und Redlichen befreien; daß keiner verzage, in ſo heiligem Kampfe zu ſterben.

So werdet ihr von den Buben den Glanz nehmen, den ſie ſich geſtohlen, und werdet die Tyrannen vertilgen, und Ehre wird wieder Ehre heiſſen in euren Gränzen.

Zwölftes Kapitel.

Von Freiheit und Vaterland.

Und es ſind elende und kalte Klügler aufgeſtanden in dieſen Tagen, die ſprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

Vaterland und Freiheit leere Namen ohne Sinn, ſchöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört! Wo es dem Menſchen wohl geht, da iſt ſein Vaterland, wo er am wenigſten geplagt wird, da blüht ſeine Freiheit.

Dieſe ſind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und auf ſeine Gelüſte gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wehen des himmliſchen Geiſtes.

Sie graſen wie das Vieh nur die Speiſe des

Tages, und was ihnen Wolluſt bringt, dünkt ihnen das Einziggewiſſe.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geſchwätz und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Thier liebet; ſolche Menſchen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äuſſerlich tragen.

Der Menſch aber ſoll lieben bis in den Tod und von ſeiner Liebe nimmer laſſen noch ſcheiden.

Das kann kein Thier, weil es leicht vergiſſet, und kein thieriſcher Menſch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Menſch, haſt du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wornach deine Sehnſucht ewig tichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerſt ſchien, wo dir die Sterne des Himmels zuerſt leuchteten, wo ſeine Blitze dir zuerſt ſeine Allmacht offenbarten und ſeine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauſeten, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Wo das erſte Menſchenaug ſich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerſt mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Chriſtenthums ins Herz grub, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Und ſeyen es kahle Felſen und öde Inſeln, und wohne Armuth und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du biſt ein Menſch, und ſollſt nicht vergeſſen ſondern behalten in deinem Herzen.

Auch iſt die Freiheit kein leerer Traum und kein wüſter Wahn, ſondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel ſtammeſt.

Da iſt Freiheit, wo du leben darfſt, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weiſen und Geſetzen deiner Väter leben darfſt; wo dich beglücket, was ſchon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremde Henker über dich gebieten und keine fremde Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieſes Vaterland und dieſe Freiheit ſind das Allerheiligſte auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in ſich verſchließt, das edelſte Gut, was ein guter Menſch auf Erden beſitzt und zu beſitzen begehrt.

Darum auch ſind ſie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben ſie zum Himmel empor und wirken Wunder in den Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Teutſcher! bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuverſicht und Muth.

Daß keine Liebe dir heiliger ſey als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir ſüßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wieder gewinneſt, worum dich Verräther betrogen, und mit Blut erwerbeſt, was Thoren verſäumten.

Denn der Sklav iſt ein liſtiges und geitziges Thier, und der Menſch ohne Vaterland der unſeligſte von allen.

Dreizehntes Kapitel.

Von Beſcheidenheit und Demuth.

Zu der Zeit, als unſere Vorfahren am freieſten und glücklichſten lebten, gelobten die Männer und Ritter des Volkes, die ſich den Waffen weiheten, vor dem heiligen Altare Armuth und Keuſchheit und Demuth, und die durch die Macht die Herren waren, betrachteten ſich als die demüthigen Diener und Beſchützer der Kranken und Schwachen, der Hülfloſen und Unterdrückten, der Wittwen und Waiſen, und der Frauen und Jungfrauen.

Und war damals ein ritterlicher Mann und ein frommer Mann Eins.

Auch iſt von allen menſchlichen und chriſtlichen Tugenden keine lieblicher und werther, noch hat im Himmel irgend eine einen größeren Preis, als die Beſcheidenheit und Demuth.

Und ſoll der rechte chriſtliche Soldat mild ſeyn wie ein Lamm und muthig wie ein Löwe.

Aber dieſes herrliche Ritterthum verfiel, und es kamen ganz gemeine Soldaten auf, die oft nichts weiter waren als blinde und willenloſe Werkzeuge der Willkühr und Gewalt.

Und dieſe Soldaten wußten wenig von Gott und

von der alten Ritterlichkeit und Demuth; Freiheit und Gerechtigkeit hieß ihnen oft nur, was der Herr befahl, und die groſsen Heiligthümer eines edlen Menſchen, Volk und Vaterland, ſtellten ſie tief unter das prunkende Ding, das ſie Soldatenehre nannten.

Und ſie wurden oft gewaltthätig und einbildiſch, und meinten, ſie ſeyen beſſer, als alle andere Mitbürger ihres Landes, und die Bauren und Bürger ſeyen niedrigere Geſchöpfe und nur zum Laſttragen und Verhöhnen gebohren.

Daraus erwuchſen Trotz, Hoffart und Uebermuth; da hörte man hohe und laute Worte und ſahe ſchlechte und gewaltſame Thaten, und ward der Name Soldat faſt ein kleiner Name.

Denn die Leute glaubten oft, Soldat ſeyn und übermüthig ſeyn dürfen ſey Eins, und wer das Kriegskleid trage, der ſey von Rechtswegen der Uebrigen Herr.

Solches aber darf nimmer ſeyn bei einem braven Soldaten, der für ſein Vaterland und für die Freiheit in das Feld zieht.

Wer ſtark und gewaffnet iſt, dem ziemet die Freundlichkeit.

Darum iſt nichts lieblicher, als ein Soldat, der gegen alle Menſchen der freundlichſte und gütigſte iſt, und ein ſtilles und langmüthiges Weſen ſteht einem tapfern Manne wohl.

Die aber in Worten ſo groß ſind, ſind in Thaten oft klein.

Nicht gegen den unbewehrten Bürger und Bauer, nicht gegen Greiſe und Weiber und Kinder ſoll der Soldat feurig, trotzig und wild ſeyn; wann der Feind nahet, dann zeige er, wie feurig, ungeſtüm und gewaltig er ſeyn kann.

Das übermüthige und prahleriſche Weſen aber kleidet den Tapfern übel und entehrt das Eiſen, welches ein Mann an den Hüften trägt.

Vierzehntes Kapitel.

Von Güte und Milde.

Beſcheidenheit iſt der Schmuck des Tapfern, und Demuth die Zierde des Starken; aber die Güte vor allen iſt des Soldaten Ehrenkleid und die Milde ſein undurchdringlichſter Harniſch.

Wer das Schwerdt trägt, der ſoll freundlich und fromm ſeyn wie ein unſchuldiges Kind; denn es ward ihm umgürtet zum Schirm der Schwachen und zur Demüthigung der Uebermüthigen.

Darum iſt in der Natur keine gröſsere Schande als ein Krieger, der die Wehrloſen misshandelt, die Schwachen nöthet, und die Niedergeſchlagenen in den Staub tritt.

Das iſt der rechte Soldat, der in der Schlacht brennt wie eine verzehrende Flamme und niederreiſst wie ein ſchwellendes Waſſer, der aber in friedlichen Häuſern friedlich iſt wie ein fröhlicher Frühlingsregen und mild wie die Abendſonne des Sommers,

Denn der Krieg iſt ein Uebel und die Gewalt iſt das gröſzte Uebel.

Darum ſollen die, welche für den Krieg gerüſtet ſind, die gütigſten und mildeſten ſeyn, und ſollen wohl bedenken, daß einer im Himmel lebt, der die Gewaltigen zerſchmettern und die Trotzigen zermalmen kann.

Die Freundlichkeit aber bleibet in Ewigkeit und die Barmherzigkeit erlöſet von vielen Sünden.

Und wer ſein Herz aufthut in der Noth, dem wird von Gott auch der Himmel aufgethan.

Bedenke darum, o Menſch, welch ein fürchterliches Ding das Schwerdt iſt, und bändige den Trotz unter dem allmächtigen Gott, der auch die Trotzigen demüthigen kann.

Vergiß es nie, Soldat, daß du auch ein Menſch biſt und das alles Menſchliche auch über dich verhängt werden kann.

Denn zu wem mag der Wütherich rufen in der Noth? und wie mag Gnade von Gott hoffen, wer nicht gnädig iſt?

So ſchone denn des Wehrloſen und hilf dem Schwachen und ſey gütig gegen den Bedrängten, und nur gegen das Schwerdt gebrauche das Schwerdt.

Fünfzehntes Kapitel.

Von Habſucht und Grauſamkeit.

Der Soldat hat die Waffen angezogen, daß er ſein Vaterland und deſſen Ehre und Freiheit vertheidige,

ſeine Aeltern, Brüder, Weiber und Kinder beſchirme, und den übermüthigen und treuloſen Feind, der ſein Land bedroht und angreift, zurücktreibe und ſchlage.

Dies iſt ein heiliger und hoher Beruf, und Stolz, Hochſinn und Gerechtigkeit müſſen daher in der Bruſt eines chriſtlichen Soldaten thronen und Ehrſucht, Geiz, Habſucht und alle Niedrigkeit austreiben.

Mühen und Beſchwerden, Hunger und Durſt, heiſſe und arbeitvolle Tage, kalte und ſchlummerloſe Nächte, Gefangenſchaft und Kerker, Wunden und Tod — dieſes alles erwartet den Mann, der für ſeinen Herrſcher, ſeine Freiheit und ſein Land ins Feld zieht.

Das alles ſoll er nicht achten, ſondern wie es Gott gefällt empfangen, und mit Gott in den Streit gehen; denn er geht auf dem Wege ſeiner Pflicht.

Das iſt aber ein ſchändlicher Mann und ein ſchändlicher Soldat, der da auszieht, wie Raubthiere auszieben, der wie ein hinterliſtiger Tiger und eine unerſättliche Hyäne auf Raub lauert, den nach dem Hab und Gut und den Weibern und Jungfrauen der Fremden gelüſtet, und der meint, er dürfe alles, weil er die Macht hat und das Schwerdt führt.

In einem raubſüchtigen, geitzigen und wollüſtigen Menſchen kann Ehre und Treue nimmer wohnen, und auch Sieg und Glück werden von ihm weichen.

Gott ſucht zuletzt jede Miſſethat heim und beſtraft auch den verborgenſten Gräuel.

Denn der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels und aller Schande, und die andere plündern und

ſchänden, werden zuletzt ſelbſt die Geplünderten und Geſchändeten.

Ein ſolcher Soldat, der räuberiſch, hartherzig und grauſam iſt, heißt mit Recht viel ſchlechter als ein Straßenräuber, und ſollte wie andere Schandebuben mit Galgen und Rad beſtraft werden.

Denn er entehrt den heiligſten Stand des Bürgers und macht Stärke und Muth, welche die Menſchen beſchirmen ſollten, zu ihrem Fluch.

Ihr habt geſehen in dieſen Tagen, wer die Räuber ſind, über welche Gott Gericht gehalten hat.

Sie ſind gefallen die Wütheriche, welche ſich Herren der Welt nannten, ſie ſind gefallen, wie wenn ein wehrlicher Mann von Knaben erſchlagen wird.

So iſt ihre große Macht dahin geſtürzt und ihr frevler Trotz gedemüthigt durch Gott.

Auf Spaniens Fluren dörrt die Sonne ihre Gebeine, und in Rußlands und Polens Wäldern trugen ſie die Wölfe umher.

In Teutſchland auch lagen ſie zu Zehentauſenden erſchlagen und zu Zwanzigtauſenden ſtießen Lazarethe ſie als Leichen hinaus.

So hat Gott gerichtet, der gewaltig iſt, ſo hat der geſtraft, welcher den Gerechten das Panier erhöht.

Darum, teutſche Krieger, hütet euch, daß euch nicht Gleiches geſchehe, und beweiſet durch Gütigkeit und Freundlichkeit, daß ihr die Freiheit verdienet.

Sechszehntes Kapitel.

Von der Manneszucht.

Laß den Sturm los, und er entwurzelt den Baum; reiſſe die Ufer nieder, und der Strom verwüſtet das Land.

Alſo läſſet auch der Krieg alle wildeſten Kräfte los, und entbindet, was im Innerſten der Herzen Fürchterlichſtes brütet.

Darum iſt auch jeder Krieg, der nicht für Recht und Freiheit geführt wird, der größte Gräuel.

Aus der Ruhe werden die Stillen geriſſen, aus dem Frieden ihrer Häuſer werden die Sanftmüthigſten weggenommen. Sie ſollen alles wagen und dulden, was die Elemente Härteſtes haben und was menſchliche Liſt, Kunſt und Gewalt Grauſamſtes erfinden mögen.

In ſolchen Arbeiten und Gefahren wird der Sanftmüthige oft ungeduldig und der Stille wilder als recht iſt.

Wenn dies ſolchen begegnet, wie ſoll man diejenigen bändigen, welche von Natur unruhig, wild und gewaltſam ſind, daß ſie nicht thun, was ihre wüſten Herzen gelüſtet.

Damit dieſe nicht alle Schranken durchbrechen, deswegen iſt eine feſte Ordnung und eine ſtrenge Zucht und ein unverbrüchlicher Gehorſam erfunden — und das nennen ſie die Manneszucht.

Und ohne dieſe Manneszucht mögte wohl niemand Zwanzigtauſenden und Hunderttauſenden befehlen,

ſondern im Kriege würde alles durch Wildheit und Gewalt untergehen.

Dieſe Mannszucht muß bei teutſchen Soldaten jetzt die ſtrengſte ſeyn; denn es wäre unlöblich, wenn ein Volk, deſſen Väter wegen Ehrbarkeit, Frömmigkeit und Treue in der Geſchichte geprieſen werden, ſich durch wüſte und unmenſchliche Thaten befleckte.

Das iſt aber die Zucht eines chriſtlichen Soldaten, daß der Soldat ſelbſt in der bitterſten Noth nie und nirgends etwas Anderes begehren und nehmen ſoll, als Obdach und Speiſe, womit er ſich gegen das Wetter und gegen Hunger und Durſt ſchirme.

Und dieſes begehre und nehme er mit aller Freundlichkeit.

Wer etwas Anderes begehrt und raubt, wer lieber ein Dieb als ein Ehrenmann ſeyn will, den jage man ohne alles Erbarmen weg, oder erſchieſſe ihn allen zum Beiſpiel und Abſcheu, wie man tolle Hunde erſchieſſet.

Denn kein teutſcher Soldat ſoll im Kriege reich werden an Silber und Gold noch an Wolluſt und Schwelgerei, ſondern die Gerechtigkeit ſoll ſein Ziel und die Ehre und Tugend ſein höchſter Lohn ſeyn.

Der Krieg iſt eine heilige Arbeit, damit die Freiheit gerettet werde; er ſoll kein Gewinn ſeyn, wodurch der Krieger dem Räuber gleich wird.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Gottesfurcht.

Der Soldat ſoll ein Chriſt ſeyn; er ſoll es tief

in ſeinem Herzen empfinden und glauben, daß über ihm und ſeinem Schickſal ein heiliges Weſen waltet, das zu ſeiner Zeit einem jeglichen geben wird, was ſeine Thaten verdient haben.

Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerkleid um die Bruſt gelegt und die rechten Waffen angethan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feſte Gewiſſen in einer treuen Bruſt.

Wer Gott fürchtet, über den iſt niemand; denn die Furcht Gottes gehet über alles. Wer dieſelbige feſt hält, wem kann man den vergleichen?

Gleichwie ein Haus, das feſt in einander verbunden ſteht, nicht zerfällt von dem Sturmwinde, alſo auch ein Herz, das ſeiner Sachen gewiß iſt, das fürchtet ſich vor keinen Schrecken.

Der Krieg iſt ein wildes getümmelvolles Weſen und reißt alle Gelüſte und Triebe zur Wildheit und Bosheit; wer will den Soldaten zügeln, wenn es Gott nicht thut?

Der Krieg hat die größten Uebel und Plagen; nur ein frommer Sinn und die Zuverſicht auf Gott mögen den Muth und die Kraft immer aufrecht erhalten, daß ſie auch im größten Unglück nicht wanken noch zittern.

Der Krieg zeigt in jedem Augenblick Wunden, Verſtümmelungen, den Tod: Schmerzen und Quaalen vor welchen die menſchliche Natur oft erſchrickt und erblaſſet: der Chriſt erſchrickt und erblaſſet davor nicht.

Sein Bewußtſeyn, daß er auf dem Wege der Pflicht wandelt, daß er für Recht und Freiheit ſtreitet, iſt ſein Schirm und Schild; ſein Glaube, daß Gott ihn hier und dort hält, ſein feſter Hort.

Der Chriſt weiß: dieſes Leben, auch wenn es am beſten war, iſt nur ein flüchtiger Traum, kaum ein Schatten des Glückes; es kennt keine Angſt, er zittert vor keinem Tode, denn er hat die Zuverſicht eines beſſeren Daſeyns.

Der Chriſt allein weiß, was iſt und was ſeyn wird, und die leeren Schrecken bewegen ſeine Seele nicht; denn die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich und giebt Freude und Wonne ewiglich; wer den Herrn fürchtet, dem geht es wohl in der letzten Noth und er wird endlich den Segen behalten.

Der Chriſt iſt fröhlich im Leben, fröhlich im Tode, freundlich gegen die Freunde, und muthig gegen die Feinde; der Chriſt hat allein den rechten Stahl der Seelen, die rechte eiſerne Feſtigkeit, welche Sieg und Glück bringt und ſelbſt das Unglück überwindet.

Denn im Unglück erſcheinet die Probe, was ein Mann iſt und wie er glaubt.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Hingebung.

Und ich ſprach: die Liebe iſt die Meiſterin und Schöpferin aller Dinge und Gottes älteſte Geſellin,

und hat Gott alles mit der Liebe geſchaffen, und iſt nichts ohne die Liebe, was gut iſt, und wird ohne die Liebe nichts ſeyn.

Denn die Liebe giebt zu allen Dingen den einfältigen Sinn und den freudigen Muth und die hohen Gedanken, daß die Menſchen es vernehmen und ergreifen und fröhlich hinausführen.

Wer aber der Liebe mangelt, der iſt gleich einem kalten Winde und ſein Herz iſt leer wie eine tönende Schelle.

Und nach der Liebe werden wir genannt, weil wir Chriſten heiſſen, und unſre Religion heißt die Religion der Liebe, und Jeſus Chriſtus, Gottes einiger Sohn, unſer Heiland, gab ſich aus Liebe für uns in den bitterſten und ſchmählichſten Tod am Kreuze.

Alſo ſollen wir auch lieben, wie er geliebt hat, und thun, wie er gethan, und uns hingeben, und jede Stunde bereit ſeyn, das Letzte zu thun und zu leiden, ehe wir in das Unrecht willigen.

Und wann die hohe Pflicht gebietet, ſollen wir nicht zittern noch zagen, ſondern freudig unſern Weg gehen, und Gott vertrauen, und ihm, welcher die Himmel regiert, die Ausführung überlaſſen. Er wird es alles wohl machen.

Wohlauf denn, du treuer chriſtlicher Soldat! wohlauf du redlicher Teutſcher! dir erklingt der Zuruf: Steh für dein Vaterland auf, und jage die blutdürſtigen Räuber aus dem Lande.

Wohlauf, redlicher Teutſcher! mit fröhlichem

Muth in den Krieg! und zittre nicht unter Kugeln und Schwerdtern.

Denn die Böſen wollten die Gerechtigkeit vertilgen und die Gottesverächter wollten die Freiheit tödten.

Darum frage nicht, ob du wieder zu Hauſe kömmſt, ſondern höre allein das Gebot deines Gottes: als ein ehrlicher Mann für dein Land und für die Deinigen im Felde zu ſtehen und als ein Streiter Gottes zu kämpfen im heiligen Kriege.

Darum frage nicht mehr nach Silber und Gold, nach Häuſern und Gütern, nach Spielen und Freudern, ſondern frage allein, was recht iſt, und thue das Rechte, und hoffe auf den, bei welchem der Anfang und das Ende aller Dinge ſteht.

Und blaſe dir die rechte teutſche Liebe in dem Herzen auf, und fühle, wie herrlich die Arbeit und Gefahr für das Gute iſt.

Und Gott wird mit dir ſeyn und dir das Herz ſtärken und den Arm ſtählen und dir den rechten Feuermuth in die Bruſt hauchen, daß du deine Sache tapfer gewinneſt.

Denn Gott und die Liebe überwinden alles und iſt auch der Tod ein Nichts vor ihnen.

Neunzehntes Kapitel.

Wie ein teutſcher Soldat jetzt ſeyn muß.

Siehe ich habe ſchöne Tugenden gewieſen, welche einen Chriſten und Soldaten zieren. Ich könnte noch

mehrere weiſen; denn was irgend gut und löblich und ehrwürdig iſt, das ſtehet einem Soldaten wohl.

Wer aber ſein Vaterland über alles liebt, weſſen Herz für Freiheit und Ehre brennt, wer mit Beſcheidenheit und Gottesfurcht geſchmückt iſt, der trägt wohl einen Kranz ſchöner Tugenden und mag ein biederer und ehrenfeſter Mann genannt werden.

Dieſen Spiegel eines chriſtlichen Soldaten habe ich hingeſtellt, auf daß alle teutſche Soldaten ſich durch den hohen Reitz der Ehre und Tugend locken laſſen, nicht den vergänglichen Glanz des Augenblicks, ſondern den unſterblichen Glanz der Ewigkeit zu begehren.

Ich habe ihn hingeſtellt, weil wir in merkwürdigen und gewaltigen Zeiten leben, wo Gott mit ſeinem Weltgericht ſichtbar über die Erde hinwandelt, und wo ein jeglicher berufen iſt, durch edle Arbeiten und herrliche Gefahren darzuthun, ob er zu den Verworfenen oder zu den Redlichen gehört.

Dieſer hohe Ruf Gottes iſt auch an jeden teutſchen Mann ergangen. In Unehre und Elend liegt das heilige Vaterland, liegt das alte Germanien, das Land der Krieger, der uralte Sitz der Gerechtigkeit und Freiheit, erniedrigt und geſchändet, und grimmigen blutigen Kampfes und brennenden Zorns bedarf es, daß es wieder aufgerichtet werde.

Teutſchland hofft auf ſeine Kinder, es hoffet, ja es flehet, daß ſie ſo uralten Ruhm, ſo heiligen Namen, ſo ehrwürdige Erinnerungen, als auf dieſem geweihten Boden ruhen, nicht untergehen laſſen.

Aber teutſche Männer, wenn die Schande euch brennet und das Elend euch belaſtet, wenn ihr aufſtehen wollet und ſtreiten für euer Land, bis ihr es wieder gewinnet, oder in dem großen Kampf erlieget, ſo bedenket auch, welche Männer ihr ſeyn müſſet.

Nur durch redliche, freie, ehrenfeſte Männer wird das Vaterland gerettet werden.

Darum wenn ihr ſo Hohes wollet als die Auslöſchung der Schmach und die Abſchüttelung der Sklaverei, ſo müſſet ihr auch die Gedanken hoch ſtellen und mit ihnen zum Himmel hinaufſtreben, wo der höchſte Hort und Helfer iſt.

Neid und Haß, Eitelkeit und Ehrſucht, Geiz und Wolluſt muß fern ſeyn von dem, welcher für die heilige Freiheit und Gerechtigkeit ſtreitet.

Denn warum verabſcheuet und haſſet ihr die Franzoſen ſo ſehr?

Nicht allein, weil ſie eures Landes und eurer Leiber und Geiſter Herren ſeyn wollen, ſondern weil ſie geizig, wollüſtig, räuberiſch, und grauſam ſind, weil ſie nicht für Recht und Freiheit, ſondern für Raub und Gewinn in den Streit ziehen.

Euch geziemt es alſo, alles Rohe, Wilde, Räuberiſche und Schändliche von euch zu thun und vor eurem Volke und vor allen Völkern im höchſten Glanze der Ehre da zu ſtehen, daß die ganze Welt bekenne, ihr ſeyd würdig, freie und glückliche Männer zu ſeyn, jene Sklaven aber verdienen den böſen Deſpoten, der ſie mit eiſernem Scepter beherrſcht.

Denn wahrlich, waget ihr nicht beſſer zu ſeyn, als ſie, ihr bleibet ihre Knechte in Ewigkeit.

Letztes Kapitel.

Troſt und Verkündigung.

Und wenn du ſo, wie ich es dir gezeigt habe, empfindeſt, denkeſt, und handelſt, dann fürchte nicht, wackerer teutſcher Soldat, daß deine Kühnheit zu groß und der Kampf mit deinen Ueberziehern zu ſchwer ſeyn wird.

Wahrlich, wenn alle teutſche Männer, die das Schwerdt ausziehen, nichts wollen, als ihr Recht, ihre Freiheit, und ihre Ehre, wenn ſie feſt entſchloſſen ſind, für die große Sache zu ſiegen oder zu ſterben, nimmer werden ſie erliegen.

In einem redlichen und wackern Manne, der das Gute nur thut, weil es gut iſt, wohnet Gott wahrhaftig, es wohnt in ihm eine unermeßliche und überſchwängliche Kraft, die kein Teufel und keine Hölle beſiegen wird.

Das iſt der Preis der Tugend und der Ehrenſchein eines guten Gewiſſens, daß der Menſch an Antlitz und Gebehrde, an Sinn und Gedanken Gott ähnlich wird und göttliche und wunderbare Thaten vollbringt, die er ſelbſt nicht begreifen mag.

Drei Jahrhunderte hat der teutſche Löwe geſchlafen, drei unglückliche und verhängnißvolle Jahrhunderte. Er hat nicht mehr gefühlt, was ein Volk vermag, das nur Ein Ziel, Einen Athem und Ein Leben hat.

Denn Zwietracht hatte ihn zerriſſen, und Verrätherei hatte ihn geſchwächt, und Trug und Hinterliſt von eigenen und von fremden Buben hatte ein Netz des Unheils um ihn geſponnen.

Aber die Zeit iſt da, wo er wieder aufſtehen ſoll in ſeiner Herrlichkeit, und allen zeigen, wer er iſt.

Er wird erwachen, ſeine Feſſeln zerbrechen, und in fürchterlicher Herrlichkeit die Nichtigkeit und Elendigkeit derer offenbaren, die ihn in den Stricken der Hinterliſt und Büberei zu halten meinten.

Ja, teutſches Volk, Gott wird dir Liebe und Vertrauen geben, und du wirſt erkennen, wer du biſt und wer du ſeyn ſollſt.

Gott wird dir Flammen in die Bruſt blaſen, und den hohen und kühnen Geiſt der Freiheit in dir erwecken, der deine Feinde zerſchmettern wird.

Gott ſelbſt wird mit deinen Heeren ſeyn und dir als Streiter voran ſchreiten und deine Fahnen mit Sieg und Wonne ſegnen, wenn du glaubeſt, daß eine ewige Gerechtigkeit iſt, und daß im Himmel lebt, der die Tyrannen zermalmet.

Dann wird die Welt erſtaunen, und ausrufen: Wie? iſt dies daſſelbe Volk, dem man noch eben einen Strohwiſch hinſtellen konnte und ſprechen: dieſer bedeutet einen Franzoſen, dieſer bedeutet einen Befehl Napoleons, und das ſich davor bückte und ſtumm vorüberging?

Die Welt wird erſtaunen, denn ſie kannten dich nicht, und wollten nicht wiſſen, wodurch das böſe Verhängniß dieſer Tage über dich gekommen iſt.

Dann, wann ſolches geſchiehet und erſcheinet, wirſt du wieder ſeyn, was deine Väter waren, das Volk der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Begeiſterung.

Dann iſt der Hohn der Völker, die Schmach der Knechtſchaft, die ganze lange Elendigkeit dieſer matten Zeit vergangen.

Du blüheſt dann in Herrlichkeit, und deine Kinder werden in Herrlichkeit blühen.

Auf denn, teutſcher Mann! auf mit der Freiheit und der Treue gegen die Knechtſchaft und Lüge! auf mit dem alten teutſchen Stolz, mit der Tapferkeit und Redlichkeit deiner Väter! und fürchte dieſe Franzoſen nicht, welche nicht ehrlich durch die Waffen, ſondern bübiſch durch Hinterliſten und Lügen deine Herren geworden ſind.

Wahrlich die Franzoſen haben nur Schimmer, du aber haſt Flammen; ſie haben nur Geſchmeidigkeit, du haſt Kraft; ſie haben nur Lüge, du haſt Treue; ſie haben nur Prahlerei, du haſt Ehre; ſie haben nur Schein, du haſt That.

Darum fürchte ſie nicht, ſondern ſchaue kühnlich über ſie hin, als die da viel ſchlechter ſind als du.

Du wirſt ſie verwehen, wie der Wind Stoppeln verwehet, wann dein Geiſt in dir mächtig wird: ſie haben kaum die Geiſtloſen beſiegt.

Noch ein neues Kapitel.

Und der teutſche Geiſt war leuchtend geworden, wie ein trüber Himmel ſich hellt durch Donner und Blitze; und er hat gedonnert und geblitzt, daß die Böſen erſchrocken ſind.

Er iſt erwacht der teutſche Löwe, er hat ſich aufgerafft in ſeiner freudigen Kraft, und hat die Bande zerriſſen, womit der wälſche Fuchs den ſchlafenden umſponnen.

Und Gott der Herr ſelbſt hat für die Redlichen geſtritten und den Kindern der Freiheit mit Eiſen die Seele gefüllt, daß ſie nicht zagten in der grimmen Gefahr und den Tod umarmten, wie der Bräutigam die Braut umarmet.

Und er blies ihnen Demuth und Liebe in das Herz, und den Glauben, die unerſchütterliche Mauer des Siegs.

Und wie ſie auszogen in den heiligen Krieg, geſchmückt mit dem Zeichen der Erlöſung, mit dem Kreuze, ſo war ihnen auch himmliſche Gewalt in dem Herzen und im Schwerdt.

Und ſie zerſtäubten die Tyrannei, wie man Spreu zerſtäubt, und verwehten die Lüge, wie der Sturmwind die Stoppeln verweht.

Nun iſt der giftige Drache wieder aus ſeiner Höle geſprungen, und die Kinder der Verworfenheit haben ſich verſammelt um ihn.

Und er gaukelt wie die Hölle mit gleiſſendem Schein, und das untreue Lügenvolk klingelt und gaukelt mit ihm.

Und ſie wollen die Treuen bethören durch lockenden Klang und die Guten verblenden durch täuſchenden Schimmer.

Doch der Teufel hat lange ſchon ſein Geſicht entlarvt und die Finſterniß preiſt uns vergebens das Licht.

Gott hat ſie zerſchmettert und wird ſie zerſchmettern und die Gerichte der Völker werden kommen im furchtbaren Zuge.

Darum, teutſcher Krieger, fröhlich wieder hinein in den Kampf! und fromm und chriſtlich ausgezogen wie ein Streiter des Herrn!

Wer das Kreuz anbetet, erzittre nicht vor den Frevlern! wer für das Vaterland ſtreitet, trete freudig mit den Räubern in die Bahn!

Denn nach unſern Gütern gelüſtet die Böſen, unſre Siege verdrießen das prahlende Volk.

Darum gaukeln ſie wieder mit liſtigem Geihe, darum brauſen ſie wieder ins Verderben hinein.

Aber der Wächter auf den Sternen hält unſre Wache, der Beſchirmer der Gerechtigkeit iſt unſer Schild.

Sein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel! Sein ewiger Wille heißt Wahrheit und Recht.

Anhang von Liedern.

I.

Geiſtliche Lieder.

Troſtlieder.

1. Anrufung Gottes.

Großer Immanuel, ſchaue von oben,
Auf dein erlöſtes, erkauftes Geſchlecht.
Siehe doch, wie die Tyrannen noch toben,
Wie ſie verkehren die Wahrheit, das Recht;
Lüge und Irrthum muß gelten auf Erden,
Unſchuld und Wahrheit muß landflüchtig werden.

Seelen, die ſonſten ſehr eifrig gerungen,
Werden jetzt müde und ſchlafen faſt ein;
Scheints doch, als wenn ſie der Arge bezwungen,
Weil ſie ſo eifrig im Kampf nicht mehr ſeyn.
Menſchenfurcht pflegt man als Weisheit zu preiſen,
Laulichkeit ſoll nun Verleugnung gar heiſſen.

Kinder, die bis zur Geburt sind gekommen,
Sterben, weil Kraft zum Gebähren gebricht;
Jünglingen werden die Kräfte benommen,
Völlig zu brechen durchs Finstre ans Licht;
Alles wird irre, weil Argwohn regieret
Und auch einfältige Herzen verführet.

Schmerzlich erfähret man, wie sich jetzt trennen
Kinder der Mutter, die droben gebiehrt,
Wie sich die Brüder einander nicht kennen,
Herzliche Freundschaft sich täglich verliert,
Viele sich scheiden und viele sich spalten,
Weil man die Liebe so lässet erkalten.

Heiliger, wecke uns wieder die Liebe,
Lehre uns streiten als Brüder vereint,
Senk' in die Busen die himmlischen Triebe,
Daß wir verderben den tückischen Feind,
Daß sich durch Eintracht und redliche Treue
Freiheit und Tugend auf Erden erneue.

Dank wird und Preis dir, o Retter, dann singen
Nach dem Triumphe die fröhliche Schaar,
Liebliche Lieder dann werden erklingen,
Weil es beginnet das selige Jahr,
Wo wir vereinet in Freude und Wonne
Wieder begrüßen als Freie die Sonne.

Anon.

2. Reue über die Sünde.

Hilf, Herr! wir haben viel gesündigt,
Drum drückt uns Schmach und Unglück schwer;
Dein heilig Wort, das du verkündigt,
Das kannten wir im Trug nicht mehr,
Des Glaubens süßes Himmelslicht
Schien unsern blinden Herzen nicht.

Umnebelt waren wir von Dünsten,
Vom gaukelisch bunten Höllenschein,
Und spannen uns mit eitlen Künsten
Stets dichter in die Lüge ein,
Das Leben schwankte ohne Ziel,
Und jeder that was ihm gefiel.

Die fromme Liebe war erkaltet,
Die stille Demuth war dahin,
Was droben über Sternen waltet,
Erkannte nicht der trübe Sinn,
Von eigner Weisheit aufgebläht
Vergaß er Gottes Majestät.

Drum liegen wir so tief danieder,
Drum plagt uns fremde Tyrannei,
Daß Gott der Herr mit Schrecken wieder
Gesuchet und gefürchtet sey,
Daß wir erkennen, wie wir sind
Vor ihm wie Sand und Spreu im Wind.

Du Höchſter in des Himmels Höhen,
Des Name Huld und Gnade heißt,
O laß uns doch nicht gar vergehen!
O ſende deinen treuen Geiſt!
Erleucht' uns mit des Glaubens Schein!
Und hauch uns deine Liebe ein!

Dann ſtehn wir wieder auf in Freuden,
Dann kömmt uns Glück und Sieg zurück,
Dann heben wir aus langen Leiden
Zu dir empor den frohen Blick;
Dann klingen und dann ſingen wir:
Gott bleibt der Helfer für und für.

3. Troſt auf Gott.

Gott du biſt meine Zuverſicht,
Mein Schirm und meine Waffen,
Du haſt den heil'gen Trieb nach Licht
Und Recht in mir geſchaffen;
Du großer Gott,
In Noth und Tod,
Ich will an dir mich halten,
Du wirſt es wohl verwalten.

Und wenn die ſchwarze Hölle ſich
Mit ihrem Gift ergöße
Und trotziglich und mörderlich
Durch alle Länder flöße,

Gott bleibt mein Muth,
Gott macht es gut
Im Tode und im Leben,
Sein Recht wird oben ſchweben.

Und wenn die Welt in Finſterniß
Und Unheil ſich verſenkte,
Mir ſteht das feſte Wort gewiß,
Das Ewigkeiten lenkte,
Das ew'ge Wort
Bleibt doch mein Hort:
Laß nur den Teufel trügen,
Die Guten ſollen ſiegen.

O großes Wort! o feſter Stahl!
O Harniſch ſonder Gleichen!
Was Gott verſprach, was Gott befahl,
Das läßt mich nicht erbleichen;
Die ſtolze Pflicht
Erzittert nicht,
Mag Land und Meer vergehen,
Sie wird mit Gott beſtehen.

Drum walt' es Gott, der alles kann,
Der Vater in den Höhen!
Er iſt der rechte Held und Mann,
Und wird es wohl verſtehen.

Wer ihm vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Tode und im Leben:
Sein Recht wird oben ſchweben.

4. Ein anderes.

Es ſpricht der freche Böſewicht:
Ich bin durch mich geworden,
Und macht die Welt zum Hochgericht
Und lüſtet nur nach Morden,
Und ruft in ſeinem eitlen Wahn:
Die Länder ſind mir unterthan,
Ich bin der Herr der Erde.

Und weiß nicht, daß den Sternenſitz
Der höchſte Meiſter lenket,
Der ſchneller als ein Flammenblitz
Die Ewigkeiten denket,
Der Tyrannei wie Spreu verweht,
Sein heißt die erſte Majeſtät,
Sein Walten iſt ohn' Ende.

Er ſprach: Ihr ſollt das Rechte thun,
Und tauſendmal vergeben,
Er wird auch immerdar und nun
Mit allen Guten ſtehen,
Für Pflicht und Recht und Vaterland
Stärkt er der Schwachen Herz und Hand
Und heißt die Starken fliehen.

Der zieht die rechten Waffen an,
Wer ihm allein vertrauet,
Dem Helden, welcher helfen kann,
Wann Furcht und Tod ergrauet;
Wer ſich auf ſolchen Schutz verläßt,
Der ſteht in Glück und Unglück feſt,
Kein Teufel mag ihn ſchrecken.

Drum unverzagt und wohlgemuth,
Wer Freiheit liebt und Ehre!
Ein recht Gewiſſen ſtreitet gut
Und ſchlägt die größten Heere,
Ein treuer Sinn iſt ächter Stahl
Und überwindet tauſendmal
Was Gott den Herrn nicht fürchtet.

So kniet hin und betet an,
Und ſchwört die rechte Treue,
Daß ſich in jedem teutſchen Mann
Der alte Troſt erneue,
Daß wir den Glauben halten feſt,
Daß Gott uns nimmermehr verläßt,
Wenn wir ihn nicht verlaſſen.

5. Ein drittes.

Wann beginnt das Heil zu tagen?
Es brauſt mit Roſſen und mit Wagen

Wild durch die weite Welt der Krieg,
Brandgemahlte Teufel ſcherzen
Mit Menſchenrechten, Menſchenherzen,
Die ſchwarze Hölle hat den Sieg;
Sie rufen trozig aus
In alle Welt hinaus:
Jauchzet! jauchzet! das Heil iſt da!
Die Freiheit da!
Nun iſt der ew'ge Friede nah.

Doch die Wahrheit ſteht und ſchweiget,
Die ſtolze Freiheit traur't und zeuget
Des Satans glatten Worten nicht,
Die Ehre flichet von der Schande,
Die Treue räumet flugs die Lande,
Sie wohnet nur mit Recht und Pflicht.
Die hohen Zeugen all
Erklingen lauten Schall:
Nimmer, nimmer war Gottes Reich
Der Hölle gleich,
Ihr Bund iſt Elend, Trug ihr Steig.

Seyd gegrüßt ihr edle Zeugen!
Der höchſte Richter wird nicht ſchweigen,
Der waltend hoch auf Sonnen geht,
Der die lichten Himmelskerzen
Entzündet, der die Menſchenherzen
Mit ſeines Athems Kraft durchweht.

Er iſt der rechte Mann,
Der einzig helfen kann.
Preis dem Mächtigen! Preis dem Herr!
Es ſteht ſein Wort:
Das Gute ſieget hier und dort.

Tobe Satan! ſey verwegen!
Vor dieſer Macht zerſplittern Degen,
Zerſpringt der diamantne Stahl;
Gott will Recht und Ehre ſchützen
Und Trug und Bosheit niederblitzen
Mit ſeiner Rache Donnerſtrahl:
Der ſtarke, große Held,
Der Erd' und Himmel hält,
Schmettert Schande hinab ins Nichts,
Der Gott des Lichts
Iſt nicht ein Gott des Böſewichts.

Darum himmelan, Gedanken!
Mit Gott dem Helfer in die Schranken
Für Freiheit, Recht und Vaterland!
So ihrs meint mit rechten Treuen,
Bläſt Gott euch an mit Muth der Leuen
Und ſtärkt mit Kraft die ſchwächſte Hand.
Der gute fromme Gott
Er bleibt in Noth und Tod.
Fallet nieder, und betet an!
Der helfen kann,
Er ficht als Streiter euch voran.

II.

Ermunterungslieder vor der Schlacht.

1.

Friſchauf! ihr teutſche Brüder!
Friſchauf zum heil'gen Streit!
Der Satan drückt uns nieder,
Und wüthet weit und breit,
Er will die Erdenflur
Zur Schlangenwüſte machen:
Mit Tigern und mit Drachen
Verheeren die Natur;

Er will die Freiheit morden
Und brechen jedes Recht,
Der Trug iſt Herr geworden,
Es dient der Muth als Knecht,
Die Wahrheit fliehet fern
Vom blutigen Getümmel
Hoch in den lichten Himmel,
Sie klagt es Gott dem Herrn.

Drum auf! ihr teutſche Brüder!
Es hat's der Herr gehört;
Auf! ſchlagt die Schande nieder,
Die Recht und Licht zerſtört;
Auf! waffnet Herz und Hand
Mit alter teutſcher Treue,
Daß Redlichkeit ſich freue,
Daß zittre Lug und Tand.

Auf mit dem Herrn der Schaaren!
Wohlauf in Noth und Tod!
Es wird euch wohl bewahren
Der alte treue Gott,
Von ihm kommt alles her,
Zu ihm geht alles wieder:
Drum zagt nicht, teutſche Brüder,
Gott ſteht mit euch im Heer;

Gott ſteht mit euch im Leben;
Gott ſteht mit euch im Tod;
Will Gott den Arm erheben,
Wo bleibet, was euch droht?
Mit Gott das Schwerdt zur Hand!
Mit Gott hineingefallen!
Und laßt die Looſung ſchallen:
Gott, Freiheit, Vaterland!

2.

Flammet Herzen! wehet Fahnen!
Flammet! wehet himmelan!
Denn die Wonne der Germanen,
Denn die Schlacht ſie hebet an,
Und es tilgt der ſcharfe Stahl
Lange Schande, lange Quaal.

Klingt Trompeten! klingt Poſaunen!
Trommel ſchmettre wirbelnd drein!
Schrecken fliege und Erſtaunen
Mit uns furchtbar durch die Reih'n!
Vorderſt leuchtend ſchwebe Sieg!
Denn wir zieh'n in heil'gen Krieg.

Auch iſt einer mitgezogen,
Der am beſten ſtreiten kann,
Hat der Rache Schwerdt gezogen,
[illegible]r, ein gewalt'ger Mann —
Hört! ſein [illegible]e klinget Gott,
Und der Feinde Troß wird Spott.

Denn er heißt der Freiheit Retter
Und der Treue feſter Hort,
Weht wie Sturmwind dürre Blätter
Lug und Trug der Buben fort;
Gott iſt unſer Heil und Sieg,
Denn wir zieh'n in heil'gen Krieg.

Teutſche Ehre zu erneuen,
Zu vertilgen wälſchen Tand,
Zieh'n wir aus mit ächten Treuen
Für das heil'ge Vaterland,
Mit uns ziehen Pflicht und Recht;
Zittre drum, Tyrann und Knecht!

Zittre! denn wir wollen ſterben,
Sterben all' in Einem Muth,
Oder auch das Land erwerben
Mit dem Eiſen, mit dem Blut:
Teutſchland iſt's der Freiheit Land,
Tapfrer Männer Vaterland.

Darum, Herzen, werdet Flammen!
Darum, Fahnen, himmelan!
Teutſchlands Kinder, friſch zuſammen!
In dem Freiheitskampf voran!
Brecht der Knechtſchaft ſchnödes Joch!
Gott im Himmel lebet noch.

Hebt die Hände! laßt uns ſchwören!
Für das heil'ge teutſche Land,
Für der' Väter hohe Ehren
Herz und Schwerdt zum Sieg gewandt!
Laßt uns tilgen Hohn und Spott!
Betet alle: groß iſt Gott!

3.

Hinein in die Schlacht!
Hinein in die Reihen!
Wir wollen befreien
Das heilige Land;
Die Ehre zu rächen,
Die Schande zu brechen
Sind Herzen und Schwerdter
Zum Streite gewandt.

Hinein in die Schlacht!
Auf! flattert, ihr Fahnen,
Zur Ehre zu mahnen,
Zur Ehre, zum Sieg!
Auf klinget, Trompeten
Und Trommeln und Flöten,
Zum fröhlichen Reigen,
Zum heiligen Krieg!

Hinein in die Schlacht!
Auf! waidliche Herzen!
Heut tilget die Schmerzen
Der brennenden Schmach;
Heut färbet die Eisen,
Und lasset uns weisen,
Germanische Männer,
Was Treue vermag.

Hinein in die Schlacht
Zu ringen, zu ſtreben
Auf Tod und auf Leben
Für Freiheit und Recht!
Die Ehre erſtehe!
Die Schande vergehe!
Der Bube erblaſſe!
Es zittre der Knecht!

Hinein in die Schlacht
Mit fröhlichen Herzen!
Gleich flammenden Kerzen
Die Schwerdter heraus!
Die Blicke gehoben
Zum Helfer nach oben!
Er ſchirmet die Freien,
Er führet es aus.

4.

Auf! die Schwerdter hell heraus!
Und die Herzen froh gehoben!
Noch ſteht Gottes Himmelshaus,
Noch ſchwebt Gottes Rechte oben,
Noch hält Gott das Weltgericht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Laßt die Fahnen luſtig weh'n!
Laßt die Trommeln muthig klingen!
Gott der Herr wird mit uns ſteh'n
Und den Blitz der Rache ſchwingen.

Gott verläßt die Guten nicht,
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Tobe nur, du Höllenheer!
Wüthet, mordet nur, Tyrannen!
Gott verweht wie Sand am Meer
Schmach und Büberei von dannen,
Gott beſtraft den Böſewicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Auf mit Gott zum Heldenſtreit!
Auf für Freiheit und für Ehre!
Daß auf Erden weit und breit
Teutſche Redlichkeit ſich mehre!
Männer, auf für Recht und Pflicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Auf fürs alte teutſche Land!
Auf für alte teutſche Treue!
Daß ſich Schwerdt und Herz und Hand
Dieſem heil'gen Kampfe weihe!
Gott, der Tyrannei zerbricht,
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Klingt denn, Trommeln! Fahnen, weht!
Herzen, weht in lichten Flammen!
Für der Freiheit Majeſtät,
Für das Vaterland zuſammen!
Friſch hinein, und zaget nicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

5.

Friſchauf, ihr teutſchen Schaaren!
Friſchauf zum heil'gen Krieg!
Gott wird] ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg:
Mit Gott dem Frommen Starken
Seyd fröhlich und geſchwind,
Kämpft für des Landes Marken,
Für Aeltern, Weib und Kind.

Friſchauf! ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut,
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelwuth,
Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wie viel bittre Schmerzen
Sich Chriſtus hat geſchenkt;

Wie er am Kreuz gehangen
In heiſſer Todespein,
Damit uns ſollt verlangen,
Mit ihm im Licht zu ſeyn,
Damit wir könnten ſtreben,
Von Sündenangſt befreit,
In Gottes ſtillem Leben
Voll Lieb und Freundlichkeit,

Drum auf für teutſche Ehre,
Du tapfres Teutsgeſchlecht!
Der beſte Schild der Heere
Heißt Vaterland und Recht,
Als ſchönſte Looſung klinget
Die Freiheit in das Feld:
Wo ſie die Fahne ſchwinget,
Wird jedes Kind ein Held.

Drum auf, ihr teutſche Schaaren!
Friſchauf zum heil'gen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg;
Und wenn die ganze Hölle
Sich göſſe über euch,
Ihr ſprüht ſie, wie die Welle
Der Fels, zurück von euch.

6.

Erwache edler teutſcher Zorn,
Erwache heller teutſcher Muth,
Berauſche dich im Himmelsborn
Mit Feuerkraft und Feuergluth,
Nimm Gottes Freude dir im Herzen,
Nimm Gottes Zeichen dir am Hut,
So kannſt du mit der Hölle ſcherzen
Und lächeln in der Schlachten Wuth.

Der Satan ſteht mit ſtolzer Wehr,
Und prahlt, die ganze Welt iſt ſein,
Er ſchwinget trotzig Schwerdt und Speer,
Und bräut, es ſoll gewonnen ſeyn;
Doch zeige ihm des Kreuzes Zeichen,
Doch zieh dein Eiſen aus mit Gott,
Gleich wird ſein ſchnöder Trotz erbleichen,
Gleich wird der blanke Lug zu Spott.

Drum auf, drum auf mit Gott dem Herrn,
Du teutſche Jugend wohlgemuth,
Aus allen Landen nah und fern,
Und brich den wälſchen Uebermuth;
Drum auf mit heiligen Gebeten,
Und ſchwöre bei dem höchſten Hort,
Kein Feind ſoll teutſche Erde treten,
Den nicht dein ſchneidig Schwerdt durchbohrt!

Drum auf, drum auf zum heil'gen Streit
Für Freiheit, Recht und Vaterland!
Die Treue währt in Ewigkeit,
In Nichts zerrinnt der Hölle Tand;
Drum auf mit treuem teutſchen Herzen!
Drum auf mit altem teutſchen Muth!
Und mit der Hölle kannſt du ſcherzen,
Und lächeln in der Schlachten Wuth.

III.

Danklieder nach der Schlacht.

1.

Groß iſt Gott!
Es klingt ſein mächtig Werde,
Die Himmel wölben ſich,
Mit Blumen ſteigt empor die Erde,
Die Tiefe ſetzet ſich,
Der Jubelklang der Sterne,
Des Menſchen froher Lobgeſang
Tönt durch die Nähe, durch die Ferne
Den hohen Klang:
Groß iſt Gott, unendlich groß!

Allmächtig iſt Gott!
Er hebet aus dem Staube
Was niedrig iſt und klein,
Verwehet gleich dem Sand, dem Laube,
Was waget frech zu ſeyn;
Er ſchlägt die ſchnöden Spötter,
Ihr ſtolzer Muth wird eitel Nichts,
Er iſt der höchſte Gott der Götter,
Der Gott des Lichts.
Allmächtig iſt Gott, der ſtarke Gott!

Allmächtig iſt Gott!

Es zog in wilden Haufen
Die Hölle trotzig aus,
Sie prahlte: meine Roſſe ſaufen
Die tiefſten Ströme aus,
Sie prahlte: meinen Schaaren
Sind Meer und Länder unterthan.
Da kam der Himmelsheld gefahren —
Es lag ihr Wahn.
Allmächtig iſt Gott, der ſtarke Gott!

Barmherzig iſt Gott!

Er hat den Feind geſchlagen,
Er hat mir Sieg verliehn;
Was trotzig war, das muß verzagen,
Was ſchwach war, das wird kühn;
Er bricht die ſchweren Bande,
Er tilgt die fremde Tyrannei,
Er rettet mich von Trug und Schande,
Er macht mich frei.
Barmherzig iſt Gott, der fromme Gott.

Danket Gott!

Er will ſich gnädig weiſen,
Er führet unſern Krieg,
Nicht unſre Hände, unſre Eiſen,
Der Herr gab uns den Sieg.

Drum fallet fröhlich nieder
Und ſingt ihm lauten Lobgeſang'
Durch alle Herzen klinge wieder
Der hohe Klang:
Groß iſt Gott, unendlich groß.

2.

Wohlauf mit Herz und Muth!
Wohlauf! dem Herrn zu danken,
Der große Wunder thut
Und herrſchet ohne Schranken.
Auf! bringet Lob und Preis
Dem höchſten Gott und Herrn,
Der alles ſieht und weiß,
Was nah iſt und was fern.

Er iſt der große Held,
Der hoch auf Sonnen wohnet,
Der Unſchuld trägt und hält
Und Trug mit Schande lohnet;
Er iſt der ſtarke Hort
Der Freiheit und des Rechts,
Weht Liſt des Buben fort
Und Rath des feigen Knechts.

Sein heißt die Majeſtät,
Die Thronen ſein, die Lande,
Er ſtürzt was trotzig geht
In Elend und in Schande,

Was niedrig iſt und klein
Das hebt er aus dem Nichts
Zu hellem Ehrenſchein,
Der Gott des Weltgerichts.

Er half uns wunderbar,
Er war der *Schwachen Streiter*:
Wild ſchnob der Feinde Schaar,
Wild ſchnoben Roß und Reiter;
Sie brauſten ohne Zahl
Daher wie Fluth im Meer,
Sie ſchlug nicht unſer Stahl,
Gott, Gott war unſer Heer.

Drum klinget Freudenklang,
Drum ſinget Jubellieder,
Und fallt mit Lobgeſang
Vor ſeinem Throne nieder;
Auf! dankt ihm für und für!
Auf! dankt und betet an!
Gott, Gott iſt's dort und hier,
Der einzig helfen kann.

3.

Auf! danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Von dem die Erden ab und an
Und alle Himmel melden;

Auf! werdet heute Ein Geſang,
Auf! klinget heute Einen Klang:
Gott ſey allein die Ehre!

Denn trotzig gleich der Meeresfluth,
Wann wilde Stürme ſauſen,
Ergoß ſich grimmer Feinde Wuth
Mit Schrecken, Angſt und Grauſen,
Voran zog Hunger, Peſt und Tod,
Und durch die Länder ward gedroht:
Wer wagt mit uns zu ſtreiten?

Da ließ der Herr vom Himmelsſaal
Die Donnerſtrahlen ſchallen,
Sie ſchlug nicht unſer Arm noch Stahl,
Sie ſind durch Gott gefallen;
Der Held der Helden hat's gethan,
Im Staub zerſchmettert liegt ihr Wahn,
Ihr Trotz iſt ſtummes Schweigen.

Drum danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Und laſſet Weib und Kind und Mann
Die hohen Wunder melden,
Drum ſinget frohen Lobgeſang,
Drum klinget lauten Freudenklang:
Gott ſey allein die Ehre!

IV.

Lieder bei beſondern Fällen.

1. Der Fahnenſchwur.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache!
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!
Schwöret für das Vaterland!
Schwöret bei dem Ruhm der Ahnen,
Bei der teutſchen Redlichkeit,
Bei der Freiheit der Germanen,
Bei dem Höchſten ſchwöret heut!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Erd' und Himmel ſoll ihn hören
Unſern hohen Schwur der Ehren,
Unſern Schwur für's Vaterland.
Glorreich ſchwebe, ſtolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner ſoll von hinnen weichen,
Wo ſich dies Panier erhöht.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne,
Daß ſich jede Bruſt ermahne
Für das heil'ge Vaterland;

Mache, ſtolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfeſt,
Daß ſie tauſendmal erbleichen,
Eh nur einer dich verläßt.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Heil uns dieſer Ehrenweihe!
Ewig lebe, teutſche Treue!
Ewig blühe, teutſches Land!
Freiheit, teutſche Freiheit, ſchwebe
Um die Hütten, um den Thron!
Lug und Trug und Schande bebe!
Und zur Hölle fahre, Hohn!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Hebt ſie zu der Himmel Meiſter!
Hebt ſie zu dem Geiſt der Geiſter!
Hebt ſie hoch vom Erdenland!
Daß wir's treu und heilig halten
In Gedanken, Wort und That.
Gott muß doch zuletzt verwalten,
Was der Menſch beſchloſſen hat.

2. Gebet der Männer bei der Wehrhaftmachung eines teutſchen Jünglings.

Betet Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Daß ſein Herz, ſein Eiſen heilig werde.
Küſſe, Knabe, fröhlich dieſe Erde,

Denn ſie iſt der Freiheit heil'ges Land,
Willſt du ſeinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Teutſchland heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Macht den Klang unſterblich ſeinen Ohren!
Teutſcher Jüngling, frei biſt du geboren,
Freiheit ſey dein Glanz! dein höchſtes Gut!
Ihr ſollſt du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein beſtes Herzensblut.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Seine Hüfte wollen wir bewehren
Mit dem Zeichen unbefleckter Ehren,
Mit der Männer ſtolzer Waffenzier:
Auch ſein teutſches Herz zu weihen
Mit den ächten teutſchen Treuen
Stehen wir und beten hier.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Schwöre denn, jetzt Mann und nicht mehr Knabe,
Schwöre deinem Lande bis zum Grabe,
Schwöre ſeiner Freiheit treue Huld!
Amen ſoll der Höchſte ſprechen!
Jeden Meineid wird er rächen,
Jeder Schande feige Schuld.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Und er hat den höchſten Schwur geſchworen.
Hier und dort ſey ihm das Heil verloren,
Wenn er dieſe Worte jemals ſchwächt!
Erd' und Himmel ſollen zeugen!
Dienen müſſ' er dann dem Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Schönes Eiſen, du der Freien Freude,
Schmuck der Tapfern, köſtlichſtes Geſchmeide,
Das der Hammer aus Metallen ſchlug!
Werde, ritterlicher Degen,
Teutſchem Lande Ruhm und Segen!
Werde Teutſchlands Feinden Fluch!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Jetzt biſt du geweihet, edle Klinge!
Fliege leuchtend gleich des Blitzes Schwinge,
Fliege flammend durch die Todesreih'n!
Daß die feige Schande bebe!
Daß die Ehre oben ſchwebe!
Daß die Freien ſich erfreu'n!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Eiſen, könnte Untreu dieſen ſchänden,
Dann empöre dich in ſeinen Händen!

Kehre gegen ſeine Bruſt die Gluth!
Dulde nimmer, Schwerdt der Ehren,
Daß Verräther bei dir ſchwören!
Dulde nie Tyrannenwuth!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Stehe auf, umgürtet mit dem Stahle!
Stehe auf! es ſchau'n vom Himmelsſaale
Deine Ahnen fröhlich auf dein Feſt,
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Heldenkühn und ehrenfeſt.

Betet, Männer, heiligſtes Gebet!
Gott im höchſten Himmel gebe Segen
Dieſem freien Mann und ſeinem Degen,
Daß er Blitz in teutſchen Schlachten ſey!
Gott behüte unſre Lande,
Unſre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Teutſchland frei!

3. Des teutſchen Knaben Robert Schwur.

Der Knabe Robert feſt und werth
Hält in der Hand ein blankes Schwerdt,
Er legt das Schwerdt auf den Altar,
Und ſchwört beim Himmel treu und wahr:

Ich ſchwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwerdt in feſter Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir hold zu ſeyn.

Ich ſchwöre dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch
Mit Herz und Seele, Muth und Blut;
Du biſt des Mannes höchſtes Gut.

Auch ſchwör' ich heiſſen blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem franſchen Tand,
Daß nie ſie ſchänden teutſches Land.

Du droben in dem Himmelszelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o ſteh mir bei,
Daß ich es halte wahr und treu;

Daß ich, vom Lug und Truge rein,
Dein rechter Streiter möge ſeyn,
Daß dieſes Eiſen ehrenwerth
Für's Recht nur aus der Scheide fährt!

Und zieh ich's gegen's Vaterland
Und Gott, dann welke hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Aſt!
Dann werd' ein Halm dir Centnerlaſt!

O nein! o nein! o ewig nein!
Der Robert will kein Schurke ſeyn,
Der Robert ſchwört's bei Gott dem Herrn:
Die Ehr' und Tugend bleibt ſein Stern.

4. Geſang,

zu ſingen bei der Pflanzung einer teutſchen Freiheitseiche, zum Gedächtniß der Leipziger Schlacht.

Wir pflanzen die Eiche,
Den heiligen Baum,
Den König der Sträuche,
Im luſtigen Raum:
Ein fröhliches Zeichen,
Ein Denkmal der Ehre
Den Jahren, die weichen,
Erwachs er und währe
Jahrhunderte durch.

O ſtehe, und ſage
Dem Enkel noch an
Die Wonne der Tage,
Die heute begann:
Germaniſcher Männer
Gewaltige Tha'en
Und Siege bekenn' er,
Die herrlich gerathen
Durch Gott und ihr Schwerdt.

Denn heut iſt gekämpfet
Der blutige Streit,
Gewalt iſt gedämpfet,
Das Land iſt befreit:
Es lagen die böſen
Tyrannen im Staube,
Die Schande zu löſen
Erwand ſich der Glaube,
Und führt' es hinaus.

Drum ſtehe die Eiche,
Der heilige Baum,
Der König der Sträuche,
Im luftigen Raum:
Ein fröhliches Zeichen,
Ein Denkmal der Ehre
Den Jahren, die weichen,
Erwachs er, und währe
Jahrhunderte durch.

Er grüne und glänze
In freudiger Pracht,
Beſchatte, bekränze
Nur Männer der Macht,
Nur Tapfre und Freie,
Nur Teutſche von Tugend;
Doch freundlich auch weihe
Unſchuldiger Jugend
Er feſtliches Laub.

In Andacht nun tretet
Und Stille heran,
Und knieet, und betet
Zu dem, der's gewann:
Er lenket die Zeiten,
Er zündet die Herzen,
Kann Wonnen bereiten
Aus bitterſten Schmerzen.
Nun betet zu Gott.

5. Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker teutſcher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen
Mit hehrem heiligem Gefühl;
Drum muß die volle Bruſt erklingen
Ein volles helles Saitenſpiel.

Wem ſoll der Erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unſrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut,
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der Zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und ſteht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

Das Dritte, teutſcher Männer Weide,
Am hellſten ſoll's geklungen ſeyn!
Die Freiheit heiſſet teutſche Freude,
Die Freiheit führt den teutſchen Reih'n;
Für ſie zu leben und zu ſterben
Das flammt durch jede teutſche Bruſt,
Für ſie den großen Tod zu werben
Iſt teutſche Ehre, teutſche Luſt.

Das Vierte — hebt zur hohen Weihe
Die Hände und die Herzen hoch!
Es lebe alte teutſche Treue!
Es lebe teutſcher Glaube hoch!
Mit dieſen wollen wir beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang,
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde,
Erbrause freudig der Gesang:
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sey gehalten und geglaubt!

6. Des Soldaten Morgenlied.

Sey gegrüßet, heller Strahl,
Sey gegrüßet, süßes Licht,
Das durch Berg und Wald und Thal
Jung in lichten Flammen bricht!
Vögel singen frohe Lieder
Ob dem neu erwachten Tag
Und im Menschenbusen wieder
Wird die fromme Freude wach.

Und sie kehrt sich zu dem Herrn,
Der die sel'gen Höhn regiert,
Der am Firmament den Stern
Aller Wonne wandeln führt:
Preis dir, großer Sonnenwalter!
Preis dir, höchster Himmelsheld!
Schöpfer, Lenker und Erhalter,
Träger, Vater aller Welt!

Sieh, mich treibt wie wildes Meer,
Wann der Sturm vom Norden weht,
Unstät mein Geschick umher,
Welches nirgends heimisch steht,
Und im Wechseln und im Wanken
Wechselt auch mein armes Herz,
Lenkest du nicht die Gedanken,
Gott mein Vater, himmelwärts.

Ach! das Leben ist so wild,
Und so wild die Menschenbrust,
Wenn nicht du sie warm und mild
Füllest tief mit Himmelslust,
Wenn nicht du die wüsten Triebe
Von des Lasters Wahnen lenkst,
Und mit stiller, frommer Liebe
Sanft dich in den Busen senkst.

Leicht beschirmen Stahl und Wehr
Gegen jeden Erdenfeind,
Doch sie schirmen nimmermehr
Gegen den, der Seelen meint:
Da muß jede Kraft erliegen,
Jede Wehr wird da zu Spott,
Hilfst du stärkster Held nicht siegen,
Stehst nicht du uns bei, o Gott!

Nimm mich denn auch dieſen Tag
Gott, in deine fromme Hut,
Daß ich redlich kämpfen mag
Als dein Streiter feſt und gut;
Decke mich mit ſtarkem Schilde
Gegen Trug und böſe Luſt,
Und mit Freundlichkeit und Milde
Fülle, Vater, mir die Bruſt.

7. Des Soldaten Abendlied.

Gegangen iſt das Sonnenlicht,
Still ſchweiget Feld und Hain,
Und hell am Firmamente bricht
Hervor der Sterne Schein,
Und hell aus ſtiller Seele blickt
Ein wunderſamer Strahl
Von dem, der ewig waltend ſitzt
Im hohen Himmelsſaal.

Wie wäre doch das Menſchenkind
So elend, ſo allein,
Wenn nicht von oben zart und lind
Ihm käme dieſer Schein!
Es wäre nichts als Trug und Wahn,
Ein zitternd Blatt am Baum,
Ein Körnlein Sand im Ocean,
Ein Traumbild faſt vom Traum.

Das Leben wallt von Ort zu Ort,
Hat nimmer Ruh noch Raſt,
Und treibt im wilden Fluge fort,
Geſchnellt durch eigne Laſt;
Es brauſet wie ein ſchäumend Meer,
Das keine Ufer kennt,
Und wirft uns Tropfen hin und her
Im wilden Element.

Drum komm, o du, der Frieden bringt,
O Gott, in ſtiller Nacht,
Wo hell die Engelglocke klingt
Bei goldner Sterne Pracht, —
Komm, wirf den frommen Liebesſtrahl
Mir warm ins arme Herz,
Und die Gedanken allzumal
O zieh ſie himmelwärts;

Drum komm mit deinem Engelheer,
Du lieber Vater gut!
Du biſt die einzig feſte Wehr,
Die einzig ſichre Hut;
Gar nichtig iſt der Menſchen Macht,
Die eitle Eitelkeit,
Wen Gott bewacht, iſt wohl bewacht
Hier und in Ewigkeit.

8. Ein zweites.

Es kömmt der ſtille Abend wieder,
Es geht das Licht der Sterne auf,
Nun legen Tauſende ſich nieder,
Und ſtehn nach ſüßem Schlummer auf;
Allein dem Träger ehrner Waffen
Verkehrt ſich ſtündlich Tag und Nacht;
Für ihn iſt Ruhe nicht geſchaffen,
Die alle Weſen glücklich macht.

Den Krieger unter Waffentoſen
Erfreut der fromme Friede nicht,
Der von dem Schlummer ſüße Roſen
Der Freude und der Liebe bricht;
Denn fern von dem geliebten Herde
Ruft ihm das ſtrenge Schickſal zu;
Dein Unterbett iſt kalte Erde,
Der weite Himmel deckt dich zu.

Doch ſeyd gegrüßet, goldne Lichter,
Die liebend leuchten durch die Nacht
Und freundlich unſre Angeſichter
Hinaufziehn zu des Himmels Pracht!
Doch ſey gegrüßet, ew'ger Wächter,
Der auf den Sternen wandeln geht
Und wie den Blüthenſtaub Geſchlechter
Der Menſchen ſäet und verweht!

Was hat der Menſch im wilden Leben,
Den das Verhängniß faßt und treibt?
Was iſt ihm in der Noth gegeben,
Im Sturm, wo nichts beſtändig bleibt?
Zu dir, zu dir, der ohne Ende
Die Sonnen und die Erden hält,
Erhebt er betend ſeine Hände,
Du frommer Vater aller Welt.

So will ich freudig vor dich treten,
Mein Himmelsvater fromm und gut,
O lehr mich glauben, lehr mich beten!
Das iſt des Kriegers ſchönſter Muth,
Das iſt ſein Schild im wilden Streite,
Das iſt des Herzens feſte Macht,
Wann tauſendſtimmig das Geläute
Des Todes aus Kanonen kracht.

So will ich ruhig denn mich legen
Auf harte Erde wie auf Flaum.
Es ſtrahlt ja über mir dein Segen
Dort oben in dem lichten Raum,
Es wandeln freundlich ja die Sterne
Wie deine Boten her und hin,
Und deuten mir aus heller Ferne,
Daß ich hier unten Pilger bin.

V.

Weltliche Lieder.

1. Kriegslied.

Die Sonn' iſt auf, der Feind iſt da,
Auf Brüder! auf zum Streit!
Wer je dem Tod ins Auge ſah,
Der thu' es kühner heut.

Der Trommeln und der Pfeifen Spiel
Klingt luſtig durch die Reih'n,
Und Männer drängen im Gewühl,
'S will keiner hinten ſeyn.

Und Roſſe wiehern muthig hell,
Sie wiehern nach dem Kampf,
Und ſtampfen mit den Füßen ſchnell
Empor den heiſſen Dampf.

Heran, du hüpfender Franzos!
Du Männlein voller Tand!
Du Länderdieb! du Ohnehos!
Heut gilt's das Vaterland!

Heut gilt's den Herrn, es gilt den Knecht,
Die Jungfrau und die Braut,
Und teutſchen Namen, teutſches Recht,
Wovor dir Sklaven graut.

Und freier Männer freie Bruſt
Schlägt muthiger darob,
Und wirbt im Heldenſiege Luſt,
Im Heldentode Lob.

Der ſonſt aus vollen Backen blies,
Hier ſchweige, franſcher Wind!
Kein Mack, der dir den Rücken wies,
Iſt hier zur Flucht geſchwind,

Kein Auſterlitz, kein Jena wird
Gekräht von frembem Hohn;
Was hell an teutſchen Hüften klirrt,
Zahlt bittrer Schande Lohn.

Drum friſch! ihr Brüder insgemein!
Du altes teutſches Blut!
Und faßt das Schwerdt, und ſchlaget drein!
Und ſiegt und ſterbt mit Muth,

Und jagt die Franſchen über'n Rhein
Im Lauf und nicht im Schritt!
Wer lebt, der trinke ſeinen Wein,
Wer ſtirbt, den ſalbt damit;

Und wer geſtorben iſt, der heißt
Ein rechter Biedermann,
Er wird von Alt und Jung gepreiſt,
Man ſieht ihn brünſtig an.

2. Ausmarſch.

O du Teutſchland, ich muß marſchieren,
O du Teutſchland, du thuſt mir gut,
Meinen Säbel will ich ſchwingen,
Meine Kugel die ſoll klingen,
Gelten ſoll's Franzoſenblut.

Nun Ade! fahr wohl, Feinsliebchen!
Weine nicht die Augen roth,
Trage dieſes Leid gedulbig,
Leib und Leben bin ich ſchuldig:
Es gehört zum Erſten Gott.

Nun Ade! herzlieber Vater!
Mutter, nimm den Abſchiedskuß!
Für das Vaterland zu ſtreiten
Mahnt es mich nächſt Gott zum Zweiten,
Daß von euch ich ſcheiden muß.

Auch iſt noch ein Klang erklungen
Mächtig mir durch Herz und Sinn:
Recht und Freiheit heißt das Dritte,
Und es treibt aus eurer Mitte
Mich in Tod und Schlachten hin.

O wie ſüß die Trommeln ſchallen,
Und Trompeten blaſen drein!
Fahnen wehen friſch im Winde,
Roſſ' und Männer ſind geſchwinde,
Und es muß geſchieden ſeyn.

O du Teutſchland, ich muß marſchieren,
O du Teutſchland, du thuſt mir gut,
Meinen Säbel will ich ſchwingen,
Meine Kugel die ſoll klingen,
Gelten ſoll's Franzoſenblut.

3. Die alten und die neuen Teutſchen.

Es wurden die Väter geprieſen
Als muthige Löwen im Streit,
Die Weichlinge nannten ſie Rieſen,
Ihr Schwerdthieb ging tief und ging weit,
Ihr Speer ſchlug durch Roß und durch Reiter,
Durch Panzer und Schild wie der Blitz,
Sie fürchteten Gott und nichts weiter,
Und hielten nur Tugend für Witz.

Es plagten blutdürſtige Räuber
In Rom die verknechtete Welt,
Sie waren auf Wein und auf Weiber,
Auf Gold und auf Lüſte geſtellt,
Sie prahlten, Gott habe die Erde
Für Römer und Rom nur gemacht,
Und trugen Tyrannengebärde,
Und nannten ſich Herrſcher der Schlacht.

Da kamen die freien Germanen
Herab von der Donau, vom Rhein,
Und brachen mit fliegenden Fahnen,
Mit klingendem Spiel durch die Reih'n,
Sie zogen zum Krieg wie zum Tanze
Die Wigande *) tapfer und gut,
Und färbten die reiſige Lanze,
Den mächtigen Degen mit Blut.

Sie ſtritten für Freiheit und Ehre,
Für Gott und ihr Recht und ihr Land,
Drum ſtoben die bübiſchen Heere
Vor ihnen dahin wie der Sand,
Sie brachen die ſklaviſchen Bande
Der ſtönenden Völker entzwei,
Vertilgten die Sünde und Schande,
Und bauten die Erde ſich neu.

*) Wigand, eigentlich Kriegsgeiſt, von dem Worte wig Kampf und and Geiſt.

So waren ſie weiland die Teutſchen,
Und du? was, ihr Enkel, biſt du?
Du läſſeſt gleich Hunden dich peitſchen,
Und wedelſt recht hündiſch dazu,
Du zitterſt, erbärmliche Memme,
Zu ſterben den männlichen Tod,
Und iſſeſt in bänglicher Klemme,
Umſtellet von Treibern, dein Brod.

So dienſt du dem tückiſchen Franzen,
Dem gauliſchen Affengeſicht,
Er läſſet wie Bären dich tanzen,
Du tanzeſt, und brummeſt ihm nicht,
Er legt dir den Ring in die Naſe,
Er legt dir den Maulkorb ums Maul:
So ward aus dem Löwen ein Haaſe,
So ward aus dem Streitroß ein Gaul.

Nicht länger! zu Waffen! zu Waffen!
Zum rettenden Eiſen geſchwind!
Die Freiheit dir wieder zu ſchaffen,
Zur blutigen Rache geſchwind!
Enthülle die fliegenden Fahnen!
Enthülle das blinkende Schwerdt!
Und zeige der herrlichen Ahnen,
Der freien Germanen dich werth.

Nicht länger! laß ſauſen, laß brauſen,
Laß lodern den heiligen Zorn!
Und ſtoße dem Dränger zum Grauſen
Auf Bergen und Höhen ins Horn,
Und blaſe der Rache Poſaunen,
Und ringe die Glocken vom Thurm,
Und ſchmettre den Klang der Karthaunen
Ihm nach im gewaltigen Sturm.

So treibe den ſchändlichen Treiber,
So jage die fröhliche Jagd,
Und hetze den diebiſchen Räuber
Mit Schrecken bei Tag und bei Nacht;
Nie ſtecke dein Schwerdt in die Scheide,
Als jenſeits des heiligen Rheins;
Da knüpfe in Freiheit und Freude
Die Bande des teutſchen Vereins.

4. Vaterlandslied.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwerdt, und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten:
Doch wer für Land und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben,
Der soll im teutschen Lande nicht,
Mit teutschen Männern erben.

O Teutschland, heil'ges Vaterland!
O teutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Wir schwören dir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Teutsche, alle Mann für Mann
Zum heil'gen Krieg zusammen
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende.

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süsser Tag der Rache!
Das klinget allen Teutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege hohes Siegespanier
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süssen Tod der Freien.

5. Ausmarsch.

Frischauf! ihr Kameraden! wir ziehn in das Feld,
Wir haben unser Herz auf Franzosen gestellt,
Die Wehr und der Muth sind geschliffen und blank —
Drum her mit Franzosen! die Zeit wird uns lang.
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Hurra ist Franzosen ein tödtlicher Klang.

Heraus alle, welchen die Freiheit gefällt!
Gott ſchuf für die Freiheit, die Tugend die Welt.
Die Freiheit ſie lebe, das heiligſte Gut!
Für Freiheit, ihr Brüder, da ſchonet kein Blut.
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Hurra! und vertilget die teufliſche Brut!

Heraus auch für Teutſchland, das heilige Land!
Vertilget den wälſchen, den teufliſchen Tand!
Auf tapferer Väter vermorſchtem Gebein
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi mehr ſchrei'n.
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Dem Werda der Teutſchen iſt Kiwi zu fein.

Heraus für die Aeltern, für Weib und für Kind!
Für Jungfrau'n und Bräute zur Rache geſchwind!
Das ſtärket die Arme, das ſtählet den Muth,
Drob ſtreitet man fröhlich, drob ſtreitet man gut.
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Das wetzet das Eiſen für's feindliche Blut.

Heraus alle! ruft am lauteſten Gott
Und machet die ſchnöden Tyrannen zu Spott
Mit Schwerdtern und Lanzen in blutiger Jagd
So jaget die Räuber bei Tag und bei Nacht!
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Haſaſa! Trarara! die fröhliche Jagd!

Auf! ſpielet Kanonen zum luſtigen Tanz!
Auf! blitzet ihr Säbel den blinkenden Glanz!
Auf! wirbelt ihr Trommeln im Saus und im Braus!
Auf! wehet ihr Fahnen zum Himmel hinaus!
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Wir ziehen zum Sieg oder Tod heut hinaus.

6. Des Teutſchen Vaterland.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Preuſſenland? iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland, iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweitzer, iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Doch nein! doch nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es iſt das Oeſterreich,
An Ehren und an Siegen reich.
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's, was der Fürſten Trug zerklaubt,
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die teutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt das teutſche Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt.
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne hein!

Das iſt das teutſche Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den franſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Teutſche heißet Freund,
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!
O Gott vom Himmel ſieh darein!
Und gieb uns rechten teutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut,
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

7. Bruderlied.

Durch Teutſchland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden,
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Iſt laut geklungen worden:
Der Wüthrich iſt gefallen,
Durch Gott den Herrn gefallen
Mit ſeinen Henkerhorden.

Drum auf! ihr Männer! auf ins Feld!
Drum auf! ihr teutſche Brüder!
Die Böſen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück erſteht nicht wieder. —
Friſchauf! mit Jubelſchalle!
Und ruft und ſchwöret alle:
Wir ſind und bleiben Brüder!

Nicht Baiern und nicht Sachſen mehr,
Nicht Oeſtreich und nicht Preuſſen,
Ein Land, Ein Volk, Ein Herz, Ein Heer —
Wir wollen Teutſche heiſſen;
Als ächte teutſche Brüder
Hau'n wir die Feinde nieder,
Die unſre Ehr zerreiſſen.

In gleicher Liebe feſt und treu
Zu Einem Bund geſchloſſen,
Ihr Franzen, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Roſſen:
Wie Herbſtesſtürme brauſen
Und wilde Meere ſauſen,
So kommen wir gefloſſen.

So kommen wir, ſo brauſen wir,
Und ſchwören rothe Rache,
Und Gott der Herr iſt mit uns hier
Und hält die rechte Sache;

Der Herr der Himmelsſchaaren
Wird Recht und Licht bewahren,
Vor ihm erliegt der Drache.

Mit dieſem Glauben ziehn wir aus
Als rechte teutſche Brüder,
In Teutſchland ſtand der Freiheit Haus,
Wir bau'n es tapfer wieder,
In Fahr und Todesflammen
Da bau'n wir's kühn zuſammen,
Kein Teufel wirft es nieder.

8. Kriegslied.

Das Schwerdt iſt geſeget,
Der Säbel iſt blank,
Der Speer iſt umleget
Mit Stahl breit und lang.
Der Muth iſt geweßet,
Das Herz ſich erleßet
Bei Trommeln und Pfeifen
Am kriegriſchen Klang.

Nun her, ihr Franzoſen,
Hieher in das Feld!
Hier tanzet auf Roſen,
Muſik iſt beſtellt:

Schon klingen die Saiten
Des Reigens von weiten,
Verſuchet, wer heute
Den Vortanz erhält.

Die Braut heiſſet Ehre,
Sie führet den Tanz,
Und ſchreitet dem Heere
Voran mit dem Kranz;
Sie mahnet zur Rache
Für heilige Sache,
Und hat ihn gefärbet
Mit blutigem Glanz.

Das Brautmädchen ſpringet
So tapfer daher,
Heißt Freiheit und ſchwinget
Den mächtigen Speer;
Sie kann nicht erbleichen,
Auf Trümmern und Leichen
Da führt ſie als Heldin
Das vorderſte Heer.

Drum friſch, Kameraden!
Wer greifet den Kranz?
Seyd alle geladen
Zum Spiel und zum Tanz;

Die Trommeln erklingen,
Die Säbel ſich ſchwingen —
Die andern ſind halb nur,
Der Krieger iſt ganz.

9. Waffenlob.

Wohl dem, der helle Waffen trägt
Und hellen Muth in freier Bruſt,
Der Treue warm und innig hegt
Gleich einer ſüßen Braut der Luſt,
Dem Schlachtenklänge lieblich klingen
Wie Vögel, welche lenzig ſingen!

Wohl dem, der Ehr' und Vaterland
Voran vor allen Dingen ſtellt!
Hoch ſteht er über Krug und Tand,
Er ſteht der freie Herr der Welt;
Denn für die ſtolze Kraft der Waffen
Hat Gott der Schöpfung Herrn geſchaffen.

Glückſelig, wer die edle Wehr
Im edlen Kampf gezogen hält!
Wer immer vorderſt ſteht im Heer,
Und vorderſt mit den Beſten fällt!
Das iſt der Tod der großen Seelen,
Wovon die Enkel einſt erzählen.

Doch wehe, dreimal weh dem Knecht,
Doch dreimal weh dem feigen Mann,
Dem Furcht und Geiz die Seele ſchwächt,
Der feſten Schritts nicht ſchreiten kann,

Wo Kugeln, Probe tapfrer Herzen,
Gleich Flocken Schnee im Winter ſcherzen!

Doch wehe, dreimal weh dem Knecht,
Den feſſelt tückiſch feiger Wahn!
Sein Leben ſchleichet matt und ſchlecht,
Das Unglück iſt ſein Tagsgeſpan,
Die Sorge geht mit ihm zu Bette,
Und Schande ſchleppt ihn an der Kette.

Drum ſelig, wem das Waffenſpiel
Gefällt im freien frommen Muth!
Der Mann traf aller Freuden Ziel,
Der Mann fand aller Güter Gut:
Er kennt kein Schrecken und Verderben,
Wenn Feige tauſend Tode ſterben.

10. Wehrmannslied.

Auf! ihr Männer, greift zur Wehr!
Greifet Säbel, Schwerdt und Speer,
Stellt das mordliche Geſchoß,
Zäumt und ſpornt das Kriegesroß,
Laſſet die Karthaunen klingen
Und als Freiheitsglocken ringen.

Auf! ihr Männer, greift zur Wehr!
Schont das Leben nimmermehr,
Setzt es treu und redlich drein;
So nur wird's gewonnen ſeyn,
Setzt es drein, und ohne Zagen
Laßt uns Gottes Schlachten wagen.

Auf! ihr Männer! greift zur Wehr!
Denn die Freiheit ruft ſo ſehr,
Laut ruft Vaterland und Pflicht,
Und die Ehre ſchweiget nicht:
Alle ſchreien, rufen, mahnen
Krieger in des Ruhmes Bahnen.

Auf! ihr Männer, greift zur Wehr!
Schreitet löwengleich einher,
Gegen Lug und Trug und Wahn
Tretet muthig auf den Plan,
Nicht in Faulheit dürft ihr ſchlafen
Als der Wälſchen feige Sklaven.

Auf! ihr Männer, greift zur Wehr!
Brauſet, wie ein ſchäumend Meer,
Sauſet, wie die Windsbraut heult,
Wie der Strom von Bergen eilt,
Flieget gleich des Blitzes Flammen,
Brauſt und ſauſt und fliegt zuſammen!

Auf! ihr Männer, greift zur Wehr!
Nehmet Gott mit euch zum Heer;
Meint ihr's treu und ritterlich,
Gott läßt nimmer euch im Stich;
Wer es wagt auf Gott zu bauen,
Dem kann vor dem Tod nicht grauen.

11. Teutſcher Troſt.

Teutſches Herz verzage nicht;
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, du Sohn von Teut.

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwerdt, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Wälſchen Meuchelei,
Du ſey redlich, fromm und frei;
Laß den Wälſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſey mit dir.

Teutſche Freiheit, teutſcher Gott,
Teutſcher Glaube ohne Spott,
Teutſches Herz und teutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumal;

Dieſe ſtehn wie Felſenburg;
Dieſe fechten alles durch;
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz, verzage nicht;
Thu was dein Gewiſſen ſpricht:
Die allmächtige Natur
Hält dir ewig ihren Schwur.

12. Der Mann.

Wer iſt ein Mann? — der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Er zaget nicht, wann alles bricht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? der beten kann
Inbrünſtig, wahr und frei;
Denn dieſe Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Menſch entzwei.

Wer iſt ein Mann? der lieben kann
Von Herzen fromm und warm;
Die heil'ge Gluth giebt hohen Muth
Und ſtärkt mit Stahl den Arm.

Dies iſt der Mann, der ſtreiten kann
Für Weib und liebes Kind,
Der kalten Bruſt fehlt Kraft und Luſt,
Und ihre That wird Wind.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht,
Dem frommen Muth däucht alles gut,
Es geht ihm nimmer ſchlecht.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Gott und Vaterland;
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, teutſcher Mann, ſo, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer ſeyn,
Von Gott kömmt Glück und Sieg.

Mährchen

und

Jugenderinnerungen

von

E. M. Arndt.

Erſter Theil.

*

Mit Kupfern.

Berlin, 1818.
In der Realſchulbuchhandlung.

GROSSHERZOGL. BIBLIOTHEK
WEIMAR

An Gottsgab.

Du ſchreibſt mir, mein ſüßes Kind!
„Ach! zwenn das ſchöne Rügenland und
„der ſchöne Rhein doch ſo leicht zuſammen-
„kommen könnten, als die Gedanken!“

Ja wohl iſt es traurig, daß was ſich lieb hat oft ſo fern von einander wohnen muß und ſich bloß durch geiſtige meiſtens unſichtbare Boten noch erreichen kann. Ich gebe dir hier ein Bündelchen Gedankenſpiele, die auch als ſolche leicht geflügelte Boten kommen und gehen mögen. Du kenneſt viele davon, du haſt

viel mit darin geſpielt. Andere, die auch mit dabei geweſen, blinzeln nun nicht mehr durch den oft verdunkelten gläſernen Berg der Erde, nein ſie ſchauen ſchon mit himmliſchen Augen aus dem reinen hellen Firmament auf das blinde Maulwurfsgewimmel dieſer Erde herab. Dieſe ſind auch jetzt ein wenig mit dabei geweſen und ſie ſollen dich mit den ſchönſten Gütern ſegnen, welche die irdiſche Welt geben kann.

Wie dieſe Mährchen zur Welt kommen? Zufällig, wie ſo viele Dinge dieſer Welt. Meine Bücher waren auf einer Seereiſe von der Oſtſee zu dem Zuyderſee größtentheils im Waſſer erſoffen: ich konnte und ich mogte nichts Ernſtes und Schweres anfaſſen. Da mußte ich denn, damit ich meinen Kummer und Verdruß tröſtete, verſuchen, ob ich mir die Welt und ihre Dinge noch in das leichte Spiel verwandeln könnte, was ſie ſind und billig immer ſeyn ſollten: und ſo habe ich dieſe leichten Träume und Kinderſpiele der Jugend zuſammengeleſen, die theils auf dem Papiere theils in dem Kopfe lange fertig lagen.

Weiter iſt über ſie nichts zu ſagen; aber ein Wörtchen ſollte ich über meine Sprache ſagen.

Weiſe Meiſter werden kommen und ſprechen: dies iſt nicht richtig, und das iſt nicht teutſch, und jenes iſt veraltet. Ich antworte dieſen weiſen Meiſtern kurz: Ich werde auch wohl einmal Rede und Antwort geben, wie ich ſeit zwanzig Jahren teutſche Sprachſtudien getrieben habe. Hier ſage ich nur, daß die meiſten der weiſen Meiſter nur Büchermeiſter ſind, und wenige unter ihnen Lebensmeiſter, und daß das das magerſte und ſchlechteſte Teutſch iſt, was ſich allein aus Büchern lernt.

Mit boshaften Wortverdrehern und Misbrauchern der Sprache, während ſie andere des Misbrauchs beſchuldigen, mit ſolchen, die, damit ſie ehrlichen Leuten etwas anhängen, ſich noch dummer gebärden, als ſie ſind, werde ich mich nie einlaſſen, weil ich gern über den Schmutz

der Bosheit hinschwebe und in dem kurzen Leben heitere Gedanken zu hoch anschlage.

Den Dritten endlich, die es mit der Mutterſprache treu und redlich meinen und das Löbliche wollen, ſage ich nur, ſie ſollen manches Wort etwas näher betrachten und ihm länger bis zu ſeiner Quelle nachjagen, ehe ſie das Zeter wälſch und franſch darüber ſchreien.

Geſchrieben zu Bonn den dritten des Chriſtmonds 1817.

Inhalt.

1. Geſchichte von den ſieben bunten Mäuſen. Seite 3
2. Prinzeſſin Svanvithe. . . . 10
3. Der Wolf und die Nachtigall, oder wie zwei arme Königskinder verwandelt und zuletzt nach vieler Noth doch wieder zu Menſchen geſchaffen wurden. . . 29
4. Der Wolf und die Nachtigall. (Schwediſches Volksmährchen.) . . . 57
5. Klas Avenſtaken. 61
6. Paiwai und Paiwuzzo. . . . 123
7. Die Neun Berge bei Rambin. . . 155
8. Schneeflöckchen. 311
9. Erdwurm. 337
10. Rattenkönig Birlibi. . . . 369
11. Der Schlangenkönig. . . . 374
12. Das brennende Geld. . . . 397
13. Halt den Mittelweg! . . . 401
14. Mieskater Martinchen. . . . 405
15. Der große Jochen. 416
16. Der Wiedehopf. 425
17. Rothkehlchen und Kohlmeischen. . 427
18. Die Seekönigin. 434
19. Der Baurendom. 445

Mährchen

und

Jugenderinnerungen.

Die sieben Mäuse

Klas Avenstaken.

gr. u rad. v. H. Hensel 1818

1.

Geſchichte von den ſieben bunten Mäuſen.

Vor langer langer Zeit wohnte in Pudmin *) ein Bauer, der hatte eine ſchöne und fromme Frau, die fleißig betete, und alle Sonntage und Feſttage zur Kirche ging, auch den Armen, die vor ihre Thüre kamen, gern gab. Es war überhaupt eine freundliche und mitleidige Seele und im ganzen Dorfe und Kirchſpiele von allen Leuten geliebt. Nie hat man ein hartes Wort von ihr gehört, noch iſt ein Fluch und Schwur oder andere Ungebühr je aus ihrem Munde gegangen. Dieſe Frau hatte ſieben Kinder, lauter kleine Dirnen, von welchen die älteſte zwölf und die jüngſte zwei Jahr alt war: hübſche luſtige Dingelchen. Dieſe gingen alle übereins gekleidet, mit bunten Röckchen und bunten Schürzen und rothen Mützchen, Schuhe

*) Ein Dorf auf Rügen im Swantower Kirchſpiele.

aber und Strümpfe hatten ſie nicht an, denn das hätte zu viel gekoſtet, ſondern gingen baarfuß. Die Mutter hielt ſie nett und reinlich, wuſch und kämmte ſie Morgens früh und Abends ſpat, wann ſie aufſtanden und zu Bett gingen, lehrte ſie leſen und ſingen, und erzog ſie in aller Freundlichkeit und Gottesfurcht. Wann ſie auf dem Felde was zu thun hatte oder weit ausgehen mußte, ſtellte ſie die älteſte, welche Barbara hieß, über die andern; dieſe mußte auf ſie ſehen, ihnen was erzählen, auch wohl etwas vorleſen. Nun begab es ſich einmal, daß ein hoher Feſttag war — ich glaube, es war der Charfreitag — da ging die Bauerfrau mit ihrem Manne zur Kirche, und ſagte den Kindern, ſie ſollten hübſch artig ſeyn, der Barbara aber und den nächſten älteren gab ſie ein paar Lieder auf aus dem Geſangbuche, die ſie auswendig lernen ſollten. So ging ſie weg. Barbara und die andern Kinder waren anfangs auch recht artig, die älteren nahmen die Bücher und laſen, und die kleinſten ſaßen ſtill auf dem Boden und ſpielten. Als ſie ſo ſaßen, da erblickte das eine Kind etwas hinter dem Ofen, und rief: O ſeht! ſeht! was iſt das für ein ſchöner und weiſſer Beutel! Es war aber ein Beutel mit Nüſſen und Aepfeln, den die Mutter des Morgens da hingehängt hatte und den ſie des Nachmittags einem ihrer kleinen Paten bringen

wollte. Die meiſten Kinder ſprangen nun alsbald auf und kuckten darnach, und auch Barbara die älteſte ſtand auf und kuckte mit. Und die Kinder flüſterten und ſprachen dies und das über den ſchönen Beutel und was wohl darin ſeyn mögte. Und es gelüſtete ſie ſo ſehr, es zu wiſſen; und da riß eines den Beutel von dem Nagel, und Barbara öffnete die Schnur, womit er zugebunden war, und es fielen Aepfel und Nüſſe heraus. Und als die Kinder die Aepfel und Nüſſe auf dem Boden hinrollen ſahen, vergaßen ſie alles und daß es Feſttag war und was die Mutter ihnen befohlen und aufgegeben hatte: ſie ſetzten ſich hin und ſchmauſten Aepfel und knackten Nüſſe und aßen alles rein auf. Als nun Vater und Mutter um den Mittag aus der Kirche zu Hauſe kamen, ſah die Mutter die Nußſchalen auf dem Boden liegen, und ſie ſchaute nach dem Beutel und fand ihn nicht. Da erzürnte ſie ſich und ward böſe zum erſten Male in ihrem Leben, und ſchalt die Kinder ſehr und rief: Der Blitz! ich wollte, daß ihr Mauſemärten *) alle zu Mäuſen würdet! Der Schwur war aber eine große Sünde, beſonders weil es ein ſo heiliger und hoher Feſttag war; ſonſt hätte Gott es der Bäuerin wohl vergeben, weil ſie doch ſo fromm

*) Mausmarten: ein kleiner Dieb, Mauſer.

und gottesfürchtig war. Kaum hatte die Frau das schlimme Wort aus ihrem Munde gehen lassen, so waren alle die sieben niedlichen Kinderchen weg, als hätte sie ein Wind weggeblasen, und sieben bunte Mäuse liefen in der Stube herum mit rothen Köpfchen, wie die Röcke und Mützen der Kinder gewesen waren. Und Vater und Mutter erschracken so sehr, daß sie hätten zu Stein werden mögen. Da kam der Knecht herein und öffnete die Thüre, und die sieben bunten Mäuse liefen alle zugleich hinaus, und über die Flur auf den Hof hin; sie liefen aber sehr geschwind. Und als die Frau das sah, konnte sie sich nicht halten, denn es war ihr im Herzen, als wären die Mäuse ihre Kinder gewesen; und sie stürzte sich aus der Thüre heraus, und mußte den Mäusen nachlaufen.

Die sieben bunten Mäuse aber liefen den Weg entlang aus dem Dorfe heraus, immer sperenstreichs; und so liefen sie über das Pudminer Feld und das Günzer Feld und das Schoritzer Feld und durch die Krewe*) und die Dumsewitzer Koppel. Und die Mutter lief ihnen auffer Athem nach, und konnte weder schreien noch weinen, und wußte nicht mehr, was sie that. So liefen die Mäuse über das Dumsewitzer Feld hin, und in einen

*) Ein kleiner Wald.

kleinen Buſch hinein, wo einige hohe Eichen ſtanden und in der Mitte ein ſpiegelheller Teich war. Und der Buſch ſteht noch da mit ſeinen Eichen, und heißt der Mäuſewinkel. Und, als ſie in den Buſch kamen und an den Teich im Buſche, da ſtanden ſie alle ſieben ſtill und kuckten ſich um, und die Bauerfrau ſtand dicht bei ihnen. Es war aber, als wenn ſie ihr Adje ſagen wollten. Denn als ſie die Frau ſo ein Weilchen angekuckt hatten, plump! und alle ſieben ſprangen zugleich ins Waſſer, und ſchwammen nicht, ſondern gingen gleich unter in der Tiefe. Es war aber der helle Mittag, als dies geſchah. Und die Mutter blieb ſtehen, wo ſie ſtand, und rührte keine Hand und keinen Fuß mehr, ſie war auch kein Menſch mehr. Sie ward ſtrax zu einem Stein, und der Stein liegt noch da, wo ſie ſtand und die Mäuslein verſchwinden ſah; und das iſt dieſer große runde Stein, an welchem wir ſitzen. Und nun höre mal, was nach dieſem geſchehen iſt und noch alle Nacht geſchieht. Glocke zwölf, wann alles ſchläft und ſtill iſt und die Geiſter rundwandeln, da kommen die ſieben bunten Mäuſe aus dem Waſſer heraus, und tanzen eine ganze ausgeſchlagene Stunde, bis es Eins ſchlägt, um den Stein herum. Und ſie ſagen, dann klingt der Stein, als wenn er ſprechen könnte. Und das iſt die einzige Zeit, wo die Kinder und die Mutter ſich verſtehen können

und von einander wiſſen; die übrige Zeit ſind ſie wie todt. Dann ſingen die Mäuſe einen Geſang, den ich dir ſagen will, und der bedeutet ihre Veränderung, oder daß ſie wieder in Menſchen verwandelt werden können. Und dies iſt der Geſang: *)

Herut! herut!
Du junge Brut!
Din Brüdegam ſchall kamen;
Se hebben di
Dech gar to früh
Din junges Leben namen.

Sitt de recht up'n Steen,
Watt he Fleſch un Been,
Un wi gan mit dem Kranze:
Säven Junggeſell'n
Uns führen ſchäl'n
Juchhe! to'm Hochtidsdanze.

Und nun will ich dir ſagen von dem Geſange, was er bedeutet. Die Mäuſe tanzen nun wohl ſchon tauſend Jahre und länger um den Stein, wann es die Mitternacht iſt, und der Stein liegt eben ſo lange. Es geht aber die Sage, daß ſie einmal wieder verwandelt werden ſollen, und das kann durch Gottes Gnade nur auf folgende Weiſe geſchehen:

---

*) Die Erzählung war im ehrlichen Plattdeutſch.

Es muß eine Frau ſeyn gerade ſo alt, als die Bäuerin war, da ſie aus der Kirche kam, und dieſe muß ſieben Söhne haben grade ſo alt, als die ſieben kleinen Mädchen waren. Sind ſie eine Minute älter oder jünger, ſo geht es nicht mehr. Dieſe Frau muß an einem Charfreitage grade um die Mittagszeit, als die Frau zu Stein ward, mit ihren ſieben Söhnen in den Buſch kommen und ſich auf den Stein ſetzen. Und wenn ſie ſich auf den Stein ſetzt, ſo wird der Stein lebendig und wird wieder in einen Menſchen verwandelt, und dann ſteht die Bauerfrau wieder da, leibhaftig und in eben den Kleidern, die ſie getragen, als ſie den Mäuſen nachgelaufen zu dieſem Mauſewinkel. Und die ſieben bunten Mäuſe werden wieder zu ſieben kleinen Mädchen in bunten Röcken und mit rothen Mützen auf dem Kopf. Und jedes kleine Mädchen geht zu dem kleinen Knaben hin, der ſein Alter hat, und ſie werden Braut und Bräutigam. Und wann ſie groß werden, ſo halten ſie Hochzeit an Einem Tage und tanzen ihre Kränze ab. Und es ſollen die ſchönſten Jungfrauen werden auf der ganzen Inſel, ſagen die Leute, und auch die glücklichſten und reichſten, denn alle dieſe Güter und Höfe hier umher ſollen ihnen gehören. Aber ach du lieber Gott! wann werden ſie verwandelt werden?

2.

Prinzessin Svanvithe.

Du haſt wohl von der Sage gehört, daß hier bei Garz *), wo jetzt der Wall über dem See iſt, vor vielen tauſend Jahren ein großes und ſchönes Heidenſchloß geweſen iſt mit herrlichen Häuſern und Kirchen, worin ſie ihre Götzen gehabt und angebetet haben. Dieſes Schloß haben vor langer langer Zeit die Chriſten eingenommen, alle Heiden todtgeſchlagen und ihre Kirchen umgeworfen, und die Götzen, die darin ſtanden, mit Feuer verbrannt; und nun iſt nichts mehr übrig von all der großen Herrlichkeit als der alte Wall und einige Leuſchen **), welche die Leute ſich erzählen, beſonders von dem Mann mit Helm und Panzer angethan, der auf dem weiſſen Schimmel oft über die Stadt und den See reitet. Einige, die ihn nächtlich geſehen haben, erzählen, es ſey der alte König des Schloſſes und er habe eine güldene Krone auf. Das iſt aber alles nichts. Daß es aber um Weihnachten und Johannis in der Nacht aus dem See klingt, als wenn Glocken in den Kirchen geläutet werden, das iſt wahr, und viele Leute haben es gehört, und auch mein Vater. Das iſt eine Kirche, die

*) Kleines Städtchen in Rügen.

**) Hübſches Wort für Mährchen.

in den See verſunken iſt, andere ſagen, es iſt der alte Götzentempel. Das glaub' ich aber nicht; denn was ſollten die Heiden an chriſtlichen Feſttagen läuten? Aber das Klingen und Läuten im See iſt dir gar nichts gegen das, was im Wall vorgeht, und davon will ich dir eine Geſchichte erzählen. Da ſitzt eine wunderſchöne Prinzeſſin mit zu Felde geſchlagenen Haaren und weinenden Augen, und wartet auf den, der ſie erlöſen ſoll; und dies iſt eine ſehr traurige Geſchichte.

In jener alten Zeit, als das Garzer Heidenſchloß von den Chriſten belagert ward und die drinnen in großen Nöthen waren, weil ſie ſehr gedrängt wurden, als ſchon manche Thürme niedergeworfen waren und ſie auch nicht recht mehr zu leben hatten und die armen Leute in der Stadt hin und wieder ſchon vor Hunger ſtarben, da war drinnen ein alter eisgrauer Mann, der Vater des Königs, der auf Rügen regierte. Dieſer alte Mann war ſo alt, daß er nicht recht mehr hören und ſehen konnte, aber es war doch ſeine Luſt, unter dem Golde und unter den Edelſteinen und Diamanten zu kramen, welche er und ſeine Vorfahren im Reiche geſammelt hatten, und welche tief unter der Erde in einem ſchönen aus eitel Marmelſteinen und Kryſtallen gebauten Saale verwahrt wurden. Davon waren dort ganze große Haufen aufgeſchüttet, viel größere, als die Roz-

gen- und Gerſtenhaufen, die auf deines Vaters Kornboden aufgeſchüttet ſind. Als nun das Schloß zu Gartz von den Chriſten in der Belagerung ſo geängſtet ward und viele der tapferſten Männer und auch der König, des alten Mannes Sohn, in dem Streite auf den Wällen und vor den Thoren der Stadt erſchlagen waren, da wich der Alte nicht mehr aus der marmornen Kammer, ſondern lag Tag und Nacht darin, und hatte die Thüren und Treppen, die dahin führten, dicht vermauern laſſen; er aber wußte noch einen kleinen heimlichen Gang, der unter der Erde weglief, viele hundert Stufen tiefer, als das Schloß, und jenſeits des Sees einen Ausgang hatte, den kein Menſch wußte als er und wo er hinausſchlüpfen und ſich drauſſen bei den Menſchen Speiſe und Trank kaufen konnte. Als nun das Schloß von den Chriſten erobert und zerſtört ward und die Männer und Frauen im Schloſſe getödtet und alle Häuſer und Kirchen verbrannt wurden, daß kein Stein auf dem andern blieb, da fielen die Thürme und die Mauern über einander, und die Thüre zu der Goldkammer ward gar verſchüttet, auch blieb kein Menſch lebendig, der wußte, wo der todte König ſeine Schätze gehabt hatte. Der alte König aber ſaß drunten bei ſeinen Haufen Goldes und hatte ſeinen heimlichen verborgenen

Gang essen, und hat noch viele hundert Jahre gelebt, nachdem das Schloß zerstört war; denn sie sagen, die Menschen, welche sich zu sehr an Silber und Geld hängen, können vom Leben nicht erlöst werden und sterben nicht, wenn sie Gott auch noch so sehr um den Tod bitten. So lebte der alte eisgraue Mann noch viele viele Jahre und mußte sein Geld bewachen, bis er ganz dürr und trocken ward wie ein Todtengerippe. Da ist er denn endlich gestorben und auch zur Strafe verwandelt werden, und muß nun als ein schwarzer magerer Hund unter den Goldhaufen liegen und sie bewachen, wenn einer kemmt und den Schatz holen will. Des Nachts aber zwischen zwölf und ein Uhr, wann die Gespensterstunde ist, muß er noch immer rund gehen, als ein altes graues Männlein, mit einer schwarzen Pudelmütze auf dem Kopf und einem weißen Stock in der Hand. So haben die Leute ihn oft gesehen im Gartzer Holze am Wege nach Poseritz; auch geht er zuweilen um den Kirchhof herum. Denn da sollen vor Alters Heidengräber gewesen seyn, und die Heiden haben immer viel Silber und Gold mit sich in die Erde genommen. Das will er holen, darum schleicht er dort, kann es aber nicht kriegen, denn er darf die geweihte Erde nicht berühren. Das ist aber seine Strafe, daß er so

rundlaufen muß, wann andere Leute in den Betten und Gräbern ſchlafen, weil er ſo geitzig geweſen iſt.

Nun begab es ſich lange nach dieſen Tagen, daß in Bergen ein König von Rügen wohnte, der hatte eine wunderſchöne Tochter, die hieß Svanvithe; und ſie war die ſchönſte Prinzeſſin weit und breit, und es kamen Könige und Fürſten und Prinzen aus allen Landen, die um die ſchöne Prinzeſſin warben. Und der König, ihr Herr Vater, wußte ſich kaum zu laſſen vor allen den Freiern, und hatte zuletzt nicht Häuſer genug, daß er die Fremden herbergte, noch Ställe, wohin ſie und ihre Knappen und Stallerihre Pferde zögen, auch gebrach es faſt an Hafer im Lande und an Raum für alle die Kutſcher und Diener, die mit ihnen kamen, und war Rügen ſo voll Menſchen, als es nie geweſen ſeit jenen Tagen. Und der König wäre froh geweſen, wenn die Prinzeſſin ſich einen Mann genommen hätte und die übrigen Freier weggereiſt wären. Das läßt ſich aber bei Königen nicht ſo leicht machen, als bei andern Leuten; und muß da alles mit vieler Zierlichkeit und Langſamkeit hergehen. Die Prinzeſſin, nachdem ſie wohl ein ganzes halbes Jahr in ihrer einſamen Kammer geblieben war und keinen Menſchen geſehen, auch kein Sterbenswort

gesagt hatte, fand endlich einen Prinzen, der ihr wohlgefiel und den sie gern zum Mann haben wollte, und der Prinz gefiel auch dem alten Könige, daß er ihn gern als Eidam wollte. Und sie hatten einander Ringe geschenkt und war grose Freude im ganzen Lande, daß die schöne Svanvithe Hochzeit halten sollte, und hatten alle Schneider und Schuster die Fülle zu thun, die schönen Kleider und Schuhe zu machen, die zur Hochzeit getragen werden sollten. Der verlobte Prinz aber und Svanvithens Bräutigam hieß Herr Peter von Dänemarken, und war ein über die Maaßen feiner und stattlicher Mann, daß seines Gleichen wenige gesehen wurden.

Da, als alles in lieblicher Hoffnung und Liebe grünete und blühete und die ganze Insel in Freuden stand und nur noch ein paar Tage bis zur Hochzeit waren, kam der Teufel und säete sein Unkraut aus, und die Lust ward in Traurigkeit verwandelt. Es war nämlich allda an des Königs Hofe auch ein Prinz aus Polen, ein hinterlistiger und schlechter Herr, sonst schön und ritterlich an Gestalt und Gebehrde. Dieser hatte manches Jahr um die Prinzessin gefreit und sie geplagt Tag und Nacht; sie hatte aber immer nein gesagt, denn sie mogte ihn nicht leiden. Als dieser polnische Prinz nun

ſah, daß es wirklich eine Hochzeit werden ſollte, und daß Herr Peter von Dänemarken zum Treuliebſten der ſchönen Svanvithe erkohren war, ſann er in ſeinem böſen Herzen auf arge Tücke und wußte es durch ſeine Künſte ſo zu ſtellen, daß der alte König und alle Menſchen glaubten, Svanvithe ſey keine züchtige Prinzeſſin und habe manche Nächte bei dem polniſchen Prinzen geſchlafen. Das glaubte auch Herr Peter, und reiſte plötzlich weg; und der polniſche Prinz war zuerſt weggereiſt, und alle Könige und Prinzen reiſten weg. Und das Schloß des Königs in Bergen ſtand wüſt und leer da, und alle Freude war mit weggezogen und alle Geiger und Pfeifer und alles Saitenſpiel, die ſich auf Turniere und Feſte gerüſtet hatten. Und die Schande der armen Prinzeſſin klang über das ganze Land, ja in Schweden und Dänemark und Polen hörten ſie es, wie die Hochzeit ſich zerſchlagen hatte. Sie aber war gewiß unſchuldig und rein wie ein Kind, das aus Mutterleibe kommt, und war es nichts als die gräuliche Bosheit des verruchten polniſchen Prinzen, den ſie als Freier verſchmäht hatte.

So ging es der armen Svanvithe, und der König, ihr Vater, war einige Tage nach dieſen Geſchichten wie von Sinnen und wußte

nicht von ſich, und ihm war ſo zu Muthe, daß er ſich hätte ein Leid anthun können von wegen ſeiner Tochter und von wegen des Schimpfes, den ſie auf das ganze königliche Haus gebracht hatte. Und als er ſich beſann und wieder zu ſich kam und die ganze Schande bedachte, worein er gerathen war durch ſeine Tochter, da ergrimmte er in ſeinem Herzen, und ließ die ſchöne Svanvithe holen und ſchlug ſie hart und zerraufte ihr Haar, und ſtieß ſie dann von ſich, und befahl ſeinen Dienern, daß ſie ſie hinausführten in ein verborgenes Gemach, daß ſeine Augen ſie nimmer wieder ſähen. Darauf ließ er in einem mit dichten Mauern eingeſchloſſenen und mit dunkeln Bäumen beſchatteten Garten hinter ſeinem Schloſſe einen düſtern Thurm bauen, wo weder Sonne noch Mond hinein ſchien, da ſperrte er die Prinzeſſin ein. Der Thurm, den er hatte bauen laſſen, war aber ſehr feſt und dicht und hatte nur ein einziges kleines Loch in der Thüre, wodurch ein wenig Licht hineinfiel und wodurch der Prinzeſſin die Speiſe gereicht ward. Es war auch weder Bett noch Tiſch oder Bank in dem traurigen Gefängniß, ſondern auf harter Erde mußte die liegen, die ſonſt auf Sammet und Seiden geſchlafen hatte, und baarfuß mußte die gehen, die ſonſt in goldenen Schuh- ge-

prangt hatte. Und Svanvithe hätte ſterben müſſen vor Jammer, wenn ſie nicht gewußt hätte, daß ſie unſchuldig war, und wenn ſie nicht zu Gott hätte beten können. Sie war aber ein ſehr junges Kind, als ſie eingeſperrt ward, erſt ſechszehn Jahre alt, ſchön wie eine Roſe und ſchlank und weiß wie eine Lilie, und die Menſchen, die ſie lieb hatten, nannten ſie nicht anders als des Königs Lilienſtängelein. Und dieſes ſüße Lilienſtängelein ſollte ſo jämmerlich verwelken in der kalten und einſamen Finſterniß.

Und ſie hatte wohl drei Jahre ſo geſeſſen zwiſchen den kalten Steinen, und auch der alte König war nicht mehr froh geweſen ſeit jenem Tage, als der polniſche Prinz ſie in die große Schande gebracht hatte, ſondern ſein Kopf war ſchneeweiß geworden vor Gram, wie der Kopf einer Taube; aber vor den Leuten gebehrdete er ſich ſtolz und aufgerichtet und that, als wenn ſeine Tochter todt und lange begraben wäre. Sie aber ſaß von der Welt ungewußt in ihrem Elende und tröſtete ſich allein Gottes und dachte, daß er ihre Unſchuld wohl einmal an den Tag bringen würde. Weil ſie aber in ihren einſamen Trauerſtunden Zeit genug hatte, hin und her zu denken, ſo fiel ihr die Sage ein von dem Königsſchatze unter dem Gartzer Walle,

die ſie in ihrer Kindheit oft gehört hatte, und ſie gedachte damit ihre Unſchuld und daß der polniſche Prinz ſie unter einem falſchen Schein ſchändlich belogen hatte, ſonnenklar zu beweiſen. Und als darauf ihr Wächter kam und ihr die Speiſe durch das Loch reichte, ſprach ſie zu ihm: Lieber Wächter, gehe zu dem Könige, meinem und deinem Herrn, und ſage ihm, daß ſeine arme einzige Tochter ihn nur noch ein einziges Mal zu ſehen und zu ſprechen wünſcht in ihrem Leben, und daß er ihr dieſe letzte Gunſt nicht verſagen mag.

Und der Wächter ſagte ja und lief, und dachte bei ſich: wenn der alte König ihre Bitte nur erhört! Denn es jammerte ihn die arme Prinzeſſin unausſprechlich, und ſie jammerte alle Menſchen; denn ſie war immer ſehr freundlich geweſen gegen Jedermann, auch hatten die meiſten von Anfang an geglaubt, daß ſie fälſchlich verklagt war, und daß der polniſche Prinz einen argen Lügenſchein auf ſie gebracht hatte: denn ſie hatte ſich immer aller Zucht und Jungfräulichkeit befliſſen vor Jedermann.

Und als der Wächter vor den König trat und ihm die Bitte der Prinzeſſin anbrachte, da ward der alte Herr ſehr zornig und ſchalt ihn und drohete ihm, ihn ſelbſt in den Thurm zu werfen, wenn er den Namen der Prinzeſſin

vor ihm je wieder über seine Lippen laufen lasse. Und der erschreckene Wächter ging weg. Der König aber legte sich hin und schlief ein. Da soll er einen wunderbaren Traum gehabt haben, den kein Mensch zu deuten verstanden hat, und er ist früh erwacht und sehr unruhig gewesen und hat viel an seine Tochter denken müssen, bis er zuletzt befohlen hat, daß man sie aus dem Thurm heraufbrächte und vor ihn führte.

Als Svanvithe nun vor den König trat, war sie bleich und mager, auch waren ihre Kleider und Schuhe schon abgerissen, und sie stand fast nackt und baarfuß da und sah einer Bettlertochter ähnlicher, als einer Königstochter. Und der alte König ist bei ihrem Anblick blaß geworden vor Jammer wie der Kalk an der Wand, aber sonst hat er sich nichts merken lassen. Und Svanvithe hat sich vor ihm verneigt und also zu ihm gesprochen:

Mein König und Herr. Ich erscheine nur als eine arme Sünderin vor dir, als eine, die an der göttlichen Gnade und an dem Lichte des Himmels kein Recht mehr hat. Also hast du mich von deinem Angesicht verstoßen und von allem Lebendigen weggesperrt. Ich betheure aber vor dir und vor Gott, daß ich unschuldig leide, und daß der polnische Prinz aus eitel Tücke

und Argliſt all den ſchlimmen Schein auf mich gebracht hat. Und nun hat Gott, der ſich mein erbarmen will, mir einen Gedanken ins Herz gegeben, wodurch ich meine unbefleckte Jungfrauſchaft beweiſen und dich und mich und dein ganzes Reich zu Reichthum und Ehren bringen kann. Du weißt, es geht die Sage, unter dem alten Schloßwalle zu Garth, wo unſere heidniſchen Ahnen weiland gewohnt haben, liege ein reicher Schatz vergraben. Dieſe Sage, die mir in meiner Kindheit oft erzählt iſt, meldet ferner, dieſer Schatz könne nur von einer Prinzeſſin gehoben werden, die von jenen alten Königen herſtamme und noch eine reine Jungfrau ſey: wenn nemlich dieſe den Muth habe, in der Johannisnacht zwiſchen zwölf und ein Uhr nackt und einſam dieſen Wall zu erſteigen und darauf rückwärts ſolange hin und her zu treten, bis es ihr gelinge, die Stelle zu treffen, wo die Thore und Treppen verſchüttet ſind, die zu der Schatzkammer hinab führen. Sobald ſie dieſe mit ihren Füßen berühre, werde es ſich unter ihr öffnen und ſie werde ſanft heruterſinken mitten in das Geld und könne ſich von den Herrlichkeiten dann ausleſen, was ſie wolle, und bei Sonnenaufgang wieder herausgehen. Was ſie aber nicht tragen könne, werde der alte Geiſt, der den Schatz bewacht, nebſt ſeinen

Gehülfen nachtragen. Hierauf habe ich nun meine Hoffnung eines neuen Glückes geſtellt, ob es mir etwa aufblühen wolle; laß mich denn, Herr König, mit Gott dieſe Probe machen. Ich bin ja doch einer Todten gleich, und ob ich hier begraben bin oder dort begraben werde, kann dir einerlei ſeyn.

Sie hatte die Gebehrde, als wolle ſie noch mehr ſagen, aber bei dieſen Worten ſtockte ſie und konnte nicht mehr, ſondern ſchluchzete und weinte bitterlich. Der König aber winkte dem Wächter leiſe zu, der ſie herein geführt hatte, und alsbald kamen Frauen und Dienerinnen herbei und trugen ſie heraus von dem Könige weg in ein Seitengemach. Und nicht lange, ſo ward der Wächter wieder zu dem Könige gerufen, und er brachte ihr Speiſe und Trank, daß ſie ſich ſtärkte und erquickte, und zugleich die Botſchaft, daß der König ihr die gebetene mitternächtliche Fahrt erlaube. Bald trugen Dienerinnen ihr ein Bad herein nebſt zierlichen Kleidern, daß ſie ſich bedecken konnte, denn ſie war faſt nackend. Und ſie lebte nun wieder wie in Freuden, obgleich ſie ganz einſam ſaß und gegen niemand den Mund aufthat — auch den Dienern und Dienerinnen war das Sprechen zu ihr verboten, ſie wußten auch nicht, wer ſie war noch wie ſie in das Schloß gekommen:

denn von denen, die ſie kannten, ward niemand zu ihr gelaſſen, denn allein der Wächter, der ihr immer die Speiſe gebracht hatte im Thurme. Und ihre Schöne fing wieder an aufzublühen, wie blaß und elend ſie auch aus dem Thurm gekommen war; und alle, die ſie ſahen, entſetzten ſich über ihre Huld und Lieblichkeit, und ſie däuchte ihnen faſt einem Engel gleich, der vom Himmel in das Schloß gekommen ſey.

Und als vierzig Tage vergangen waren und der Tag vor Johannis da war, da ging ſie zu dem Könige ihrem Vater ins Gemach und ſagte ihm Lebewohl. Und der alte Herr neigte noch einmal wieder ſeinen weiſſen Kopf über ſie und weinte ſehr; und ſie ſank vor ihm hin und umfaßte ſeine Kniee und weinte noch mehr. Und darauf ging ſie hinaus und verkleidete ſich ſo, daß niemand ſie für eine Prinzeſſin gehalten hätte, und trat ihre Reiſe an. Die Reiſe war aber nicht weit von Bergen nach Gartz; und ſie ging in der Tracht eines Reiterbuben einher. Und in der Nacht, als es vom Gartzer Kirchthurm zwölf geſchlagen hatte, betrat ſie einſam den Wall, that ihre Kleider von ſich, alſo daß ſie da ſtand, wie Gott ſie erſchaffen hatte, und nahm eine Johannisruthe in die Hand, womit ſie hinter ſich ſchlug. Und ſo tappte ſie ſtumm und rücklings fort, wie es ge-

ſchehen mußte. Und nicht lange war ſie geſchritten, ſo that ſich die Erde unter ihren Füßen auf, und ſie fiel ſanft hinunter, und es war ihr, als würde ſie in einem Traum hinabgewiegt; und ſie fiel hinab in ein gar großes und ſchönes und von tauſend Lichtern und Lampen erleuchtetes Gemach, deſſen Wände von Marmor und diamantenen Spiegeln blitzten und deſſen Boden ganz mit Gold und Silber und Edelſteinen beſchüttet war, daß man kaum darauf gehen konnte. Sie aber ſank ſo weich auf einen Goldhaufen herab, daß es ihr gar nicht weh that. Und ſie beſah ſich alle die blitzende Herrlichkeit in dem weiten Saale, wo die Schätze und Koſtbarkeiten ihrer Ahnherren von vielen Jahrhunderten geſammelt und aufgehängt waren; und da ſah ſie in der hinterſten Ecke in einem goldenen Lehnſtuhl das kleine graue Männchen ſitzen, das ihr freundlich zunickte, als wolle es mit der Urenkelin ſprechen. Sie aber ſprach kein Wort zu ihm ſondern winkte ihm nur leiſe mit der Hand. Und auf ihren Wink hob der Geiſt ſich hinweg und verſchwand, und ſtatt ſeiner kam eine lange Schaar prächtig gekleideter Diener und Dienerinnen, welche ſich in ſtummer Ehrfurcht hinter ſie ſtellten, als erwarteten ſie, was die Herrin befehlen würde. Svanvithe aber ſäumte nicht lange, bedenkend, wie kurz die

Mittsommersnacht ist, und sie nahm die Fülle der Edelsteine und Diamanten und winkte den Dienern und Dienerinnen hinter ihr, daß sie eben so thäten; und auch diese füllten Hände und Taschen und Zipfel und Geren der Kleider mit Gold und edlen Steinen und kostbaren Geschirren. Und noch ein Wink, und die lange Reihe wandelte, und die Prinzessin schritt voran der Treppe zu, als wenn sie herausgehen wollte; jene aber folgten ihr. Und schon hatte sie viele Stufen vollendet und sah schon das dämmernde Morgenlicht und hörte schon den Lerchengesang und den Hahnenkrei, die den Tag verkündeten — da ward es ihr bange, ob die Diener und Dienerinnen ihr auch nachträten mit den Schätzen. Und sie sah sich um, und was erblickte sie? Sie sah den kleinen grauen Mann sich plötzlich in einen großen schwarzen Hund verwandeln, der mit feurigem Rachen und funkelnden Augen gegen sie hinaufsprang. Und sie entsetzte sich sehr und rief: O Herr Je! Und als sie das Wort ausgeschrieen hatte, da schlug die Thüre über ihr mit lautem Knalle zu und die Treppe versank und die Diener und Dienerinnen verschwanden und alle Lichter des Saales erloschen, und sie war wieder unten am Boden und konnte nicht heraus. Der alte König aber, da sie nicht wieder kam, grämte sich sehr; denn er

dachte, ſie ſey entweder umgekommen bei dem Hinabſteigen zu dem Schatze durch die Tücke der böſen Geiſter, die unter der Erde ihre Gewalt haben, oder ſie habe ſich der Sache überhaupt nicht unterſtanden und laufe nun wie eine arme verlaſſene Streunerin durch die Welt. Und er lebte nur noch wenige Wochen nach ihrem Verſchwinden, dann ſtarb er und ward begraben.

Der Prinzeſſin Svanvithe war dieſes Unglück aber geſchehen, weil ſie ſich umgeſehen hatte, als ſie weggehen wollte, und weil ſie geſprochen hatte. Denn über die Unterirdiſchen hat man keine Gewalt, wenn man ſich umſieht oder ſpricht, ſondern es geräth dann faſt immer unglücklich; wovon man viele Beiſpiele und Geſchichten weiß.

Und es waren viele Jahre vergangen, vielleicht hundert Jahre und mehr, und alle die Menſchen waren geſterben und begraben, welche zu der Zeit des alten Königs und der ſchönen Svanvithe gelebt hatten, und ſchon ward hie und da von ihnen erzählt wie von einem alten alten längſt verſchollenen Mährchen; da hörte man hin und wieder, die Prinzeſſin lebe noch und ſitze unter dem Gartzer Wall in der Schatzkammer und müſſe nun mit dem alten grauen Urgreßvater die Schätze hüten helfen. Und kein Menſch weiß zu ſagen, wie dies hier oben bekannt geworden iſt. Vielleicht hat der kleine

graue Mann, der zu Zeiten rund geht, es einem verrathen, oder es hat es auch einer der hellſichtigen Menſchen geſehen, die an hohen Feſttagen in beſondern Stunden gebohren ſind und die das Gras und das Gold in der Erde wachſen ſehen und mit ihren Augen durch die dickſten Berge und Mauern dringen können. Und es war viel erſchollen von dieſer Geſchichte und von dem wunderſamen Verſinken der Prinzeſſin unter die Erde, und daß ſie in der dunkeln Kammer ſitze und noch lebe und einmal erlöſt werden ſolle. Sie kann aber, ſagen ſie, erlöſt werden, wenn einer es wagt, auf dieſelbe Weiſe, wie ſie einſt in der Johannisnacht gethan hat, in die verbotene Schatzkammer hinabzufallen. Dieſer muß ſich dann dreimal vor ihr verneigen, ihr einen Kuß geben, ſie an die Hand faſſen und ſie ſtill herausführen; denn kein Wort darf er bei Leibe nicht ſprechen. Wer ſie herausbringt, der wird mit ihr in Herrlichkeit und Freuden leben und ſo viele Schätze haben, daß er ſich ein Königreich kaufen kann. Darin wird er dann fünfzig Jahre als König auf dem Throne ſitzen und ſie als ſeine Königin neben ihm, und werden gar liebliche Kinder zeugen; der kleine graue Spuk wird dann aber auf immer verſchwinden, wann ſie ihm die Schätze weggehoben haben. Nun hat es wohl ſo kühne und verwegene Prinzen und ſchöne Knaben gegeben, die mit der Johannisruthe in

der Hand zu ihr hinabgekommen ſind; aber ſie haben es immer in etwas verſehen, und die Prinzeſſin iſt noch nicht erlöſt. Ja wenn das ein ſo leichtes Ding wäre, wie viele würden Luſt haben, eine ſo ſchöne Prinzeſſin zu freien und Könige zu werden! Die Leute erzählen aber, der gräuliche ſchwarze Hund iſt an allem ſchuld; keiner hat es mit ihm aushalten können, ſondern wenn ſie ihn ſehen, ſo müſſen ſie aufſchreien, und dann ſchlägt die Thüre zu und die Treppe verſinkt, und alles iſt wieder vorbei.

So ſitzt denn die arme Svanvithe da in aller ihrer Unſchuld, und muß da unten frieren und das kalte Gold hüten, und Gott weiß, wann ſie erlöſt werden wird. Sie ſitzt da über Goldhaufen gebeugt, ihr langes Haar hangt ihr über die Schultern herab, und ſie weint unaufhörlich. Schon ſitzen ſechs junge Geſellen um ſie herum, die auch mithüten müſſen. Das ſind die, denen die Erlöſung nicht gelungen iſt. Wem es aber gelingt, der heirathet die Prinzeſſin und bekommt den ganzen Schatz und befreit zugleich die andern armen Gefangenen. Sie ſagen, der letzte iſt vor zwanzig Jahren darin verſunken, ein Schuhmachergeſell, der Jochim Fritz hieß. Das war ein junges ſchönes Blut und ging immer viel auf dem Wall ſpazieren. Der iſt mit einem Male verſchwunden, und keiner hat gewußt, wo er ge-

ſtoben und geflogen war, und ſeine Aeltern und Freunde haben ihn in der ganzen Welt ſuchen laſſen, aber nicht gefunden! Er mag nun auch wohl da ſitzen bei den andern.

5.

Der Wolf und die Nachtigall, oder wie zwei arme Königskinder verwandelt und zuletzt nach vieler Noth doch wieder zu Menſchen geſchaffen wurden.

In alten Zeiten, da es alles noch ganz anders war in der Welt als jetzt, lebte ein König in Schottland, der hatte die ſchönſte Königin in allen Landen, von einer ſo ſeltenen Schönheit und Lieblichkeit, daß ſie weit und breit als die Allerſchönſte beſungen und von Dichtern und Erzählern der ſchottiſche Vogel Phönix zugenannt ward. Dieſe ſchöne Königin gebahr dem Könige zwei Kindlein, einen Sohn und eine Tochter, und ſtarb dann in ihrer Jugend hin. Der König trauerte viele Jahre um ſie und konnte ſie nie vergeſſen, ſagte auch, er wolle nimmer wieder heirathen. Aber der Menſchen Sinn iſt wankelmüthig und kann ſich auf ſich ſelbſt nicht verlaſſen; denn als viele Tage

vergangen und die Kinder ſchon groß waren, nahm er ſich doch wieder eine Frau. Dieſe Frau war ſehr bös und eine ſchlimme Stiefmutter gegen die Kinder des Königs. Es waren aber der Prinz und die Prinzeſſin rechte Spiegel der Huld und Lieblichkeit, und der Haß der Stiefmutter gegen die Kinder kam auch daher, daß die Leute, bei welchen die verſtorbene Königin in gutem Andenken ſtand, immer noch von dieſer ſprachen, ſie aber verſchwiegen, und daß ſie, wenn ſie mit der jungen Prinzeſſin erſchien, gegen dieſe aufjauchzeten und riefen: ſie iſt gut und ſchön, wie ihre Mutter war. Das verdroß ſie, und ſie ergrimmte in ſich und ſann auf arge Tücke, barg aber ihr böſes Herz unter Freundlichkeit. Denn ſie durfte ſichs vor dem Könige nicht merken laſſen, daß ſie den Kindern gram war, und das Volk würde ſie geſteinigt und zerriſſen haben, wie ſie ihnen ein Leides gethan hätte.

Die Prinzeſſin, des Königs Tochter, welche Aurora hieß, war nun fünfzehen Jahre alt geworden und blühete wie eine Roſe und war die ſchönſte Prinzeſſin weit und breit. Und es zogen viele Königsſöhne und Fürſten und Grafen her und buhlten um ſie und begehrten ſie zum Gemal; ſie aber ſprach zu ihnen: mir gefällt die fröhliche und ledige Jungfrauſchaft beſſer, als alle Freier, und damit mußten ſie wieder hinreiſen wo

ſie hergekommen waren. Endlich aber kam der Rechte: es war ein Prinz aus Oſtenland, ein gar ſchöner und ſtattlicher Herr. Dieſem verlobte ſie ſich mit Einwilligung des Königs und ihrer Stiefmutter. Und ſchon war der Hochzeitkranz gewunden und die Spieler zum Tanze beſtellt, und alles Land war in Freude ob der Vermälung der ſchönen Prinzeſſin Aurora. Aber die Stiefmutter dachte ganz anders in ihrem Sinn, als ſie ſich gebehrdete, und ſprach: Ich will Spielleute beſtellen, die ſollen zu einem andern Tanze aufſpielen, und die Füße ſollen anderswohin tanzen als ins Brautbett. Denn ſie ſprach bei ſich: Dieſe verdunkelt mich ganz und wird mich noch mehr verdunkeln, und vor dieſer Aurora muß meine Sonne untergehen, zumal wenn ſie einen ſo ſtattlichen Mann zum Gemal bekommt und dem Könige ihrem Vater Enkel bringt; denn ich bin unfruchtbar und kinderlos. Auch hangt das Volk ihr an und ſchreit ihr nach, mich aber kennen ſie nicht und wollen ſie nicht kennen; und doch bin ich die Königin: ja ich bin die Königin! und bald ſollen ſie es alle wiſſen, daß ich es bin und nicht Aurora. Und ſie ſann nun auf viele arge Liſten Tag und Nacht hin und her, wie ſie die Prinzeſſin und ihren Bruder verderben wollte; aber es wollte ihr keine einzige gelingen: denn ſie waren zu gut bewacht und behütet von den Dienern und

Dienerinnen, die ſie hatten. Dieſe ſahen auf ſie wie auf ihren Augapfel und wichen Tag und Nacht nicht von ihnen wegen der Liebe, die ſie zu ihrer Mutter, der ſeligen Königin, trugen. Als nun keine Zeit mehr übrig und der Hochzeittag ſchon da war und ſie ſich nicht mehr zu helfen wußte, gedachte ſie der allerböſeſten Kunſt, die ſie wußte, und kam zu den Kindern mit der leidigſten Freundlichkeit und bat ſie, einen Augenblick mit ihr in ihren Roſengarten zu kommen, ſie welle ihnen eine wunderſchöne Blume zeigen, die eben aufgebrochen ſey. Und ſie gingen gern mit ihr, denn der Garten war hart hinter dem Schloſſe; auch konnte niemand an etwas Arges denken, denn es war der helle Mittag, und der König und die Prinzen und Prinzeſſinnen des Landes waren alle in dem großen Schloßſaale verſammelt, da gleich die Vermälung geſchehen ſollte. Und ſie führte die Kinder in die hinterſte Ecke des Gartens, wo ihre Blumen ſtanden, unter einen dunkeln Taxusbaum, als wollte ſie ihnen da etwas Beſonderes zeigen. Sie aber murmelte einige leiſe Worte für ſich hin, brach dann einen Zweig von dem Baum, und gab dem Prinzen und der Prinzeſſin einige Streiche damit auf den Rücken. Und alsbald wurden ſie in Thiere verwandelt: der Prinz ſprang als ein reiſſender Wolf über die Mauer und lief in den Wald, und die Prinzeſſin

flog als ein kleiner grauer Vogel, der Nachtigall heißt, auf den Baum, und ſang ein trauriges Lied.

Die Königin ſpielte ihr Spiel ſo gut, daß auch kein Menſch etwas merkte. Sie lief laut ſchreiend dem Schloſſe zu und ſank mit zerriſſenen Kleidern und zerrauften Haaren an den Stufen des Saales hin, als ſey ihr ein großes Leid geſchehen, und der König hieß ſie von den Kammerfrauen wegtragen. Es verging wohl eine gute Viertelſtunde, ehe ſie wieder zu ſich kam. Da gebehrdete ſie ſich ſehr traurig und weinte und ſchrie: Ach! du arme Aurora, welchen Brauttag haſt du erlebt! ach du unglücklicher Prinz! So ſchrie ſie einmal über das andere, und erzählte dann, ein Schwarm Räuber ſey plötzlich hinten in den Garten gedrungen und habe die beiden Königskinder mit Gewalt von ihrer Seite geriſſen und entführt; ſie aber haben ſie zu Boden geſchlagen und halb todt liegen laſſen; und ſie zeigte eine Beule an der Stirn, die ſie ſich abſichtlich an einem Baum geſtoßen hatte. Und alle glaubten ihren Worten, und der König hieß alle ſeine Herren und Grafen und Ritter und Knappen aufſitzen und den Räubern nachjagen. Dieſe durchritten nach allen Seiten den Wald und alle Schlüchte und Klippen und Berge rings um das Schloß wohl zwei drei Meilen weit, aber

von den Räubern und von dem Prinzen und von der Prinzessin fanden sie auch nicht die geringste Spur. Und der König ruhete nicht und ließ weiter suchen und forschen viele Wochen und Monate, und sandte Boten und Kundschafter aus in alle Länder; aber sie kamen immer vergebens zurück, und mit dem Prinzen und der Prinzessin war es, als ob sie nie gelebt hätten: so ganz waren sie verschollen. Der alte König aber glaubte, die Räuber hätten sie wegen der kostbaren Juwelen und Edelgesteine entführt, die sie am Hochzeittage trugen, und hatten sie beraubt und dann todt geschlagen und irgendwo eingescharrt, damit man ihnen nie auf die Spur kommen könnte; und er grämte sich so sehr, daß er bald starb. Bei seinem Sterben übergab er, weil er keine Kinder hatte, der Königin das Reich, und bat seine Unterthanen, daß sie ihr treu und gehorsam seyn mögten, wie sie ihm gewesen waren. Sie thaten es auch und erkannten sie als ihre Königin, mehr aus Liebe zu ihm als aus Liebe zu ihr.

So waren vier Jahre verschienen und der König schen das andere Jahr todt, und die Königin fing an mit großer Gewalt über die Länder zu herrschen, und kaufte sich für die Schätze, die der alte König ihr hinterlassen hatte, viele fremde Soldaten, die sie über das Meer kommen ließ und die ihre Krone und ihr Schloß bewachten. Denn

ſie wußte, daß ſie von den Unterthanen nicht geliebt war, und ſprach: Nun mögen ſie aus Furcht thun, was ſie aus Liebe nicht thun würden. So geſchah es, daß ſie von Tage zu Tage bei jedermänniglich mehr verhaßt ward, aber keiner durfte es ſich merken laſſen, denn auf das leiſeſte Geflüſter gegen die Königin war der Tod geſetzt. Aber die Leute laſſen das Wiſpern und Flüſtern darum doch nicht, und weil das Sprichwort wahr iſt: Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt endlich an die Sonnen, ſo hatte es von Anfang an gemunkelt *), als die Königskinder verſchwunden waren: kein Menſch könne wiſſen, was der Spaziergang der Königin bedeutet habe. Denn es waren Leute genug, die ihr wegen ihrer ſcharfen Augen und ihrer unnatürlichen Freundlichkeit böſe Künſte zutraueten. Dieſe Munkelung unter dem Volke dauerte nun immer fort und nahm noch zu; ſie aber kümmerte ſich darum nicht, und dachte: die werden ſchon Thiere bleiben, was ſie ſind, und mir wird keiner die Königskrone nehmen. Aber es begab ſich alles ganz anders, als ſie gedacht hatte.

*) Munkeln ſagt man von Pferden, die im Sommer wegen der Bremſen mit dem Kopf ſchütteln; Munkeln heißt alſo: die Köpfe gegen einander bewegen, leiſe flüſtern.

Den armen Königskindern ging es indeſſen doch recht ſchlecht.

Der Prinz war als ein brauner Wolf in den Wald gelaufen, und er mußte ſich gebehrden wie ein Wolf und heulen wie ein Wolf und durch die öden und wüſten Orte laufen bei Tage und bei Nacht, und wie ein Dieb einhergehen; denn auch die wölfiſche Furcht war in ihn gefahren. Und er mußte ſich nähren wie die andern Wölfe von allerlei Raub von Wild und Vögeln, auch mußte er in der traurigen Winterzeit zuweilen wohl mit einem Mäuschen verlieb nehmen und den Bauch einziehen und zähneklappen und zwiſchen den harten und kalten Steinen ſein Lager nehmen. Und dies war gewiß keine prinzliche Lebensart, wie er ſie vorher geführt hatte, ehe er aus der königlichen Pracht und Herrlichkeit in dieſes wilde Elend verſtoßen war. Das war aber das Beſondere an ihm, daß er allein Thiere angriff und zerriß und nie nach Menſchenblut gelüſtete. Doch nach einer hätte ihn wohl gelüſtet, nach der böſen Frau, die ihn verwandelt hatte; aber dieſe hütete ſich wohl, dahin zu kommen, wo ſie den Zähnen dieſes Wolfes begegnen konnte. Man ſoll aber nicht glauben, daß der Prinz, der nun ein Wolf war, noch menſchliche Vernunft hatte; nein es war ſehr finſter in ihm geworden, und mit dem Bilde des Thieres, in welchem er

durch die Wälder laufen muſte, hatte er auch nicht viel mehr als thieriſchen Verſtand. Das iſt wahr, ein dunkler Trieb trieb ihn oft gegen das Schloß und den Schloßgarten hin, als hätte er dort einen Fang zu holen; doch hatte er keine deutliche Erinnerung der Vergangenheit: wie hätte er es dann auch in der Wolfshaut aushalten ſollen? In den Augenblicken, wo er dieſen Trieb fühlte, war er mit einem beſondern Grimm behaftet; aber immer, wie er ihnen auf tauſend Schritt nahe kam, fuhr ein kalter Schauder in ihn und jagte ihn zurück. Und die Königin hatte dies mit ihrer Hexerei verſchuldet, daß ſie ihn bis ſo weit gebannt hatte; denn weiter hatte ſie nicht gedurft. Sie aber ſtellte dem Wolfsprinzen nach dem Leben und ließ viel jagen in dem Forſt, der ſich um das Schloß herumzog, weil ſie dachte, daß er wohl darin ſeyn mogte. Deswegen ward faſt alle Woche zweimal eine große Schalljagd und Klapperjagd auf Wölfe und Füchſe angeſtellt; und damit ſie einen fleißigeren Vorwand dazu hätte, hatte die Königin viele niedliche Dammhirſche in dieſen Forſt ausgeſetzt, von welchen unſer königlicher Wolf allerdings manchen verzehrte. Aber er rettete ſich immer aus aller Gefahr, wie oft die Hunde ihm mit ihren Rachen auch das Haar auf dem Rücken ſchon zerbließen und wie oft die Jäger auf ihn ſchoſſen. Er wich dann für den Augenblick ab-

ſeits, und wann der Schall ſich geſänftet hatte und die Jagdhörner verſtummt waren, kam er in das Dickicht zurück, welches dem Schloſſe nahe war, und ſennte ſich häufig auf Plätzen, wo er als Knabe und Jüngling zuweilen geſpielt hatte. Er wußte aber nichts mehr von der Vergangenheit, ſondern es war eine verborgene Liebe, die ihn dahin lockte.

Die Prinzeſſin Aurora hatte als ein kleines Vögelein auf den Baum fliegen müſſen und war in eine Nachtigall verwandelt worden. Ihr aber war in ihrem leichten und dünnen Federkleide die Seele nicht ſo verdunkelt, als dem Prinzen in der Wolfshaut, ſondern ſie wußte viel mehr von ſich und von den Menſchen und Dingen; nur ſprechen konnte ſie nicht. Dafür aber ſang ſie deſto ſchöner in ihrer Einſamkeit, und oft ſo wunderſchön, daß die Thiere vor Freuden hüpften und ſprangen und die Vögel ſich alle um ſie verſammelten und die Bäume dazu rauſchten und die Blumen nickten. Ich glaube, auch die Steine hätten vor Luſt getanzt, wenn ſie ſo viel Liebe in ſich hätten; aber deren Herz iſt zu kalt. Auch die Menſchen hätten wohl bald auf den kleinen Vogel gemerkt als auf einen beſonderen Vogel und wäre wohl ein Gerede und Gemunkel davon unter den Leuten entſtanden, wenn nicht etwas ſie abgehalten hätte von dem Walde, daß ſie die Nachtigall nie

ſingen hörten. Es verhielt ſich damit folgendergeſtalt:

Wie die Königin dem armen verwandelten Prinzen mit den vielen Schall- und Klapperjagden gern das letzte wölfiſche Lebenslicht ausgeblaſen hätte und wie er dadurch über die ganze Wolfsfamilie großes Unglück brachte, habe ich ſchon erzählt. Aber auch über die kleinen Vögel ging es ſchlimm her, und in dieſen Tagen der Tyrannei war es ein Unglück, in der Gegend des Schloſſes als Amſel Grasmücke und Nachtigall gebohren zu ſeyn. Die Königin nemlich, nachdem der alte Herr geſtorben war und ſie die Gewalt allein hatte, gebehrdete ſich plötzlich, als habe die Krankheit ſie befallen, daß ſie nicht allein das Geſchrei und Gekrächze und Geſchnatter unleidlicher Vögel nicht ertragen könne, ſondern daß ſelbſt das lieblichſte Geklingel und Gezwitſcher der luſtigen kleinen Singvögelein ſie unangenehm bewege. Und damit ſie das allen Menſchen glaublich machte, war ſie bei ſolchen Geſängen, deren ſich ſonſt alle Welt zu freuen pflegt, ein parmal in Ohnmacht gefallen. Das war aber nur ein Schein, ſie wollte eine böſe That, ſie wollte den Tod der kleinen Nachtigall, wenn ſie etwa in dieſen Hainen und Gärten herumflatterte. Das wußte ſie aber wohl, daß das Vögelchen dem Schloſſe auf tauſend Schritt nicht nahen durfte, denn ſie hatte es

unter denſelben Hexenbann gelegt, als ſeinen Bruder. Unter dem Titel dieſer Unleidlichkeit und Empfindlichkeit gegen zarte und feine Klänge und Schalle ward denn freilich nicht bloß der kleinen liebenswürdigen Nachtigallprinzeſſin ſondern allen andern Vögeln nach der Kehle gegriffen; ſie waren alle in die Acht und Aberacht gethan, ſie waren alle für vogelfrei erklärt, und die Förſter und Jäger der Königin erhielten den ſtrengſten und gemeſſenſten Befehl, auf alles, was Federn trägt, Jagd zu machen, und auch das Rothkehlchen ja nicht einmal den Zaunkönig zu verſchonen, auf welchen ein guter Jäger ſonſt nie einen Schuß verliert. Dieſer ſchreckliche Zorn der Königin ward ein Unglück für das ganze befiederte Volk, nicht bloß für die, welche im Freien flogen oder in Forſten und Hainen lebten, ſondern auch für die, welche auf Höfen und in Zimmern gehalten werden. In der Hauptſtadt und in der Umgegend des königlichen Schloſſes blieb auch nichts Gefiedertes leben; denn die Leute meinten ſich bei der Königin ſehr einzuſchmeicheln und ihre Gunſt zu gewinnen, wenn ſie es ihr nachmachten. Es war ein Schlachten und Morden der Unſchuldigen wie der bethlehemitiſche Kindermord des Königs Herodes weiland. Wie vielen tauſend Kanarienvögeln und Zeiſigen und Nachtigallen und Diſtelfinken, ja ſelbſt wie manchen oſtindiſchen und weſtindiſchen

Papagaien und Kakadus wurden da die Hälſe umgedreht! Schreihälſen und Liederkehlen, Schwätzern und Verſchwiegenen drohete Ein Schickſal, und das ſogar war ein Verbrechen, als Gans oder Puter oder Hahn gebohren zu ſeyn, und die gemeinen Haushühner fingen an ſo ſelten zu werden als chineſiſche Goldfaſane. Und hätte die Königin noch einige Jahrzehende ſo gewüthet gegen das Federvölkchen, ſo wäre es allmälig ausgeſtorben in dem Königreiche. Das war die Urſache, warum die Vögel nicht allein gemordet wurden ſondern auch faſt kein Menſch mehr in den Wald ſpazieren ging, weil es ſo hätte gedeutet werden können, als wollten ſie da Vogelgeſang hören. So kam es denn, daß niemand die Wundertöne der kleinen Nachtigall belauſchen konnte, als etwa hie und da ein einſamer Jäger. Der ließ ſich aber nichts merken, damit er von der Königin nicht geſtraft würde, daß er den Vogel nicht geſchoſſen. Denn das muß man zur Ehre der Weidmänner ſagen, daß ſie doch meiſtens ihrer wackern Natur folgten und ſelten einen der kleinen Vögel ſchoſſen; aber platzen durch den Wald mußten ſie, daß es knallte. Und dadurch ſchon ward es ſtill von Geſängen und auch viele Vöglein zogen weg aus dem unaufhörlichen Getümmel und kamen nimmer wieder. Die kleine Nachtigall aber, welche Gott

behütete, daß ſie ſich von allen dieſen Nachſtellungen rettete, konnte den grünen Wald hinter dem Schloſſe nicht laſſen, wo ſie in ihrer Kindheit ſo viel geſpielt und geſprungen hatte, ſondern wenn ſie auch wegflog, ſo bald die Jagdhörner anbliesen und es mit Hurra und Wo Wo durch die Büſche toſete, kam ſie doch immer bald wieder. Und obgleich ihre Liedlein, als aus einem traurigen Herzen klingend, meiſtens traurig und kläglich waren, däuchte es ihr doch recht anmuthig, ſo unter den grünen Bäumen und bunten Blumen zu leben und dem Mond und den Sternen etwas Süßes vorzuklingen; und nur wenige Monate war ſie unglücklich. Dies war die Zeit, wo der Herbſt kam und wo ſie mit den andern Nachtigallen in fremde Länder ziehen mußte, bis es wieder Frühling ward.

Das kleine Prinzeſſinvögelein hielt ſich nun meiſt zu den Bäumen Angern und Auen, wo ſie als Kind geſpielt oder als Jungfrau mit Geſpielen ihres Alters Kränze gewunden und Reigen aufgeführt hatte, oder wo ſie gar in den glücklichſten Tagen ihres Lebens mit dem Geliebten die Einſamkeit geſucht hatte. Am liebſten und am meiſten wohnte ſie in einer dichten grünen Eiche, die ſich über einen rieſelnden Bach beugte und oft das ſüße Geflüſter der Liebe in ihren Schatten gebergen hatte. An dieſer

Stelle ſah ſie denn auch oft den Wolf, den ein dunkles Gefühl der Vergangenheit dahin führte; aber ſie wußte nicht, daß es ihr armer Bruder war. Doch gewann ſie ihn lieb, weil er ſich ſo oft unter ihren Geſängen hinſtreckte und lauſchte, als verſtände er etwas davon; und ſie beklagte ihn wohl zuweilen, daß er ein zorniger und harter Wolf ſeyn mußte und nicht flattern konnte und fliegen von Zweigen zu Zweigen, wie ſie und andere Vögelein. Und nun muß ich auch noch von einem Manne erzählen, der in dem eiſigſamen Walde zuweilen der Zuhörer der kleinen Nachtigall war. Dieſer Mann war der Prinz aus Oſtenland, ihr Bräutigam, als ſie noch Prinzeſſin war.

Der König, dieweil er noch lebte, hatte dieſen Prinzen wegen ſeiner Tugend und Tapferkeit vor allen Männern geliebt und ihn auf ſeinem Todbette der Königin empfohlen als einen Rath und Helfer in allen ſchlimmen und gefährlichen Dingen, beſonders als einen frommen und trefflichen Kriegsmann. Auch war er nach des Königs Tode bei der Königin geblieben bloß aus Liebe zu dem ſeligen Herrn. Doch ward er bald inne, daß die Königin ihn haßte, ja daß ſie ihm nach dem Leben trachtete, und entwich daher plötzlich von ihrem Hofe und aus ihrem Lande. Sie aber ließ ihm nachſetzen als einem

Verräther und Flüchtling und ließ einen Bann ausgehen, wodurch ſie ihn für vogelfrei erklärte, daß jeder, wem es beliebte, ihn erſchlagen und ihr ſeinen Kopf bringen mogte, worauf ſie einen hohen Preis geſetzt hatte. Er entwich wieder in das Land ſeines Vaters, das viele hundert Meilen gegen Oſten von dem Schloſſe der Königin lag, und wohnte bei ihm. Aber im Herzen hatte er keine Ruhe noch Raſt und die Trauer um die verſchwundene Prinzeſſin wollte ihn nie verlaſſen. Ja das Wunder begab ſich mit ihm, daß er alle Jahre einmal heimlich verſchwand, ohne daß ein Menſch wußte, wohin. Er ſattelte aber dann ſein Roß und rüſtete ſich in unſcheinbarer Rüſtung, und ritt plötzlich davon, ſo daß niemand ſeinen Pfad kannte. Er mußte aber in das Land der Königin reiten, die ihn vogelfrei gemacht hatte, und jenen Wald beſuchen, worin die Prinzeſſin verſchwunden war. Dieſer gewaltige Trieb kam ihm jedes Jahr kurz vor der Zeit, in welcher die Prinzeſſin verſchwunden war, wo er durch wilde wüſte und verborgene Orte traben mußte, bis er zu wohlbekannten Stätten gelangte, wo er einſt mit ſeiner Braut gewandelt hatte. Und da war auch ihm die grüne dunkle Eiche am Bache die Lieblingsſtelle. Da brachte er dann vierzehn Nachte in Thränen und Gebeten und

Klagen um die Geliebte zu; die Tage aber verbarg er ſich in dem entlegeneren Dickicht. Da hat er die kleine Nachtigall oft geſehen und gehört und ſich ihres wunderſamen und wunderlieblichen und faſt übervögeliſchen Geſanges erquickt. Sie haben aber nichts weiter von einander gewußt. Doch hatte das Vögelchen immer eine große Sehnſucht im Herzen, wann der Ritter wieder geritten war, ſie wußte aber nicht, warum; und auch ihm klang ihr tiefes und ſchmachtendes Tiu! Tiut! lange nach, wann er wieder in das Land ſeines Vaters ritt. Es ging ihm aber wie den meiſten Menſchen, die etwas Geheimes thun oder haben, worüber andere Leute ſich viel die Köpfe zerbrechen, daß er um ſein eignes Geheimniß nicht wußte. Denn daß er jedes Jahr einmal heimlich wegritt, das wußte er wohl; warum er aber reiten mußte, das wußte er nicht.

Und es waren manche Tage vergangen ſeit dem Tode des alten Königs und es ging in das ſechste Jahr ſeit dem Verſchwinden der Kinder, und die Königin lebte herrlich und in Freuden, und ließ die Thiere jagen und auf alle Vögel ſchieſſen, und war auch gegen ihre Unterthanen nicht weniger hart, als gegen das Wild und Gefieder des Waldes. Sie däuchte ſich faſt allmächtig und meinte, ihr Glück und ihre Herr-

ſchaft könne kein Ende nehmen. Doch hatte ſie ſeit jenem Tage den Wald nicht betreten um das Schloß und den Schloßgarten, ſondern eine heimliche Furcht hatte ſie davon zurückgehalten. Sie ließ ſich aber nicht merken, was es war, und daß eine Hexenangſt dahinter ſteckte. Nun begab es ſich, daß ſie einmal ein großes Feſt und Gaſtmal angeſtellt hatte, wozu alle Fürſten und Fürſtinnen des Reichs und alle Großen des Landes und alle vornehmſten Diener und Dienerinnen geladen waren, und es war den Nachmittag eine große Wolfsjagd beſchloſſen in dem Forſt, und die Fürſten baten ſie, daß ſie mitgehen mögte. Sie weigerte ſich lange unter allerlei Vorwänden, endlich aber ließ ſie ſich bereden. Sie ſetzte ſich aber auf einen hohen Wagen und hieß drei ihrer tapferſten Kriegsmänner ſich wohlbewaffnet neben ſich ſetzen; zugleich hieß ſie viele hundert gewaffnete und gerüſtete Reiſige vor neben und hinter dem Wagen reiten, und eine lange Reihe Wagen voll Herren und Frauen folgten ihr nach. Und ihr war der Wolf immer im Herzen, doch dachte ſie bei ſich: laß den Wolf nur kommen, ja laß hundert Wölfe zugleich kommen, dieſe tapfere Schaar wird ihnen wohl das Garaus machen. So verblendet Gott auch die Klügſten und Feinſten, wann ſie zur Strafe reif ſind; denn ihr war

geweiſſagt worden von andern Meiſtern ihrer loſen Kunſt, ſie ſolle ſich vor dem ſechsten Jahre in Acht nehmen. Daran hatte ſie heute nicht gedacht.

Und es war ein ſchöner heiterer Frühlingstag, und ſie fuhren mit Trompeten und Poſaunen in den Forſt, und die Roſſe wieherten und die Rüſtungen klirrten und die gezückten Speere und Degen funkelten in der Sonne; die Königin aber funkelte am helleſten, mit ihren prächtigſten Kleidern und all ihrem Juwelenſchmuck hoch im Wagen thronend. Und ſchon ſchallte ihnen die Jagd entgegen mit Huſſa und Hurra und den ſchmetternden Hörnern der Jäger und den gellenden Stimmen der Hunde. Und es lief ein Löwe vorüber und ein Eber fuhr durch die Reihen; und ſie erſchracken nicht ſondern hielten und ſtanden ein jeglicher feſt auf ſeinem Stand, und machten die Ungeheuer nieder. Aber nicht lange, und es ergab ſich ein Schrecken, das ihnen zu mächtig war. Ein fürchterlicher Wolf fuhr aus dem Dickicht hervor auf einen grünen Anger, und heulte ſo gräßlich, daß Jäger Hunde Reiter vor ihm ausriſſen. Der Wolf lief, wie man einen Pfeil vom Bogen ſchießt, nein er lief nicht ſondern flog durch die Männer und Roſſe dahin, und keiner dachte daran, daß er Bogen, Spieß und Eiſen trug, ſo ſchreck-

lich war des Unthiers Anſehen und ſo wüthig bleckte er den funkelnden Rachen auf. Die Königin, die ihn auf ihren Wagen zuſpringen ſah, ſchrie Hülfe! Hülfe! die Weiber ſchrieen und fielen in Ohnmacht, viele Männer ſchrieen auch wie die Memmen: Keiner wehrte dem Wolf, er ſprang mit Einem langen weiten Sprung auf den hohen Wagen, riß das ſtolze Weib herunter, und wuſch ſich Zähne und Rachen in ihrem Blute. Die andern waren alle geflohen oder ſtanden und hielten von ferne.

Und o Wunder! als ſie ſich ermannen wollten und das Thier anfallen, ſahen ſie es nicht mehr, ſondern, wo es eben noch geſtanden hatte, erhob ſich die Geſtalt eines ſchönen und reiſigen Jünglings. Die Männer ſtaunten ob dem Zauber, doch zuckten einige die Waffen, als wenn ſie ihn als ein zweites Ungethüm jagen und fällen wollten. Da ſprang plötzlich ein Greis vor, der mit im Zuge war, der Kanzler des Reichs, und verbot es ihnen, und rief überlaut: bei meinem grauen Haar, Männer, haltet ein! ihr wiſſet nicht, auf wen ihr ſtoßen wollet — und, ehe ſie ſich beſinnen konnten, lag er ſchon vor dem Jünglinge auf der Erde, und küßte ihm Kniee und Hände und rief: Sey uns gegrüßt, du edle Blume eines edlen Vaters, die du wieder aufgegangen biſt in deiner Schöne!

und freue dich, o Volk, dein rechter Königssohn iſt wieder gekommen, und dies iſt jetzt dein König. Und auf dieſe Worte liefen viele herzu und erkannten den Prinzen wieder und huldeten ihm als ihrem Herrn, und die übrigen thaten desgleichen. Und alle waren zugleich voll Schrecken und Staunen und Freude, und dachten nicht mehr an die zerriſſene Königin noch an den Wolf; denn daß er der Wolf geweſen, das wußten ſie nicht.

Der junge König aber gebot allen, daß ſie ihm nachfolgeten und mit ihm in das Schloß ſeines Vaters zögen; er hieß auch ſogleich die Jagd ſtillen und die Hörner und Trompeten, welche eben noch den Wald und das Wild aufgeſchreckt hatten, ſeinem fröhlichen Einzuge veranblaſen. Und als er daheim war und von den Zinnen ſeiner Väter ſchauete, da traten ihm Thränen in die Augen und er weinte beides ſchmerzlich und fröhlich; denn er gedachte nun alles Jammers wieder und der zu ſchweren Vergangenheit, wo es wie ein dumpfer und thieriſcher Traum auf ihm gelegen hatte. Und nun ward es ihm plötzlich hell, und er konnte es dem Kanzler und den Vornehmſten melden, wie es mit ihm geſchehen war und daß er nur durch das Herzblut der alten gräulichen Hexe, die ſeine Stiefmutter und ihre Königin ge-

heiſſen, wieder hatte verwandelt werden können. Und das Gerücht von dieſem erſtaunlichen Wunder ging alsbald in die ganze Stadt und unter alles Volk aus; und ſie freueten ſich, daß der geliebte Königsſohn wiedergekommen und daß die Königin, welche alle haſſeten, von Wolfszähnen, die ſie ſelbſt geſchaffen, zerriſſen war.

Aber als der Prinz ſich nun allmälig wiedergefunden und über ſich beſonnen hatte, da fiel es ihm ſchwer auf das Herz, wo die königliche Prinzeſſin Aurora ſeine geliebte Schweſter wohl ſeyn mögte und ob ſie auch noch wohl unter irgend einer Thierhaut oder Federdecke ſteckte; denn nun fiel ihm ihr trauriger Hochzeittag ein. Und er fragte und ließ fragen; aber alle ſchwiegen und keiner konnte von ihr etwas melden. Da ward der Prinz wieder ſehr traurig und ſorglich, aber Gott wandelte dieſe Traurigkeit auch bald in Freude.

Denn als dieſer Jagd- und Wolfslärm im Walde toſete, ſteckte auch der arme traurende Prinz aus Oſtenland grade in ſeinem Dickicht, und das kleine liebliche Nachtigallvögelchen hielt ſich ſchweigend unter den grünen Blättern ſeiner Eiche verborgen. Es fuhr aber ein wunderbares Gefühl durch ſein Herzchen, ſobald der durſtige Wolfszahn ſeines Bruders das Herzblut

der alten Königin geſchlürft hatte. Als nun die Jagd verſchollen und der Wald ſtill geworden und die Sonne niedergegangen war, da kam der Prinz aus ſeiner dunkeln Waldſchlucht unter ſeine grüne Eiche und lehnte ſich gar traurig an den Stamm und netzte das Gras mit ſeinen ſtummen Thränen, wie er alle Nächte pflag; und ihm däuchte viel wehmüthiger um ſein Herz zu ſeyn als gewöhnlich. Das Vögelein in den Zweigen über ihm fing eben an zu ſingen nach ſeiner Gewohnheit; und es däuchte ihm auch, daß es gar anders ſang als ſonſt, und viel bedeutſamer und räthſelhafter und faſt wie mit menſchlicher Stimme. Und dem Manne kam ein Grauſen an, und faſt voll Angſt rief er in die Zweige hinauf: Vögelein, Vögelein, ſage mir, kannſt du ſprechen? Und das Nachtigallvögelein antwortete ihm mit Ja, wie Menſchen zu antworten pflegen, und es verwunderte ſich ſelbſt, daß es ſprechen konnte, und fing an vor Freuden darüber zu weinen, und ſchwieg lange. Darauf that es ſein' Schnäbelchen wieder auf und erzählte dem Manne mit vernehmlicher menſchlicher Stimme die ganze Geſchichte von ſeiner Verwandelung und von ſeines Bruders Verwandelung, und durch welches Wunder er wieder ein Menſch geworden. Denn es war ihr nun alles in Einem Augen-

blicke klar gewerden, als hätte ein Geiſt es ihr zugeflüſtert. Der Mann aber jauchzete in ſeiner Seele, als er ihre Rede hörte, und er ſann viel in ſich hin und her; und das Vögelchen ſpielte und flog zutraulich um ihn herum; doch wiewohl ſie ſich und alle Dinge ſo hell wieder erkannte und wußte, von ihm wußte ſie nicht, wer er war. Und er lockte das Vögelchen und ſchmeichelte und koſete ihm ſchön, und bat, es ſolle mit ihm kommen, er wolle es in einen Garten ſetzen, wo ein ewiger Frühling blühe und nie ein Falke rauſche noch ein Jäger toſe; das ſey doch viel luſtiger, als ſo in wilden Hainen umzufliegen und vor dem Winter und vor Jägern und Raubvögeln und Schlingen zu zittern. Das Vögelein aber wollte davon nichts hören und lobte ſeine grüne Freiheit und ſeine grüne Eiche hier und ſchwätzte und flötete und ſpielte und flatterte um den Mann herum und hatte ſein wenig Acht, denn er gebehrdete ſich, als ſey er in andern Gedanken.

Aber ſiehe, welche Gedanken er gehabt hatte! Denn ehe das Vögelchen ſich deſſen versah, hatte der Mann es bei den Füßchen erfaßt und lief eilends davon, ſchwang ſich auf ſein Roß und flog im ſauſenden Galopp, als ſey ein Sturmwind hinter ihm, einer Herberge zu, die er in der Stadt unweit des Schloſſes kannte,

und beſtellte ſich ein einſames Zimmer, worin er ſich mit dem Vögelein einſperrte. Das Vögelein, als es ſah, wie er die Schlüſſel herauszog und andere Zeichen eines Gefängniſſes machte, fing an jämmerlich zu weinen und zu flehen, daß er es fliegen lieſſe; denn es däuchte ihm gar beklommen und angſtvoll in dem verſchloſſenen Zimmer und es mußte an ſeine grünen Bäume und an die liebliche Freiheit denken. Aber der Mann machte ſich aus dem Weinen und Flehen des Vögelchens nichts und wollte es nicht laſſen. Da ward das Vögelein böſe und fing an ſich zu verwandeln, damit es den Mann erſchreckte, daß er Thüren und Fenſter öffnete und froh wäre, wenn das Vögelein davon flöge. So machte es ſich zu Tigern und Löwen, zu Ottern und Schlangen, zu Skorpionen und Taranteln, zuletzt zu einem ſcheußlichen Lindwurm, der ſich um den Mann flocht und mit giftiger Zunge auf ihn fuhr. Aber das alles ſchreckte ihn nicht ſondern er blieb feſt auf ſeinem Sinn, und das Vögelein mußte alle ſeine Arbeit verlieren und wieder ein Vögelein werden. Und der Mann ſtand in tiefen Gedanken, denn es fiel ihm etwas ein aus alten Mährchen. Und er zog ein Meſſer aus der Taſche und ſchnitt ſich ein Loch in den kleinen Finger der linken Hand, der immer das

lebendigſte Herzblut hat. Und es tröpfelte Blut heraus, und er nahm des Blutes und beſtrich des Vögeleins Köpfchen und Leib damit. Und kaum hatte er das gethan, ſo ſtand auch das Wunder fertig da. Das Vögelein ward in der Minute zu der allerſchönſten Jungfrau, und der Prinz lag alsbald zu ihren Füßen und küßte ihr züchtig und ehrerbietig die Hände. Die Nachtigall war nun wieder Prinzeſſin Aurora geworden und erkannte in dem Manne ihren Bräutigam wieder, den Prinzen aus Oſtenland. Sie war noch eben ſo jung und ſchön, als ſie vor ſechs Jahren zur Zeit der Verwandelung geweſen. Denn das iſt den Verwandlungen eigen, daß die Jahre, die einer darin bleibt, ihn nicht älter machen, ſondern tauſend Jahre gelten da nicht mehr als eine Sekunde.

Man kann denken, wie dieſe beiden ſich gefreut haben; denn wenn zwei verliebte Herzen, die einander treu geblieben, nach langer Zeit wieder zuſammenkommen, das iſt wohl die größte Freude auf Erden. Doch ſäumten ſie nicht lange ſondern lieſſen dem Könige anſagen, es ſeyen zwei fremde Prinzen aus fernen Landen an ſeinen Hof gekommen und begehrten fürſtliche Herberge. Und der König trat heraus, daß er ſie bewillkommete, und erkannte ſeine liebe Schweſter Aurora und ſeinen theuren Freund

den Prinzen aus Oſtenland, und freuete ſich über die Maaßen; und alles Volk freuete ſich mit ihm, daß ſo alles wiedergekommen und das Reich nicht bei Fremden bleibe.

Und nach wenigen Tagen ſetzte er ſich die königliche Krone auf und fing an zu regieren an ſeines Vaters Statt, ſeiner Schweſter aber gab er eine überaus prächtige Hochzeit mit Tänzen und Feſten und Ritterſpielen; auch erhielt ſie nebſt ihrem Prinzen an Land und Leuten eine gar ſtattliche Abfindung, wovon ſie faſt wie Könige leben mogten. Die Prinzeſſin Aurora aber hatte ihren Bruder um den Wald gebeten, in welchem ſie als Vögelein ſo manchen fröhlichen und auch ſo manchen traurigen Tag umhergeflogen war, und er hatte ihn ihr gern geſchenkt. Sie baute ſich daſelbſt ein ſtolzes königliches Schloß an dem Bache, wo ſie ſo oft geſeſſen und geſungen hatte, und die grüne und dichte Eiche kam mitten in ihrem Schloßgarten zu ſtehen und hat noch manches Jahr nach ihr gegrünt, ſo daß ihre Urenkel noch darunter geſpielt und ſich beſchattet haben. Sie aber ließ das Gebot ausgehen, es ſolle der Wald für ewige Zeiten ſtehen bleiben in ſeiner natürlichen Herrlichkeit; auch gab ſie den kleinen Singvögelein den Frieden und verbot auf das allerſtrengeſte, in dieſem heiligen Bezirke Schlin-

gen und Fallen zu ſtellen und die Kleinen mit irgend einem Gewehr anzugreifen. Und ihr Bruder hat als ein groſſer und frommer König regiert, ſie aber hat mit ihrem tapfern Gemal bis in ein ſchneeweiſſes Alter in glücklicher Liebe gelebt und viele Kinder und Kindeskinder geſehen, bis ſie endlich im Segen Gottes und der Menſchen ſanft entſchlafen iſt. Das hat auch gegolten ſeit ihrer Zeit unter ihren Kindern und Nachkommen, daß der älteſte Prinz ihres Hauſes immer Roſſignol und die älteſte Prinzeſſin immer Philomela getauft wurde. Sie wollte nemlich eine fromme Erinnerung ſtiften für alle Zeiten von dem wunderſamen Unglück, das ihr widerfahren war, da ſie in eine Nachtigall verwandelt worden. Denn dieſe Worte bedeuten in der Sprache ihres Landes, was zu teutſch Nachtigall genannt wird, und Roſſignol heißt eigentlich Roſenvogel — denn die Nachtigallen ſingen meiſt zur Zeit der Roſen — und Philomela Liederfreundin; der teutſche Name Nachtigall heißt aber ſo viel als Nachtſängerin, und iſt wohl der allerfeinſte.

4.

Der Wolf und die Nachtigall.

(Schwediſches Volksmährchen.)

Ich weiß es wohl, wo ſteht ein Schloß,
Das iſt geſchmückt ſo feine
Mit Silber und mit rothem Gold
Gebaut von Marmelſteine.

Und in dem Schloß eine Linde ſtand
Mit Blättern luſtig und ſchöne,
Drinn wohnte eine Nachtigall fein,
Die ſchlug gar liebliche Töne.

Es kam ein Ritter geritten daher,
Süß klang es vom Nachtigallmunde,
Worüber er höchlich wunderte ſich —
Es war um die Mitternachtſtunde.

Ach höre du kleine Nachtigall,
Wollſt mir ein Liedlein ſingen,
Deine Federn laß ich beſchlagen mit Gold,
Deinen Hals mit Perlen beringen.

Deine Federn von Gold die kleiden mich nicht,
Die ich für dich ſollte tragen,
In der Welt ein wildfremdes Vögelein,
Wovon kein Menſch weiß zu ſagen.

Biſt in der Welt ein wildfremdes Vögelein
Und unbekannt allen Leuten,
Dich zwingt wohl Hunger Froſt und Schnee,
Der fällt auf den Weg den breiten.

Mich zwingt nicht Hunger, mich zwingt nicht Schnee,
Der fällt auf den Weg den breiten,
Mich zwingt weit mehr geheime Pein,
Die macht mir Angſt und Leiden.

Wohl zwiſchen Bergen und tiefem Thal
Da rinnen die brauſenden Waſſer,
Und welcher einen Treuliebſten hat,
Kann ihn aus dem Herzen nicht laſſen.

Ich hatt' einen Liebſten fromm und kühn,
Einen Ritter von herriſchen Gaben,
Meine Stiefmutter warf es geſchwinde um,
Sie wollte die Liebe nicht haben.

Sie ſchuf mich zu einer Nachtigall,
Hieß mich in der Welt umfliegen,
Meinen Bruder zu einem Wolf ſo grimm,
Mußte ſich zu den Wölfen fügen.

Gleich lief er in den Wald, ſie ſprach:
In Wolfsgeſtalt ſoll er gehen,
Bis daß er getrunken mein Herzensblut.
Sieben Jahre drauf iſt es geſchehen.

Einen Tag ſie ging ſo wenniglich
Im Roſenhain ſpazieren,
Mein Bruder ſah es und zorniglich
Ihr leiſe nach thät ſpüren.

Er griff ſie an ihrem linken Fuß
Mit reiſſigem Wolfesmunde,
Riß aus ihr Herz und trank ihr Blut
Und ward geſund zur Stunde.

Noch bin ich ein kleines Vögelein
Das fliegt in wilden Haiden,
So jammervoll muß ich leben meine Zeit,
Doch meiſt in Winterzeiten.

Doch Preis dem, der mir geholfen hat,
Daß ich die Zunge kann rühren,
Da ich nicht geſprochen in fünfzehn Jahr,
Wie mit Euch ich Rede kann führen.

Aber geſungen hab' ich immerdar
Mit lieblichen Nachtigallkehlen,
Und in dem allergrünſten Hain
Thät ich meinen Zweig mir wählen.

Und horche du kleine Nachtigall,
Was dich wohl kann vergnügen,
Kannſt ſitzen im Winter im Hauſe mein,
Im Sommer wieder ausfliegen.

Hab Dank, ſchöner Ritter, der Frommheit dein,
Ich darf es doch nicht wagen;
Denn das verbot die Stiefmutter mein,
Solang' ich Federn muß tragen.

Die Nachtigall in Gedanken ſtand:
Ich thu nicht des Ritters Willen;
Da griff er ſie bei den Fußen klein,
Das Schickſal ſollt' er erfullen.

Er ging mit ihr wohl in ſein Haus,
Verſchloß die Fenſter und Thüren,
Sie ward zu manchem Wunderthier,
Wie man ſoll hören und ſpüren.

Erſt wandelt ſie ſich in Bären und Leu'n,
Iſt dann zur Schlange werden,
Zuletzt zu einem Lindwurm groß,
Der wollte den Ritter merden.

Er ſchnitt ſie mit einem Meſſerlein,
Daß Blut heraus thät flieſſen,
Strar ſtand wie eine Blume klar
Eine Jungfrau ihm zu'n Füßen.

Nun hab' ich erlöſt dich von deiner Noth
Und von deinen heimlichen Leiden,
So ſage mir denn deine Abkunft gut
Von Vaters und Mutter Seiten.

Aegyptenlands König mein Vater war,
Sein Gemal meine Mutter mit Ehren,
Meinen Bruder verschuf man zu einem Welf
Durch die wilden Wälder zu stören.

Ist Aegyptenlands König lieber Vater dein,
Sein Gemal deine Mutter mit Ehren,
Fürwahr bist Schwestertochter mir,
Die sonst sich als Nachtigall ließ hören.

Da ward große Freud in dem ganzen Hof,
Ja rings in dem ganzen Lande,
Daß der Ritter gefangen die Nachtigall,
Die gewohnt in der Linde so lange.

5.

Klas Avenstaken.

In dem Lande Westfalen unweit der Stadt Minden, wo es viele tüchtige Bauern hat, lebte vor langen Jahren ein Schulze in Dummelshusen, der Peter Avenstaken hieß, ein Mann von Sitten und Art geduldig und sanftmüthig und deswegen bei Freunden und Nachbarn wohl berüchtigt und beliebt, sonst aber von großem und reisigem Leibe

und von so gewaltiger Stärke, daß er weit und breit nur der starke Peter hieß, und daß die Leute ihm hundert Schritt aus dem Wege gingen, wann er böse ward; denn ward er böse, so ward er es sehr, und konnte überhaupt nichts Mittelmäßiges thun. Dieser Schulze in Dümmelshusen hatte ein Lieblingswort, das er oft gebrauchte und das in seiner Freundschaft und Verwandtschaft sehr alt war; denn ehrsame Bauerschaften pflegen auf gewisse Worte Sinnsprüche und Sprichwörter eben so zu halten, als Edelleute die Fahnen und Schild führen, und setzen auch einen Stolz in dem Alten. Dieses Wort hieß Grade durch, oder, wie sie in Westfalen sagen, Grad dör; und nach dem Worte, weil er es so oft im Munde führte, nannten manche Leute ihn auch Peter Grad dör, was er wohl aufzunehmen pflegte. Es war aber bei dem Worte noch ein Aberglaube, der sich Jahrhunderte lang in der Familie Avenstaken fortgepflanzt hatte; sie meinten nemlich, dasjenige von den Kindern, welches sich dieses Wort vor den andern herausnehme, werde das Tüchtigste und Glücklichste werden; und also horchten und merkten die Aeltern frühe darauf. Seinen Ursprung aber hatte das Sprichwort von einer alten Geschichte, die sich mit dem Stifter des Hauses begeben hat, der bei Minden seßhaft ward. Dieser war ein

Schuhmachergeſell Namens Klas, gebürtig aus dem Oertchen Cerbach im Waldeckiſchen. Eines Tages, als er mit einem ſeiner Geſellen auf der Wanderſchaft war und durch den Hochwald längs der Weſer des Weges auf Minden ging, kam ein wüthender Wolf auf ihn los. Sein Geſell hielt den Anlauf nicht aus ſondern entlief und kletterte auf einen Baum, Klas aber blieb feſten Fußes und Auges ſtehen, nahm ſeinen Stock und wartete des Wolfes; und als dieſer auf ihn zufuhr, ſtieß er ihm den Stock in den offenen Rachen und ſtieß ſo gewaltig, daß der Stock hinten wieder herausfuhr und der Wolf alle Viere von ſich ſtreckte. Sein Geſell fand ſich nun wieder zu ihm, dieſen aber prügelte er von ſich weg als einen feigen und erbärmlichen Schächer, und ging mit ein paar Köhlern, welche das Abentheuer mit angeſehen hatten, ſeines Weges weiter durch den Wald und übernachtete im nächſten Dorfe. Dem Wolf hatte er die Haut abgezogen und trug dies herrliche Siegeszeichen auf ſeinem Steck, daß er ſie einem Kürſchner in der nächſten Stadt verkaufte. Als Klas in der Dorfherberge angekommen war, erzählten die Köhler den Kampf mit dem Wolfe, und alle Bauren und Knechte und Dirnen liefen zuſammen, daß ſie den jungen Schuhmacher ſähen, der den Wolf mit dem Stecken erſchlagen hatte, wie König David den

Goliath mit dem Steinchen. Und ſie verwunderten ſich ſehr, denn der Jüngling ſah ſo gewaltig nicht aus, wiewohl er ſtark war; und ſie wollten alle den Stecken ſehen und betaſten, die Dirnen aber faßten ihn nur mit Grauſen an. Es war ſonſt ein ganz gewöhnlicher Dornſtock, den ein Becker in Corbach dem jungen Klas geſchenkt hatte zu ſeiner Wanderſchaft, und er war an der Spitze angebrannt, weil der Becker die Kohlen im Ofen zuweilen damit umgerührt hatte. Deſto mehr lobten die Leute Klas und freuten ſich über ihn wegen der herzhaften Antwort, die er dem Schulzen des Dorfes gab auf die Frage, wie er es denn mit dem Wolfe angefangen habe ihn umzubringen; da habe es der Stecken wohl nicht allein gethan ſondern der Schuſterpfriemen habe wohl mit beiſpringen müſſen. Denn Klas ſagte ihm ganz kurz: Herr Schulze mit einem bischen Muth fängt man alles geſcheidt an, und ſo iſt auch dieſer Ofenſtecken grade durch den Wolf gegangen und hat nicht erſt gefragt, ob ſeine Hinterthüre auch verſchloſſen war. Der Schulze wollte das übel nehmen, und brummte, aber die andern hieſſen ihn ſchweigen. Denn Klas hatte alle für ſich gewonnen durch ſein freies tüchtiges Weſen, und beſonders nahmen die hübſchen jungen Dirnen ſich ſeiner an und trugen ihm Aepfel und Birnen und Nüſſe und Kuchen um die Wette

zu und forderten ihn von ſelbſt auf zum Tanze, der ſpäter den Abend in der Schenke begann; und hätten ſie ſich nicht entſehen vor den Leuten, einige hätten ihn wohl mit Vergnügen geherzt und geküßt. Aber das geſchah nicht, und Klas ſelbſt war noch ſehr blöd; denn dies war ſeine erſte Wanderſchaft und überhaupt das erſte Mal, daß er in die Fremde ging.

Den andern Morgen, als die Sonne anbrach, nahm Klas ſeinen Stecken und ſeine Wolfshaut und kam nach Minden und fand Arbeit bei einem Meiſter und blieb dort. Doch war es ſein Glück, daß er mit den Köhlern hier in der Dorfſchenke angeſprochen hatte, denn eine junge und hübſche Bauerdirne hatte ſich ſo in ihn verliebt, daß ſie Tag und Nacht nichts anders ſah und träumte als den jungen Schuhmachergeſellen Klas und daß ſie vor Sehnſucht und Liebe faſt abzehrte und ohne ihn gar nicht leben wollte. Die Aeltern ſuchten ihr das wohl auszureden, aber Liebe, die es redlich meint, iſt, wie man ſagt, die unheilbarſte aller Krankheiten. Sie mußten ſich alſo, wenn ſie ihre Tochter behalten wollten, endlich darein geben, und gingen ſelbſt nach Minden und ſuchten Klas von Corbach auf, den jeder ſchon kannte von wegen ſeiner Wolfsgeſchichte; und ſie brachten den wackern Geſellen ihrer ſchönen Tochter zu, die ihr einziges Kind war, daß

er ſie zum Weibe nähme und vom Tode erlöſete. Und Klas ließ ſich nicht lange bitten, denn die hübſche junge Dirne gefiel ihm, und er zog zu ihr in das Dorf, und legte Pfriemen und Ahl weg und nahm Pflug und Spaten dafür in die Hand und lebte als ein rechtſchaffener Bauersmann und ward nach einigen Jahren Schulze an deſſen Stelle, der über ſeine Rede gebrummt hatte. Und von ſeinem Stecken nannte ihn alle Welt Klas Avenſtaken; er aber gewöhnte ſich das Wort an, das andere von ihm gebrauchten, Grad dör; denn ſie pflegten im Scherze von ihm zu ſagen: Grad dör ſagt Klas Avenſtaken. Und das behielten ſeine Enkel und Urenkel nach ihm als ein gutes Wort, das Glück und Muth bedeutete.

Dem Peter in Dümmelshuſen waren von ſeiner Frau Greth Tibbeke ſchon viele Söhne und Töchter gebohren, und die Greth hatte ihrem Manne ſchon oft angelegen, er ſolle doch einen Sohn mit dem Hauptnamen in der Freundſchaft Klas taufen laſſen; er hatte es aber immer verneint, und den Buben andere Namen gegeben. Nun geſchah es, daß wieder ein Knabe gebohren wurde und daß Peter mit Gewalt wollte, daß dieſer Klas heiſſen ſollte, wogegen ſich Greth ſehr ſteifte, denn ſie und die Freundſchaft wollten den Namen Johannes, weil er am Johannisabend zur Welt

gekommen war. Auch ſagte ſie, indem ſie das Kindlein in der Wiege betrachtete: Sieh, Mann, wie ſanft und ſtill der Junge ausſieht! das wird dir in der Welt kein Klas, der es mit einem Wolf aufnimmt; aber Peter antwortete: Kikelkakel! eben deswegen ſoll er Klas heiſſen, die Frommen ſind immer die beſten Helden geweſen, und die wie Eiſenfreſſer ausſehen, beiſſen oft keinen Strohhalm inzwei. Kurz es half der Greth kein Bitten und Flehen kein Heulen und Schelten, Peter war diesmal unerbittlich und ſagte: Eben weil er am Johannisabend, an einem ſo großen Abend, gebohren iſt, ſoll er Klas heiſſen, und ich wette, ein tüchtiger Klas wird er werden. Und mit dieſen Worten nahm er ſeine Mütze vom Nagel und ſetzte ſie etwas queer auf, wie er zu thun pflegte, wann er zürnte, und ging hinaus und achtete nicht des Geſchreis ſeiner Greth und der Muhmen und Gevatterinnen hinter ihm her. Und der Prieſter mußte den Knaben Klas taufen. So daß die Greth, die ihren Johannes noch nicht vergeſſen konnte, halb weinend und halb lachend ſagte: Nein dem Peter iſt was durch den närriſchen Kopf gefahren, wie es Hunden und Katzen zu geſchehen pflegt, die, wenn man ihnen die Jungen nimmt, daß man eines oder zwei liegen laſſe und die übrigen erſäufe, immer wieder dieſelben Jungen aus allen zuerſt ergreifen und

wieder in ihr Lager tragen, wo es die Leute dann auch liegen laſſen und aufziehen, meinend, die Alte müſſe am beſten wiſſen, welche von ihren Jungen die beſten ſeyen. Ich will doch ſehen, was aus dieſem ausgegriffenen Klas meines lieben Peters wird.

Und dem kleinen Klas gedieh ſein Name wohl, er nahm unverzagt der Mutter Bruſt und ließ es ſich gut ſchmecken, ſchoß in dem zweiten Monat ſchon ſeinen erſten Zahn aus, hatte den vierten Monat ſchon ſechs Zähne und genoß nebenbei ſchon allerlei Speiſe und Trank, vor dem neunten Monat aber ſtand er ſchon auf eigenen Füßen und richtete ſein Antlitz zum Himmel auf. Dann nahm Peter ſein Vater ihn auf den Arm lächelte ſeelenvergnügt und hielt ihn der Greth hin und ſprach: Sieh, Greth, welch ein Klas! Greth aber halb böſe halb gutmüthig antwortete: Dein Klas iſt noch nicht über alle Berge, ich wollte doch, er hieſſe Johannes. Und Peter ſetzte den Buben wieder auf den Boden ſah zornig und ging ſtumm und verdrießlich aus der Thüre. Solche kleine Neckereien über das Bübchen hatte es oft unter den beiden Eheleuten, die ſich übrigens von ganzem Herzen liebten. Sie ſchadeten dem kleinen Klas auch nicht ſondern er gedieh wohl ward breit an Schultern und Bruſt warf alle Knaben ſeines Alters und auch die ein Jahr älter waren zur Erde.

So war er im Eſſen Trinken Schlafen und Spielen fünf Jahre alt geworden. Nun [illegible] ihn der Vater den Frühling und Sommer ſchon hinter die Gänſe, und den Winter mußte er in die Schule gehen und beten und das A B Ab leſen. Mit dem ſiebenten Jahre rückte er zum Schweinhirten vor und im neunten mußte er ſchon Ochſen und Pferde hüten. Alles dies that er ordentlich und geſchickt, ſo daß der Vater Freude daran hatte. Das Einzige, worüber Klagen einliefen, waren Beulen, die er den Nachbarskindern ſchlug; Frau Greth jammerte auch oft über die vielen zerriſſenen Hoſen und Jacken, die er mit zu Hauſe brachte, nein nicht immer mit zu Hauſe brachte ſondern zuweilen auf den Bäumen und an den Dornen hangen ließ; auch beſchwerte ſie den oberſten Richterſtuhl des Vaters zuweilen mit Schiedsrichteramt, wann er ſeine älteren Brüder gebläuet hatte; denn im Zorn konnte er alle Knaben zwingen, auch die vier fünf Jahre älter waren als er. Der alte Peter freute ſich gewöhnlich, wenn er in ſolchen hochnothpeinlichen Halsgerichtsfällen ſeinen Stuhl beſteigen mußte. Der Schluß vom Liede war faſt immer, daß die Kläger und Greth ihr Anwald wegen Unſtatthaftigkeit der Gründe und Zeugen abgewieſen wurden. Wohlgefällig ſagte Peter dann: Ich weiß, ich habe es in meinen Knabenjahren auch ſo gemacht; hat

denn der Klas je den Zank angefangen? ſind die andern nicht immer die Necker? ihnen geſchieht ihr Recht, wenn er ſie tüchtig abſtraft. Es iſt gut, daß er ſie zwingen kann, ſo wird ihnen die Luſt dazu vergehen. Und er nahm dann ſeinen Klas gewöhnlich und ſtreichelte ihn und küßte ihn und ermahnte ihn zu aller Friedſeligkeit. Deſſen bedurfte es aber in der That nicht: Klas war einer der ſtilleſten und freundlichſten Jungen, der keiner Kreatur etwas zu Leide thun, am wenigſten ſchwächere und kleinere Knaben necken konnte; aber wenn er gereizt ward, gebrauchte er die Kraft ſeiner Fäuſte nicht mittelmäßig.

Nicht ſo gut, als hinter den Gänſen Säuen und Ochſen ging es Klas hinter den Bänken des Schulmeiſters. Er hatte zum Lernen wenig Luſt und Geſchick und konnte es in vier Jahren kaum zum Leſen bringen; denn was er im Winter gekonnt, hatte er im Sommer im Felde und Walde immer richtig wieder ausgeſchwitzt, ſo daß ſeine Brüder und die Nachbarkinder in der Schule immer weit mehr gelobt wurden als er. Doch hatte der alte Schulmeiſter ihn ſehr lieb und gab ihm das Lob der Sittigkeit des Gehorſams und der Frömmigkeit. Im Hauſe gab das unter den Alten manchen kleinen Verdruß. Peter, der ihn von allen ſeinen Kindern am liebſten hatte, was er ſich aber nie merken laſſen wollte, ſetzte ſich oft allein

mit ihm hin und half ihm seine Lex zurecht. Aber sie kamen damit doch nicht durch, Greth nannte ihn oft ihren breiten Dickkopf, und Peter konnte es nicht wenden, er mußte es anhören und still dazu schweigen, ja er mußte es wohl leiden, daß der Jürgen und Joachim und Christoph seine Brüder und die Thrine und Therese seine Schwestern als geschicktere und klügere Kinder gelobt wurden. Dann sagte sie zuweilen auch wohl spöttisch: — sie war sonst eine herzensgute Frau — Peter, wir wollen doch sehen, was aus deinem Klas wird; ich wollte, er hiesse Johannes, er wäre anders geworden. Das schlug dann dem Fasse den Boden aus, Peter nahm die Mütze und ging auf den Hof und in den Pferdestall, daß er sich auslüftete und wieder besänne. Und wann er sich besonnen hatte und wieder zurück kam, brummte er wohl für sich: Klas wird doch der beste werden. Klas gab nemlich ein anderes großes Zeichen von sich, worauf der Vater Häuser bauete: seit seinem vierten Jahre rief der Knabe immer Grad dör, sobald er heftig ward oder was Heftiges und Ungestümes beginnen wollte, besonders wenn er die Fäuste zu Schlachten ballte. Das that kein anderes von Peter Avenstakens Kindern, obgleich sie das Wort aus dem Munde des Vaters oft genug hören konnten. Und Peter erlebte die große Freude,

daß Klas vor ſeinem neunten Jahre im ganzen Dorfe von Alt und Jung Klas Grad dör genannt ward und daß die Leute zu Dümmelshuſen wieder ſagten: Grad dör ſagt Klas Avenſtaken.

Klas war zwölf Jahre alt geworden, war für ſein Alter ungewöhnlich groß und ſtark, ſtand ſehr grad und feſt auf den Beinen, hatte einen großen Kopf und breite Stirn mit langen hangenden Flachshaaren, unter welchen er aus ein paar trotzigen blauen Augen guckte. Viele Leute ſagten, er wäre ein ſchöner Junge, Peter ſein Vater ſagte, er iſt der ſchönſte Junge im Dorfe, aber Greth meinte, er ſey zu plump und dick und ſeine Brüder ſeyen viel ſchöner. Da kam der dreizehnte Herbſt ſeines Lebens, und mit dem November jenes Herbſtes verſchwand Klas durch eine der wunderbarſten Begebenheiten, die ich jetzt erzählen will, plötzlich aus dem älterlichen Hauſe.

Peter hatte einen neuen Knecht gemiethet, der mit dem erſten November zuzog. Dieſer hieß Hans Valentin und war ſchon ein ältlicher Mann von fünfzig Jahren. Der Knecht war nicht lange im Hauſe, ſo ſchloß er mit den Knaben eine ſonderliche Freundſchaft, am meiſten aber mit Klas. Valentin wußte nemlich viele Fabeln, Geſchichten und Mährchen

und allerlei alte längſt verſchollene Leuſchen, und erzählte ſie abendlich nach der Arbeit den Kindern; und er ward durch ſeine ſchönen Geſchichten bald ſo berühmt, daß auch die Kinder der Nachbarſchaft häufig in Peters Haus kamen, damit ſie ihn hörten. Dies geſchah meiſtens des Samſtags und Sonntags Abends, wo Valentin Zeit hatte zum Erzählen. Die Buben brachten dem Valentin Aepfel und Nüſſe mit und andere ſchöne Sachen, und ſo ſetzte die Genoſſenſchaft ſich in einer Ecke hin und ſchmauſte und erzählte. Das war aber das Beſondere, daß von allen Kindern keiner die Geſchichten beſſer behielt und lebendiger wieder erzählte als Klas; ſo daß Peter ihm oft mit Wohlgefallen zuhorchte und ſchmunzelnd der Greth zurief: Hörſt du's Greth? hörſt du's, wie der Klas der Blitzjunge erzählen kann? Sie aber ließ es kalt abgleiten und ſagte wohl: Ja ein Klas iſt er und ein Klas bleibt er, ein rechter Mährchenklas, aber Schulze wird er nie werden, denn er kann ja nicht ſchreiben. So ſprachen die Aeltern über Klas jeder auf ſeine Weiſe; ſie merkten aber nicht, daß mit Klas eine groſſe Veränderung vorging und daß Valentin ihn viel lebendiger und im Herzen viel luſtiger machte. Denn die Geſchichten ergriffen den Jungen ſo, daß er nichts anderes ſah und hörte

dichtete und träumte als Hexen und Hexenmeister Drachen und Riesen bezauberte Prinzessinnen und verwünschte Schlösser. Ja es ging so weit, daß der Knabe manche liebe Nacht davor gar nicht schlafen konnte, sondern oft die Augen noch offen hatte, wann der Hahn durch seinen fünften Krei schon verkündigte, der Himmel wolle seine geschlossenen Augen wieder aufthun.

So war Valentin mit seinen Buben bis gegen das heilige Christfest hingekommen, wo die langen Abende und die vielen Festtage zu Spielen und Mährchen Gelegenheit gaben und wo alle Welt wegen der Geburt des süßen Jesuskindleins sich mancherlei Festen und Freuden überließ und wo Freunde mit Freunden und Nachbarn mit Nachbarn lustig lebten. Valentin hatte bis auf diese fröhliche Zeit seine besten Geschichten aufgespart, er hatte den Kindern, welche nebst den Alten ihn reichlich mit Gaben bedacht hatten, wie man zu sagen pflegt, seine Mäusekiste aufgethan. Von allen Geschichten aber, die er ihnen auftischte, wurden sie am meisten erfreut durch die von dem Pfannkuchenberge und von dem gläsernen Berge, zu welchen er mit heller Stimme folgende feinklingende Reime zu singen pflegte:

Wer ſagt mir an, wo der Pfannkuchenberg liegt,
Geſpickt mit Ochſenbraten,
Mit Zucker und Marzipan gefüllt
Und Scheffeln voll Dukaten?

Gläſerner Berg, gläſerner Berg,
Wann ſpringſt du auf?
Spielender Zwerg, künſtlicher Zwerg,
Wann wachſt du auf?

Wann die Glock Zwölfe ſchlägt,
Wann der Dieb Säcke trägt,
Dann ſpring' ich auf;

Wann der Hahn zum zweiten kräht
Und der Mond am höchſten ſteht,
Dann wach' ich auf.

Dieſe Geſchichten gefielen ſo ſehr, daß ſie wenigſtens vier Tage hinter einander immer mit neuen Ausſchmückungen erzählt werden mußten, zumal da, wie Valentin wußte, die beiden Berge in der Nachbarſchaft lagen in dem hohen Forſt, in welchem er den Knaben, die dort oft das Vieh gehütet hatten, die Eiche und Buche ganz deutlich beſchrieb und bezeichnete, die auf ihrem Gipfel ſtänden. Bei Tage, ſetzte er hinzu, kann man dieſen Bergen freilich nicht anſehen, was ſie eigentlich ſind, dann ſehen ſie aus wie alle andere Berge; aber um die Mitternacht ſind ſie, was ſie ſind, der eine von dem aller-

klarſten und allerdurchſichtigſten Glaſe, wo Mond und alle Sterne durchſcheinen bis auf den Grund, und der andere der prächtigſte Pfannkuchen, ſo prächtig, als er nie in einer Pfanne gebacken iſt. Die Sage geht, winkte er dann freundlich und mit leiſerer Stimme, daß, wer in den Pfannkuchenberg ſteigt, ein großer König wird, und wer in den gläſernen Berg ſpringt, ganze Säcke mit Dukaten und goldenen Bechern und ſilbernen Schalen mit zu Hauſe trägt; aber wer hat dazu den Muth? Solche Leute werden nicht alle Tage gebohren.

Das Wörtlein: Aber wer hat dazu den Muth? gab nun, wie es unter Knaben zu geſchehen pflegt, Gelegenheit zu vielem Necken, und ſie wetzten drillten und foppten einander damit, und einige Wochen hörte man am Schluß jeder Geſchichte immer durchklingen: Aber wer hat dazu den Muth? und einige Schälke ſagten auch wohl Klas Grad dör hat den Muth. Und Klas zuckte es dann immer in den Fingern, und er hätte ſie gewiß gebraucht, wenn der Vater nicht dabei geweſen wäre; denn Peter ſtrafte es hart, wenn die Buben ſich in ſeiner Gegenwart rauften. Indeſſen ging das Wort und die Neckerei immer fort und auch das Wort Klas Grad dör hat den Muth; ſo daß es dem Knaben endlich zu toll

ward und er bei ſich ſelbſt dachte: es iſt doch auch ſchlecht, daß ich den Muth nicht haben ſoll. Und eines Abends, als ſie wieder ſo ſtichelten und ſtachelten, entfiel ihm im Zorn das Wort: Ja Klas Grad dör hat den Muth, wenn ihr den Muth habt mit dabei zu ſeyn; und ihr könnt nun wählen, was ihr wollt, ich nehme mir den Pfannkuchenberg, worin der König ſitzt, wo die große Buche ſteht, und will voranſteigen als der erſte, wenn ihr mitſteigt. Und ſie ſchämten ſich und ſchrieen alle: Ja! Ja! wir wollen mit; denn es war eben der helle Mittag und ſie däuchten ſich alle des Muthes überflüſſig zu haben, und hatten ihn damals auch. Und ſo neckten ſie ſich den ganzen Tag und Abend fort und fort, und Valentin und Peter und Greth und die Knechte und Mägde, die es hörten, zogen ſie auf; denn ſie glaubten nicht, daß es ihr Ernſt ſey. Die Knaben aber wurden dadurch nur noch vergrißter auf ihren Vorſatz und der ſteife Klas hielt die andern feſt, indem er ihnen alles auf das herrlichſte vormalte, wie luſtig ſie dort leben und mit welchen Schätzen und Herrlichkeiten ſie zu Hauſe kommen würden.

So war es Abend geworden, und es ſchlug zehn Uhr vom Kirchthurm, da rief Klas: Friſch, Geſellen! heraus! es iſt Zeit, wir haben über

eine halbe Meile bis zum Walde. Und die Geſellen gingen hinaus mit ihm, ſeine drei Brüder und noch fünf andere Knaben, alle in Sonntagskleidern und mit weiſſen Stöcken in der Hand; denn mit weiſſen Haſelſtöcken ſoll man Geiſtern und Abentheuern entgegen gehen. Und die Alten riefen und lachten hinter ihnen her, und der Valentin lachte am lauteſten, und ſie dachten: die werden keine Berge ſprengen ſondern bald wieder hier ſeyn.

Und die Knaben ſtrichen geſchwind über das Feld hin, und Klas lief allen voran, ſo brannte die Luſt ihn, und ſie krächzeten und kakelten und zauchzeten, wie Krähen krächzen, wenn man ſie von den Bäumen aufjagt, und Hühner kakeln, wenn man ihnen den Flug aufthut. Und alle blieben bei dem Vorſatz und waren voll Muthes, bis ſie die Bäume des Waldes ſehen konnten; da wurden ſie faſt alle ſtill. Als ſie aber an den Wald kamen und die hohen Bäume rauſchen und die Waſſer der Gießbäche aus der Ferne brauſen hörten, da ſtanden ſie ſtill, der einzige Klas lief hinein. Und da er die andern nicht folgen ſah, ſchalt er ſie; ſie aber achteten des nicht, ſondern ſagten der eine dies der andere das, und keiner wollte mit. Da nannte er ſie feige Memmen und rief ihnen ſpöttiſch zu: Klas Grad dör

hat den Muth, und dann rauſchte er ſporenſtreichs durch die Sträuche fort immer bergan. Sie aber rauſchten über das Feld zurück nach Hauſe und machten ſo geſchwinde Schritte, als hätte ein jeder ein Geſpenſt an den Ferſen gehabt.

Und Klas lief eilends ſeines Weges auf manchen krummen Pfaden, die er kannte, bergauf bergab, bis er auf der höchſten Höhe des Forſts die Buche nicken ſah. Da mußte er auch ſtill ſtehen und ihm wollte der Muth auch faſt klein werden, zumal da er wohl vier Kirchenglocken aus der Ferne eben zwölf ſchlagen hörte. Aber wie er ein wackerer Bub war, ſo ſprach er ſich das Wort zu, das ſein Vater ihm ſo oft geſagt hatte: ein Kerl müſſe nie vor einem Entſchluſſe umkehren, den er in luſtiger Stunde gefaßt habe, und, wenn es zur That komme, ſich wie ein Haſe auf die Hinterfüße ſetzen; und Klas rief Grad dör! daß der Wald wiederhallte, und ſo ſauſte er den Berg hinan. Und er kam hin, wo er eben die Buche noch geſehen hatte, aber ſie ſtand nicht mehr da, wohl aber duftete und ſchimmerte der ſchönſte Pfannkuchenberg im Mondſchein. Und Klas bedachte ſich nicht lange, that beherzt ſeine beiden Augen zu, richtete ſich mit beiden Füßen auf die Zehenſpitzen, wagte den Sprung und rief: Grad dör ſagt Klas Avenſtaken.

Und der Sprung mißrieth ihm nicht, und er glitt ſanft in den Berg hinein und ſank leiſe und langſam hinab, als wäre er gefahren, wie man Eier im Hopfenſack zu fahren pflegt. Und es däuchte ihm, er ward lieblich hinabgeſchaukelt und hinabgewiegt und daß er entſchlief und wunderſame Träume hatte, worin ihm ſein alter Hans Valentin erſchien und ihm gar wohlgefällig und freundlich zulächelte.

Und als er erwachte, da war es dämmerig um ihn her, er fühlte aber, daß er in einem weichen Bette lag, auf ſo weichen und feinen Kiſſen, als Greth ſeine Mutter ihm nie untergelegt hatte. Und das gefiel ihm ſehr. Aber ihn hungerte, und das gefiel ihm nicht. Da fing es an hell zu werden und er bedachte und beſann ſich über geſtern und über die vorigen Tage und ſprach: Hier ſoll ich ja im Pfannkuchenberg ſeyn, will ſehen, ob Valentin mir auch was vorgelogen hat. Und er rieb ſich die Augen auf und es ward lichter um ihn; es fiel aber nur ein dämmerndes Licht von oben herab. Und ſeine Augen freueten ſich, und ſein Herz freuete ſich noch mehr; denn was ward er gewahr? Daß er nun wirklich mitten in dem Pfannkuchenberg war und daß der alte Valentin nicht gelogen hatte. Denn er war nun in einem Zimmer, worin ein Bett und ein Tiſch

und eine Bank war, faſt wie in ſeines Vaters Hauſe; nur alles netter und zierlicher. Und das Zimmer war ringsumher gar herrlich geſchmückt und verhangen. Da waren die Wände mit gebratenen Gänſen und Enten und Hühnern und Schnepfen und Rebhühnern und Wachteln und Krametsvögeln wie mit den ſchönſten Tapeten in der bunteſten Mannigfaltigkeit verziert und mit Haſen und Hirſchen und Rehen in Menge, und die ſchönſten Schüſſeln und Teller und Meſſer und Gabeln hingen dabei. Das war die eine Seite. Und die andere Seite war mit Kuchen ausgeſchmückt und mit Zuckerwerk und Marzipan und mit köſtlichen Früchten Pfirſichen Aprikoſen Apfelſinen Weintrauben Aepfeln Birnen Pflaumen Nüſſen, und was Zunge und Zahn ſich in ihrer Lüſternheit nur wünſchen mögen zu ſchlürfen und zu beiſſen. Und an den beiden ſchmaleren Enden des Zimmers ſtanden blühende Bäume und Bäume voll Früchte, und unter den Bäumen liefen je zwei Quellen heraus: an dem einen Ende war eine Waſſerquelle und eine Milchquelle, und an dem andern Ende war eine Bierquelle und eine Weinquelle. Klas kümmerte ſich um zwei Quellen gar wenig, nemlich um die Waſſerquelle und die Bierquelle ſondern gebrauchte allein die Milchquelle und die Weinquelle. Dieſes ganze

Zimmer war ein Wunder, aber das gröſste Wunder daran war, daſs jeder verzehrte Braten und jede verſchlungene Birne oder Traube gleich wieder an derſelben Stelle wuchs, wo er ſie weggegeſſen hatte, und daſs die Milchquelle und Weinquelle nie verſiegten. Ja ich glaube, ein ganzes Heer Reiter und Fuſsvolk hätte in dem Pfannkuchenberge ein Jahrtauſend eſſen und trinken können, und es wäre nicht all geworden.

Und unſer Klas aſs und trank wie ein Kerl, ja er aſs und trank übermäſsig, und es bekam ihm doch nicht übel. Das geſchah ihm aber immer, daſs er ſogleich nach dem Eſſen und Trinken einſchlief, ſo daſs man faſt ſagen mag, er that nichts anderes als eſſen trinken und ſchlafen. Er wachte aber etwa fünfmal des Tages auf, und dann aſs und trank er jedesmal tüchtig; die Nächte durch aber ſchlief er immer in Einem fort vom Abend bis zum Morgen, ohne daſs er je erwachte. Weil dies nun ſein Leben war und ſein dämmerndes Zimmer ihn an nichts erinnerte, was er dort oben auf der Erde erlebt und geſehen hatte, ſo verſchwand ihm das Vergangene faſt ganz aus dem Gedächtniſſe. Nur ſeines Vaters Peter gedachte er zuweilen und des treuen Valentins und des freundlichen alten Schulmeiſters; aber das war ihm auch nur wie ein Traum. Das aber hielt er von

göttlichen und heiligen Dingen und Gewohnheiten feſt, daß er jedesmal, ehe er aß, ſich kreuzete und die Hände faltete und betete. Er konnte aber nur Ein Gebet, das nicht ſehr lang war, und hieß:

Fürchte Gott,
Liebes Kind,
Gott der Herr
Sieht und weiß
Alle Dinge.

Dies Gebet betete er immer ſehr andächtig. Seine Schlafſtunden bei Tage und auch die Nacht, wo er im Bette lag, waren ein ewiger Traum, und zwar ein ſehr bunter und luſtiger Traum, wo alle Valentiniſche Geſchichten und Mährchen wunderbar aufblüheten, und wieder tauſend andere Geſchichten und Mährchen gebahren, wo er immer mitten drinnen war und ungeheure Thaten vollbrachte Drachen und Rieſen erſchlug eiſerne und diamantene Thore zerſprengte Prinzeſſinnen befreiete und endlich König ward.

Klas verlebte auf dieſe Weiſe, ohne daß er wußte, wie ihm geſchah, in ſeinem Pfannkuchenberge ein ganz vergnügtes und luſtiges Leben. Es war aber in dem Traume jemand da, der ihm die Geſchichten erzählte oder vormachte. Dies war nicht Valentin ſondern ſeine verſtor-

dene Großmutter, die er in seinen frühesten Kinderjahren noch in seines Vaters Hause gesehen hatte. Diese schien dann zu seinen Häupten zu stehen oder auf den Knieen vor ihm zu liegen und über ihm zu beten, und erzählte ihm zuletzt immer Geschichten. So hat er es in späteren Jahren oft mit tiefer Bewegung erzählt und gemeint, wenn etwas Gutes aus ihm geworden, so verdanke er es den stillen Gebeten dieses frommen und von Gott erlöseten Geistes, der seinen Irrthum, womit er in den Berg hinabgesprungen, zum Guten gewendet habe.

So waren ihm fünf Jahre vergangen wie Ein Tag, und essend und trinkend war er immer tiefer hinabgesunken, und das Zimmer hatte sich mit ihm gesenkt. Und er hatte sich glücklich durch den zauberischen Berg gefressen; denn durchfressen mußte sich, wer hineinsprang, hatte Valentin gesagt, anders konnte er nimmer aus dem Berge erlöst werden. Wie viel er aber in dieser langen Zeit gegessen und getrunken hat, wer will das wohl ausrechnen? Gewiß ist es aber nicht weniger gewesen, als zehen der unverdrossensten Esser und Trinker nur hätten bezwingen können. Auch war es nicht verloren an ihm sondern er war ein gar starker und reisiger Jüngling geworden. Davon mußte er

aber nichts, denn er hatte niemand, an dem er's hätte verſuchen können, auch war kein Spiegel in ſeinem Zimmer, der es ihm hätte verrathen können.

Als nun die fünf Jahre um waren und Klas ſich unten bis an den Rand durchgefreſſen hatte, und nun wieder herausfallen ſollte auf die Erde, damit ſein Schickſal erfüllet würde, fiel er in einen tiefen Schlaf, und ihm träumte ein ſonderbarerer Traum, als er je gehabt hatte. Die alte weiſe Frau nemlich, die immer bei ihm ſaß und ihm Geſchichten erzählte und ausſah wie ſeine ſelige Großmutter, ſchien ihm ſehr traurig und gebehrdete ſich, als wenn ſie Abſchied von ihm nehmen wollte, ja ſie ſagte es ihm. Und es däuchte ihm, als wenn ſie ſehr brünſtig und mit vielen Thränen über ihm betete und ihn dann aus dem Bette nahm und ihn wuſch, wie man ein kleines Kind wäſcht, bis er weiß ward wie ein Schwan, und als wenn ſie ihm dann ein weiſſes Hemd anzog und einen ſehr zierlichen neuen Rock und neue Schuhe und Strümpfe, und dann verſchwand. Und auch ihm ſchien ſehr traurig zu ſeyn in ſeinem Herzen. Und dies war wirklich kein Traum geweſen ſondern er war drinnen rein gewaſchen worden und neu gekleidet vom Haupt bis zu den Füßen, und ſo war er im Traum aus dem Berge herausgefallen. Er

hatte es aber nicht gemerkt ſondern dieſe Wundergeſchichte verſchlafen.

Weil Klas Avenſtaken nun wieder auf der Erde erſcheinen ſoll, ſo muß ich erzählen, wie es die fünf Jahre, wo er im Pfannkuchenberge lebte, in ſeines Vaters Hauſe gegangen war. Es hatte ſich dort ſeit ſeinem Verſchwinden nichts Ungewöhnliches begeben, ſie lebten gottlob noch alle, die Aeltern und die Geſchwiſter, und ſeine mitternächtliche Pfannkuchenbergfahrt war wirklich das einzige Auſſerordentliche geweſen, was das Haus in ſo langer Zeit erlitten hatte. Es war lange Trauer um ihn geweſen, beſonders in dem Herzen ſeines Vaters, der es ſich aber nicht merken ließ, auch in dem alten ehrlichen Valentin, den die Mutter überdies wegen ſeiner Geſchichten noch viel ausgeſcholten hatte. Es war aber ſeit jener Zeit alle Freude von ihm gewichen und kein Mährchen mehr über ſeine Lippen geklungen, und der alte Mann, der ſonſt ſo munter und ſcherzhaft war, war faſt ſtumm und grämlich geworden. Auch hatte er aus dem Hauſe und dem Dienſt weggewollt, Peter aber in ſeiner Gutmüthigkeit hatte es nicht zugelaſſen, und geſprochen: hat der Valentin ſo großes Leid mit uns erfahren, ſo ſoll er auch das bischen Brod mit uns eſſen bis an ſein Lebensende. Von Klas ward übrigens faſt nicht mehr geſprochen oder doch nur leiſe geflüſtert:

die meiſten Leute und auch ſeine arme Mutter meinten, die böſen Geiſter ſeyen mit ihm abgefahren und das Knäblein werde in dieſem Leben nicht wiederkommen. Nur Valentin und Peter ſprachen zuweilen unter ſich noch von dem Knaben, den ſie beide ſo lieb gehabt hatten, und hegten verſchwiegen die Hoffnung, er könne doch noch wohl mal wiederkommen. Die beiden glaubten auch an die Geſchichten, die ſie ſo gern erzählten oder erzählen hörten. Und ſiehe! ihre Hoffnung betrog ſie nicht; denn Klas kam wirklich wieder. Nun muß ich erzählen, wie dies geſchehen iſt.

Weil Wunder immer auf das wunderbarſte geſchehen, ſo begab es ſich, daß Klas grade auf derſelben Stelle, wo er einſt verſunken, aus dem Pfannkuchenberge wieder in dieſe Welt hineingefallen war. Das konnte nun doch nicht anders geſchehen, als daß der Pfannkuchenberg ſich umgekehrt hat, und daß die ganze Welt ſich mit ihm umgekehrt hat. Eines von beiden mußte geſchehen ſeyn, und weil es ſo war, deswegen heißt es ein Wunder; denn ein Wunder iſt, was jeder Menſch wohl wiſſen aber doch kein Menſch begreifen kann. Kurz und gut, als Klas erwachte, lag er nicht in ſeinen weichen Betten ſondern im grünen Graſe und ſah ſeine wohlbekannte Buche wieder und den hohen Berg, worauf er ſo oft

die Rinder getrieben hatte, und den ganzen Wald und das Feld drunten, und die Dörfer und ihre Kirchthürme kamen ihm wieder wie alte Bekannte vor, jene fünf im Pfannkuchenberge verlebten Jahre aber waren ihm wie ein Traum, und es war ihm nicht anders, als ſey nur eine Nacht vergangen zwiſchen dem Abend, wo ſeine Brüder und Geſellen von ihm liefen, und dieſem Morgen, wo die Lerchen der Erde ihn wieder wach ſangen. Es war aber ein ſehr ſchöner Frühlingstag, als er ſich durchgefreſſen hatte und wieder aus dem Berge fiel.

Klas lag nicht lange im Graſe und gaffte, ſondern er machte ſich bald auf und lief geſchwinde durch den Wald und über das Feld grad auf ſeines Vaters Haus zu. Und er fand, als er in die Stube trat, ſeine Aeltern und Geſchwiſter und den Valentin alle um den Tiſch ſtehend, die eben die Hände zum Gebet gefaltet hatten; denn ſie wollten frühſtücken. So trat er unter ſie. Er war aber ſehr groß und ſchön, beinahe eines halben Kopfes höher als Peter, der auch kein kleiner Mann war, und er hatte ſchöne neue Kleider an. Und deswegen ſahen ſie alle auf und verneigten ſich vor ihm, denn ſie meinten, er ſey ein Fremder. Er aber fiel Vater und Mutter und Schweſtern und Brüdern um den Hals und herzte und küßte ſie, und ſagte: ich bin

Klas und bin wieder aus dem Pfannkuchenberge gekommen; und auch den alten Valentin, ſeinen ſehr lieben Freund, küßte er recht herzlich. Und ſie erkannten ihn nun wieder an manchen Zeichen, und erſtaunten ſehr und freueten ſich, daß er ſo groß und hübſch geworden.

Als nun aber das erſte Erſtaunen vorbei war, da wollten alle wiſſen, wie es ihm gegangen war in den fünf Jahren und drei Monaten, die er weg geweſen; und das ganze Dorf war herbeigelaufen, daß ſie Klas Avenſtaken ſähen, und das erſte Wort war immer: Nun lieber Klas erzähle uns, wie iſt es ergangen? und wie ſieht es in dem Pfannkuchenberge aus? Er wußte ihnen aber nicht viel zu ſagen, ſondern es kam alles dunkel heraus wie Träume und Geſpenſtergeſchichten; ſo daß einige ihn mit erſchreckenen Augen anguckten, als ſey es nicht geheuer mit ihm und als treiben ſchlimme Geiſter in ihm ihr Spiel, andere wohl hie und da flüſterten: der Klas lügt, er iſt nicht in dem Pfannkuchenberge geweſen, er iſt von ſeinen Aeltern gelaufen und iſt nun wiedergekommen, und der ſchlaue Schulze hat die ganze Geſchichte erfunden, daß er ſeine Schlappe bemäntele. Die meiſten indeſſen hatten Glauben zu dem Abentheuer und fanden recht groſſen Gefallen an der Erzählung, wie ſein Zimmer mit Braten Kuchen und Früchten tapeziert geweſen,

und wie der Milchborn und Weinborn immer im Fluſſe geweſen: und das glaubten ſie wohl, denn ſie ſahen ſeinen ſtarken und ſchönen Gliedern und ſeinen roſenrothen Wangen und funkelnden Augen wohl an, daß er die Zeit nicht gehungert hatte. Seine Mutter aber war die erſte, die ihn voll Ungeduld nach den Säcken mit goldenen Dukaten fragte und ob er keine mitgebracht habe? Als er nun antwortete, da müſſe der Valentin ſich in der Geſchichte verſprochen haben, denn von Gold und Silber habe er in dem Pfannkuchenberge auch kein Pröbchen geſehen, da kopfſchüttelte ſie und meinte, er habe die fünf Jahre eben ſo gut zu Hauſe bleiben und die Wirthſchaft mehren und an ihrem Tiſche eſſen können: denn was helfe es ihm nun, daß er Faſanen und Waldſchnepfen gegeſſen und den köſtlichſten Wein geſchlürft habe? ohne Geld, möge er ſich nur nicht einbilden, daß ein Menſch König werden könne, was der einfältige Valentin ihm vorgefabelt habe. Denn Valentin bekam bei Gelegenheit immer ſein Seitenhiebchen mit ab. Und ſoll ich nun die Wahrheit ſagen, ſo lautet ſie ſo: Die erſten Tage waren die Leute im Dorfe auſſer ſich über Klas und ſtürmten Peters Haus faſt, die erſten Wochen verwunderten ſie ſich ſehr, die erſten Monate ſprachen ſie viel davon, und nach einem Jahre war die Geſchichte von den meiſten ſchon wieder vergeſſen.

Die aber immer noch viel von der Geſchichte ſprachen, das waren die jungen Dirnen, denn ihnen gefiel Klas über alle Maaßen, und wo ſie es ſagen durften, riefen ſie faſt einſtimmig: Klas Avenſtaken iſt doch der ſchönſte Junge im Dorfe.

Klas war in ſeinem achtzehnten Jahre und fand ſich wieder auf der Welt, wie er wohl wußte. Er machte ſich rüſtig an die Arbeit, denn dazu hatte er Sehnen und Knochen, und ging mit ſeinem Vater pflügen und ſäen Steine brechen und Holz hauen, Gras und Korn mähen, und that all ſein Werk ſtill und beſcheiden und ſchaffte ſo viel, als drei andere. Und der Vater hatte ihn immer ſehr lieb und auch der alte Valentin freute ſich an ihm. Auch die Mutter freute ſich ſeiner ſchönen Jugend und Geſtalt, was Mütter und Weiber nicht laſſen können, und ſchmunzelte oft, wenn die Nachbarinnen ihn wegen ſeiner Schöne lobten; aber im Ganzen war er ihr doch nicht zu Sinn und däuchte ihr zu ſtill und zu einfältig und nicht ſo geſchickt und anſtellig, als ihre andern Kinder. Und wirklich viele Worte konnte Klas nicht machen, ja er war viel ſtiller geworden, denn er als Knabe geweſen; auch hatte er in den fünf Jahren, die er in dem Berge geſeſſen, gar nichts zugelernt ſondern ſchier alles vergeſſen, was er aus der Schule mitgebracht hatte; ſo daß er nichts weiter wußte als ſein

einziges kurzes Gebetchen. Doch wußte die Greth mit Grunde nichts auf ihn zu ſagen: er war gehorſam und demüthig in aller Arbeit, ging fleißig mit andern Chriſten zur Kirche und hielt alle heiligen Tage und Feſte ſittiglich und andächtiglich mit, und hatte bei jedermänniglich Liebe und ein gutes Gerücht. Das Einzige, was ſie an ihm tadelte und mit Recht tadeln konnte, war, daß er abendlich und nächtlich viel auſſer dem Hauſe war. Denn das konnte er nicht laſſen, beſonders an Sonntagen und Feſttagen. So wie die Sonne unterging, mußte er in Feld und Wald ſpazieren, und oft beſuchte er dann auch den Berg, wo er ſein Abentheuer gehabt hatte, und ſaß unter der grünen Buche und träumte die luſtigen Träume des Pfannkuchenberges noch einmal und kam gewöhnlich ſtummer und in ſich gekehrter zu Hauſe, als er ausgegangen. Wenn Greth ihn nun darüber auch nicht ſchalt, ſo mußte es der Peter entgelten, wenn er den Klas lobte. Sie brummte dann wohl für ſich hin: Ja was iſt denn dem Klas? was hat ihm die ganze Bergfahrt gefrommt, wovon man ſo viel Geſchrei macht? Reicher iſt er nicht geworden, klüger wahrhaftig auch nicht, unſer Speck und Brod hätte ihn eben ſo ſtark machen können, und er hätte uns noch Geld dazu verdient. Er iſt als der blöde und ſtumme Dickkopf wiedergekommen,

als welcher er weglief. Dein Klas iſt der Klas geblieben. Solche Reden mußte Peter oft hören und verſchlucken, und grämte ſich und durfte kein Wort dazu ſagen. Doch in ſeinem Herzen däuchte es ihm alles anders, und er und Valentin lieſſen den Gedanken nicht fahren, der Klas müſſe noch ein rechter Bidermann werden.

So waren wieder drittehalb Jahre vergangen und Klas war an Schenkeln und Schultern noch ſtärker und wo möglich noch ſchöner geworden, und füllte ſein zwanzigſtes Jahr. Da begab ſich, was ſich begeben ſollte, damit er aus dem Bauerkittel herauskäme und zu den hohen Ehren gelangte, wozu Gott ihn hatte gebohren werden laſſen.

Er war mit ſeinem Vater in den Wald gegangen Holz zu fällen. Sie hieben an zwei verſchiedenen Seiten einige hundert Schritt von einander, ſo daß ſie nur den Schall ihrer Aexte hören konnten und nichts weiter. So mogten ſie wohl einige Stunden gearbeitet haben, als Klas mit Einem Male von der Stelle her, wo Peter hieb, ein klägliches Aechzen hörte. Er ließ ſeine Arbeit und lief ſporenſtreichs hin und ſah, wie vier Männer in grünen Röcken ſeinem Vater die Hände auf den Rücken gebunden hätten und ihn mit Prügeln forttrieben. Da ergrimmte er, ſprang hinzu, riß die Bande los, ſtieß die Männer weg und

fragte ſie, aus welcher Macht ſie das thäten. Sie antworteten ihm, er komme in guter Stunde, und ihm werde bald daſſelbe geſchehen; denn ſie beide ſeyen Holzdiebe und hauen nicht auf ihrem Grunde ſondern es ſey des gnädigen Herrn Wald. Es waren aber dieſe Viere Jäger des Grafen, dem das Land gehörte, doch war der Wald, wo Peter und Klas Holz fällten, nicht des Grafen eigener Wald ſondern eine Almend des Dorfes Dümmelshuſen. Und ſie wortwechſelten noch viel mit einander; als die Jäger ſich aber unterſtanden den Alten wieder zu binden und auch den Klas binden wollten, da kam der Zorn über ihn und er rief mit gewaltiger Stimme Grad dör! und hieb mit der Axt um ſich, und hieb ſie alle vier nieder, daß auch kein Lebenszeichen in ihnen blieb. Seinen Vater aber tröſtete er des Schimpfes, und ging mit ihm zu Hauſe, wo er jedermann offen erzählte, was ſich zwiſchen ihm und den Jägern des Grafen im Walde begeben hatte.

Es ward ihm und ſeinem Vater aber nicht ſo geglaubt, ſondern es hieß, er habe die Jäger gewaltſam angegriffen und gefällt. Und der Graf ſandte viele hundert Mann mit Spießen und Stangen nach Dümmelshuſen, daß ſie den Klas einfingen und ins Gefängniß führten. Und Klas entwich nicht, wiewohl er es gekonnt hätte, und weigerte und wehrte ſich nicht, ſon-

dern ließ ſich ruhig wegführen. Denn er ſprach bei ſich: Der Obrigkeit ſoll man gehorchen und unterthan ſeyn, und Gott wird Recht und Unſchuld wohl ans Licht bringen.

Und als er in die Stadt kam, wo der Graf wohnte, nahmen ſie ihn und legten ihm Hände und Füße in Eiſen wie einem Miſſethäter und warfen ihn in ein dunkles Gefängniß, wo weder Sonne noch Mond hineinſchien, und hielten ein ſtrenges Gericht über ihn und verdammten ihn zum Tode, als der des Landes Frieden gebrochen und ſchweren Mord begangen hätte. Und alsbald ließ der Graf, der über den Tod ſeiner Jäger ſehr erzürnt war, einen neuen Galgen bauen vor den Thoren der Stadt fünfzig Ellen hoch, woran Klas Avenſtaken gehängt werden ſollte. Und es waren viele tauſend Menſchen aus allen Enden herbeigelaufen den Tag, als er gehängt werden ſollte; denn ſein Gerücht war weit erſchollen wegen ſeiner Stärke und Schönheit, auch hatten die Leute ſich das Mährchen von dem Pfannkuchenberge wieder erzählt und es mit vielen neuen Wundern vermehrt.

Und als die Sonne des Morgens aufging, wo Klas als ein armer Sünder ſterben ſollte, ward er aus dem Stadtthore hinausgeführt, und trug ſeine ſchweren Ketten ſo leicht, als

wären es Strohhalme gewesen, und schritt wohlgemuth und festen Angesichts daher; denn er hatte recht andächtig gebetet und tröstete sich Gottes, da er sich keiner schweren und freiwilligen Schuld bewußt war. Und der Jüngling däuchte den Leuten schöner als je und aller Augen flossen in Thränen über, daß ein so schönes junges Blut sterben sollte; besonders aber jammerten die Weiber und Jungfrauen, deren Herz von Natur mitleidiger ist, und manche dachte wohl: könntest du ihn vom Galgen lösen, du nähmest ihn gleich zum Mann und schämtest dich nicht. Als aber Klas unter den Galgen geführt ward und die Priester mit dem Kreuze in der Hand um ihn her standen und zu ihm sprachen und geistliche Lieder sangen und die Henker die Leiter und Stricke zurecht machten, da ward das Weinen ein lautes Schluchzen und Heulen und Schreien rings um das Hochgericht. Unter andern war auch eine schöne junge Frau da, welche sich durch den Haufen gedrängt hatte und dem Klas grade gegenüber stand, so daß sie ihm ins Gesicht schauen konnte. Diese rief so laut, daß alle Leute es hörten und er es auch hören konnte: O thäte dieser doch nun den Schergen und Henkern, wie Simson den Philistern und zerbräche seine Bande! Und Klas fiel die Ge-

ſchichte von Simſon aus der Schule wieder ein, und er dachte: verſuchen kannſt du es wohl, ob es Gottes Wille wäre. Und er raffte ſeine Glieder zuſammen und ſpannte ſeine Sehnen und rief voll Zorns Grad dör! und die eiſernen Ketten ſprangen, als wären es Rohrſeile geweſen, und er ſtürmte durch die Henker und Schergen und durch alles Volk hin und warf links und rechts alles mit den mächtigen Fäuſten nieder. Das Volk aber jauchzete und ſchrie: Grad dör, Klas! und Klas lief wie ein Hirſch, der mit ſeinen Beinen ſpielt, über das Feld hin in den Wald, und die ihm zu Fuß und zu Pferde nachjagten, konnten ihn nicht einholen. Die Henker aber, ergrimmt, daß ſie ſo ihre Beute verloren hatten, griffen die ſchöne junge Frau, die den ſimſoniſchen Wunſch ausgeſprochen hatte, und meinten, ſie könnten ſie nun hängen. Aber das Volk ſchrie laut dagegen und die Prieſter ſchalten ſie, da die Frau es ja nur aus menſchlicher Barmherzigkeit mit einem armen Sünder geſprochen habe, und der Graf, der auf das Getoſe und Getümmel wegen Klaſens Flucht herbeigekommen war, befahl, daß ſie die Frau wieder frei lieſſen; und ſo geſchah es. Es war aber ein gewaltiges Jauchzen und Frohlocken unter allem Volke, daß Klas ſo entronnen war; denn daß ſie ihn wie-

der fangen würden, glaubten ſie nicht. Auch fingen ihn nicht wieder, die ihm nachgejagt waren; ich glaube auch nicht, daß ſie beſonders große Luſt gehabt hatten, ſich an ihn zu machen. Denn ſie hatten gehört, wie er jenen vier Jägern gethan hatte, und ſie hatten eben geſehen, was ſeine Knochen und Sehnen vermogten und wie Schergen und Henker und alles Volk, das ihm im Wege ſtand, unter ſeinen Fauſten hingeſtürzt waren. Auch in Dümmelshuſen hörten ſie bald, was unter dem Galgen geſchehen war, und freueten ſich; und die Aeltern und Geſchwiſter richteten ſich wieder auf aus dem Elende und der Schmach, und Peter faltete die Hände und betete: Gott du biſt gerecht, Klas iſt kein Mörder, er hat ſich für mich und ſich nur ungerechter Gewalt erwehrt.

Als Klas in den Wald gekommen war, wo keine offene Straßen waren, lief er nicht mehr ſondern ging ſachte und hörte ſeine Jäger und Verfolger ruhig um ſich her toſen. Er hatte ſich ſchon einen tüchtigen knotigen Aſt von einer ſchmeidigen Eiche gebrochen und zurecht gemacht, und dachte: Laß ſie nur kommen, zehen und zwanzig von ihnen thun mir's nicht, wenn Gott nicht wider mich iſt. Sie lärmten und toſeten und getümmelten aber gewaltig mit Hunden und Pferden durch den

Wald, aber auf ihn ſtieß keiner; und er ging ſeines Weges fort, bis es Nacht ward. Da nahm er Herberge bei einem Köhler. So ging er noch einen Tag fort, da gelangte er auf das Blachfeld, das zwiſchen der Weſer und Elbe hinſtreicht bis ans Meer, und er dachte: hier mußt du dich mehr in Acht nehmen, weil ſie in hellen Haufen hinter dich her ſetzen können. Daher ſchlug er abgelegene Wege ein durch Wälder und Sümpfe und kehrte meiſtens ein bei einſamen Leuten, bei Hirten, Köhlern und Müllern im Walde. Und als der fünfte Tag anbrach, da ſah er zum erſten Mal in ſeinem Leben das Meer und erſtaunte ob der Gewalt und Pracht und fiel auf ſein Angeſicht und betete und dankte Gott, daß er ihm bis dahin geholfen hatte. Das wußte er aber noch nicht, was das Meer aus ihm machen ſollte.

Klas war an der Elbe angelangt in der Gegend, wo ſie bald ins Meer fällt und ſehr breit iſt, und ging längs ihrem Strande hin auf Schiffe zu, die er in der Ferne liegen ſah. Es war eben die Zeit der Ebbe und der Strand gar flach. Er wußte aber nichts von Ebbe und Fluth; denn was wiſſen die Leute, die in Berg und Wald wohnen, vom Meer? Und er war einige Stunden am Strome ſo in Gedanken fortgeſchlendert und hatte nicht gemerkt, daß

das Waſſer zunahm. Es fing aber die Fluth wieder an und wuchs bald mit ſo jählicher Gewalt, daß er in einem Augenblick rings mit Waſſer umfloſſen war, das ihm bis über den Gürtel ſtieg. Da lief er was er konnte den Schiffen zu, die nun nicht mehr fern waren, und ſtützte ſich an einer langen Stange, die an ihm hinſchwamm und die er ergriff. Aber das nächſte Schiff, wozu er gelangte, lag auf der Tiefe, wohl zwanzig Schritt vom Lande. Und Klas nahm ſeine Stange und ſchwang ſich daran empor und rief Grad dör! und ſchnellte ſich fort, und ſprang plötzlich mitten auf das Schiff hinab. Die Leute aber, die unten im Raum waren, erſchracken über den Knall, den ſeine Füße gaben, und kamen auf das Verdeck herauf; denn es hatte geknallt, als hätte das Gewitter eingeſchlagen. Und ſie erſtaunten, als ſie den großen und ſtattlichen Mann mit der Stange darauf ſtehen ſahen, und fragten ihn, ob er komme, als Freund oder Feind als Heide oder Chriſt. Als er ihnen bejahet hatte, daß er beides als Freund und als Chriſt komme, ſo ſchüttelten ſie ihm alle nach einander die Hand, und bald brachte ihm einer eine große Schale voll Meth und hieß ihn trinken; und er trank, und jeder von ihnen trank der Reihe nach auch. Und das

ſollte ein Zeichen des Friedens und der Brüderſchaft ſeyn.

Es waren wohl fünfzig Männer auf dem Schiffe, ſtarke großgliedrige Geſellen, von wildem und rauhem Anſehen. Klas hatte in ſeinem Lande dergleichen nie geſehen und hätte ſie wohl für Räuber und Unchriſten gehalten, wenn an dem Maſte nicht das Zeichen des Kreuzes eingehauen und die Flagge nicht wie ein Kreuz ausgeſchnitten geweſen wäre. Und ſie waren allerdings Chriſten, aber Räuber waren ſie auch. Das ſagten ſie ihm bald unverholen, nachdem er ihnen einen Theil ſeiner Geſchichte erzählt hatte und durch welche ſimſoniſche Kühnheit er dem Galgen entlaufen war. Sie hatten ihn anfangs barſch angeſehen, als ob ſie ihm nicht traueten; aber die wilden Geſichter wurden immer freundlicher, je weiter er in ſeiner Erzählung vorſchritt. Und als er geendigt hatte, trat derjenige unter ihnen zu ihm, der als der vornehmſte ausſah und in der That ihr Hauptmann war, ſchuttelte ihm die Hand, umhalſte ihn und ſprach: Willkommen Klas! ſolche Leute können wir brauchen, du ſollſt hinfort unſer Stallbruder ſeyn auf Leben und Tod und Ehre und Beute mit uns theilen. Und der Hauptmann erzählte ihm, ſie ſeyen frieſiſche Männer von den Inſeln und Küſten und leben

meiſt vom Raube, den die See gebe und das Heidenland, aber Chriſten laſſen ſie unangetaſtet. Als Klas das Letzte hörte, ſchlug er getroſt ein und ließ es ſich gefallen mit ihnen zu ziehen, wiewohl ſie ihm etwas gräuliche Leute zu ſeyn däuchten.

Sie lagen noch wohl zehen Tage da vor Anker am Ufer des Stroms, weil der Wind aus Weſten wehete, und Klas lernte ſehr bald, wie man das Schiffgeräth und Ruder und Segel handhaben muß, denn er war ſehr gewandt. Er ward nun auch gewaffnet nach Seeräuberart; ſie nannten ſich aber nicht Seeräuber ſondern Meerfahrer oder Wikinger. Bald ſtand Klas in voller Waffenrüſtung wie ein Wikinger da. Er trug aber, wann er in voller Rüſtung war, einen Kettenpanzer, einen eiſernen Helm und einen runden Schild mit Buckeln, und führte in der Rechten eine ſcharfe Streitaxt und an der linken Seite ein kurzes breites Schwerdt; Speere aber zum Werfen und Stangen zum Schlagen und Stoßen lagen im Schiffe genug, die jeder auf ſeine Weiſe gebrauchen mogte, wann der Feind angriff. Auch hatte es mächtige Stahlbogen und Pfeile in Menge, und damit wußte Klas wohl umzugehen, weil er die letzten Jahre mit ſeinem Vater oft auf die Jagd ausgegangen war. Er ſpannte aber den

ſtärkſten Bogen ſo leicht, daß ſeine Geſellen erſtaunten; denn ſelbſt der Hauptmann, der unter ihnen für den ſtärkſten galt, konnte ihn nur zuweilen aufziehen. Als er ihnen vollends den Sprung noch einmal machte, den er mit der Stange von dem Ufer auf das Schiff gethan hatte, da jauchzeten und frohlockten ſie und meinten, dieſer Kämpfer ſolle manchem Heiden noch wohl den Dampf *) thun.

Den zehnten Tag hatte der Sturm aus Weſten abgewehet, und es blies ein friſcher Südoſt auf, und ſie hiſſeten die Segel und lieſſen das Schiff auf die blaue Tiefe laufen gegen Weſten und ſteuerten gegen die Inſeln der Heiden hin. Und es gab manchen heiſſen Kampf zur See und an den Küſten und manches Heidenſchiff ward erſtiegen und die Heiden wurden wie tolle Hunde erſchlagen oder gefangen, und ſie kamen mit reichem Gold und Silber heim und verkauften den Raub und die Gefangenen. Und Klas hatte ſich ſchon einen Namen gemacht auf der See; denn wenn der Streit begann, rief er Grad dör! mit ſo gewaltiger Stimme, daß den Feinden ſogleich der

---

*) Dampf: Fall, Sturz von dem Worte Dämpfen Niederſchlagen. Schwed. dämpa: niederſchlagen, dimpa: niederfallen.

Muth entſtel und den Freunden wuchs und ſie faſt immer leichten Sieg gewannen. Und der Hauptmann, obgleich er dem Klas ſeine Stärke und ſeinen Kriegsruhm faſt beneidete, hatte ſich doch die Bitte der meiſten ſeiner Leute gefallen laſſen, daß ſie auf dem Spiegel des Schiffes einen hohen Mann mit einer langen Stange machten, aus deſſen Munde die goldenen Buchſtaben Grad dör weheten. Und Graddör ward das berühmteſte Schiff in der Nordſee und Oſtſee und weithin in dem Nordweſten bei den Inſeln der Heiden. Und es kamen die beſten Kämpfer verlieſſen ihre Schiffe und traten zu dem Hauptmann des Graddör über; und ſechs Monate nach dem Tage wo Klas darauf geſprungen war, hatte er ſtatt der fünfzig Kämpfer wohl über zweihundert, und wuchs an Ehre und Furcht und Reichthum, daß es nicht zu beſchreiben iſt.

Man kann nicht ſagen, daß dieſes wilde und unſtäte Leben dem Klas ſonderlich gefiel, aber er ließ es ſich gefallen. Das friſche Element des Meers und die kühnen Geiſter, die aus ihm brauſen und wehen, behagten ſeiner Jugend wohl, und friſche muthige Thaten erquickten ihm Seele und Leib, und Heiden bekämpfen und dämpfen däuchte ihm eben keine Sünde, zumal da ſie als arge und blutdurſtige

Räuber die Inseln und Küsten der Christen überfielen und ausplünderten und die Menschen als Sklaven wegführten und in das fernste Elend verkauften, und da sie auch alle christliche Schiffe anfielen und verdarben, deren sie mächtig werden konnten. Er schien gegen solche in einem guten Streite zu streiten. Auch hat es nicht gar lange gewährt, so ist Klas Hauptmann des Schiffes Graddör geworden.

Sie waren im zweiten Jahr seiner Seefahrt aus Westen hinaufgesegelt hoch gegen Norden und landeten den vierzigsten Tag ihrer Fahrt nach manchem harten Strauß, den sie mit Feinden und Stürmen bestanden hatten, auf einer kleinen Heideninsel, die von einigen Hundert Menschen bewohnt war, welche in ärmlichen Hütten wohnten und, wie es schien, von den Seevögeln und Fischen lebten. Als sie ans Land stiegen, kamen diese ihnen friedlich und freundlich entgegen, trugen gebratene Fische in Schalen und hielten die Methkanne hin; Waffen aber trug kein einziger von ihnen. Da ließ der Hauptmann aufblasen zum Angriffe, und ermahnte die Kämpfer mit schallendem Gelächter, daß sie die Männer niederhauen und mit den Weibern thun mögten, wie sie gelüstete. Und sie rüsteten sich, jene Armen aber entflohen mit jammervollem Geheul zu ihren

Hütten. Als nun die Männer dem Hauptmann gehorsam anlaufen wollten, da sprang Klas plötzlich vor, zückte seine Art und rief Halt! Zugleich entblöste er sein Haupt vor dem Hauptmann und bat ja flehete ihm, daß er so schwere Schuld nicht auf sich laden wolle und so heilloses und unchristliches Werk nicht üben lasse gegen wehrlose Manner und Weiber; denn wenn sie auch Heiden seyen und von dem lebendigen Gott und von dem Heilande und der Erlösung nichts wissen, so seyen die doch viel ärgere Heiden, die solches thun könnten. Der Hauptmann aber hörte ihn nicht an sondern ergrimmte und befahl den andern, daß sie Klas als einen Aufrührer fingen und banden. Klas aber stämmte sich auf seine Streitaxt sah zornig um sich und sprach: wer wagt's? — und sie standen und keiner wagte es. Da befahl der Hauptmann zum zweiten Male, und es entstand Gemurmel unter dem Volke, und einige schritten vor, als wollten sie an Klas Hände legen. Klas aber ward nun von seinem Zorn und von seiner Macht gefaßt und schrie Grad dör! und sprang mit seiner gezückten Axt auf den Hauptmann, der vergebens seine Wehr aufhob, und spaltete ihm den Kopf mitten durch, und rief: Der ist bezahlt und hat seinen verdienten Lohn; wer ein Christ ist, her zu mir!

Und über die Hälfte der Männer traten zu ihm über, die andern aber ergrimmten um den erschlagenen Hauptmann und griffen zu den Waffen, als wollten sie seinen Tod rächen. Klas aber schrie abermal Grad dör! und sie standen wie vom Blitz in dem Boden festgeschlagen. Dann vermahnte er sie und die andern zum Frieden und belehrte sie, wie der Hauptmann Unmenschliches und Unchristliches befohlen habe, wie Christen geduldig, sanftmüthig und barmherzig seyn müssen und ihre Hände nicht mit unschuldigem Blut beflecken dürfen, und wenn es auch Heidenblut sey; denn Gott sey auch der Heiden Vater und Schöpfer. Und es liefen den eisernen Männern, als sie die Worte hörten, Thränen über die rauhen Wangen und sie sprachen: Der Hauptmann ist durch Gott gefallen und durch dich, und riefen alle einstimmig: Klas du sollst unser Hauptmann seyn! Und er ließ es sich gefallen und ward nun Hauptmann über zweihundert Männer.

Und es erschien bald, wie sie recht gethan hatten. Klas hatte das wilde und rohe Wesen, das bisher unter ihnen gegolten hatte, wohl nie geliebt noch selbst mitgemacht, aber er hatte es doch an den andern dulden müssen, wiewohl solche Gräuel von ihnen nie begangen waren, als der Hauptmann jetzt gegen die armen waffenlosen

Menſchen auf der Heideninſel befehlen wollte. Als er nun ſelbſt Hauptmann geworden, führte er eine recht ſtrenge chriſtliche Zucht ein und ſtieß ohne Erbarmen alles von ſeinem Schiffe aus, was ſich ihr nicht fügen wollte. Das war aber ſein erſtes Geſetz, daß ohne Gnade an dem Maſtbaum baumeln mußte, wer einen unbewehrten Mann mit dem Eiſen verletzte oder ein Weib vergewaltigte. Er fuhr aber noch immer gegen die Heiden, ſäuberte das Meer von ihren Raubſchiffen und erlöſete viele Chriſten aus der Gefangenſchaft; auch hat er an vielen Orten, die ſonſt heidniſch waren, das heilige Kreuz als das Heil der Welt gepflanzt und durch ſeine Gerechtigkeit und Milde viele Heiden zum Chriſtenthum geführt. Und ſein Name iſt ſo gewachſen, daß die tapferſten Männer ſich zu ihm geſellten und unter ihm auszogen und daß er im zweiten Jahre ſeiner Hauptmannſchaft auf zwanzig Schiffen ſchon fünftauſend Kämpfer hatte. Denn ſeine Redlichkeit und Gottesfurcht war groß und ſeine Tapferkeit gefürchtet und ſeine Stärke unüberwindlich; denn gegen den Hieb ſeiner Axt oder den Stoß ſeiner Stange hatte kein Schmied Schild und Panzer ſchmieden können.

Als nun das vierte Jahr ſeiner Seefahrt und das zweite Jahr ſeiner Hauptmannſchaft war, hatte er eine Fahrt nach Island gemacht, war

aber durch einen gewaltigen Nordwind zurückgetrieben und ward gegen die Oſtküſte einer großen Halbinſel verſchlagen, welche Jütland heiſſet. Dieſe Halbinſel war zu jener Zeit halb heidniſch und halb chriſtlich, und es hatte ſich vor wenigen Monaten begeben, daß der Heidenkönig den Chriſtenkönig geſchlagen und erſchlagen und alles Land überfahren hatte. Auch hatte er bald das Schloß des chriſtlichen Königs und deſſen Frau und Tochter, die darin waren, gewonnen. Die gefangene Königstochter war aber die ſchönſte Prinzeſſin in allen Landen weit und breit. Dieſe wollte der Heidenkönig zwingen, daß ſie ſein Gemal werden und ihm das Königreich zubringen ſollte, als habe er es mit gerechter Hand erworben. Und er dachte in ſeinem ſtolzen Sinn: ſie wird thun und ſeyn wie andere Weiber und ſich freuen, daß der Vornehmſte bei ihr ſchlafen will und der König im Lande ihr Mann heißt. Aber ſie that und war ganz anders, und weigerte ſich ſtandhaft, und da er nicht abließ und zuletzt hochmüthig dräuete, da ſchalt ſie ihn einen wilden Wütherich und einen heidniſchen Bluthund. Und er ergrimmte darüber ſo ſehr, daß alle ſeine heiſſen Flammen plötzlich erkalteten, und er ſchwur, ſie ſolle für die Schmach eines gräulichen und quaalvollen Todes ſterben. Und er ließ einen großen Scheiterhaufen aufthürmen auf offenem

Felde unweit dem Schloſſe, worin er die Prinzeſſin gefangen hatte; darauf ſollte ſie gleich einer gemeinen Miſſethäterin verbrannt werden.

Nun begab es ſich durch Gottes Schickung, der dem Böſen nicht ſeinen Willen laſſen wollte, daß Klas mit ſeinen meiſten Schiffen aus Noth hier jenen Morgen grade landete, als die Hinrichtung der unglücklichen Prinzeſſin geſchehen ſollte. Die Menge Menſchen, die um das Schloß und an dem Strande und auf dem Felde rings herum toſeten und wimmelten, der Schimmer und das Geklirr von Waffen und der Schall von Trommeln und Pauken machten ihn aufmerkſam, und er erkundigte ſich bei einem der Umſtehenden, der ein Chriſt war, nach der Urſache des Gewimmels und Getümmels der Menſchen und der vielen Kriegsleute. Jener aber erzählte es ihm alles und wie die Prinzeſſin in einer halben Stunde werde herausgeführt und jämmerlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, und wie ſie nicht zu erretten ſey vor der heidniſchen Wuth, denn der Heidenkönig habe mehr als zehntauſend Kriegsleute bei ſich, die ſie zum Feuertode geleiten ſollen. Und der Mann fing an bitterlich zu weinen, als er den Jammer auserzählt hatte.

Klas aber, als er alles ſo von ihm gehört hatte, ward blutroth vor Mitleid und Zorn, und ſprach zu dem Manne: Das verhüte Gott und mein

gutes Eiſen, daß die Prinzeſſin ſterbe! Und er ſchrie Grad dör! daß das Ufer rings wiederhallete und antwortete. Und ſeine Krieger verſtanden den Schrei, und in einigen Augenblicken ſtanden ſie verſammelt um ihn wohl dreitauſend an der Zahl. Und er rief ihnen zu: Auf Geſellen! friſch mit dem Gotte der Chriſten! wir wollen die Prinzeſſin und die Chriſten von den ſchnöden Heiden erlöſen. Sind ihrer zehentauſend, ſo iſt es euer Brauch, jeder wohl fünf auf ſich zu nehmen. Friſchauf denn! Gott ſieht das Herz an und nicht die Menge. So ſprach er und ſchallte noch einmal Grad dör! drein, und riß ſie wie ein Blitz mit ſich fort grade auf den Scheiterhaufen hin in dem Augenblicke, als die Prinzeſſin, mit Schwerdtern und Spieſſen umgeben, aus dem Thore herausgeführt ward. Und er ließ das Bluthorn blaſen, und die Heiden trompeteten gegen, und der König hielt an ihrer Spitze und rief den Seinen zu: Friſch! Friſch! wie die See immer vom trockenen Lande zurückfliessen muß, ſo werdet ihr dieſe elenden Seeräuber in ihr Element zurückſpülen. Und ſie trafen hart auf einander, aber Klas und Graddör waren den Heiden zu mächtig, und ſie fielen vor ihm und ſeinen Wikingern, wie Haberſtroh vor der Sichel fällt, wann es zu reif iſt. Und als die andern Chriſten der Stadt und des Landes

ſahen, daß Klas die Oberhand bekam über die Heiden, da ſtürmten ſie auch von allen Seiten auf ſie; und in wenigen Stunden ward der Heidenkönig nebſt allem ſeinem Volke erſchlagen bis auf einige wenige, die durch die Geſchwindigkeit ihrer Pferde mit der Prinzeſſin in das Schloß zurückgeflohen waren. Dieſe gaben wenige Stunden nach der Schlacht das Schloß und die Prinzeſſin auf um das Leben und den freien Abzug. Und Klas geſtand es ihnen zu, weil ihrer ſo wenige waren, und ließ ſie in Frieden abziehen.

Als Klas in das Schloß einzog, da war große Freude unter allem Chriſtenvolke, daß Gott die Heiden ſo unter ſeiner Fauſt gedemüthigt und die Prinzeſſin vom Feuertode errettet hatte, und die alte Königin und die erlöſte Prinzeſſin traten ihm an den Stufen des Schloſſes entgegen und prieſen ſich glücklich, daß ſie durch einen ſolchen Mann befreit worden. Denn durch den Schlachtruf Grad dör hatten ſie ſogleich vernommen, welch ein Mann für ſie geſtritten. Und ſie nahmen ihn an die Hand und führten ihn die Stufen des Schloſſes hinauf; er aber weigerte ſich deſſen und verneigte ſich vor den königlichen Frauen tief bis zur Erde, wie es einem tapfern und ritterlichen Mann geziemt, und wollte hinter ihnen her treten. Sie aber wehrten ihm das, und die alte Königin ſprach: wo iſt eine Prinzeſſin

in der Welt, die nicht die geehrteſte wird, wenn ein ſolcher Mann und Held an ihrer Hand einher geht? Und er mußte ihnen wohl gehorchen und nebſt ſeinen Helden ſich am Mahle mit ihnen erquicken und in dem Schloſſe und der Burg Herberge nehmen.

Die Königin hatte aber gleich bei ſich bedacht, als ſie Klas geſehen, und auch ihre Räthe hatten es ihr zugeflüſtert: wo wäre ein Mann wie dieſer, der das Chriſtenthum hier emporbringen und das Heidenthum bändigen könnte? hat Gott uns dieſen nicht wie ein Wunder durch den Sturm hergewehet und als den König und Retter des Volkes gezeigt? Und ſie hatte ſich viele ſüße Gedanken gemacht über ihre Tochter. Aber das verbarg ſie noch in ihrem Herzen, und dachte: Gott wird es ſchon machen, wenn es gut iſt. Und Gott machte es, damit erfüllet würde, was Valentin geſagt hatte: wer ſich muthig durch den Pfannkuchenberg freſſe, der werde einmal König werden.

Denn Klas war kaum einige Stunden in den Gemächern des Schloſſes, ſo fühlte er ſich in ſeinem ganzen Herzen wie umgekehrt, er fühlte, daß er ein Weib geſehen hatte, von welcher ſeine Augen nicht wanken konnten. Die Prinzeſſin war auch gewiß die Allerſchönſte, die zu ihrer Zeit auf der Welt lebte. Er fühlte das mit

Wohlgefallen, daß ihm das Herz zitterte; aber er bedachte zugleich, daß er der Sohn eines Dorfschulzen und sie eine Königstochter war, und schlug sich bei diesem Gedanken vor die Stirn und rief: Klas, Klas, wo willst du hin in deiner Thorheit? hier hilft dir dein Grad dör zu nichts. Denn Klas war bei allen seinen großen Thaten immer seiner Jugend eingedenk geblieben und war immer herzlich demüthig und klein vor Gott, dem er allein alles beimaaß; von seiner eigenen Ritterlichkeit und Schönheit, die wohl die Herzen aller Weiber der Welt anlocken konnte, wußte er gar nichts. So brachte er, von den Reitzen der schönen Prinzessin geblendet und verwundet, eine schlaflose kranke Nacht zu, und weil sein Wunsch ihm eine Unmöglichkeit däuchte, so beschloß er mit dem frühen Morgen nebst seinen Gesellen wieder in die Schiffe zu gehen und seinen Kummer dem wilden Element des Wassers zur Heilung zu übergeben, wenn Liebesflammen nur durch Wasser gekühlt und gelöscht werden könnten.

Und als es kaum dämmerte und das Licht noch furchtsam durch die Vorhänge in die Zimmer guckte, rief er seine Männer auf, und es ward ein Laufen und Wimmeln im Schloßhofe, daß die Königin und die Prinzessin darob erwachten und mit Staunen und Schrecken vernahmen, daß Klas wieder auf seine Schiffe wolle.

Und die alte Königin bedachte ſich nicht lange, ſie that, was ſie thun mußte, kleidete ſich eilends an, warf ihren königlichen Mantel um, und trat zu Klas ins Zimmer, zu welchem ſie folgende Worte ſprach:

Lieber Herr Klas, was iſt das für eine Betſchaft, die wir mit Schrecken hören? So willſt du fort, und gönnſt uns nicht einmal das bischen traurige Zeit, daß wir dir wenigſtens mit Worten danken können? So willſt du uns verlaſſen? du willſt das heilige Kreuz, du willſt das Chriſtenthum, du willſt die Chriſten hier wieder verlaſſen, und ſie wieder auf des Schwerdtes Spitze ſtellen? das Fürſtenkind willſt du wieder verlaſſen, das du eben aus dem Feuer und Eiſen der Heiden geriſſen haſt? Zwar liegt der Heidenkönig erſchlagen und ſein Heer ſpeiſet die Raben; aber viele Heiden wohnen noch um uns und über uns, und er hat der reiſigen Söhne und Neffen genug, welche kommen werden und ſeinen Tod rächen, wann du weg biſt. Unſer König aber iſt auch todt, unſre beſten Männer liegen auch erſchlagen, und wir haben keinen Sohn keinen Bruder keinen Bräutigam, die das Scepter und das Schwerdt führen können in der Gefahr. Hat der Wind Gottes dich denn nur hieher gewehet, um uns deſto herrlicher und größer zu verderben? hat er dich nicht hergewehet, daß du dieſen Chriſten ein

Kriegsfürſt und König gegen die Heiden, mir ein geliebter Sohn und der Prinzeſſin meiner Tochter ein würdiger Gemal ſeyn ſollſt? Ja das hat er gewollt, und das will ich, darum bin ich ſo früh aufgeſtanden, darum komme ich, darum bitte ich.

Die Königin ſprach dieſe Worte ſo gewaltig, daß ſie alle Worte todt machten, die Klas hätte antworten können. Er konnte nicht gehen, er konnte nicht ſprechen, er konnte ſich nur verneigen und erröthen und ſchweigen. Und dies that er auf eine Art, welche der Königin ſehr gefiel; denn ſie verſtand, er werde mit den Schiffen nicht entfliehen, und alſo fuhr ſie fort in ihrer Rede:

Du haſt es beantwortet, wie ein Ritter und Mann antworten ſoll, wann eine Frau ſolches zu ihm ſpricht. Und nun will ich künftig auch nichts mehr hören von dir, daß du in einer Bauerhütte und wir in Königsſchlöſſern gebohren ſind. Siehe Gott hat an dir große Zeichen gewieſen, daß er auch die Kleinſten groß machen kann, ſo wie er, wenn er will, Leben und Kronen gebohrner Könige in den Staub legt; er hat dir ſolche Demuth und Tugend und Gewalt des Muthes und Glückes gegeben, daß du ein Mann heiſſeſt unter den beſten Männern: dich hat die Fürtrefflichkeit Königen gleich gemacht und

dein Grad dör! iſt ſtärker als ein Heer. Und nun komm!

Und ſie nahm ihn an der Hand, und er war ihr ſtill und gehorſam wie ein kleines Kind und ließ ſich von ihr führen, wohin ſie wollte.

Und die Königin führte ihn in das Gemach ihrer Tochter der Prinzeſſin und legte die Hände der beiden zuſammen und ſegnete ſie ein. Und ſie lieſſen es ſich wohl gefallen, aber ſprechen konnten ſie kein Wort. Denn der Prinzeſſin war es nicht anders gegangen als Klas; ſobald ſie ihn erblickt hatte, war es in ihr geweſen, als wolle es heraus klingen aus ihrer Bruſt: der iſt der Mann, und kein anderer! Und wenn die Prinzeſſin die Allerſchönſte heiſſen konnte, ſo mogte Klas wohl mit eben dem Rechte der Allerſchönſte genannt werden.

Und Klas blieb nun und die Schiffe lagen vor Anker in der Bucht und kein Auge gab auf die Winde Acht. Sie waren alle auf das Land gerichtet, niemand dachte an Segel und Taue und Ruder, ſondern die Männer ſchmückten Sporen und Waffenröcke für die Hochzeit. Dieſe ward in wenigen Wochen mit groſſer Herrlichkeit gefeiert, und die ſchöne Prinzeſſin nahm Klas Avenſtaken zum Mann, der hinfort König Klas von Jütland hieß.

Und er wohnte manchen fröhlichen Tag und manche ſchöne Nacht mit der Prinzeſſin in dem Schloſſe. Es lag das Schloß aber in Südjütland, wo jetzt die Stadt Schleßwig ſteht. Aber er vergaß ſich in der Freude nicht in Läſſigkeit, ſondern rüſtete ſich eifrig zum Kriege gegen die Heiden, und ſie rüſteten ſich auch. Und es begann ein langer ſchwerer Kampf um die Herrſchaft, bis ſie endlich unterlagen und Klas König war über die ganze große Halbinſel und über die Inſeln umher.

Und es war das Ende des zweiten Jahrs, nachdem er den Heidenkönig erſchlagen und die Prinzeſſin ſich vermählt hatte, als er alles Land der Heiden unter ſich bezwungen hatte bis an die Elbe und das Kreuz des Heils als Panier ſeiner Herrſchaft allenthalben aufgerichtet hatte für die bunten Götzen aus Stein und Holz — da ſtand Klas einmal dieſſeits am Ufer der Elbe, und es däuchte ihm, als ſehe er jenſeits in der Ferne die Stelle, wo er mit der Stange einſt auf das Schiff geſprungen war; und es war wirklich die Stelle, und er erkannte ſie an drei Bäumen wieder, die auf einer Anhöhe hoch über das Geſtade ragten. Und ſein wunderbarer Lebenslauf wandelte ihm hier in Gedanken vorüber, und in Demuth fiel er auf die Erde nieder und betete und dankte Gott, daß er ihn aus ſo

vielen Gefahren errettet und auf eine ſo auſſerordentliche Weiſe zum König und Herrn über Länder und Völker gemacht hatte. Und er nannte die Stelle, wo er ſtand, Glückſtadt und bauete dort ein Schloß; und das Schloß und die Stadt ſteht von ſeiner Zeit bis auf dieſen Tag. Klas war jetzt ſechsundzwanzig Jahre alt, und es war das ſechste Jahr ſeit jenem Morgen, wo er dem Galgen entlaufen war, woran er ſo unſchuldig hatte hangen ſollen.

Und als er die Heiden bezwungen und das Land mit Schlöſſern und Burgen befriedet hatte, da dachte er in Sehnſucht und Liebe ſeiner alten Aeltern und ſeiner Geſchwiſter und Freunde, und ſäumte nicht lange, ſondern trat die Reiſe an zu ihnen. Er nahm aber ſein Gemal die Königin mit nebſt tauſend ſeiner Reiſigen, damit er ein königliches Geleit hatte. So zog er über die Elbe gegen Süden. Und als ſie vier Tage gezogen waren und der fünfte Tag anbrach und ſie nicht mehr fern waren von ſeiner Heimath, da hieß er die Reiſigen zurückbleiben und ritt mit ſeiner Königin voran und hatte nur einen Knappen bei ſich. Und es war grade der Mittag des fünften Tages und die Glocke ſchlug zwölf, da ritten ſie in Dümmelshuſen ein und gradezu auf ſeines Vaters Haus. Sie lieſſen die Pferde aber im Dorfe laufen, was ſie laufen konnten, damit die Leute,

die ſie ſahen, ſich nicht über ſie beſinnen noch es ſeinen Aeltern verrathen konnten. Und als ſie vor Peter Avenſtakens Hauſe anlangten, ſprang der König Klas raſch vom Pferde und rief luſtig Grad dör! daß es durch das ganze Dorf erklang. Und Peter, der mit Frau und Kindern grade bei Tiſche ſaß, ſprang heraus bei dem Worte und ſah den Mann und die Frau mit den goldenen Kronen auf dem Kopfe. Er merkte aber ſogleich, daß es ſein Sohn war, und rief: Nun Gott ſey Dank, daß du wieder da biſt und ein König geworden! Wir haben ſchon davon gehört, ſie haben es uns aber nicht glauben wollen, auch deine eigene Mutter hat es nicht glauben wollen; nur ich und Valentin haben es gleich geglaubt, denn wir beide wußten wohl, daß etwas Beſonderes aus dir werden mußte. Und er rief in der Freude überlaut: Valentin! Valentin! komm doch heraus, daß du ſieheſt, was aus unſerm Klas geworden iſt! Und Valentin kam und die Mutter und alle Geſchwiſter kamen, und es war ein Herzen und Küſſen, daß es kein Ende nehmen wollte. Und als der König und die Königin hineingegangen waren und ſich an der Aeltern Tiſch geſetzt und mit ihnen gegeſſen und getrunken hatten in Demuth zu Gott und in Liebe zu ihnen, da übernahm den alten Peter die Freude und er wußte nicht, was er ſprechen ſollte, er ſprach aber

ver Freuden faſt zu viel. Und da hat er der Greth in die Ohren geflüſtert, und es iſt wohl nicht recht geweſen in ſolchem Augenblicke: Nun Greth, iſt mein Klas der Klas geblieben? hätte aus deinem Johannes wohl mehr werden können?

Und Klas iſt manchen Tag und manche Woche bei ſeinen Aeltern geblieben und hat fröhlich mit ihnen gelebt, und hat ſie und ſeine Geſchwiſter und die Nachbarskinder reichlich beſchenkt, den alten Valentin aber hat er mitgenommen und zu ihm geſprochen: Lieber Valentin, du ſollſt meinen Söhnen auch luſtige und waidliche Geſchichten erzählen, wie ein jeder tüchtiger Menſch mit Gottes Hülfe etwas werden kann, damit brave Männer und Helden aus ihnen werden. Und Valentin iſt gern mit ihm gezogen, denn er bildete ſich auf König Klas viel ein und dachte bei ſich, er habe ihn eigentlich zum Könige gemacht. Auch ſeinen jüngſten Bruder hat der König mitgenommen und ſeine jüngſte Schweſter; und iſt der Bruder ein Graf und die Schweſter eine Gräfin geworden und leben noch viele vornehme Leute in der Welt, die von ihnen herſtammen. Das hat er ſich aber ausbedungen vor der Abreiſe, daß, wenn der Vater ſtürbe, ihm das Bauergut zufallen ſollte, und hat es ſeinen Brüdern gleich um den zehnfachen Werth abgekauft. Und

der Vater und die Brüder haben es ihm zugesagt und auch gehalten. Denn er sagte: Ich will einen meiner Söhne hinschicken, der soll ein Bauer werden und seine Kinder und Kindeskinder sollen Bauern bleiben; denn Bauern sind alter und halten länger aus als die Könige.

Und König Klas ist wieder heimgezogen in sein Reich und hat noch manches liebe Jahr glücklich mit seiner Königin gelebt und regiert und viele Söhne und Töchter mit ihr gezeugt, und haben viele große Könige und Königinnen aus seinem Blute nach ihm geherrscht. Aber doch ist das glorreiche Geschlecht von Klas Avenstaken nun schon lange ausgestorben und ein anderer Stamm herrscht in den Landen, die ihn einst als König verehrten. Aber seines Sohnes Konrad Geschlecht dauert noch bis diesen Tag. Dieser Konrad war sein jüngster Sohn. Den that er alsbald nach seiner Geburt auf das Land zu einem Bauer und ließ ihn bäuerlich leben und arbeiten und sandte ihn dann in das Land seiner Heimath in Westfalen nach Dümmelshusen, wo er ihn auf das Gut seines Vaters setzte. Und Konrad ist groß und stark geworden wie König Klas, aber nicht so mächtig und herrlich vor der Welt, sondern ist als Dorfschulze gestorben, was sein Großvater Peter auch gewesen. Und von diesem

Konrad dem Königsſohn ſtammen bis dieſen Tag noch alle Avenſtaken her, die als Bauern in Dümmelshuſen und in der Gegend leben.

6.

Paiwai und Paiwuzzo.

In den älteſten Zeiten vor vielen tauſend Jahren lebte in dem Lande Indien am Strom Ganges ein frommes Ehepaar, das ſich vom Spinnen und Weben ernährte. Daneben hatten ſie bei ihrem Häuschen eine grüne Wieſe, worauf eine ſchneeweiſſe Kuh weidete, und ein Gärtchen, worin ſie mancherlei Obſt und Gemüſe zogen. Dicht hinter dem Häuschen bis an den Strom hin grünte auch ein Hain heiliger Bäume, welche viele Jahrhunderte alt waren. Dahin gingen ſie fleißig zu Gott zu beten, des Sommers auch vor der brennenden Sonne Schutz zu ſuchen. Am fleißigſten aber gingen ſie an den Strom, den alle Indier heilig halten, als eine Wohlthat Gottes des Unſichtbaren und Allmächtigen. Jeden Morgen und Abend bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang ſah man beide an ſeinem Ufer auf den Knieen liegen und unter dem Bilde der

Sonne und der Gestirne das unendliche und überschwängliche Wesen anbeten, zu dessen überirdischem Glanze der Verstand keinen Weg noch Steg findet sondern zu dem allein das stille und fromme Herz einen Pfad weiß. Zu dieser stillen Andacht nahmen sie immer ihr kleines Söhnlein mit, damit Gott sich durch das Beispiel und durch die Liebe in sein zartes Herz senkte; denn nie sprachen sie zu ihm ein Wort über das, was sie selbst nicht verstanden, ausser daß sie den Namen Gottes nannten und mit den Handen und Augen zum Himmel und zu den Sternen zeigten. Sie beteten aber immer mit für das Kindlein und daß Gott ihm gnädig und mild seyn und es fromm machen und ihm die Brust mit Gnade und Freude füllen möge zu seiner Zeit. Sie hatten aber nur dies einzige Kind, es war ein Knabe und hieß Paiwai. Und mit Gott und mit diesem Kinde lebten sie in ihrem einsamen Häuschen und Wäldchen und Gärtchen das stilleste und glücklichste Leben, das seit Adams Zeit je ein Menschenpaar auf dieser Erde gelebt haben mag.

Der kleine Paiwai war in diesem Leben fünf Jahre alt geworden und war ein schönes starkes Kind, so wunderschön und lieblich von Wuchs und Gebehrde, daß alle Leute, die es sahen, vor ihm stillstanden und sich freueten.

Und er hatte dieſe fünf Jahre unter Bäumen und Blumen und unter bunten Vögeln und Schmetterlingen in glücklicher Unſchuld hingeſpielt und von dem Böſen und Uebel dieſer Welt noch nie etwas geſehen noch gefühlt. Als ſein fünfter Winter vergangen war und er in das ſechste Jahr ging, da kam ihm ein kleiner lieblicher Geſell, mit welchem er den ganzen Frühling und Sommer auf das anmuthigſte verſpielen ſollte. Als es nemlich nach dieſem fünften Winter Frühling geworden war, fand ſich in dem Garten neben Paiwais Häuschen ein kleines Vögelein ein, ein ſo buntes und ſtrahlendes und funkelndes Vögelein, desgleichen nie auf Erden geſehen worden; ſo daß man wohl ſagen kann, wenn der weiſeſte Künſtler käme und ihm der Glanz und die Pracht aller Blumen und Sterne und Edelgeſteine und Diamanten gegeben würde, damit er daraus ein Kunſtſtück machte, und wenn ihm auch die Macht gegeben würde, dieſem ſeinem Werke Leben und Athem einzublaſen, daß er doch nimmer eine ſolche Herrlichkeit zu Stande brächte. Alle Leute, die das Vögelein ſahen, wunderten ſich ſeiner ſeltenen Schönheit und in welchen funkelnden Sonnenfarben es ſpielte. Das Vögelein war aber ſehr zahm und ließ ſich von einem jeden ganz nah betrachten, ohne daß es weg-

flog, aber mit den Händen greifen ließ es ſich von keinem ſterblichen Menſchen, als allein von dem kleinen Paiwai, dem es auch von ſelbſt auf die Hände und Schultern flatterte und ſich in ſeinen ſchwarzen Locken und über ſeiner freundlichen Stirn wiegte, wie ein Schmetterling auf Blumen. Und alle Leute fanden etwas Beſonderes in dem Vögelein und weiſe Männer ſagten, es müſſe gradesweges vom Himmel herunter gekommen ſeyn und dem Paiwai etwas bedeuten, denn ſolchen Farbenglanz könne die Erde gar nicht hervorbringen.

Und der kleine Paiwai liebte das Vögelein über alle Maaßen und das Vögelein liebte Paiwai nicht minder, und die beiden Freunde waren die unzertrennlichen und ſchieden nicht von einander, bis die Nacht hereinbrach. Dann ſetzte ſich das Vögelein in dem Fenſter vor Paiwais Kämmerlein und ſang dem Knaben einen ſüßen Schlafgeſang. Es ſang aber eben ſo ſchöne Lieder, als ſeine Federn bunt waren. War das Knäblein eingeſchlafen, ſo bettete ſich das Vögelchen in ſeinen ſchwarzen Locken und fächelte ihm die Stirn mit den Flügeln, oder es ſetzte ſich auch in einer Rebenranke, die über ſein Bettchen herabhing, und ſteckte dann ſein Schnäbelchen unter das Flügelein. Paiwai aber nannte das Vögelein nach ſeinem Namen und rief ihm

Paiwuzzo, und den Namen gaben ihm alle Leute.

Als nun einige Wochen vergangen waren, da kam ein anderes Vögelein angeflogen, nicht ſo bunt ſondern mehr grau, und das war Paiwuzzos Weibchen. Und die beiden küßten und ſchnäbelten ſich viel und bauten ſich ein Neſt in den Weinranken vor dem Fenſter, und das Weibchen legte Eier und ſaß darauf und brütete. Paiwuzzo aber trug ihm fleißig Körner zu, damit es nicht hungerte; und als Junge aus den Eiern kamen, da trug er noch viel fleißiger und auch die Mutter flog aus und ſuchte mit, und Paiwai ſammelte auch zuweilen und trug es ihnen zu und legte es in ſeinem Fenſterchen hin, wo ſie es aufbickten. Und als die kleinen Jungen im Neſte flügge wurden, flogen ſie mit ihren Aeltern in den Wald, und Paiwai hatte immer die bunteſte Schaar Vögelein um ſich, die um ihn ſpielten und ſangen, Paiwuzzo blieb aber immer der ſchönſte und liebſte. Nun geſchah es oft, daß Paiwai mit dieſen ſeinen kleinen bunten gefiederten Geſellen zuweilen vom Morgen bis Abend in Wäldern und Büſchen herumſtreifte. Seine Aeltern hatten kein Arges daraus, denn er kam des Abends immer wieder; und es däuchte ihnen, daß er alle Tage freundlicher und ſanfter ward durch den Umgang

mit den ſchönen und luſtigen Vögelein, ſo daß die Mutter wohl zuweilen zu dem Vater zu ſagen pflegte: trüge Paiwuzzo nicht Federn, ſo mögte man glauben, er ſey uns als ein Engel Gottes gekommen den Knaben zu erziehen und zu unterweiſen. Der Vater pflegte ihr dann mit ernſter Freundlichkeit das Schweigen zuzuwinken, denn von ſo hohen Dingen ſoll man nicht viel ſprechen.

So war den Sommer Freude, aber der Herbſt brachte Leid, denn die Vögelein entflogen und Paiwai mit ihnen. Ich will erzählen, wie dies geſchehen iſt.

Paiwai ging eines Morgens aus mit ſeinen Vögeln, wie er gewöhnlich pflegte, in den Garten in den Hain in die fernen Büſche. Paiwuzzo aber hielt ſich diesmal nicht ſo ſtill wie ſonſt, wo er ganze Stunden auf Paiwais Händen und Schultern zu ſitzen und zu ſingen pflegte, ſondern er flatterte immer weiter und ſeine Frau und ſeine Kinder flatterten ihm nach und Paiwai lief mit. So waren ſie wohl zwei Meilen weit von dem Hauſe weggekommen und befanden ſich in einem dichten Walde von Palmen, als die Sonne ſchon ſchief gegen der Erde ſtand und bald untergehen wollte. Und ſiehe da kam eine große Heerde Affen auf ſie zu, wohl zweihundert an der Zahl, und die Vöge-

lein erſchracken und flatterten und kreiſchten und Paiwai ſchrie und lief. Aber die Affen waren ihm zu geſchwind, ſie holten ihn bald ein, und ein großer Affe nahm ihn in ſeine Arme, und die Affen entführten ihn und liefen mit ihm in das Dickicht des Waldes. Und Paiwai kam nicht wieder zu Hauſe und die ſchönen bunten Vögelein komen auch nicht wieder, ſondern ſind weggeflogen und von niemand auf Erden geſehen worden ſeit dieſem Tag. Paiwais Aeltern aber haben geglaubt, Paiwai und die Vögelchen ſeyen durch wilde Thiere umgekommen, und ſie haben ihm ein kleines Grabmal errichtet in ihrem Gärtchen, wo er am meiſten zu ſpielen pflegte, und haben ihn lange beweint.

Und die Affen trugen den kleinen Paiwai noch weit mit ſich fort in die Tiefe des Waldes, wo ſie ihre Lagerſtelle hatten, und er weinte ſehr, ſchlief aber endlich doch aus Müdigkeit ein. Und es waren viele Tage und Wochen, daß er noch ſehr traurig war um ſeine Aeltern und um ſeine ſchönen bunten Vögel, aber es half ihm nichts. Denn fortkommen konnte er nicht, die Affen bewachten ihn zu genau, auch hätte er den Weg nach Hauſe wohl nicht finden können, wenn er auch entkommen wäre. Denn dieſe Affen wanderten immer von Ort zu Ort und von Wald zu Wald und waren nach einem

Monat wohl ſchon über hundert Meilen von dem Häuschen, wo Paiwai gebohren war. Er mußte nun mit den jungen Affen und Aeffinnen leben und ſpielen, und that es, weil er nicht anders konnte. Er aß mit ihnen und trank mit ihnen, er naſchte und mauſte mit ihnen, und konnte endlich ſpringen und klettern und ſich um Zweige und Aeſte ranken und ſchaukeln trotz dem beſten Affen. Die Kleider hatte er aber bald verloren, denn die hatten ſie ihm abgeriſſen, und war braun geworden und von der Sonne verbrannt, und um den Leib wuchſen ihm rauhe Haare, und ſeine ſchönen Locken hingen ihm ſtruppig um die Augen, und der Schmutz, worin er lebte, machte ihn auch häßlicher und äffiſcher. Kurz als ein Jahr verfloſſen war, ſah er faſt aus wie ein anderer Affe, ſprach auch kein menſchliches Wort mehr, weil er nie eine Menſchenſtimme hörte, und lief zuletzt mehr auf Vieren als auf Zweien, weil er alle Affen ſo thun ſah; und ſeine ſchönen vergangenen Kinderjahre wurden ihm ordentlich, wie ſie ſchon den Kindern auch unter den Menſchen werden, zu einem ſchönen Traum aus einer früheren Welt.

So war Paiwai drei Jahre mit den Affen in der Wildniß herumgelaufen und wußte von Mutter und Vater und ſelbſt von Paiwuzzo

nichts mehr; und er ging in ſein neuntes Jahr, und wäre wohl ein ganzer Affe geworden, wenn dies Leben ſo fortgewährt hätte. Aber er ſollte nicht unter den Affen leben und ſterben; und dies hat ſich auf folgende Weiſe begeben:

Eine Nacht waren alle Affen aus einem großen Walde, wohl vierhundert an der Zahl, und Paiwai mit ihnen in einen Garten geſtiegen und plünderten dort die Bäume auf das allerunbarmherzigſte. Sie hatten freilich nach ihrer Gewohnheit Wachen ausgeſtellt, aber dieſe lieſſen ſich von den Menſchen beſchleichen, und die Affen wurden plötzlich von allen Seiten überfallen, die meiſten erſchlagen und viele gefangen. Von den Gefangenen ſchlugen die Jäger die alten auch todt und lieſſen nur die jungen leben. Dieſe verkauften ſie gewöhnlich in großen Städten an Gaukler und Bänkelſänger, die ſie zu allerlei Künſten abrichteten und mit ihnen durchs Land zogen, oder an fremde Schiffer, die ſie nach Europa und Amerika und in fremde Länder mitnehmen, wo ſie den Leuten für Geld gezeigt werden. Der kleine Paiwai war auch unter den Gefangenen und ward mit mehreren ſeiner Geſpielen auf dem Markte zu Guzurate einer indiſchen Stadt einem herumziehenden Gaukler um einige Sil-

berſtücke verkauft. So wohlfeil war er geworden, für den ſeine lieben Aeltern, wenn ſie ihn hätten kaufen können, gern zweitauſend Thaler gegeben hätten.

Der Gaukler, in deſſen Hände ſie kamen, war in ſeiner Kunſt ſehr geſchickt und bearbeitete ſeine Zöglinge mit Stock und Peitſche unaufhörlich, damit ſie gehorſam wurden. Denn den Affen Gehorſam lehren iſt das ſchwerſte: ſie ſind gewandt und klug und lernen ſehr leicht, aber Tücke und Ungehorſam ſind ihnen angebohren und den Menſchen als Herrn der Schöpfung und alſo auch als den Gebieter der Affen anzuerkennen weigern ſie ſich hartnäckig. Daher haben einige Weiſe geſagt, die Affen ſeyen eine Geburt der böſen Geiſter, die den Menſchen von ſeiner Unſchuld im Paradieſe verführt haben, und ſeyen von ihnen hervorgebracht, daß ſie die Menſchen noch weiter verführeten. Das iſt gewiß, daß die Affen viele Schläge haben müſſen, ehe ſie ſich bequemen Künſte nachzumachen. Dies geſchah nun auch dieſen Affen, weil ſie nicht anders wollten. Der einzige Paiwai bekam keine Schläge, weil er alles gutwillig that. So daß der Gaukler ſich verwunderte und ſprach: Dieſes Aeffchen hat faſt Menſchennatur. Und er gewann ihn darum lieb und that ihm nichts zu Leide, fütterte ihn

auch beſſer, als die andern; denn Paiwai lernte auch viel geſchwinder und war der ſchönſte aller ſeiner Affen.

Als der Gaukler ſeine Affen einige Wochen gemartert und abgerichtet hatte, verkaufte er einige und mit den übrigen zog er durch alle große Städte Indiens und der Halbinſel umher und zeigte ſeine Künſte. Und der kleine Affe, der ſonſt Paiwai hieß, verſchaffte durch ſeine ſeltenen Fertigkeiten dem Gaukler vielen Zulauf und alle Menſchen fanden ihn auſſerordentlich ſchön und anmuthig, und viele wollten behaupten, ſie haben nie einen ſo ſchönen Affen geſehen. Es fanden ſich auch Leute, die ihn gern kaufen wollten, aber ſein Beſitzer forderte eine ſo große Summe für ihn, daß ihnen die Luſt dazu vergehen mußte. Auf ſeinen Zügen kam der Gaukler denn auch nach Dehli und führte dort mit ſeinen Affen und Hunden und Papagaien und was er ſonſt noch für Thiere hatte ſeine Künſte auf. Dehli war die Hauptſtadt von ganz Indien, wo der Großkaiſer Indiens wohnte. Hier ward der ſchöne Affe denn auch bald berühmt und ſein Gerücht kam ſogar an den Hof. Und die alte Kaiſerin, des Kaiſers Mutter, befahl, daß der Gaukler kommen und ihr ſeine Thiere und Künſte zeigen ſolle. Sie fand aber ein ſolches Wohlgefallen

an dem kleinen Affen, daß ſie ihn ſogleich wegführen ließ und dem Manne bezahlte, was er haben wollte: und er bekam eine erſtaunliche Summe für Paiwai, und iſt kein Affe ſeit Menſchengedenken ſo theuer bezahlt worden. Denn kaum hatte Paiwai einige Stücke vor der Kaiſerin gemacht, ſo rief ſie entzückt aus: Nein einen ſolchen Affen habe ich noch nie geſehen, man ſollte beinahe ſchwören, er ſey ein Menſch, wenn er nicht ſo äffiſche Sprünge und Gebehrden machte. Den muß ich haben, und ſollte es mir alle meine Schätze koſten.

Und ſie ließ den kleinen Paiwai in einer Kammer neben ſich einſperren, und oft ward er hervorgeholt und mußte vor ihr und vor den Hofleuten und ſelbſt vor ihrem Sohn dem Kaiſer ſpielen und Künſte machen. Da machte Paiwai denn zur allgemeinen Beluſtigung tauſend Sprünge und Schwenkungen und Zierlichkeiten und Poſſen aller Art, und weil er merkte, daß ihm niemand was zu Leide thun durfte, denn das litt die alte Kaiſerin nicht, that er den Hofherren und Hofdamen den Kammerjunkern und Hoffräulein viele Schalkſtreiche an, denn darin ſind alle Affen Meiſter und deren hatte er genug gelernt. So hatte er einige Wochen wieder unter Menſchen geſpielt und gelebt, ſiehe da begab ſich etwas, das den Affen

mit Einem Male wieder zum Menſchen machte, und das war die Sprache.

Solange Paiwai unter den Affen lebte, hörte er nichts Menſchliches: die Gaukler und Abrichter ſprachen auch nur einige Worte und bedeuteten und befahlen mehr mit Peitſche Stock und Trommel, als mit menſchlicher Rede. Aus dem wilden Getoſe und Geſauſe der großen Menſchenmenge, vor welcher er ſpielen mußte, konnte er auch nicht viel Menſchliches holen, zumal da er immer auf ſein Spiel achten mußte und zum Hören und Merken keine Zeit hatte. Nun aber lebte er wieder mit Menſchen und unter ſehr vornehmen Menſchen, wo gemeſſene und zarte und zierliche Worte erklangen, wo ſich kein Stock mehr rührte, keine Peitſche knallte, und er richtete ſich wieder zu Freude und Muth auf. Mit dem Muthe aber kommt alles Glück. Genug es läßt ſich zwar nicht beſchreiben, was in ihm vorgegangen iſt und wie der Affe ihn verlaſſen hat, aber das Menſchliche mußte auf eine wunderſame Weiſe wieder in ihm erwacht ſeyn. Denn eines Morgens, als der ganze Hof ſich in voller Pracht vor der alten Kaiſerin verbeugte — es war ihr ſechszigſter Geburtstag — trat mit Einem Male unſer Aeffchen Paiwai auf zwei Beinen ganz feierlich vor ſie hin, verneigte ſich zierlich und

ſagte mit deutlicher Stimme: Auch ich wünſche Glück zu dieſem Tage, allergroßmächtigſte und allerdurchlauchtigſte Kaiſerin. Dies ſah aber bei dem feierlichen Ernſt, den er annahm, ſo poſſierlich aus, zumal da er äffiſche Poſſenkleider an hatte, daß Männer und Frauen laut lachen mußten, ſo ernſthaft auch die Freude des Tages war. Die alte Kaiſerin aber hieß den Affen abführen, weil das Lachen vor ihr ſich nicht ſchicken wollte.

Als aber dieſe Feierlichkeit vorbei war und ſie wieder ſeyn durfte, wie andere Menſchen, da ſchickte ſie eine ihrer Kammerfrauen und ließ den Affen holen und wollte es mit ihm verſuchen; denn ihr war allerlei eingefallen. Und ſie fing an mit ihm zu ſprechen, als ob er ein Menſch wäre, und er antwortete ihr Mehreres, und antwortete eben nicht viel ungeſchickter, als Knaben des Alters zu thun pflegen, von welchem er die Größe hatte. Da ſchlug ſie die Hände über den Kopf zuſammen und rief: entweder ſind wir dumm und verzaubert oder dieſer hier iſt kein Affe oder wenigſtens doch ein in einen Affen verzauberter Menſch. Und ſie hieß einige ihrer Diener kommen und befahl ihnen, ſie ſollten den Affen nehmen und ihm den Kopf beſcheeren und ihn mit den feinſten Salben reiben und waſchen vom Haupte bis zu

den Füßen, und ihm dann zierliche Kleider anthun, als wäre er ein Menſch. Und ſie thaten ſo und brachten ihn nach einigen Stunden wieder. Und alle ſahen nun wohl, daß es ein Menſch war und ein recht hübſcher Knabe, wie braun und grau er auch noch ausſah und wie wunderlich äffiſch er ſich auch trug und hielt. Und die Kaiſerin, hocherfreut über dieſe Verwandlung, nahm den kleinen Paiwai freundlich auf den Schooß und ſtreichelte ihm die Wangen und küßte ihn und weinte über ihn und rief: Du armes Kind! wie biſt du unter die Unholde gerathen? wie mögen deine Aeltern getrauert haben um dich? Nun biſt du mein und ich will für dich ſorgen. Hab ich dich als Affen geliebt, ſo will ich dich als Menſchen mehr lieben; hab ich zwanzigtauſend Thaler für das Thier ausgegeben, ſo kann ich mir den Menſchen wohl mehr koſten laſſen. — Und Paiwai verſtand das jetzt alles und gebehrdete ſich immer menſchlicher und ſprach immer mehr Worte. Und weil er oft das Wort Paiwuzzo ausſprach, was er in ſeinem Leben wohl am meiſten und mit der größten Liebe gerufen hatte, wenn er ſein niedliches buntes Vögelein lockte, ſo nannte die Kaiſerin ihn nun immer Paiwuzzo, und wir wollen ihn auch ſo nennen.

Als nun der Paiwuzzo ſo verwandelt war und ſchöne Kleider trug und neben der Kaiſerin zu Tiſche ſaß und auf ihre Kniee ſeinen Kopf legen und einſchlafen durfte, da fand der ganze Hof ihn äuſſerſt anmuthig und liebenswürdig, und ſelbſt die Hofjunker und Edelknaben und Hoffräulein fanden ihn ſo, die er oft geneckt hatte. Denn das iſt ſo der Brauch bei Hofe, daß alle dahin blaſen, wohin der Wind wehet. Er war aber wirklich anmuthig und allerliebſt, und nachdem er einige Wochen ausgebleicht war, erſchien er als einer der lieblichſten Knaben; er mogte damals etwa zehen Jahre alt ſeyn. Aber nicht bloß ſeine leibliche Schönheit mußten ſie bewundern, nein auch ſein Geiſt war luſtig und anmuthig; denn von Tage zu Tage blitzte und funkelte ſeine unter den Affen und im thieriſchen und wilden Leben verdunkelte Vernunft heller und heller auf, und in wenigen Monaten hatte er das Laufen auf Vieren ganz verlernt und ſchritt immer aufgerichtet und faſt ſo feſt als ein Menſch einher, auch lernte er wunderbar geſchwind und anmuthig ſprechen und konnte ſchon Einiges erzählen aus den Erinnerungen ſeiner Kindheit und aus ſeinen Affenzügen. Doch dies war ſo undeutlich und ſo wenig, daß niemand daraus wiſſen konnte, woher das Kind gekommen war, obgleich die

Kaiſerin es um ihr Leben gern gewußt hätte. Denn wegen ſeiner Schönheit meinte ſie, er müſſe von ſehr großer Geburt ſeyn; denn das können vornehme Leute nie glauben, daß auch arme Menſchen ſchöne Kinder haben können.

Das war nun natürlich, daß in Dehli und auf viele Meilen ringsum kein Geſpräch war als von Paiwuzzo, dem Liebling der alten Kaiſerin, der aus einem Affen ein Menſch geworden war; und auch an Mährchen und Deutungen fehlte es nicht. Einige flüſterten, es müſſe wohl etwas Beſonderes auf ſich haben mit dem Kinde, und am Ende habe man nur ſo eine Affenkomödie mit ihm geſpielt, um ihn unverdächtig an die Stelle zu bringen, wohin man ihn nicht ſogleich aus der Wiege habe ſetzen können; vielleicht ein heimlicher Sprößling, der dem Kaiſerhauſe angehöre, von dem man aber weder den Garten, worin er gewachſen, noch den Gärtner, der ihn gepflanzt, nennen dürfe. Andere, die ſeine Wunderſchönheit geſehen oder davon gehört hatten, ſagten wieder, es möge wohl ein ausgeſetztes oder entführtes Kind vornehmer Abkunft ſeyn, das der Himmel auf eine wunderbare Weiſe erhalten und hieher gebracht habe und das vielleicht noch zu hohem Glücke beſtimmt ſey. Manche auch — und zwar das große Heer, das von einigen das Heer der Philiſter genannt wird — rie-

ſen bei der Wundergeſchichte: O je! O je! Kaiſer und Kaiſerinnen und Könige und Königinnen haben ja in der Welt nichts zu thun und da kommen ſie aus Langerweile auf allerlei Grillen und Einfälle mit Mohren Affen Kalmücken Lappländern und Papagaien; was wird es ſeyn? irgend ein Betteljunge wird es ſeyn, den ſie zu einem Affen verkleidet und zugeſtutzt haben, und der Gaukler oder ein ſolcher iſt wohl ſein Vater und denkt durch ihn einmal eine Hofſtelle zu bekommen, Oberceremonienmeiſter oder Oberkammerherr zu werden oder etwas Aehnliches, wozu das Abrichten von Affen und Affenſprünge, die man bei Gelegenheit mitlernt, an manchem Hofe die erſten Stufen ſind.

Die alte Kaiſerin nahm ſich indeſſen des Knaben Paiwuzzo, zu dem ſie allerdings wunderbar genug gekommen war, rechtſchaffen an; denn ſie war eine fromme und gottesfürchtige Frau. Sie begriff recht gut, daß hier am Hofe, wo er zuerſt als Affe aufgetreten war, nur Affenkünſte mit ihm getrieben werden würden, und war überhaupt eine zu kluge Dame, als daß ſie das Affenſpiel der Schmeichelei Lüge und Ziererei innerlich nicht erkannt hätte, das hier auch ſolche ſpielen, die nie mit vierbeinigten Affen gelebt haben, und das hier ein unvertilgbares Uebel zu ſeyn ſcheint. Sie that alſo das Große, daß ſie den Knaben,

den ſie ſehr lieb gewonnen hatte, ja von dem die Leute ſagten, ſie könne ohne ihn gar nicht leben, vom Hofe und von ſeinen loſen Künſten entfernte. Sie ſchickte ihn zu einem weiſen Meiſter, damit er einen Mann aus ihm machte.

Dieſer Meiſter nebſt mehreren wackeren Geſellen, die ihm beiſtanden, wohnte fern von der Hauptſtadt und von dem Getümmel und der Eitelkeit der Menſchen in einem einſamen Thale am Indus, und war wegen ſeiner Weisheit und Gottſeligkeit und Freundlichkeit in ganz Aſien geprieſen, und die Könige und die Weiſen ſchickten aus fernen Landen ihre Söhne zu ihm, damit er ſie zu aller Tugend und Stärke erzöge. Zu dieſem wurde Paiwuzzo geſchickt, als er im zehnten Jahre war.

Und der Knabe artete ſehr wohl. Es war von der böſen äffiſchen Liſt und Schalkheit, worunter er ſo lange gelebt hatte, auch keine Spur in ihm; ſelbſt die unſchuldigen und gutartigen Schelmereien, denen er ſich ſonſt noch überlaſſen hatte, waren von ihm gewichen, und eine liebliche Freundlichkeit und ein milder Ernſt leuchteten auf der Stirn des Knaben, der nun allmälig zum Jüngling reifte. Er ward der Liebling des weiſen Meiſters, weil ſein Blick und Gemüth zur Schönheit Gottes und des Himmels gerichtet waren, und er machte ſo geſchwinde und erſtaun-

liche Fortſchritte in den geheimen und verborgenen Wiſſenſchaften der Natur und der Geſtirne, daß der weiſe Meiſter es oft beklagte, daß die alte Kaiſerin ihn wieder begehrte für den Hof und das getümmelvolle Leben. Denn dieſer, pflegte er ſeinen Vertrauten wohl zuzuraunen, wäre ein rechtes Geräth in Gottes Hand, wann ich vor Alter hinfällig und gebrechlich werde, dies Werk nach mir aufzunehmen und zu tragen; doch auch die Welt braucht ſtille und tiefſinnige Männer und ſelbſt das Schwerdt glänzt lieblicher in der Hand eines Frommen. Wie begierig und ſinnig Paiwuzzo die innere Lehre auffaßte und behielt, eben ſo raſch und geſchwind war er in allen Leibesübungen, ſo daß er im Ringen Springen Laufen Schwingen im Kampf mit dem Degen und der Lanze und in allen edlen Turnübungen auch geſchwinder war als die geſchwindeſten. Da frommte ihm die Gelenkigkeit und Biegſamkeit ſehr, die er unter den Affen im Walde und durch die Affenkünſte der Gaukler gelernt hatte. Auch hatte er durch das Leben in der Wildniß den feſteſten und unermüdlichſten Leib gewonnen, welcher des Froſtes und der Hitze und jeder Mühe und Arbeit der geduldigſte war.

Paiwuzzo war nun ſiebenzehen Jahre alt, ſchlank und ſtattlich von Wuchs, ſo daß er über die Länge der gewöhnlichen Männer ragte, und

die ihn ſahen, nannten ihn den ſchönſten und beſcheidenſten der Jünglinge. Er mußte nun ſeinen weiſen Meiſter und ſeine Geſpielen verlaſſen und wieder zu dem prächtigen und getümmelvollen Dehli und zu dem Hofe der alten Kaiſerin zurück.

Die alte Kaiſerin empfing ihn auf das freundlichſte an ihrem Hofe und hatte ihn ſo lieb, als wäre er ihr Enkel geweſen. Und wahrlich, er ſah dem Sohne eines Kaiſers ähnlicher, als dem Sohn eines Webers: ſo ſehr ragte er durch Anmuth und Tugend über die meiſten Menſchen. Weil die hohe Frau ihn aber wirklich lieb hatte, ſo trieb ſie ihn bald wieder von ſich und von dem Hofe weg. Denn ſie ſprach bei ſich: in dieſer lauen Luft, wo es weder kalt noch warm iſt, kann kein Jüngling gedeihen; mancher Mann wird darin zermürbt, und ich habe geſehen, daß das gefährlich leichte Spiel eiſerne Herzen zerbrechen hat. Darum ſoll er hier nicht bleiben. Und ſie ſchickte ihn in den Krieg gegen Weſten, wo mit den Perſern ſeit drei Jahren ein fürchterlicher Kampf war um die Lande, die ſich nördlich gegen die Berge hinaufſtrecken. Dieſer Krieg ſtand noch drei andere Jahre und die Perſer wurden endlich zum Frieden gezwungen, Paiwuzzo aber kam als ein berühmter Held zurück und war durch die Gunſt der Kaiſerin und durch ſein gutes Schwerdt ſo hoch geſtiegen, daß er ſchon einen großen

Kriegsbefehl überkam und Statthalter der Lande ward, die man den Persern wieder abgewonnen hatte. Dahin stellte der Kaiser aber nur Männer, zu welchen er das höchste Vertrauen hatte.

Aber auch hier blieb Paiwuzzo nicht lange, denn das Schicksal trieb es so wunderbar, daß er immer höher hinauf mußte, bis er endlich so hoch stieg, daß er auf Erden nicht höher steigen konnte. Dies begab sich folgendergestalt:

Der Kaiser, der alten Kaiserin Sohn, der von Dehli aus über ganz Indien herrschte, hatte nur eine einzige Tochter. Er war zwar noch nicht alt, aber die Hoffnung war aus, daß sein Gemal, das nicht mehr jung war, ihm noch andere Kinder gebähren werde. Es geschah also, was in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wo keine Söhne sind, die dem Vater im Reiche folgen können: das Volk ward unruhig in Furcht und Hoffnung und viele ehrsüchtige und herrschsüchtige Männer regten sich auch hie und da und zettelten insgeheim allerlei Anschläge. Dies thaten besonders des Kaisers Verwandte, die ein näheres Recht auf den Thron zu haben meinten. Das verbitterte dem Kaiser seine Tage und er lebte nicht ohne Sorgen; am meisten aber fürchtete er die gewaltigen Kriegsleute, welche den Persern in die sechs Jahre widerstanden und endlich den Sieg gewonnen hatten, und unter diesen den

Ferdat, einen trotzigen Mann und der ſich von ſeinem Urgroßvater her einen Vetter des Kaiſers nannte. In dieſer rathloſen Noth, damit nicht noch bei ſeinem Leben Aufruhr im Volke entſtände, mußte er ſich einen Nachfolger verſchaffen. Das wäre nicht ſchwer geweſen, aber er wünſchte auch einen Eidam und einen Gemal für ſeine Tochter, der zugleich auf dem Thron ſäße nach ihm. Den durfte er aber nicht wählen, ſondern die Wahl ſtand unter einem ſchrecklichen Geſetze, das die Kaiſer Indiens in der uralten Zeit hatten ausgehen laſſen, damit keine Weichlinge auf den Thron kämen. Die Söhne folgten dem Vater im Reiche in Reihe zu Reihe nach; hatte der Kaiſer aber nur Töchter und wollte er die älteſte auf dem Throne erhalten, ſo ward ſie dem zu Theil, der im Kampfe als der Tapferſte oder Glücklichſte beſtand, und dieſer beſtieg mit ihr nach des Vaters Tode den Thron. Es mußte mit einem Tiger oder Löwen in offenen Schranken um die höchſte Ehre der Welt auf Leben und Tod gekämpft werden, und ob der Streiter jung ins Grab ſinken oder das Brautbett der Prinzeſſin beſteigen ſollte, war oft nur das Zwiſchenſpiel weniger Sekunden.

Der Kaiſer ſtellte denn das Brautbett ſeiner ſchönen Tochter zwiſchen einen bengaliſchen Tiger und das Glück. Herolde ritten in alle Lande aus

und bliesen auf Trompeten und verkündigten: Des grosen Kaisers von Indien Tochter, die schön sey wie die Sonne und lieblich wie der Mond, werde des Mannes Gemal, der mit Dolch und mit Schwerdt in offenen Schranken einen bengalischen Tiger fälle; und dieser siegreiche Gemal werde des Kaisers Nachfolger im Reiche. Und es zogen herbei Könige und Fürsten und Grafen und Ritter von Fernen und Nähen, aber die Fürsten und Grosen des Reichs rüsteten sich auch zu dem Tage. Denn die Prinzessin war eine rechte Rosenblume der Schönheit, und wäre sie häßlich gewesen wie die Nacht, ein groses Reich däucht den meisten Männern noch eine anmuthigere Rosenblume als die schönste Prinzessin.

Als nun der Morgen angebrochen war, an welchem der Kampf geschehen sollte, war der Tiger aus seinem eisernen Kasicht früh in die Schranken gelassen, damit alle ihn beschauen könnten. Die dann noch Lust hatten zu kämpfen, meldeten sich bei dem obersten Kampfrichter, und er schrieb sie auf und ordnete sie nach ihrer Geburt und ihrem Range, so daß der Vornehmste immer zuerst mit dem Thiere zusammengelassen ward. Der Tiger war aber ein so fürchterliches Unthier, von solcher Höhe und solchen Knochen, daß die meisten, die auch kampflustig gekommen waren, zurückwichen und nicht viele sich aufschrei-

ben lieſſen. Unter dieſen war der Prinz aus Perſien der vornehmſte.

Und als es gegen den Mittag ging und alles Volk und die Fürſten und Ritter und Männer ſich verſammelt hatten, da erſchienen der Kaiſer und die Kaiſerin und die alte Kaiſerin, und nach ihnen erſchien auch die Prinzeſſin auf dem Erker des Schloſſes über den Schranken, wo Thronen für ſie alle gebaut waren. Und die Prinzeſſin funkelte von Gold und Edelſteinen und Diamanten, aber ihre Schönheit und Jugend überſtrahlte alle dieſe Pracht; ſonſt war ſie blaß wie der Schnee und ſaß voll Traurens da und ſchlug die Augen nieder: denn ſie zitterte eben ſo ſehr vor einem böſen Gemal, den ihr der Zufall geben konnte, als vor den Klauen des Tigers und dem gräßlichen Spiele, das ſie mit anſehen ſollte. Viele aber, die ſie in ihrer lieblichen Jugend ſahen, dachten bei ſich: Wäre der Tiger nicht gar zu gewaltig, um ſolchen Preis ſchritten wir auch wohl in die Bahn und verſuchten das Glück.

Und als alles geordnet war, ſiehe da winkte der König vom Erker und der Kampfrichter befahl und die Poſaunen und Trompeten erklangen — und die Schranken öffneten ſich und der Prinz von Perſien trat ein feſt und kühnlich, ein ſchöner Mann und ein ritterlicher Held: das hatten

die von Indien in mancher heissen Schlacht empfunden. Und er schritt muthig auf das Thier zu, als wollte er es von vorne angreifen; aber der Tiger übersprang ihn plötzlich mit Schlangenlist und riß ihn von hinten nieder, und sein Herzblut rauchte zum Himmel empor. Und der Prinzessin geschwand es bei diesem jammervollen Anblick und sie sank von ihrem Stuhl; alles Volk aber erbebte, und es war eine Todtenstille.

Und manche von den Kämpfern, die streitlustig gewesen waren, als sie dieses tapfern Helden geschwinden und schrecklichen Fall sahen, erschracken so, daß sie sich nicht schämten, sondern ihre Namen auslöschen liessen und ihre Pferde sattelten und still davon ritten, als wären sie nicht da gewesen. Und da die Könige und Prinzen auf dem Kampfplatze fehlten, kam es nun an die Männer geringerer Ordnung, und es trat ein Mann auf, den sie den indischen Riesen nannten und dessen Name im Kriege gewaltig war. Er hieß Mirdach und war eines Köhlers Sohn aus dem Lande Lahor und hatte sich durch seine Kriegstugend bis zum höchsten Befehl erhoben. Und der König lobte seine Siege, aber ihn selbst fürchtete er, denn er war wild und roh und auch im Frieden zuckte durch seine Seele immer das blutige Schwerdt; auch war er von Leibe garstig und ungeschlacht. Die Prinzessin

ſank nieder vor Abkraft, als ſie dieſen in die Schranken treten ſah, denn ſo gern hätte ſie ſelbſt mit dem Tiger gekämpft, als ſie eines ſolchen Gemal geworden wäre. Aber Gott erlöſte ihre Furcht, denn ſo ſtark der Mann war, kam er doch um. Er glitſchte aus im Sande, als er nach dem vorſpringenden Thiere einen Stoß that und der Stelle fehlte, und der Tiger ſtürzte ſchnell auf ihn und riß ihm den Kopf aus den Schultern. Da jauchzete alles Volk, denn ſie haßten ihn alle und fürchteten für ihre geliebte Prinzeſſin.

Und die Leichen lagen da im Blute, und die Schranken wurden geſchloſſen und es ward poſaunt und trompetet, aber es erſchien kein Kämpfer. Und dem Könige bangte es im Herzen. Denn ward der Tiger nicht niedergekämpft, ſo gebührte das Reich nach ihm von Rechtswegen dem nächſten Vetter. Und ſchon ſahen alle auf den ſtolzen Ferdat, den nächſten nach dem Kaiſer, wie er hohnlächelte, da die Schranken leer blieben. Er war ein tapferer Mann aber trotzig und ungerecht und des Kaiſers Feind. Es wünſchten aber alle, daß das Reich bei des Kaiſers Tochter bliebe, denn der Kaiſer und die junge Prinzeſſin hatten Gnade bei Gott und den Menſchen, ſo freundlich und gütig waren ſie gegen alles Volk. Aber diesmal ward dem Könige die Angſt noch

geheißt, denn die Schranken öffneten ſich endlich wieder und ein ſchöner ſchlanker Mann ſchritt ein; und als ſie ſahen, daß es Paiwuzzo war, da jauchzeten ſie alle und klatſchten mit den Händen. Er aber rief laut: Ich trete nicht in Vermeſſenheit her; ich habe lange gewartet, daß ein beſſerer kommen ſollte, als ich bin; und nun helfe mir Gott und bringe dem Kaiſer und der Prinzeſſin Heil! Und er ſprang gegen das Thier und das Thier ſprang gegen ihn. Hier aber ſah man, was Gott mit Paiwuzzos Waldleben gewollt hatte: er kennte jedem Sprunge des wüthenden Tigers durch einen andern Sprung ausweichen, jeder Liſt durch eine andere Liſt begegnen, jeden Schritt und Blick des Thieres meſſen, ſo daß der Tiger faſt ſtutzig ward und oft ſtill ſtand, ehe er wieder begann. Für die Zuſchauer war dies aber ein angſtvoll merkwürdiger Kampf. So hatten die beiden wohl ſchon zwanzig Sprünge und Gegenſprünge gemacht, und noch hatte Paiwuzzo keinen einzigen Stoß gethan. Endlich erſah er ſeine Gelegenheit, ſchwang ſich dem Wütherich mit Einem kühnſten Sprunge auf den Nacken, hielt die Mähne, und ſtieß den breiten Dolch bis an den Schaft durch die Schultern. Das Thier brüllte, ſprang mit ſeinem Reiter in der Todesangſt wohl zwanzig Schritt weit, ſtreckte dann alle Viere von ſich und ſtarb. Paiwuzzo

war aber bis ans Ende in ſeinem Sitz geblieben und hatte die Mähne feſtgehalten, damit das Thier ihn in den letzten Zuckungen mit den Klauen nicht verletzte. Alle Menſchen aber jauchzeten und ihre Freude und ihr Jubel toſete wie ein Sturmwind um die Schranken.

Der Kaiſer ſtieg nun von dem Erker und von ſeinem hohen Thron herab, trat in die Schranken und ſprach laut vor allem Volke: Gelobet ſey Gott, der mir dieſen Mann zum Eidam und Nachfolger erkoren hat, den weiſeſten und tapferſten aller meiner Diener! Und er umhalſete und küßte ihn vor allem Volke und das Volk jubelte dazu. Paiwuzzo aber verneigte ſich vor dem Kaiſer bis zur Erde, alſo daß er mit ſeiner Stirn den Staub faſt berührte. Der Kaiſer aber hob ihn auf und führte ihn auf den Erker zu ſeiner Tochter der Prinzeſſin. Die drückte ihm einen grünen Kranz aufs Haupt, das Zeichen des Sieges, und ſteckte ihm einen goldnen Ring an den Finger, das Zeichen der Verlobung. Sie hatte ihn aber vorher nie geſehen, und freuete ſich, daß er ſo jung und ſchön war. Denn im Morgenlande bekommen die Prinzeſſinnen faſt nie einen Mann zu ſehen, bis ſie vermählt ſind; das iſt die Sitte des Landes. Die ſich aber am meiſten freuete über dieſe Geſchichte, das war die alte Kaiſerin. Sie hatte dieſen Sieger als einen Affen von einem

Gaukler gekauft, ſie hatte ihn bei dem weiſen Meiſter am Indus erziehen laſſen, und hatte ihn immer faſt wie ihr eigenes Kind geliebt; und nun ſollte er der Gemal ihrer Enkelin werden. Und ſie küßte ihn in Freuden und ſah gen Himmel und rief: Gnädiger Gott, ſo wollteſt du es und haſt es alles ſo geſchehen laſſen, damit nicht Fremde herrſchten über unſer Volk und über unſer hülfloſes Alter.

Und als Paiwuzzes Vermälung mit der Prinzeſſin mit großem Glanz begangen und er von dem Kaiſer feierlich als Nachfolger eingeſetzt und von den Fürſten des Landes und von allem Volke anerkannt war, ward er gen Süden geſchickt gegen den Niederganges, daß er Bengalen und die großen jenſeitigen Landſchaften regierte, welche ſich gegen die Gränzen Sinas erſtrecken. Und er wohnte mit ſeinem Gemal in einer großen Stadt am Ganges, welche Kalkutta heißt.

Da begab es ſich, daß er einmal auf der Jagd war und in der Luſt des Jagens von ſeinen Begleitern abkam und ſich in dem tiefen Wald verirrte. Die Nacht überfiel ihn und er mußte unter freiem Himmel bleiben, d. h. er kletterte auf einen Baum und ſchlief da, damit er vor den wilden Thieren ſicher wäre. Denn dieſe Art Nachtlager wußte er ſich ſehr gut zu bereiten. Als der Morgen anbrach, ſah er ein Waſſer

ſchimmern und erkannte, daß er wieder an dem Ganges war. Es war ihm aber wunderſam um das Herz und däuchte ihm faſt, als habe er dieſe Bäume und dieſe Wieſen ſchon einmal geſehen; als er aber fürbaß ging und weiterhin ein kleines mit Rohr gedecktes Häuschen und ein grünes Gärtchen daneben erblickte, traten ihm unwillkührlich Thränen in die Augen. Er wußte aber nicht, was ihm geſchah noch warum ihm ſo geſchah; denn die zarten Erinnerungen ſeiner Kindheit kamen wieder, ſie ſtanden aber nicht deutlich vor ſeiner Seele, ſondern ihm war, wie Menſchen im Traum zu ſeyn pflegt. Als er aber an das Häuschen kam, da ſchloß der Schlüſſel ſeiner Seele ihm die Verborgenheit auf, er rief mehr als einmal: o Paiwuzzo! Paiwuzzo! und heiſſe Thränen rollten ihm über die Wangen; denn er ſah das Kammerfenſterchen wieder und die Rebenranken grünten noch, worin das Vögelein ſein Neſt gehabt hatte, und der alte Palmbaum ſtand noch da vor der Gartenthüre, worunter das Kind ſo oft geſpielt hatte, wann die Sonne zu heiß brannte. Unterdeſſen war eine Frau mit ſchneeweiſſem Kopfe zu ihm getreten und ſtaunte ihn an; er aber erkannte ſie ſogleich, daß ſie ſeine Mutter war, und fiel ihr um den Hals und küßte ſie und weinte ſehr, und dann ſagte er: Ich bin Paiwai dein verlorner Sohn, der nun

Paiwuzzo heißt. Und ſie wollte es nicht glauben. Als er ihr aber alle ſeine wunderſamen Geſchichten erzählte, da glaubte ſie es gern und freuete ſich, daß ſie ihren Sohn wieder gefunden hatte. Die alte Frau wohnte jetzt einſam in dem Hauſe, denn ihr Mann war vor zwei Jahren geſtorben. Und nach langer trauriger Zeit fielen wieder Freudenſtrahlen in ihre Seele, daß der geliebte Sohn wiedergekommen war, und als ein groſser und vornehmer Herr.

Paiwuzzo ſchied jetzt von ſeiner Mutter und kam wieder zu ſeinen Jagdgenoſſen und fuhr mit ihnen nach Kalkutta. Da nahm er ſein Gemal mit ſich und führte ſie zu ſeiner Mutter, daß ſie die alte Frau erfreuete. Und er ließ ſich ein prächtiges Schloß bauen neben dem Häuschen und dem Hain, worin er als Kind geſpielt hatte, und wohnte darin den ganzen Sommer, und kam jeden Sommer wieder und pflegte ſeine alte Mutter, die in ihrem ſtillen Rohrhäuschen blieb bis an ihr Ende. Und als der Kaiſer ſein Schwäher geſtorben war, ward Paiwuzzo Kaiſer über ganz Indien und führte ein gerechtes und gewaltiges Regiment, alſo daß in langer Zeit kein ſo groſser und glücklicher Kaiſer geherrſcht hatte. Und er zeugte Söhne und Töchter mit ſeinem theuren Gemal, und es ſind viele groſse Kaiſer und Könige von

ihm entſprungen und ſeine Urenkel herrſchen noch in vielen Landen Aſiens bis auf dieſen Tag. Gott aber hat dieſen Sohn des Webers zum Kaiſer gemacht, damit er den Menſchen zuweilen durch große Zeichen zeige, daß Tugend beſſer iſt als Geburt, und daß er die Kleinen groß und die Großen klein machen kann, wenn es ihm gefällt.

7.

Die Neun Berge bei Rambin.

In der weſtlichen Spitze der Inſel Rügen in der Oſtſee an der Feldſcheide der Dörfer Rodenkirchen und Götemitz, etwa eine Viertelmeile von dem Kirchdorfe Rambin, liegen auf flachem Felde neun kleine Hügel oder Hünengräber, welche gewöhnlich die Neun Berge oder die Neun Berge bei Rambin genannt werden und von welchen das Volk allerlei Mährchen erzählt. Dieſe entſtanden weiland durch die Kühnheit eines Rieſen, und ſeitdem die Rieſen todt ſind, treiben die Zwerge darin ihr Weſen.

Vor langer Zeit lebte auf Rügen ein gewaltiger Rieſe — ich glaube, er hieß Balderich —

den verdroß es, daß das Land eine Insel war und daß er immer durch das Meer waten mußte, wenn er nach Pommern auf das feste Land wollte. Er ließ sich also eine ungeheure Schürze machen, band sie um seine Hüften und füllte sie mit Erde; denn er wollte sich einen Erddamm aufführen von der Insel bis zur Feste. Als er mit seiner Tracht bis über Rodenkirchen gekommen war, riß ein Loch in die Schürze, und aus der Erde, die herausfiel, wurden die Neun Berge. Er stopfte das Loch zu und ging weiter; aber als er bis Gustow gekommen war, riß wieder ein Loch in die Schürze, und es fielen dreizehn kleine Berge heraus. Mit der noch übrigen Erde ging er ans Meer und goß sie hinein. Da ward der Prosniter Haken und die niedliche Halbinsel Drigge. Aber es blieb noch ein schmaler Zwischenraum zwischen Rügen und Pommern, und der Riese ärgerte sich darüber so sehr, daß er plötzlich von einem Schlagfluß hinstürzte und starb. Und so ist denn sein Damm leider nie fertig geworden. Von demselben Riesen Walderich erzählt man ein Kraftstück, das er bei Putbus bewiesen hat. Er hatte schon mehrmals mit Aerger gesehen, daß dem Christengotte zu Vilmnitz, eine halbe Meile von Putbus, eine Kirche erbaut ward, und da hatte er bei sich gesprochen: laß die Würmer

ihren Ameisenhaufen nur aufbauen; den werfe ich nieder, wann er fertig ist. Als nun die Kirche fertig und der Thurm aufgeführt war, nahm der Riese einen gewaltigen Stein, stellte sich auf dem Putbusser Tannenberge hin, und schleuderte ihn mit so ungeheurer Gewalt, daß der Stein wohl eine Viertelmeile über die Kirche weg flog und bei Nadelitz niederfiel, wo er noch diesen Tag liegt am Wege, wo man nach Posewald fährt, und der Riesenstein genannt wird.

In den Neun Bergen bei Rambin wohnen nun die Zwerge und die kleinen Unterirdischen und tanzen des Nachts in den Büschen und Feldern herum und führen ihre Reigen und ihre Musiken auf im mitternächtlichen Mondschein, besonders in der schönen und lustigen Sommerzeit und im Lenze, wo alles in Blüthe steht; denn nichts lieben die kleinen Menschen mehr, als die Blumen und die Blumenzeit. Sie haben auch viele schöne Knaben und Mädchen bei sich, diese aber lassen sie nicht heraus sondern behalten sie unter der Erde in den Bergen; denn sie haben die meisten gestohlen oder durch einen glücklichen Zufall erwischt, und fürchten, daß sie ihnen wieder weglaufen mögten. Denn vormals haben sich viele Kinder des Abends und Morgens locken lassen von der süßen Musik und dem Gesange, der durch die Büsche klingt, und

ſind hingelaufen und haben zugehorcht; denn ſie meinten, es ſeyen kleine ſingende Waldvögelein, die mit ſolcher Luſtigkeit muſicirten und Gott lobeten — und dabei ſind ſie gefangen worden von den Zwergen, die ſie mit in den Berg hinab genommen, daß ſie ihnen dort als Diener und Dienerinnen aufwarteten. Seitdem die Menſchen nun wiſſen, daß es da ſo her geht und nicht recht geheuer iſt, hüten ſie ſich mehr und geht keiner dahin. Doch verſchwindet von Zeit zu Zeit noch manches unſchuldige Kind und die Leute ſagen dann wohl, es hab's einer der Zwerge mitgenommen; und oft iſt es auch wohl durch die Künſte der kleinen braunen Männer eingefangen und muß da unten ſitzen und dienen und kann nicht wieder kommen. Das iſt aber ein uraltes Geſetz, das bei den Unterirdiſchen gilt, daß ſie je alle fünfzig Jahre wieder an das Licht laſſen müſſen, was ſie eingefangen haben. Und das iſt gut für die, welche ſo gefangen ſitzen und da unten den kleinen Leuten dienen müſſen, daß ihnen dieſe Jahre nicht gerechnet werden und daß keiner da älter werden kann als zwanzig Jahre, und wenn er volle fünfzig Jahre in den Bergen geſeſſen hätte. Und es kommen auf die Weiſe alle, die wieder herauskommen, jung und ſchön heraus. Auch haben die meiſten Menſchen, die

bei ihnen geweſen ſind, nachher auf der Erde viel Glück gehabt: entweder daß ſie da unten ſo klug und witzig und anſchlägiſch werden, oder daß die kleinen Leute, wie einige erzählen, ihnen unſichtbar bei der Arbeit helfen und Geld und Silber zutragen.

Die Unterirdiſchen, welche in den Neun Bergen wohnen, gehören zu den braunen, und die ſind nicht ſchlimm; aber in zwei Bergen wohnen von den weiſſen, und das ſind die freundlichſten und ſchönſten von den kleinen Leuten, die nichts Arges im Herzen haben ſondern den Menſchen alles Gute gönnen und thun. Es giebt aber auch ſchwarze, das ſind Tauſendkünſtler und Kunſtſchmiede, geſchickt und fertig in allerlei Werk, aber auch arge Zauberer und Hexenmeiſter, voll Schalkheit und Trug, und iſt ihnen nicht zu trauen. Solche wohnen hier aber gar nicht.

Nun will ich ein paar Geſchichten erzählen von dieſen Neun Bergen, die ſich vor Alters begeben haben, und die unſer alter Statthalter zu Grabitz Hinrich Wierk mir in meinen Knabenjahren oft erzählt hat und die ich von vielen andern ſeiner Geſchichten noch behalten habe. Hinrich Wierk war eines Bauers Sohn aus Wieſendorf und wußte ſehr viele Mährchen und Geſpenſtergeſchichten von den Unterirdiſchen und

von goldenen Bechern und silbernen Schalen und gläsernen Schuhen, die durch sie auf die Welt gekommen seyen, und von schwarzen und braunen Mützen, die sie verloren hätten und womit die Menschen das Glück herbeizaubern könnten. Was ich also nun erzähle, das erzählt eigentlich Hinrich Vierk.

In Rambin lebte einst ein Arbeitsmann, der hieß Jakob Dietrich, ein Mann schlecht und recht und gottesfürchtig und der auch eine gute und gottesfürchtige Frau hatte. Die beiden Eheleute besaßen dort ein Häuschen und ein Gärtchen und nährten sich redlich von der Arbeit ihrer Hände; denn andere Künste kannten sie nicht. Sie hatten viele liebe Kinder, von welchen das jüngste, Johann Dietrich genannt, ihnen fast das liebste war. Denn es war ein schöner und munterer Junge, aufgeweckt und quick, fleißig in der Schule und gehorsam zu Hause, und behielt alle Lehren und Geschichten sehr gut, welche die Aeltern ihm vorsagten. Auch von vielen andern Leuten lernte er und hielt jeden fest, der Geschichten wußte, und ließ ihn nicht eher los, als bis er sie erzählt hatte.

Johann war acht Jahre alt geworden und lebte den Sommer bei seines Vaters Bruder, der Bauer in Rodenkirchen war, und mußte

nebſt andern Knaben Kühe hüten, die ſie ins Feld gegen die Neun Berge hinaustrieben, wo damals noch viel mehr Wald war als jetzt. Da war ein alter Kuhhirt aus Nodenkirchen Klas Starkwolt genannt, der geſellte ſich oft zu den Knaben, und ſie trieben die Heerden zuſammen und ſetzten ſich hin und erzählten Geſchichten. Der alte Klas wußte viele und erzählte ſie ſehr lebendig; er war bald Johann Dietrichs liebſter Freund. Beſonders aber wußte er viele Mährchen von den Neun Bergen und von den Unterirdiſchen aus der allerfrühеſten Zeit, als die Rieſen im Lande untergegangen und die Kleinen in die Berge gekommen waren; und Johann hörte ſie immer mit dem innigſten Wohlgefallen, und plagte den alten Mann jeden Tag um neue Geſchichten, obgleich ihm dieſer das Herz zuweilen ſo in Flammen ſetzte, daß er des Abends ſpät und des Morgens früh, wenn er hier zuweilen heraus mußte, mit ſauſendem Haar über das Feld hinſtrich, als hätte er alle Unterirdiſchen als Jäger hinter ſich gehabt, die ihn fangen wollten. Der kleine Johann Dietrich hatte ſich ſo vertieft und verliebt in dieſe Mährchen von den Unterirdiſchen, daß er nichts anders ſah und hörte von nichts anderm ſprach und fabelte als von goldenen Bechern und Kronen gläſernen Schuhen Taſchen voll Dukaten

goldenen Ringen diamantenen Kränzen ſchneeweiſſen Bräuten und klingenden Hochzeiten. Wenn er nun ſo ganz darin war und in kindiſcher Freude aufjauchzete und umherſprang, dann pflegte der alte Starkvolt wohl den Kopf zu ſchütteln und ihm zuzurufen: Johann! Johann! wo willſt du hin? Spaten und Senſe das ſind dein Scepter und deine Krone und deine Braut wird ein Kränzel von Rosmarin und einen bunten Rock von Drell tragen. Johann ließ ſich das aber nicht anfechten und träumte immer luſtig fort. Und obwohl er herzlich grauslich war und in der Dunkelheit um alles in der Welt nicht über den Kirchhof gegangen wäre, hatte er ſich das Leben da in dem Berge und die Schätze und Herrlichkeiten darin doch ſo ausgemahlt, daß ihn faſt gelüſtete einmal hinabzuſteigen; denn der alte Klas hatte geſagt, wie man es anfangen müſſe, damit man da unten Herr werde und nicht Diener und damit ſie einen nicht fünfzig Jahre feſthalten und die Becher ſpülen und das Eſtrich kehren laſſen könnten. Wer nemlich ſo klug oder ſo glücklich ſey die Mütze eines Unterirdiſchen zu finden oder zu erhaſchen, der könne ſicher hinabſteigen, dem dürfen ſie nichts thun noch befehlen ſondern müſſen ihm dienen, wie er wolle, und derjenige Unterirdiſche, dem die Mütze gehöre, müſſe ſein

Diener seyn und ihm schaffen, was er wolle. Das hatte Johann sich hinters Ohr geschrieben und seinen Theil dabei gedacht, ja er hatte wohl hinzugesetzt, so etwas unterstehe er sich auch wohl zu wagen. Die Leute glaubten ihm das aber nicht sondern lachten ihn aus; und doch hat er es gethan, und sie haben genug geweint, als er nicht wieder gekommen ist.

Es war nun die Zeit des Johannisfestes, wo die Tage am längsten sind und die Nächte am kürzesten und wo die Jahrszeit am schönsten ist. Die Alten und die Kinder hatten die Festtage fröhlich gelebt und gespielt und allerlei Geschichten erzählt; da konnte Johann sich nicht länger halten, sondern den Tag nach Johannis schlich er sich heimlich weg und als es dunkel ward, legte er sich auf dem Gipfel des höchsten der Neun Berge hin, wo die Unterirdischen, wie Klas ihm erzählt, ihren vornehmsten Tanzplatz hatten. Und wahrlich er legte sich nicht ohne Angst hin, und hätte er nicht einmal da gelegen, vielleicht wäre nimmer was daraus geworden; denn sein Herz schlug ihm wie ein Hammer und sein Athem ging wie ein frischer Wind. So lauschte er in Furcht und Hoffnung von zehn Uhr Abends bis zwölf Uhr Mitternacht. Und als es zwölf schlug, siehe da fing es an zu klingen und zu singen in den Bergen

und bald wiſpelte und liſpelte und pfif und ſäuſelte es um ihn her; denn die kleinen Leute dreheten ſich jetzt in Tänzen rund und andere ſpielten und tummelten ſich im Mondſchein und machten tauſend luſtige Schwänke und Poſſen. Ihn überlief bei dieſem Gewiſpel und Geſäuſel ein geheimer Schauder — denn ſehen konnte er nichts von ihnen, da ihre Mützchen, die ſie tragen, ſie unſichtbar machen — er aber lag ganz ſtill, das Geſicht ins Gras gedrückt und die Augen feſt zugeſchloſſen und leiſe ſchnarchend, als ſchliefe er. Doch konnte er es nicht laſſen, zuweilen ein wenig umherzublinzeln, damit er etwa ſeinen Vortheil erſähe einen der kleinen Leute finge und ein Herr würde, denn dazu hatte er gar große Luſt; aber wie heller Mondſchein es auch war, er konnte auch nicht das Geringſte von ihnen erblicken.

Und ſiehe es währte nicht lange, ſo kamen drei der Unterirdiſchen dahergeſprungen, wo er lag, gaben aber nicht Acht auf ihn, warfen ihre braunen Mützchen in die Luft und fingen ſie einander ab. Da riß der eine dem andern in Schalkheit die Mütze aus der Hand und warf ſie weg. Und die Mütze flog dem Johann grade auf den Kopf, und er fühlte ſie, griff zu, und richtete ſich ſogleich auf, und ließ Schlof Schlaf ſeyn. Er ſchwang mit Freuden ſeine Mütze,

daß das ſilberne Glöcklein daran klingelte, und ſetzte ſie ſich dann auf den Kopf, und — o Wunder! — in demſelben Augenblicke ſahe er das zahlloſe und luſtige Gewimmel der kleinen Leute und ſie waren ihm nicht mehr unſichtbar. Die drei kleinen Männer kamen liſtig herbei und wollten mit Behendigkeit die Mütze wieder gewinnen, er aber hielt ſeine Beute feſt und ſie ſahen wohl, daß ſie auf dieſe Weiſe nichts von ihm gewinnen würden; denn Johann war ein Rieſe gegen ſie an Größe und Stärke und ſie reichten ihm kaum bis ans Knie. Da kam derjenige, dem die Mütze gehörte, und trat ganz demüthig vor den Finder hin und bat flehentlich, als hange ſein Leben dran, ihm die Mütze wiederzugeben. Johann aber antwortete ihm: Nein, du kleiner ſchlauer Schelm, die Mütze bekommſt du nicht wieder, das iſt nichts, was man für ein Butterbrod weggiebt; ich wäre ſchlimm daran mit euch, wenn ich nichts von euch hätte, jetzt aber habt ihr kein Recht an mir ſondern müßt mir, was ich nur will, zu Gefallen thun. Und ich will mit euch hinabfahren und ſehen, wie ihr es da unten treibt, du aber ſollſt mein Diener ſeyn, denn du mußt wohl. Das weiß ich ſo gut als ihr, daß es nicht anders ſeyn kann, denn Klas Starkwolt hat mir es alles erzählt. Der kleine Menſch

aber gebehrdete ſich, als ob er dies alles nicht gehört noch verſtanden hätte, er fing ſeine Quälerei und Winſelei und Plinſelei wieder von vorn an, klagte und jammerte und heulte erbärmlich um ſein verlornes Mützchen; aber als Johann ihm kurzweg ſagte: Es bleibt dabei, du biſt der Diener und ich will eine Fahrt mit euch machen, da fand er ſich endlich drein, zumal da auch die andern ihm zuredeten, daß es ſo ſeyn müſſe. Johann aber warf ſeinen ſchlechten Hut nun weg und ſetzte ſich die Mütze an ſeiner Stelle auf und befeſtigte ſie wohl auf ſeinem Kopfe, damit ſie ihm nicht abgleiten oder abfliegen könnte; denn in ihr trug er die Herrſchaft.

Und er verſuchte es ſogleich und befahl ſeinem neuen Diener ihm Speiſe und Trank zu bringen, denn ihn hungerte. Und der Diener lief wie der Wind davon und in einem Hui war er wieder da und trug Wein in Flaſchen herbei und Brod und köſtliche Früchte. Und Johann aß und trank und ſah dem Spiele und den Tänzen der Kleinen zu, und es gefiel ihm ſehr wohl. Und er führte ſich in allen Dingen mit ihnen beherzt und klug auf, als wäre er ein gebohrner Herr geweſen.

Und als der Hahn ſeinen dritten Krei gethan hatte und die kleinen Lerchen in der Luft die erſten Wirbel anſchlugen und das junge Licht

in einzelnen weiſſen Streifen im Oſten auf-dämmerte, da ging es huſch huſch huſch durch die Büſche und Blumen und Halme fort, und die Berge klangen wieder und thaten ſich auf und die kleinen Menſchen fuhren hinab; und Johann gab wohl Acht auf alles und fand es wirklich ſo, wie ſie ihm erzählt hatten. Sieh, auf dem Wipfel der Berge, wo ſie eben noch getanzt hatten und wo alles eben voll Gras und Blumen ſtand, wie die Menſchen es bei Tage ſehen, hob ſich, als es zum Abzuge blies, plötzlich eine glänzende gläſerne Spitze hervor; auf dieſe trat, wer hinein wollte, ſie öffnete ſich und er glitt ſanft hinab, und ſie that ſich wieder hinter ihm zu; als ſie aber alle hinein waren, verſchwand ſie und war auch keine Spur mehr von ihr zu ſehen. Die aber durch die gläſerne Spitze fielen, ſanken gar ſanfte in eine weite ſilberne Tonne, die ſie alle aufnahm und wohl tauſend ſolcher Leutlein beherbergen konnte. In eine ſolche fiel auch Johann mit ſeinem Diener und mit mehreren hinab, und ſie alle ſchrieen und baten ihn, daß er ſie nicht treten möge, denn ſie wären des Todes geweſen von ſeiner Laſt. Er aber hütete ſich und war ſehr freundlich gegen ſie. Es gingen aber mehrere ſolcher Tonnen neben einander hin immer hinauf und hinab, bis alle hinunter waren.

Sie hingen an langen ſilbernen Ketten, die unten gezogen und gehalten wurden.

Johann erſtaunte bei'm Hinabfahren über den wunderbaren Glanz der Wände, zwiſchen welchen das Tönnchen fortglitt. Es war alles wie mit Perlen und Diamanten beſetzt: ſo blitzte und funkelte es; unter ſich aber hörte er die lieblichſte Muſik aus der Ferne klingen. So ward er auf das anmuthigſte hinabgewiegt, daß er nicht wußte, wie ihm geſchah, und vor lauter Luſt in einen tiefen Schlaf fiel.

Er mogte wohl lange geſchlafen haben. Als er erwachte; fand er ſich in dem allerweichſten und allernetteſten Bette, wie er es in ſeines Vaters Hauſe nimmer geſehen hatte, und dieſes Bett ſtand in dem allerniedlichſten Zimmer; vor ihm aber ſtand ſein kleiner Brauner mit dem Fliegenwedel in der Hand, womit er Mücken und Fliegen abwehrte, daß ſie ſeines Herrn Schlummer nicht ſtören konnten. Johann that kaum die Augen auf, ſo brachte der kleine Diener ihm ſchon das Handtuch und das Waſchwaſſer und hielt ihm zugleich die netteſten neuen Kleider zum Anziehen hin, aus brauner Seide ſehr niedlich gemacht, und ein paar neue ſchwarze Schuh mit rothen Bandſchleifchen, wie Johann ſie in Rambin und Rodenkirchen nie geſehen hatte; auch ſtanden dort einige Paare der nied-

lichſten und glänzendſten gläſernen Schuhe, die nur bei großen Feſtlichkeiten gebraucht zu werden pflegen. Es gefiel dem kleinen Knaben ſehr, daß er ſo leichte und ſaubere Kleider tragen ſollte, und er ließ ſie ſich gern anziehen. Und als Johann angekleidet war, flugs flog der Diener fort und war geſchwind wie der Blitz wieder da. Er trug aber auf einer goldenen Schüſſel eine Flaſche ſüßen Wein und ein Töpfchen Milch und ſchönes Weißbrod und Früchte und andere köſtliche Speiſen, wie kleine Knaben ſie gern eſſen. Und Johann ſah immer mehr, daß Klas Starkwolt der alte Kuhhirt es wohl gewußt habe, denn ſo herrlich und prächtig, als er hier alles fand, hatte er es ſich doch nicht geträumt. Auch war ſein Diener der allergehorſamſte und that alles von ſelbſt, was er ihm nur an den Augen abſehen konnte. Der Worte bedurfte es nie ſondern nur leichter Blicke und Winke; denn er war klug wie ein Bienchen, wie alle dieſe kleinen Leute von Natur ſind.

Und nun muß ich Johanns Zimmer beſchreiben. Sein Bettchen war ſchneeweiß mit den weichſten Polſtern und mit den weiſſeſten Laken überzogen, mit Kiſſen aus Atlas und einer ſolchen geſteppten Decke. Ein Königsſohn hätte darin ſchlafen können. Neben und vor

diesem Bette standen die niedlichsten Stühle, auf das netteste gearbeitet und mit allerlei bunten Vögeln und Thieren verziert, welche kunstreiche Hände eingeschnitten hatten; einige waren auch von edlen Steinen bunt eingelegt. An den Wänden standen weisse Marmortische und ein paar kleinere aus grünen Smaragden und zwei blanke Spiegel glänzten an den beiden Enden des Zimmers, deren Rahmen mit blitzenden Edelgesteinen eingefaßt waren. Die Wände des Zimmers waren mit grünen Smaragden getäfelt, und hatte einen solchen Glanz nie ein Mensch auf Erden gesehen und wird ihn auch keiner dort sehen, auch nicht in des größten Kaisers Hause. Und in solchem Zimmer wohnte nun der kleine Johann Dietrich, eines Tagelöhners aus Rambin Sohn. Daß man wohl sagen mag: das Glück fängt, wem es von Gott beschert ist. Hier unter der Erde sah man nun freilich nie Sonne Mond und Sterne leuchten, und das schien allerdings ein grosser Fehler zu seyn. Aber sie brauchten hier solche Lichter nicht, auch bedurften sie weder der Wachslichter noch der Talglichter noch der Kerzen und Oellampen und Laternen; sie hatten andern Lichtes genug. Denn die Unterirdischen wohnen recht eigentlich mitten unter den Edelgesteinen und sind die Meister des reinsten

Silbers und Goldes, das in der Erde wächst, und ſie haben die Kunſt wohl gelernt, wie ſie es hell bei ſich haben können bei Tage und bei Nacht. Eigentlich muß man hier von Tag und Nacht nicht reden, denn die unterſcheiden ſie hier unten nicht, weil keine Sonne hier auf und unter geht, welche die Scheidung macht, ſondern ſie rechnen hier nur nach Wochen. Sie ſetzen aber ihre Wohnungen und die Wege und Gänge, welche ſie unter der Erde durchwandeln, und die Orte, wo ſie ihre großen Säle haben und ihre Reigen und Feſte halten, mit den allerkoſtbarſten Edelgeſteinen aus, daß es funkelt, als wäre es der ewige Tag. Einen ſolchen Stein hatte der kleine Johann auch in ſeinem Zimmer. Das war ein auserleſener Diamant, ganz rund und wohl ſo groß als eine Kugel, womit man Kegel zu werfen pflegt. Dieſer war oben in der Decke des Zimmers befeſtigt und leuchtete ſo hell, daß er keiner andern Lampen und Lichter bedurfte.

Als Johann Frühſtück gegeſſen hatte, öffnete der Diener ein Thürchen in der Wand, und Johanns Augen fielen hinein und er ſah die zierlichſten goldenen und ſilbernen Becher und Schalen und Gefäße und viele Körbchen voll Dukaten und Käſtchen voll Kleinodien und koſtbarer Steine. Auch waren da viele liebliche Bilder und die aller-

ſauberſten Mährchenbücher mit Bildern, die er in ſeinem Leben geſehen hatte. Und er wollte dieſen Vormittag gar nicht ausgehen ſondern betaſtete und beſah ſich alles und blätterte und las in den ſchönen Bilderbüchern und Mährchenbüchern.

Und als es Mittag geworden, da klang eine helle Glocke, und der Diener rief: Herr, willſt du allein eſſen oder in der großen Geſellſchaft? und Johann antwortete: in der großen Geſellſchaft. Und der Diener führte ihn hinaus. Johann ſah aber nichts als einzelne von Edelſteinen erleuchtete Hallen und einzelne kleine Männer und Frauen, die ihm aus Felsritzen und Steinklüften herauszuſchlüpfen ſchienen, und er verwunderte ſich, woher die Glocke klänge, und ſprach zu dem Diener: aber wo iſt denn die Geſellſchaft? Und als er noch fragte, ſo öffnete ſich die Halle, worin ſie gingen, zu einer großen Weite und ward ein unendlicher Saal, über welchen eine weite gewölbte und mit Edelſteinen und Diamanten geſchmückte Decke gezogen war. Und in demſelben Augenblick ſah er auch ein unendliches Gewimmel von zierlich gekleideten kleinen Männern und Frauen durch viele geöffnete Thüren hineinſtrömen, und that ſich der Boden an vielen Stellen auf und die niedlichſten mit den köſtlichſten Gefäßen und ſchmackhafteſten Speiſen und Früchten und Weinen beſetzten Tiſche ſtellten ſich an einander hin, und

die Stühle und Polſter reiheten ſich von ſelbſt um die Tiſche, und die Männer und Frauen nahmen Platz. Und die Vornehmſten des kleinen Völkchens kamen und verneigten ſich vor Johann und führten ihn mit ſich an ihren Tiſch und ſetzten ihn zwiſchen ihre ſchönſten Jungfrauen, daß er ſeine Luſt hatte mit den lieblichen Kindern zu ſeyn und es ihm da über die Maaßen wohl gefiel. Es war auch eine ſehr fröhliche Tafel, denn die Unterirdiſchen ſind ein ſehr lebendiges und luſtiges Völkchen und können nicht lange ſtill ſeyn. Dazu klang die allerlieblichſte Muſik aus den Lüften und die bunteſten Vögel flogen umher und ſangen in gar anmuthigen Tönen, die einem die Seele aus der Bruſt holen konnten. Es waren aber keine lebendige Vögel, die da ſangen, ſondern künſtliche Vögel und künſtliche Töne und von den kleinen Männern ſo ſinnreich gemacht, daß ſie fliegen und ſingen konnten. Und Johann erſtaunte und entſetzte ſich ſehr über alle die Wunder, die er ſah, und freuete ſich gewaltig. Die Diener und Dienerinnen aber, welche bei Tiſche aufwarteten und Blumen ſtreueten und die Flur mit Roſenöl und andern Düften beſprengten und die goldenen Schalen und Becher herumtrugen und die ſilbernen und kryſtallenen Körbe mit Früchten, waren Kinder der Menſchen da droben, welche aus Neugier oder von Ungefär unter die Kleinen gerathen

und hier hinabgeſtiegen waren, ohne ſich vorher eines Pfandes zu bemeiſtern, und die alſo in die Gewalt der Kleinen gekommen waren, oder die ſich nächtlich und mitternächtlich unter ihre Sternenſpiele auf dem gläſernen Berge verirrt hatten. Dieſe waren anders gekleidet als ſie. Die Knaben und die Mädchen waren in ſchneeweiſſe Röckchen und Jäckchen gekleidet und trugen feine gläſerne Schuh, daß man ihren Tritt immer hören konnte, und blaue Mützchen auf dem Kopfe; ihre Leibchen aber hatten ſie mit ſilbernen Gürteln umgürtet. Das war die Tracht der Diener und Dienerinnen. Den kleinen Johann jammerten ſie anfangs wohl, als er ſie ſah, wie ſie ſpringen und den Unterirdiſchen aufwarten mußten, aber weil ſie munter ausſahen und fein gekleidet waren und roſenrothe Wangen hatten, ſo dachte er: Nun es geht ihnen doch ſo ſchlimm nicht, und ich habe es noch lange ſo gut nicht gehabt, als ich hinter den Kühen und Ochſen laufen mußte. Ich bin nun freilich ein Herr hier, und ſie müſſen als Diener laufen. Das kann aber nicht anders ſeyn: warum haben ſie ſich auch ſo dumm fangen laſſen und ſich vorher kein Zeichen genommen? Es muß doch die Zeit kommen, wo ſie einmal erlöſt werden, und länger als fünfzig Jahre werden ſie hier gewiß nicht bleiben. Damit tröſtete er ſich und ſpielte und ſcherzte mit ſeinen kleinen

Geſellinnen und aß und trank in Freuden und ließ ſich von ſeinem Diener und von den andern allerlei unterirdiſche Geſchichten erzählen; denn er wollte alles genau wiſſen.

So ſaßen ſie ungefär zwei Stunden luſtig beiſammen und aßen und tranken und horchten auf die liebliche Muſik, die aus den Lüften erklang. Da klingelte der Vornehmſte mit einem Glöckchen und in einem Hui verſanken die Tiſche und die Stühle wieder und alle Männer und Frauen und Jünglinge und Jungfrauen ſtanden da wieder auf den Füßen. Und wieder ein zweiter Klang mit einem zweiten Glöckchen, und wo eben die Tafeln geſtanden erhoben ſich grüne Orangen- und Palmen- und Lorbeerbäume mit Blüthen und Früchten und andere luſtigere und klangreichere Vögel, als die vorher durch die Luft geflattert hatten, ſaßen in ihren Zweigen und ſangen. Und ſie ſangen alle wie in Einer Weiſe und in Einem Maaße, und Johann ſah bald, woher dies kam; denn am Ende des Saales hoch oben an der Decke ſaß in einer hohlen Wand ein eisgrauer Greis und gab den Ton an, nach welchem ſie ſingen muſiten. Sie nannten ihn ihren großen Ballmeiſter. Er war aber ſo ernſt, als er weiſe war, und verſchwiegen wie die graue Zeit und ſprach nie ein Sterbenswort, da die andern alle wohl oft zu viel plapperten und ſchwätzelten.

Der alte Eisgraue droben ſtrich nun die Geige zum Tanze und alle die bunten Vögel klangen den Strich nach. Es war aber ein recht fliegender Strich, denn ihr Tanz geht immer äuſſerſt geſchwind und lebendig. Als nun der Reigen angeklungen war, ſiehe da bewegten ſich die leichten und fröhlichen Schaaren und ſprangen und hüpften und drehten ſich, als wenn die Welt im Wirbel aus einander fliegen ſollte. Und die kleinen hübſchen und feinen unterirdiſchen Dirnen, die ſie neben Johann geſetzt hatten, faßten ihn auch und drehten ihn mit rund. Und er ließ es gern geſchehen und tanzte mit ihnen rund wohl zwei Stunden lang. Und dieſen luſtigen Tanz hat er jeden Nachmittag mitgehalten, ſolange er da unten geblieben iſt, und in ſeinem ſpäteſten Alter noch immer mit vielem Vergnügen davon erzählt. Er pflegte dann zu ſagen: die himmliſche Freude und der Geſang und das Saitenſpiel der Engel, welche die Seligen im Himmel einſt zu hoffen hätten, mögen wohl überſchwanglich ſchön ſeyn, er aber könne ſich nichts Schöneres und Lieblicheres denken, als die Muſik dieſes unterirdiſchen Reigens: die ſchönen und beſeelten kleinen Menſchen, die wunderbaren Vögel in den Zweigen mit den allerzauberiſcheſten Tönen und die klingenden Silberglöckchen an den Mützen. Ein Menſch, der das nicht geſehen

und gehört, könne ſich gar keine Vorſtellung davon machen.

Als die Muſik ſchwieg und der Tanz geendigt war — das mogte wohl die Zeit ſeyn, die wir vier Uhr Nachmittag nennen — verſchwand das kleine luftige Völkchen, die einen hiehin die andern dahin, und jeder ging wieder an ſein Werk und ſeine Luſt. Des Abends ward nach dem Eſſen gewöhnlich eben ſo gejubelt und getanzt. Des Nachts aber ſchlüpften alle heraus aus den Bergen, beſonders in ſchönen ſternhellen Nächten und wenn ſie auf Erden etwas Beſonderes zu thun hatten. Da ging aber den kleine Johann immer ruhig ſchlafen, und hielt, wie es einem frommen chriſtlichen Knaben gezieme, andächtig ſein Abendgebet; und auch des Morgens vergaß er nie zu beten.

Doch nun muß ich noch mehr erzählen von den Unterirdiſchen, ehe ich weiter melde, wie es unſerm kleinen Johann Dietrich da unten die folgenden Wochen und Jahre ergangen iſt.

Daß ſolche kleine Unterirdiſche, die man mit vielen Namen auch wohl Braunchen Weißchen Elfen Weißelfen Schwarzelfen, Kobolde Puke Heinzlein Trolle nennt, ſeit uralten Zeiten unter den Bergen und Hügeln wohnen und ihre wunderbaren kryſtallenen und gläſernen Häuſer haben, iſt gewiß. Aber wie ſie dahin gekommen ſind und

was es denn eigentlich für Geister sind und wozu der liebe Gott sie eigentlich geschaffen hat, das hat uns bisher noch keiner sagen können. Sie sind wohl gleich den Seelen und Herzen der Menschen von sehr verschiedener Art, einige bös andere gut, einige freundlich andere neckisch, das wird aber von allen ohne Unterschied gesagt, daß sie sehr sinnreich und geschickt sind und die künstlichsten Werke und Geschmeide machen können, die ihnen kein Mensch nachmachen kann und die von den Menschen deswegen oft für Zauberwerk und Hexenwerk gehalten werden. Alles, was ich hier erzähle, hat Johann Dietrich mitgebracht und es seinen Freunden erzählt und seinen Kindern so hinterlassen. Von diesen haben es wieder andere gehört, und so hat sichs weiter erzählt bis diesen Tag.

Die Unterirdischen, zu welchen Johann hinabgestiegen war, gehörten zu den Braunen. Sie hatten auch kleine Schelmstreiche im Herzen, waren aber im Ganzen doch gutmüthiger und fröhlicher Art. Die Braunen hiessen sie, weil sie braune Jäckchen und Röckchen trugen und braune Mützen auf dem Kopf mit silbernen Glöckchen; einige trugen schwarze Schuh mit rothen Bändern, die meisten aber feine glaserne: und beim Tanze trugen sie alle keine anderen. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen, aber damit waren

ſie ſehr geheim und Johann Dietrich, ſolange er bei ihnen geweſen, hat keine einzige ihrer Kammern geſehen. Er und der Diener hatten ihre Kammer hart bei der Stelle, wo der herrliche Speiſe- und Tanzſaal immer kam und verſchwand; er hat auch an vielen andern Stellen ſchöne Hallen und offene Plätze und liebliche Anger und Auen geſehen, aber nirgends Wohnungen; ſondern die Kleinen waren immer nur einzeln oder ſchaarweiſe da, entweder daß ſie tanzten luſtwandelten oder auch geſchwind vorübergingen. Und wie ſie aus den Steinen, worin ſie wohnen, herauskamen und wieder hinſchwanden, das hat er mit ſeinen Augen nie ſehen können, wie ſehr er auch oft darauf gelauſcht hat; ſondern ſie kamen vor ſeinen Augen und verſchwanden wie Blitze und Scheine. Einige kleine Dirnen aber, die ihn lieb hatten, haben ihm zugeflüſtert: jeder habe ſein eignes Häuschen tief im Geſtein, ein liebliches helles gläſernes Häuschen; auch ſey der ganze Berg durchflichtig von Anfang bis zu Ende und eigentlich rings mit Glas umwachſen, das ſey aber ſeinen Augen zu ſehen nicht möglich.

Von dieſen kleinen Unterirdiſchen waren die größten kaum einer Elle lang und die Knaben und Mädchen alſo gar klein, aber ſie waren von Geſtalt und Gebehrde freundlich und ſchön, mit hellen lichten Augen und mit gar feinen und am

muthigen Händchen und Füßchen. Und eben durch dieſe Lieblichkeit und Freundlichkeit haben ſie manches Menſchenkind verführt, daß es zu ihnen heruntergekommen iſt ohne irgend ein Pfand und Zeichen und lange Jahre da hat bleiben und dienen müſſen. Denn wenn man ein Pfand von ihnen hat, ſchadet es nichts, daß man mit in dem ſilbernen Tönnchen hinabſteigt, und ſie müſſen einen immer wieder herauslaſſen. Sie geben aber nicht gern ein Pfand. Das Klügſte und Richtigſte iſt, daß man mit Liſten ein Pfand von ihnen nimmt; denn dann müſſen ſie einem dienen, da ſie ſonſt gern herrſchen wollen. Denn ſie ſind ſehr herrſchſüchtig, und das iſt eigentlich ihr Hauptfehler; vorzüglich herrſchen ſie gern über die Menſchen, und bilden ſich etwas darauf ein, weil die ſo viel ſtärker und größer ſind, daß ſie ſie mit Liſten zu ihren Dienern und Knechten machen. Das beſte Pfand, das man von ihnen gewinnen kann und wodurch man am meiſten Macht über ſie bekömmt, iſt eine braune Mütze mit dem Glöckchen; ſehr gut iſt auch ein gläſerner Schuh oder eine ſilberne Spange, womit ſie ihren Leibgürtel zu ſchlieſſen pflegen. Wer die hat, der hat aller Freuden Fülle bei ihnen und iſt ein großer Gebieter.

Ob ſie auch ſterben, das weiß man nicht, oder ob ſie, wie einige erzählen, wann ſie alt

werden wollen, ſich in Steine und Bäume verkriechen und ſo ſich verwachſen und zu wunderſamen Klängen Aechzern und Seufzern werden, die ſich zuweilen hören laſſen, ohne daß man weiß, woher ſie kommen, oder zu abentheuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen ſchlüpfen ſollen, wann ſie von dem wilden Jäger gejagt werden. Eine Leiche von ihnen hat keiner geſehen, und wenn man ſie darnach gefragt hat, haben ſie immer ſo geantwortet, als verſtänden ſie das Wort gar nicht. Das iſt gewiß, daß manche von ihnen über zweitauſend Jahre alt ſind. Da iſt es denn kein Wunder, daß man ſo weiſe Leute unter ihnen findet.

Sie haben einen großen Vortheil voraus vor uns Menſchenkindern, daß ſie nicht nöthig haben für das tägliche Brod zu ſorgen und zu arbeiten; denn Speiſe und Trank kommt ihnen von ſelber oder Gott weiß durch welche wunderſame Kunſt, und es fehlt nie Brod und Wein und Braten auf ihrem Tiſche. Auch ſieht man dort unten, wo ſie wohnen und wo hin und wieder auch weite Fluren und Felder ſind, nirgends Korn wachſen oder Vieh weiden oder Wild laufen, ſondern bloß das Allerluſtigſte iſt zum Genuß da, nemlich die ſchönſten Bäume und Reben, die mit den auserleſenſten Früchten und Trauben prangen; auch die lieblichſten Blumen in Menge,

worauf ſo bunte Schmetterlinge flattern, als man in dem Lande der Sonne und des Mondes nimmer ſieht; und die allerſchönſten und ſchimmerndſten Vögel, die alle wie Paradiesvögel und wie der Vogel Phönix ausſehen, wiegen ſich in den Zweigen und ſingen ſüße Lieder. Anderes Lebendiges ſieht man dort nicht, wenn man das nicht etwas Lebendiges nennen will, daß hie und da aus den Kryſtallwänden Quellen von Wein und Milch ſich ergieſſen.

So ſcheint dies Völkchen denn ſehr glücklich zu ſeyn und bloß für die Freude und Luſt gebohren, und ſie verſtehen ſich ſehr wohl auf die Kunſt, vergnügt zu ſeyn und ihr Leben luſtig zu gebrauchen. Doch muß man nicht glauben, daß ſie nichts weiter thun als Tafel Spiel und Tanz halten, dann in ihre Kammern ſchlüpfen und ſchlafen und etwa die Mitternächte über der Erde verſpielen — nein ſie ſind wohl die allerregſamſten und allerfleißigſten Weſen, die man je geſehen hat. Niemand verſteht ſo gut als ſie das Innere der Erde und die geheimen Kräfte der Natur und was in Bergen und Steinen und Metallen wächſt und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Triebe lauſchen. Denn ihre Sinne ſind die allerklarſten und allerfeinſten, viel feiner als des heiterſten und helleſten Kindes, von Menſchen gebohren; denn auch unſere kleinen Kind-

lein haben wohl recht feine Sinne und Gedanken, welche die Erwachſenen nur nicht immer verſtehen, weil dieſe meiſtens ſchon wieder durch Stein und Erde verhärtet und vergröbert ſind. Die Unterirdiſchen haben viel Freude an Silber und Gold und edlen Steinen und machen die allerkünſtlichſten Arbeiten daraus; ſo daß die beſten Meiſter hier oben erſtaunen, wenn ein ſolches unterirdiſches Werk hier mal geſehen wird. Deswegen nennen viele ſie auch wohl Hüter des Goldes und des Silbers und meinen, daß ſie von ſchlimmer Gier beſeſſen und böſe metalliſche Geiſter ſind. Die meiſten, die das ſagen, thun ihnen aber Unrecht, denn die weiſſen und braunen Unterirdiſchen ſind wohl nicht ſo gierig. Sie verſchenken ja ſo viel Schönes an die Menſchenkinder; das würden ſie aber nicht thun, wenn ſie das Gold und die Edelſteine zu lieb hätten. Sie haben es nur lieb wegen des Glanzes, denn Glanz und Licht lieben ſie über alles in der Welt. Die mit den ſchwarzen Jacken und Mützen ſind aber wohl geitzig und überhaupt von ſchlimmerer Natur als dieſe.

Wie die Unterirdiſchen des Nachts aus ihren gläſernen Bergen ſchlüpfen und im Mondſchein und Sternenſchein tanzen und ſich erluſtigen, habe ich ſchon erzählt. Sie können ſich aber auch unſichtbar in die Häuſer der Menſchen ſchleichen; denn wenn ſie ihre Mützen aufhaben, kann

ſie kein Menſch ſehen, er habe denn ſelbſt eine ſolche Mütze. Da ſagen die Leute denn, daß ſie allerlei Schalkereien treiben, die Kinder in den Wiegen vertauſchen, ja gar wegſtehlen und mitnehmen. Das iſt aber gewiß nicht wahr von den Weiſſen und Braunen. Sie kommen wohl in die Häuſer der Menſchen, ſie können ſich auch verwandeln, ſo daß kein Schlüſſelloch ſo klein iſt, da ſie nicht hindurchſchlüpfen, aber ſie thun den Menſchen nichts Böſes ſondern wollen nur zuweilen ſehen, was ſie machen. Meiſtens bringen ſie ihnen was Schönes mit, beſonders den Kindern, die ſie ſehr lieb haben. Und wann die Kinder bei'm Spielen Dukaten oder goldene Ringe gefunden haben, wie das wohl zuweilen geſchieht, und mit zu Hauſe bringen, oder wenn kleine zierliche Schuhe oder ein neues Kleidchen oder grüne Kränzlein, wann ſie erwachen, auf ihren Wiegen und Bettchen hangen, ſo haben das wohl nicht immer die himmliſchen Englein gethan ſondern oft auch die kleinen Unterirdiſchen. Das ſagen aber viele Leute, die es wiſſen, daß ſie oft unſichtbar um die Kinder ſind und ſie behüten, beſonders damit ſie nicht im Feuer und Waſſer umkommen. Wenn ſie ja jemand necken und ſchrecken, ſo ſind es faule Knechte und ſchmutzige Mägde, die ſie mit böſen Träumen ängſtigen als Alp drücken als Flöhe ſtechen als

Hunde und Katzen ungesehen beissen und kratzen, oder es sind Diebe und Buhler, welchen sie, wenn sie des Nachts auf verbotenen Wegen schleichen, als Eulen in den Nacken stoßen oder die sie als Irrlichter in Sümpfe und Moräste locken oder gar ihren Verfolgern entgegen bringen. Aber das, denke ich, ist keine Sünde. Die Schwarzjacken aber sind bösartig und üben gern arge Tücken. Die dürfen aber den Häusern der Menschen nicht nahe kommen, auch überhaupt wenig auf der Erde seyn, es sey denn in Wüsten und Einöden, wohin selten Menschen kommen. Sie kommen auch nicht zu den Menschen, ausser wenn diese ihnen selbst die Gewalt über sich gegeben oder sich ihnen verpfändet und verschrieben haben. Denn darauf sinnen diese schwermüthigen und grüblerischen Geister Tag und Nacht, wie sie arme Narren und listige Schelme verstricken und sich endlich an ihrer Noth ergötzen mögen. Und diese Schwarzen sind auch nicht schön wie die andern Unterirdischen sondern grundhaßlich, haben trube und triefende Augen wie die Köhler und Grobschmiede, sind stumm und heimlich bei ihrer Arbeit, leben einsam und höchstens zu Zweien und Dreien und kennen keinen Tanz und Musik sondern nur Geheul und Gewimmer. Und wenn es in Wäldern und Sümpfen schreit wie eine Menge schreiender

Kinder oder wie ein Haufe Katzen miauen und eine Schaar Eulen kreiſchen und wehklagen würde — das ſind ihre nächtlichen Verſammlungen, das iſt ihre Muſik, das ſind ſie.

Doch haben die Menſchen vor allen Unterirdiſchen ein Grauen, und das iſt wohl natürlich. Denn dem Menſchen iſt das Licht angeboren und die Liebe zu allem Lichten und Hellen, und es ſchaudert ihm vor dem Dunklen und Verborgenen und vor allen geheimen Kräften, die unſichtbar umherſchleichen und walten. Auch wiſſen ſie ja, daß die Unterirdiſchen allenthalben ſeyn und ſich verwandeln und zaubern können. Freilich erzählt man viel mehr von ihren Zaubereien, als wahr iſt; das meiſte machen ſie durch ihre Unſichtbarkeit und Künſtlichkeit, wodurch ſie ſo feine Arbeit als Spinnen und Weſpen weben und wirken und den Menſchen allerlei Gaukelei und Einbildung vormachen können. Und wenn ſie ja viel zaubern, thun ſie es mehr zur Freude und zum Spiel, als zum Böſen. Die Schwarzen aber können auch hexen und ſind ſchlimme Hexenmeiſter, und wenn die ſich verwandeln, ſind ſie die ſcheußlichſten Thiere und Gewürme Bären Wölfe Hyänen Tiger Katzen Schlangen Kröten Skorpionen Krähen und Eulen; und wehe den armen Menſchen, die ſich mit ihnen eingelaſſen haben!

Denn von ihnen muß man dreifache Pfänder nehmen und auch der Klügste wird von ihnen betrogen, wenn er nicht kurzen Kauf mit ihnen hält. Daß diese Hexenkappen und Nebelkappen weben, womit man sich unsichtbar machen, und in einem Hui über Land und Meer fahren kann, das ist wahr. Dem Doktor Faust haben sie seinen Mantel gemacht, womit er in einer Sekunde von Strasburg nach Rom und von Mainz nach Paris gefahren ist. Aber wie ist es diesem armen Doktor Faust auch ergangen! er ist mit diesen schwarzen Künstlern, weil er zu weise werden wollte, ein Schwarzkünstler geworden und endlich zu dem Allerschwärzesten gefahren. Die Schwarzen machen auch Zauberwaffen, Harnische, die gegen Stahl und Hieb fest sind, Degen, die nie Scharten bekommen und vor welchen kein Helm und Panzer aushält, dünne Kettenhemde leicht wie Spinnweben, wodurch keine Kugel dringt. Der Gebrauch derselben ist aber sehr abgekommen, seit die meisten Menschen Christen sind, und war mehr in der heidnischen Zeit. Das ist einmal wahr, künstliche Schmiede und Waffenschmiede sind sie und wissen eine Härtung und zugleich eine Schmeidigung des Stahls, die ihnen kein irdischer Schmied nachmachen kann; denn ihre Klingen sind zugleich biegsam wie Rohrhalme

und ſcharf wie Diamanten. Auch wirken ſie noch viel anderes Zaubergeſchmeide aus Stahl und Eiſen, das zu mancherlei verborgenen Künſten gebraucht wird und zum Theil die ſeltſamſten und unbegreiflichſten Eigenſchaften hat. Die Braunen ſind aber die Juweliere der Berge, die mehr in Gold und Silber und Edelſteinen arbeiten. Die feinſten und künſtlichſten aller Unterirdiſchen ſind die Weiſſen; die wirken ihre Arbeit ſo fein und dünn wie die zarteſten Blumen aus, ſo fein und zart, daß viele Augen ſie gar nicht ſehen können; und ſie können aus Silber und Gold Röckchen weben, von denen man ſchwören ſollte, ſie ſeyen aus Sonnenſtrahlen oder Mondſchein gewebt: denn ſie ſind leichter als die leichteſten Spinnweben.

Johann Dietrich kam die erſten Wochen, die er in dem gläſernen Berge verlebte, nicht weiter als in ſein Kämmerchen und von dem Kämmerchen in den Speiſe- und Tanzſaal und wieder zurück. Er konnte gar kein Ende finden, die ſchönen und köſtlichen Sachen zu betrachten und zu loben, die in ſeinem Zimmer und in dem Schränkchen aufgeſtellt waren. Am meiſten aber ergötzte er ſich an den ſchönen Bildern und an ſeinem Bücherſchranke, wo viele Hundert der ſauberſt gebundenen Bücher mit goldenem Schnitte neben einander ſtanden und in

welchen er die allerfeinſten und luſtigſten Mährchen fand, an welchen er ſich nicht ſatt leſen konnte. Als aber die erſten Wochen vergangen waren, da ſpazierte er oft aus und ließ ſich von ſeinem Diener alles zeigen und erzählen. Es gab da unten aber die allerlieblichſten Spaziergänge nach allen Seiten hin, und er konnte viele Meilen weit wandeln, und ſie nahmen kein Ende; und man ſieht daraus, wie unendlich groß der Berg war, worin die Unterirdiſchen wohnten, und doch erſchien die Spitze oben nur wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume und Sträuche ſtehen. Und daraus kann man auch wiſſen, wie viele Meilen ſeine Tiefe nach unten hinab gehen mußte. Das war aber das Beſondere, daß zwiſchen jeder Au und jedem Anger, die man hier mit Hügeln und Bäumen und Blumen und Inſeln und Seen durchſaet in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichſam eine ſchmale Gaſſe war, durch welche man wie durch eine kryſtallene Felſenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte. Die einzelnen Anger und Auen waren aber wohl oft eine Meile lang. Von den Bäumen habe ich ſchon erzählt, wie ſie voll köſtlicher Früchte hingen, und von den Quellen, in welchen Milch und Wein aus den Felſen rieſelte. Da konnten die Wanderer ſich nie ſo weit ver-

gehen, ſie fanden immer, womit ſie ſich erquicken konnten. Aber das Allerluſtigſte waren die bunten Vögel, die immer von Zweig zu Zweig flatterten und wie tauſend himmliſche Nachtigallen ſangen, und die Blumen ſo wunderſchön von Farben und Düften, daß Johann ihres Gleichen nimmer auf Erden geſehen hatte. Kurz es war hier alles zauberiſch luſtig und anmuthig und bei aller der Luſt und dem Jubel ein ſo ſtilles Leben. Es wehete, und man fühlte keinen Wind; es ſchien hell, und man fühlte keine Hitze; die Wellen brauſeten und man fand keine Gefahr ſondern die niedlichſten Nachen und Gondeln, als ſchneeweiſſe Schwäne geſtaltet, kamen, wann man über einen Strom wollte, von ſelbſt ans Land geſchwommen und führten an das jenſeitige Ufer, und eben ſo führten ſie über die Seen zu den Inſeln. Woher das alles kam, wußte niemand und der Diener durfte es nicht ſagen; das aber ſah Johann wohl und konnte es mit Händen greifen, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke ſtatt des Himmels gewölbt war und womit alle Wände des Berges geſchmückt ſtanden, für Sonne Mond und Sterne leuchteten. Dieſe lieblichen Fluren und Auen waren meiſt einſam. Man ſah wenige Unterirdiſche auf ihnen und die man ſah ſchie-

nen immer nur ſo vorüberzuſchlüpfen, als hätten ſie die größte Eile davon zu kommen. Selten geſchah es, daß einige hier im Freien einmal einen Reigen aufführten, etwa zu Dreien, höchſtens zu einem halben Dutzend: mehr hat Johann hier nie beiſammen geſehen. Nur dann ging es luſtig her, wenn die Schaar der Diener und Dienerinnen, die wohl ein paar Hundert ſeyn mogten, ausgelaſſen und ſpazieren geführt wurden. Das geſchah aber alle Woche nur zweimal; meiſtens waren ſie da drinnen in dem großen Saale oder in den anſtoßenden Zimmern beſchäftigt oder mußten auch in der Schule ſitzen.

Das war hier auch noch beſonders, daß, wie die Diamanten und Edelſteine oben die Sonne und den Mond und die Sterne vorſtellen mußten, es hier eigentlich keine Jahrszeiten gab; ſondern die Luft war immer gleich, d. h. es war Jahraus Jahrein eine milde linde Frühlingsluft, von Blüthenathem durchwehet und von Vogelgeſang durchklungen. Doch zwei Tageszeiten gab es, Tag und Nacht, und dieſe theilten ſich wieder in vier Theile, in Morgen Mittag Abend und Nacht; doch war der Mittag nicht wärmer als die anderen Tageszeiten. Das aber hatte es hier beſonders, daß die Nacht nie ſo dunkel und der Tag nie ſo hell ward, als ſie oben auf der Erde ſind.

Johann hatte viele Monate hier verlebt — ich glaube, es waren zehen — und ſie waren ihm hingeſchwunden wie ein Tag. Da begegnete ihm etwas, das ihn in die Schule brachte. Ich will erzählen, wie das zuging. Er wandelte einſt nach ſeiner Gewohnheit mit ſeinem Diener herum. Da ſah er in der Abenddämmerung etwas Schneeweiſſes in eine kryſtallene Felswand hineinſchlüpfen und dann plötzlich verſchwinden. Und es hatte ihm gedäucht, daß es von den kleinen Leuten war und daß ihm auch ſchneeweiſſe Locken von den Schultern herabhingen. Er fragte denn ſeinen Begleiter: was war das? giebt es auch unter euch, die in weiſſen Kleidern gehen wie die Diener und Dienerinnen, die ihr uns abgefangen habt? Der Diener antwortete: Ja, es giebt deren, aber wenige, und ſie erſcheinen nie bei dem Tanze noch an den großen Tafeln, äuſſer einmal im Jahre, wann des großen Bergkönigs, der viel tauſend Meilen unter uns in der innerſten Tiefe wohnt, Geburtstag iſt. Darum haſt du ſie noch nie geſehen. Das ſind die älteſten Männer unter uns und einige von ihnen wohl manches Jahrtauſend alt und wiſſen vom Anfange der Welt und vom Urſprung der Dinge zu erzählen und werden die Weiſen genannt. Sie leben ſehr einſam für ſich und kommen nur aus ihren

Kammern, daß ſie unſere Kinder und die Diener und Dienerinnen unterweiſen, für welche hier auch eine große Schule iſt; ſonſt ſind ſie meiſt mit der Betrachtung der innerlichen und himmliſchen Dinge und mit der Sternkunde und Alchimie beſchäftigt. Was? giebt es hier auch Schulen? rief Johann, das iſt nicht recht, Diener, daß du mir das verſchwiegen haſt; ich habe immer große Luſt gehabt in die Schule zu gehen und etwas Ordentliches zu lernen. Das kannſt du haben, wie du willſt, antwortete der Diener; du biſt hier der Herr, und was du haben willſt, müſſen wir dir ſchon zu Gefallen thun. Du kannſt dir einen der ſchneeweiſſen Weiſen in die Kammer kommen laſſen, wenn dir das gefällt, oder kannſt auch in eine der Schulen gehen. Das will ich gleich morgenden Tages thun, ſprach Johann, und ich will mit in die Schule gehen, wo die Diener und Dienerinnen unterwieſen werden. Denn ich will mit denen lernen, die auf der Erde gebohren ſind; ihr mögtet mir zu fein ſeyn, und ich käme nicht mit, und der hinterſte zu ſeyn wäre unluſtig.

Und gleich den andern Morgen ließ Johann ſich von dem Diener in die Schule führen, und es gefiel ihm da ſo gut, daß er nachher nie einen Tag verſäumt hat. Das iſt nemlich ſehr löblich von den Unterirdiſchen, daß die Kinder,

welche zu ihnen herabkommen, immer ſehr gut unterwieſen werden, ſo daß ſehr kluge, und geſchickte Leute aus den Bergen gekommen ſind, Männer und Frauen, die ihre Wiſſenſchaft bei den Unterirdiſchen gelernt haben. Hier waren Meiſter in allerlei Künſten. Die Kinder lernten ſchreiben leſen rechnen zeichnen mahlen Geſchichten und Mährchen aufſchreiben und erzählen und wurden zugleich in mancherlei feiner und künſtlicher Arbeit unterwieſen. Die Größeren und Fähigeren erhielten auch Unterricht von der Natur und von den Geſtirnen und wurden auch in der Dichtkunſt und Räthſelkunſt geübt, welche beiden Künſte die Unterirdiſchen über alles lieben und womit ſie ſich bei der Tafel und bei Feſten unter einander viel reitzen und ergötzen. Der kleine Johann war ſehr fleißig und ward bald einer der geſchickteſten Zeichner und Mahler, auch arbeitete er ſehr fein in Silber und Gold und Stein, ja er konnte aus Stein zuletzt ſo feine Früchte und Blumen wirken, daß man glauben ſollte, der liebe Gott, der doch alles auf das ſchönſte und künſtlichſte geſchaffen hat, könne es kaum beſſer machen; er machte auch hübſche Reimlein und im Räthſelkampf war er ſo gewandt, daß er faſt allen antworten konnte und ihm mancher die Antwort ſchuldig blieb.

Manches liebe Jahr hatte Johann hier verlebt, ohne daß er an ſeine ſchöne Erde gedacht hätte und an diejenigen, welche er dort oben zurückgelaſſen hatte: ſo angenehm verfloß ihm die Zeit, und es währte nicht lange, daß er die Schule viel lieber hatte, als den Tanzſaal und alle ſeine anderen Freuden. Auch hatte er hier unter den Kindern manchen lieben Geſpielen und Geſpielin gefunden. Nur war das betrübt, daß dieſe gewiſſe Stunden immer dienen mußten und dann nicht mit ihm ſeyn durften, obgleich ſie keinesweges hart gehalten wurden und einen ſehr leichten und meiſtens nur ſpielenden Dienſt hatten, denn ſchwere und ſchmutzige und mühevolle Arbeit gab es hier unten gar nicht.

Unter allen ſeinen Geſellen und Geſellinnen hatte Johann niemand lieber als ein kleines blondes Mädchen, welches Lisbeth Krabbin hieß. Dieſe war mit ihm aus demſelben Dorfe, es war die Tochter des Pfarrers Friedrich Krabbe in Rambin. Sie war als ein vierjähriges Kind weggekommen, und Johann erinnerte ſich wohl, wie ſie ihm von ihr erzählt hatten. Sie war aber nicht geſtohlen von den Unterirdiſchen ſondern einen Sommertag mit den andern Kindern ins Feld gelaufen. Sie waren zu den Neun Bergen gegangen, da war die kleine Lis-

beth eingeſchlafen und von den andern vergeſſen, und des Nachts, als ſie erwachte, unter die Unterirdiſchen und mit ihnen unter die Erde gekommen. Johann aber hatte ſie nicht bloß deswegen ſo lieb, weil ſie mit ihm aus Einem Dorfe war, ſondern Lisbeth war von Natur ein ausnehmend freundliches und liebes Kind mit hellblauen Aeuglein und blonden Löckchen und dem allerengliſcheſten Lächeln, und als ſie groß ward, war ſie ausbündig ſchön.

Mit dieſem niedlichen Kinde hatte Johann hier ſeine Kinderjahre recht luſtig verſpielt und gar nicht mehr daran gedacht, daß da oben über den Bergen auch noch Leute wohnten. So war er achtzehen Jahre alt geworden und Lisbeth ſechszehn. Und was bis jetzt ein unſchuldiges Kinderſpiel geweſen war, ward nun eine ſuße Liebe. Sie konnten nicht mehr von einander laſſen und nannten ſich Braut und Bräutigam und waren lieber allein, als unter den andern Geſpielen. Die Unterirdiſchen ſahen das aber ſehr gern, denn ſie hatten den Johann alle ſehr lieb und hätten ihn gern auch als ihren Diener gehabt — denn Herrſchſucht iſt ihr Laſter bei manchen Tugenden. Und ſie dachten: durch dieſe hübſche Dienerin werden wir ihn fangen und er wird ſich um ihretwillen zuletzt wohl gefallen laſſen bei Tiſche aufzuwarten und

Aepfel und Trauben von den Bäumen zu leſen und Blumen zu ſtreuen und das Eſtrich zu kehren. Sie irrten ſich aber ſehr. Der kleine Diener, dem er die Mütze genommen und den die Langeweile oft bei ihm geplagt, hatte ihm zu viel erzählt: daß er hier nur das Befehlen habe und daß ſie alles thun müßten, was er wolle; denn wer Meiſter von Einem Unterirdiſchen geworden, ſey dadurch auch ſo weit Meiſter aller übrigen, daß ſie ihm alles zu Gefallen thun müſſen, was in ihrer Macht ſtehe.

Johann ging nun viel ſpazieren mit ſeiner ſüßen kleinen Braut und ließ den Diener oft zu Hauſe, denn jetzt waren dort keine Wege und Stege mehr, die er nicht kannte. Und ſie ſpazierten viel in der Dämmerung und oft bis in die ſinkende Nacht hinein, ohne daß ſie merkten, wo ihnen die Zeit blieb; denn die Liebe iſt eine Zeitdiebin, die ihres gleichen nicht hat. Der Johann war bei dieſen Spaziergängen immer fröhlich und munter, aber die Lisbeth war oft ſtumm und traurig und erinnerte ihn oft des Landes da droben, wo die Menſchen wohnen und Sonne Mond und Sterne ſcheinen. Weil er das aber immer wegſchob durch andere Geſpräche, ſo verſtummte ſie wieder und ſeufzete ſtill in ſich, vergaß es endlich auch wohl wieder durch das Glück, das ſie an ſeinen

Armen wandeln durfte. Nun begab es ſich einmal, daß ſie bei einem Spaziergange über ihrer Liebe und dem luſtigen Gekoſe und Geflüſter derſelben ganz der Zeit vergeſſen hatten und Gott weiß wie weit geſchlendert waren. Es war ſchon nach Mitternacht und ſie waren zufällig unter die Stelle gekommen, wo die Spitze des gläſernen Berges ſich aufzuthun und wo die Unterirdiſchen heraus und herein zu ſchlüpfen pflegten. Als ſie nun da wandelten, hörten ſie mit Einem Male mehrere irdiſche Hähne laut krähen. Bei dieſem ſüßen Klange, den ſie nun in zwölf Jahren nicht gehört hatte, ward der kleinen Lisbeth gar wunderſam um das Herz, ſie konnte ſich nicht länger halten, ſie umfaßte ihren Johann, als wollte ſie ihn todtdrücken, und netzte ihm mit heiſſen Thränen die Wangen. So hing ſie lange ſprachlos an ſeiner Bruſt, dann küßte ſie ihn wieder und bat ihn, daß er ihnen den unterirdiſchen Kerker doch aufſchlieſſen ſollte. Sie ſprach ungefär alſo zu ihm:

Lieber Johann, es iſt hier unten wohl ſchön und die kleinen Leute ſind auch freundlich und thun einem nichts zu Leide, aber geheimelt hat es mir hier nie ſondern iſt doch immer ſchauerlich zu Muthe geweſen, und eigentlich froh bin ich hier erſt geworden, ſeit ich dich ſo lieb habe, und doch

nicht recht froh, denn es iſt hier doch kein rechtes Leben, wie es für Menſchen ſeyn ſoll. Ich habe hier doch keine Ruhe Tag und Nacht, und ich will es dir nun ſagen, was ich immer verſchwiegen habe: alle Nacht träumt mir von meinem lieben Vater und von meiner Mutter und von unſerm Kirchhofe, wo die Leute ſo andächtig an den Kirchthüren ſtehen und auf den Vater warten; und mir iſt es dann ſo ſehnſüchtig im Herzen, daß ich Blut weinen mögte, weil ich nicht mit ihnen in die Kirche gehen und beten und Gott loben und preiſen kann, wie Menſchen ſollen. Denn ein chriſtliches Leben iſt hier unten einmal nicht ſondern nur ſo ein buntes künſtliches in der Mitte, wobei einem doch nicht ganz wohl wird, weil es wohl halb heidniſch iſt. Und, lieber Johann, auch das mußt du bedenken, wir können hier ja nie Mann und Frau werden; denn es iſt hier ja kein Prieſter, der uns vertrauen kann; und ſo müſſen wir immerfort Brautleute bleiben und können alt und grau darüber werden. Darum denke darüber und mache Anſtalt, daß wir von hier kommen; mich verlangt unbeſchreiblich, wieder bei meinem Vater und unter frommen Chriſten zu ſeyn.

Auch für Johann hatten die Hähne ganz wunderbar gekrähet und er empfand etwas, was er hier unten noch nie empfunden hatte, nemlich

eine tiefe Sehnſucht nach dem ſchönen Sonnenlande, und er antwortete ſeiner Braut:

„Liebe ſüße Lisbeth, du ermahneſt mich ganz recht. Ich empfinde nun auch, daß es Sünde iſt für Chriſten, hier zu bleiben, und mir iſt im Herzen faſt, als hätte der Herr Chriſtus uns mit dieſem Hahnenkrei als mit ſeiner Liebesſtimme gerufen: Kommt herauf, ihr Chriſtenkinder, aus der Bezauberung und aus den Wohnungen der Verblendung! kommt herauf an das Sternenlicht und wandelt wie die Kinder des Lichts. Ja, Lisbeth, mir iſt zum erſten Mal recht weh um das Herz geworden und ich ſehe wohl, daß es ein großer Fürwitz und eine ſchreckliche Sünde war, daß ich ſo mit den Unterirdiſchen hinabgefahren bin. Das mag Gott meinen jungen Jahren vergeben, weil ich ein Kind war und nicht wußte, was ich that. Und nun will ich auch keinen Tag länger warten ſondern eine geſchwinde Anſtalt machen, daß ich fortkomme. Mich dürfen ſie hier nicht halten.

Und er war ſehr bewegt in ſeiner Seele und führte ſein liebes Kind eilends dannen. So trieb ihn der Vorſatz fort, der ſchon in ihm lebendig war. Er hatte aber nicht bemerkt, daß Lisbeth bei ſeinen letzten Worten todtenblaß geworden war und wie ſchwer ſie ihr aufs Herz gefallen waren; denn ſie hatte vorher nicht be-

dacht, daß ſie Dienerin war und ihre fünfzig Jahre aushalten mußte und daß ſie mit ihm nicht fort konnte. Und der Schmerz ward ſo gewaltig in ihr, daß ſie endlich laut weinen und ſchluchzen mußte, und er ſie nun fragte, was ihr ſey, er wolle ja gern mit ihr fortziehen, ja durch die ganze Welt mit ihr, wohin ſie wolle. Da antwortete ſie ihm: Ach! du biſt hier der Herr und kannſt es; aber ich bin die Dienerin und muß nach dem ſtrengen Geſetze, das hier gilt, aushalten, bis die fünfzig Jahre um ſind. Und was ſoll ich dann auf der Erde thun, wann Vater und Mutter lange todt und die Geſpielen alt und grau ſind? und du biſt dann auch grau und alt; was kann es mir da helfen, daß ich hier jung bleibe und nicht älter werden kann als zwanzig Jahre? Ach! ich arme Lisbeth!

Sie ſprach dieſe Worte ſo kläglich aus, daß ſie einen Stein hätte rühren können. Und in Johanns Ohren tönten ſie wie Donnerſchläge, und er ward auch ſehr traurig. Denn das fühlte er wohl, ohne ſie konnte er von hier nicht gehen — und er konnte doch in ſeiner Seele nirgends einen Ausweg finden. Sie ſchieden alſo, als ſie heimgekommen waren, ſehr traurig von einander. Johann aber drückte Lisbeths Hand an ſein Herz und küßte ſie viel tauſendmal und ſagte ihr: Nein, liebe Lisbeth, ohne dich gehe ich nimmer von hier,

das glaube mir. Und Lisbeth ward sehr getröstet durch diese Worte.

Johann wälzte sich die ganze Nacht auf seinen Kissen hin und her und konnte kein Auge zuthun, denn die Gedanken liessen ihm keine Ruh, sondern flogen wie aufgescheuchte Vögel, hinter welchen der Falke ist, immer rundum in seiner Seele. Endlich, als der Morgen schon grauete, fuhr er geschwind aus dem Bette und sprang hoch auf vor Freuden und jauchzete in seiner Stube hin und her und schrie überlaut: Nun hab' ich's! nun hab' ich's! Diener! Diener! du hast mir zu viel erzählt. Und er klingelte, und der Diener kam und er befahl: Diener, geschwind! geschwind! bringe mir Lisbeth! und in einigen Augenblicken war der Diener da und führte die schöne Lisbeth an der Hand. Und er hieß den Diener hinausgehen und küßte seine Lisbeth und sprach zu ihr: Liebe Lisbeth, nun freue dich mit mir. Ich hab es gefunden ich hab es gefunden! wir werden nun beide bald wieder zu Christen kemmen, und sie können uns hier nicht festhalten. Verlaß dich nur drauf, ich kann es machen. Und nun gehe, mein Herzchen, und sey froh. Und er küßte sein liebes Kind, rief darauf dem Diener und hieß ihn die Lisbeth wieder heimführen und auf dem Rückwege die sechs Vornehmsten zu ihm rufen. Der Diener aber verwunderte sich über diese

Sendung, und die Sechs wunderten ſich noch mehr, als er ihnen die Muthung Johanns brachte, und munkelten und flüſterten unter einander, gingen aber mit ihm.

Und als die Sechſe in Johanns Zimmer traten, empfing er ſie ſehr freundlich, denn es waren ja die, mit welchen er alle Tage zu Tiſche zu ſitzen pflegte: und ſprach alſo zu ihnen:

Liebe Herren und Freunde, euch iſt wohl bewußt, auf welche Weiſe ich hieher gekommen bin, nicht als ein Gefangener und Ueberliſteter oder Diener, ſondern als ein Herr und Meiſter über Einen von euch und dadurch über alle; nur daß dieſer Eine immer mein leiblicher und ſtündlicher ja ſekundlicher Diener ſeyn muß. Ihr habt mich die zehen Jahre, welche ich bei euch lebe, wie einen Herrn empfangen und gehalten, und dafür bin ich euch Dank ſchuldig. Ihr ſeyd mir aber noch größern Dank ſchuldig, denn ich hätte euch mit allerlei Befehlen und Einfällen manche Mühe und Arbeit Neckerei und Plage anthun, ja ich hätte ein recht tückiſcher und unfreundlicher Tyrann gegen euch ſeyn können, und ihr hättet es alles in Gehorſam leiden und thun müſſen und nicht muckſen dürfen. Ich habe das aber nicht gethan ſondern mich wie eures Gleichen aufgeführt und mehr mit euch gejubelt und geſpielt, als daß ich unter euch geherrſcht hätte. Nun bitte

ich euch, seyd wieder freundlich gegen mich, wie ich gegen euch gewesen bin, und gewähret mir eine Bitte. Es ist hier unter den Dienerinnen eine feine Dirne, die ich lieb habe, Lisbeth Krabbin aus Rambin, wo auch ich gebohren bin. Diese gebt mir und lasset sie mit mir ziehen. Denn ich will nun wieder hinauf, wo die Sonne scheint und der Pflug ins Feld geht. Weiter begehre ich nichts als dieses schöne Kind und den Geschmuck und das Gerath meines Zimmers mitzunehmen.

So sprach er mit sehr lebendigem und kräftigem Ton, daß sie den Ernst wohl fühlten. Sie aber schlugen die verlegenen und bedenklichen Blicke zu Boden und schwiegen alle; darauf nahm der älteste unter ihnen das leise Wort und lispelte: Herr, du begehrest, was wir nicht geben können; es thut uns leid, daß du Unmögliches verlangest. Es ist ein unverbrüchliches Gesetz, daß nie ein Diener oder eine Dienerin entlassen werden kann von hier vor der bestimmten Zeit. Brächen wir das Gesetz, so würde unser ganzes unterirdisches Reich einen Fall thun. Sonst alles, denn du bist uns sehr lieb und ehrenwerth, aber die Lisbeth können wir dir nicht herausgeben.

Ihr könnt die Lisbeth herausgeben und ihr sollt sie herausgeben, rief Johann im Zorn. Nun geht und bedenkt euch bis morgen. Ihr wißt

meinen Befehl, es ist keine Bitte mehr. Morgen kommt zu dieser Stunde wieder. Ich will euch zeigen, ob ich über eure schmeichlischen und füchsischen Listen herrschen kann.

Die Sechs verneigten sich und gingen, den begleitenden Diener aber schalten sie, daß er zu viel erzählt habe. Er aber entschuldigte sich und verneinte es und sagte: Ihr wißt ja, wie klug er mich überlistet hat mit der Mütze und wie er von den Geheimnissen unserer Herrschaft alles gewußt hat durch den alten Kuhhirten aus Rodenkirchen; der hat ihm dies auch erzählt. — Und sie glaubten ihm und schalten ihn nicht mehr.

Als die Sechse den andern Morgen zur befohlenen Stunde wiederkamen, empfing Johann sie doch freundlich und sprach: Ich habe euch gestern hart angeredet, aber ich habe es so schlimm nicht gemeint, als ich ausgesehen habe. Aber die Lisbeth will ich und muß ich haben: dabei bleibt es! Und ich weiß wohl, daß ihr auch mich nicht gern misset, weil ihr die Menschenkinder gern habet, besonders wenn sie freundlich und lustig sind, wie ich bin. Aber ich kann's nun einmal nicht helfen, ich muß wieder zu Christen und wie ein Christ leben und sterben, und ist eine große Sünde, wenn ich hier länger säume. Und deswegen verlasse ich euch, und nicht aus Widerwillen oder Haß. Und meine liebe Lisbeth

will ich auch mitnehmen; dabei bleibt es! Und nun gebehrdet euch nicht länger widerwärtig und widerſpänſtig, und thut wie Freunde dem Freunde, was ihr ſonſt aus Noth thun müſſet, und gebet mir die ſchöne Dirne heraus, und laſſet uns freundlich von einander ſcheiden und hier und dort ein freundliches Andenken in den Herzen bewahren.

Und die Sechs thaten ſehr freundlich und redeten nun einer nach dem andern und machten ſehr ſchöne Wendungen und Schlingungen der Worte, womit ſie ihn zu beſtricken hofften, denn darin ſind ſie ſehr geſchickt. Auch hatten ſie ſich heute vorbereitet, daß ſie wußten, was ſie ſprechen wollten. Aber es half ihnen nichts und ihre Worte verflogen ſich in den Winden und berührten Johann nicht ſtärker, als hätten ſie Spreu aus dem Munde geblaſen. Und das Ende vom Liede war wieder, nachdem er alle die ſchönen und künſtlichen Worte angehört hatte: Gebt die Lisbeth heraus! ich gehe nicht ohne die Lisbeth. Denn Johann war zu ſterblich verliebt, als daß er die ſchöne Dirne hier gelaſſen hätte. Die Sechs aber verweigerten es ſtandhaft und gebehrdeten ſich, als hätten ſie Recht und würden es nimmer thun. Johann aber ſagte ihnen lächelnd: Geht nun! Fahr wohl bis morgen! Morgen ſeyd ihr wieder zu dieſer Stunde hier. Ich gebe euch nun das dritte und letzte Mal.

Wollt ihr meinen Befehl dann nicht in Güte erfüllen, ſollt ihr ſehen, ob ich verſtehe Herr zu ſeyn. — Er hatte aber, da er ſie ſo hartnäckig ſah, in ſich beſchloſſen, ſie durch Plagen zum Gehorſam zu zwingen, falls ſie nicht unterdeſſen auf beſſere Gedanken kämen.

Und ſie kamen den dritten Morgen, und Johann ſah ſie mit ernſtem und ſtrengem Blick an und erwiederte ihre Verbeugungen nicht, ſondern fragte kurz: Ja oder Nein? Und ſie antworteten einſtimmig Nein. Darauf befahl er dem Diener, er ſolle noch vier und vierzig der Vornehmſten rufen und ſolle ihre Frauen und Töchter mitkommen heiſſen und auch die Frauen und Töchter von dieſen Sechſen, die vor ihm ſtanden. Und der Diener fuhr dahin wie der Wind, und in wenigen Minuten ſtanden die vier und vierzig da mit ihren Frauen und Töchtern und auch die Frauen und Töchter der Sechſe, und waren in allem wohl fünfhundert Männer Frauen und Kinder da. Und Johann hieß ſie hingehen und Hauen Karſten und Stangen holen und dann flugs wiederkommen. Und ſie thaten, wie er befohlen hatte, und waren bald wieder da. Er aber gedachte ſie nun zu plagen, damit ſie aus Noth thäten, was ſie aus Liebe nicht thun wollten.

Er führte ſie auf einen Felſenberg, der auf einem der Anger lag. Da mußten dieſe feinen und zarten Weſen, die für ſchwere Arbeit nicht geſchaffen waren, Steine hauen ſprengen und ſchleppen. Sie thaten das ganz geduldig und lieſſen ſich nichts merken ſondern gebehrdeten ſich, als ſey es ihnen ein leichtes und gewohntes Spiel. Er aber ließ ſie ſich plagen vom Morgen bis an den Abend, und ſie mußten ſchwitzen und arbeiten, daß ihnen der Athem faſt ausging; denn er ſtand immer dabei und trieb ſie an. Sie aber hofften, er werde die Geduld verlieren und der Jammer werde ihn überwinden, daß er ſie und ihre Frauen und Kinder ſo bleich und welk werden ſah, die ſonſt ſo ſchön und luſtig waren. Und wirklich war Johann zu keinem König Pharao und Nebukadnezar gebohren, denn, nachdem er es einige Wochen ſo getrieben hatte, ging ihm die Geduld aus, und der Jammer, daß er die ſchönen kleinen Menſchen ſo mishandeln mußte, that auch ſein Theil dazu. Sie aber wurden nicht mürb, denn es iſt ein gar eigenſinniges Völkchen. Sie brauchten aber immer die Liſt, daß die ſchönſten unter ihnen immer zunächſt bei Johann arbeiten mußten, beſonders ſtellten ſie die niedlichen kleinen Dirnen da hin, die ſonſt ſeine Tiſchgeſellinnen waren, und die muß-

ten auf ſeine Mienen und Gebehrden Acht geben, und ſie hatten bald bemerkt, daß er ſich oft verſtohlen wegwendete und eine Thräne aus den Augen wiſchte. Johann dachte nun darauf, wie er eine Plage erfände, die ihn geſchwinder zum Ziele führte.

Und er machte ſich hart und gebehrdete ſich noch viel härter und rief ſie einen Abend zuſammen und ſprach: Ich ſehe, ihr ſeyd ein hartnäckiges Geſchlecht; ſo will ich denn viel hartnäckiger ſeyn, denn ihr ſeyd. Morgen, wann ihr zur Arbeit kommt, bringe ſich jeder eine neue Geiſſel mit. Und ſie gehorchten ihm und brachten die Geiſſeln mit. Und er hieß ſie ſich alle entkleiden und einander mit den Geiſſeln zerhauen, bis das Blut darnach floß; und er ſah grimmig und grauſam dabei aus, als hätte ihn eine Tigerin geſäugt oder ein ſchwarzer Galgenvogel das Futter zugetragen. Aber die kleinen Leute zerhieben ſich und bluteten und hohnlachten dabei, und thaten ihm doch nicht den Willen. So thaten ſie drei vier Tage.

Da konnte er es nicht länger aushalten, es jammerte und ekelte ihn und er hieß ſie ablaſſen und ſchickte ſie zu Hauſe. Und er dachte auf viele andere Plagen und Martern, die er ihnen anthun könnte. Da er aber von Natur weich und mitleidig war und dieſe Wochen

wirklich mehr ausgeſtanden hatte, daß er ſie plagen mußte, als ſie, die geplagt wurden, ſo gab er den Gedanken daran ganz auf, für ſich und für ſeine Lisbeth wußte er aber auch gar keinen Rath und ward ſo traurig, daß ſie ihn oft tröſten und aufrichten mußte, der ſonſt immer ſo fröhlich und beherzt war. So lieb er die kleinen Leute ſonſt gehabt hatte, ſo unlieb wurden ſie ihm jetzt. Er ſchied ſich ganz aus ihrer Geſellſchaft und von ihren Feſten und Tänzen und lebte einſam mit ſeiner Dirne und aß und trank einſam in ſeinem Zimmer; ſo daß er faſt ein Einſiedler ward und ganz in Trübſinn und Schwermuth verſank.

Als er einmal in dieſer Stimmung in der Dämmerung ſpazierte, warf er im Unmuth, wie man zu thun pflegt, kleine Steine, die ihm vor den Füßen lagen, gegen einander, daß ſie zerſprängen. Vielleicht erquickte es ſeinen ſchweren Muth auch, daß er die Steine ſich ſo an einander zerſchlagen ſah, denn wenn ein Menſch in ſich uneins und zerriſſen iſt, mögte er im Unmuth oft die ganze Welt zerſchlagen. Genug Johann, der nichts Beſſeres thun mogte, zerwarf die armen Steine, und da geſchah es, daß aus einem ziemlich großen Stein, der aus einander ſprang, ein Vogel ſchlüpfte, der ihn erlöſen ſollte. Es war dies

eine Kröte, deren Haus in dem Stein mit ihr gewachsen war und die vielleicht seit der Schöpfung der Welt darin gesessen hatte. Kaum sah Johann die Kröte springen, so ward er ganz freudenfroh und sprang hinter sie drein und haschte sie und rief einmal über das andere: Nun hab' ich sie! nun hab' ich meine Lisbeth! nun will ich euch schon kirr machen, nun sollt ihr's kriegen, ihr tückischen kleinen Gesellen! Habt ihr euch mit Ruthen nicht wollen zum Gehorsam geisseln lassen, so will ich euch mit Kröten und Skorpionen geisseln. Und er barg die Kröte wie einen kostbaren Schatz in seiner Tasche und lief eilends zu Hause und nahm ein festes silbernes Gefäß und setzte sie darein, damit sie ihm nicht entrinnen könnte. Und in seiner Freude sprach er überlaut für sich viele Worte und gebehrdete sich so wunderlich, als sey er närrisch geworden, und sprang dann ins Freie hinaus. Komm mit, mein Vögelein, rief er, nun will ich dich versuchen, ob du ächt bist. Und er nahm das Gefäß mit der Kröte unter den Arm und lief hin, wo ein paar Unterirdische in der Einsamkeit des Weges gingen. Und als er ihnen näher kam, stürzten sie wie todt auf den Boden hin und winselten und heulten jämmerlich. Er aber liefs flugs ab von ihnen und rief: Lisbeth, Lisbeth, nun hab'

ich dich! nun biſt du mein! und ſo ſtürmte er zu Hauſe, ſchellte den Diener herein und hieß ihn Lisbeth holen.

Und als Lisbeth kam, war ſie ganz erſtaunt, daß ſie ihn ſo munter fand, denn ſeit einem halben Jahre hatte ſie ihn nicht mehr froh geſehen. Und er lief auf ſie zu und umhalſete ſie und ſprach: Lisbeth! ſüße Lisbeth! nun biſt du mein, nun nehme ich dich mit; übermorgen ſoll der Auszug ſeyn, und Juchhe! wie bald die luſtige Hochzeit! Sie aber erſtaunte noch mehr und ſagte: Lieber Johann, biſt du geck geworden? wie ſollte das möglich ſeyn? Er aber lächelte und ſprach: Ich bin nicht geck geworden, aber die kleinen Schlingel will ich geck machen, wenn ſie ſich nicht zum Ziele legen wollen. Sieh hier! hier iſt dein und mein Erlöſer. Und er nahm das ſilberne Geſchirr und öffnete es und zeigte ihr die Kröte, vor deren Garſtigkeit es ihr faſt geſchwunden hätte. Nun erzählte er ihr, wie er zu dem ſeltenen Vogel gekommen war und wie herrlich ihm die Probe geglückt war, die er mit ihm an den Unterirdiſchen angeſtellt hatte, und wohlgefällig rief er noch einmal: Sey froh, meine liebe Lisbeth! du ſollſt es ſehen, wie ich ſie mit dieſer zu Paaren treiben will.

Nun muß ich auch das Geheimniß erzählen, das in der Kröte ſteckte. Klas Starkwolt hatte dem kleinen Johann oft erzählt, daß die Unterirdiſchen keinen Geſtank vertragen könnten und daß ſie bei dem Anblick ja bei dem Geruch von Kröten ſogleich in Ohnmacht fielen und die entſetzlichſten Schmerzen litten; mit Geſtank und mit dieſen garſtigen und ſcheußlichen Thieren könne man ſie zu allem zwingen. Daher findet man auch nie etwas Stinkendes in dem ganzen gläſernen Reiche und die Kröten ſind dort etwas Unerhörtes, und man muß daher dieſe Kröte, die ſo wunderbar in einem Stein eingehäuſt und faſt eben ſo wunderbar aus dieſem ihrem ſteinernen Hauſe herausgekommen war, faſt anſehen als von Gott von Ewigkeit her zu ſolcher geheimen Wohnung verdammt, damit Johann und Lisbeth zuſammen aus dem Berge kommen und Mann und Frau werden könnten.

Johann und Lisbeth glaubten auch gern an ein ſolches Wunder, beſonders Lisbeth, die Gottes liebes frommes Kind war. Und als Johann ihr alles erzählt und erklärt hatte, was er ferner thun und wie er die Kleinen endlich zu ſeinem Willen zwingen wollte, da fiel ſie ganz entzückt und gerührt auf ihr Geſichtchen zur Erde und betete und dankete Gott, daß er ſie endlich von den kleinen Heiden erlöſen und wie-

der zu Chriſtenmenſchen bringen wolle. Und ſie ging ganz fröhlich heim und faltete ihre Händchen im Bette noch viel zum Gebete und hatte die Nacht die allerſüßeſten Träume. Johann legte ſich auch nicht traurig nieder und er überdachte und überlegte ſich alles, wie er die Kleinen erſchrecken und endlich mit ſeiner geliebten Braut aus dem Berge ziehen wollte.

Und den folgenden Morgen, als es getagt hatte, rief er ſeinem Diener und hieß ihn die fünfzig Vornehmſten holen mit ihren Frauen und Töchtern. Und ſie erſchienen alsbald vor Johann, und er ſprach zu ihnen:

Ihr wiſſet alle und iſt euch nicht verborgen, wie ich hieher gekommen bin und wie ich dieſe manchen Jahre mit euch gelebt habe, nicht als ein Herr und Gebieter ſondern als ein Freund und Genoſſe. Und ich habe es wohl gewußt, wie ich hätte Herr ſeyn und meiner Herrſchaft gegen euch gebrauchen können; und das habe ich nicht gethan ſondern nur einen einzigen von euch hab' ich als Diener gebraucht, und auch nicht als Diener ſondern mehr als Freund. Und ihr ſchienet mit mir zufrieden zu ſeyn und mich lieb zu haben; als es aber dahin gekommen iſt, daß ich endlich eine einzige kleine Freundlichkeit von euch begehren mußte, habt ihr euch gebehrdet, als forderte ich Leben

und Reich von euch, und mir ſie trotzig abgeſchlagen. Ihr wiſſet auch, was ich da ergriffen habe, und wie ich angefangen habe euch mit Arbeit und Streichen zu plagen, damit ihr einſähet, daß ihr Unrecht hättet, und mir die Liebe thätet. Aber ihr ſeyd trotziger und hartnäckiger geweſen, als ich ſtrenge, und aus Barmherzigkeit habe ich ablaſſen müſſen von der Strafe. Ihr habt das aber nicht erkannt ſondern habt mich ausgelacht als einen Dummen, der keinen Rath wiſſe euch zum Gehorſam zu zwingen. Ich aber weiß wohl Rath, und will es euch bald zeigen, wenn ihr in eurer Verſtocktheit bleibet und mir die Lisbeth nicht losgeben wollt. Darum zum letzten Male, beſinnet euch noch eine Minute, und ſagt ihr dann Nein, ſo ſollt ihr die Pein fühlen, die euch und euren Kindern von allen Peinen die fürchterlichſte iſt.

Und ſie ſäumten nicht lange und ſagten mit Einer Stimme Nein und dachten bei ſich: Welche neue Liſt hat der Jüngling erdacht, womit er ſo weiſe Männer einzuſchrecken meint? Und ſie lächelten, als ſie Nein ſagten. Dies Lächeln ärgerte Johann mehr als alles andere und voll Zorns rief er: Nun denn! da ihr nicht hören wollt, ſollt ihr fühlen, und lief geſchwind wie ein Blitz einige hundert Schritt

weg, wo er das Gefäß mit der Kröte unter einem Strauch verſteckt hatte.

Und er kam zurück, und als er ſich ihnen auf hundert Schritt genahet hatte, ſtürzten ſie alle hin, als wären ſie mit Einem Schlage zugleich vom Donner gerührt, und begannen zu heulen und zu winſeln und ſich zu krümmen, als ob ſie von den entſetzlichſten Schmerzen gefoltert würden. Und ſie ſtreckten die Hände aus und ſchrieen einer um den andern: Laß ab, Herr! laß ab! und ſey barmherzig! wir fühlen, daß du eine Kröte haſt und daß kein Entrinnen iſt. Nimm die gräulichen Plagen weg, wir wollen ja alles thun, was du befiehlſt. — Und er ließ ſie noch einige Sekunden zappeln, dann entfernte er das Gefäß mit der Kröte, und ſie richteten ſich wieder auf und ihre Züge erheiterten ſich wieder, denn die Pein war weg, wie das Thier weggenommen war.

Johann behielt nur die ſechs Vornehmſten bei ſich und ließ die Weiber und Kinder und die übrigen Männer alle gehen, wohin jeder wollte. Zu den Sechſen aber ſprach er ſeinen Willen alſo aus:

Dieſe Nacht zwiſchen zwölf und Ein Uhr ziehe ich mit der Lisbeth dannen, und ihr beladet mir drei Wagen mit Silber und Gold und edlen Steinen. Wiewohl ich alles nehmen

könnte, was ihr in dem Berge habt, da ihr so widerspänstig und ungehorsam gegen mich gewesen seyd, will ich euch doch so hart nicht strafen, sondern barmherziger gegen euch seyn, als ihr gegen mich und die Lisbeth gewesen seyd. Auch alle meine Herrlichkeiten und Kostbarkeiten und Bilder und Bücher und Geräthe, die in meinem Zimmer sind, werden auf zwei Wagen geladen: also daß in allem fünf Frachtwagen bereit gemacht werden. Mir selbst aber rüstet ihr den schönsten Reisewagen, den ihr in euren Bergen habt, mit sechs schwarzen Rappen, worauf ich und meine Braut sitzen und zu den Unirigen einfahren wollen. Zugleich befehle ich euch, daß von den Dienern und Dienerinnen alle diejenigen frei gelassen werden, welche solange hier gewesen sind, daß sie droben zwanzig Jahre und drüber alt seyn würden; und ihr sollt ihnen so viel Silber und Gold mitgeben, daß sie auf der Erde reiche Leute heissen können. Und das soll künftig ein ewiges Gesetz seyn und ihr sollt mir es hier diesen Augenblick beschwören, daß nimmer ein Menschenkind hier länger festgehalten werden soll als bis zu seinem zwanzigsten Jahre.

Und die Sechse leisteten ihm den Schwur und gingen dann traurig weg; er aber nahm jetzt die Kröte und vergrub sie tief in die Erde. Und sie

und die übrigen Unterirdiſchen rüſteten alles zu und auch Johann und Lisbeth bereiteten ſich zur Reiſe und ſchmückten ſich feſtlich gegen die Nacht, damit ſie als Braut und Bräutigam erſcheinen könnten. Es war aber jetzt beinahe dieſelbe Zeit, in welcher er einſt in den Berg hinabgeſtiegen war, die Zeit der längſten Tage, alſo Mittſommerszeit, die ſie die Sonnengicht nennen. Und er war etwas über zwölf Jahre in dem Berge geweſen und Lisbeth etwas über dreizehn und er ging in ſein ein und zwanzigſtes Jahr und Lisbeth in ihr achtzehntes. Die kleinen Leute thaten mit großem Gehorſam aber ſehr ſtill alles, wie er ihnen befohlen hatte; deſto lauter aber war die Schaar der Diener und Dienerinnen, welche ſein neues Geſetz über das zwanzigſte Jahr mit erlöſet hatte. Dieſe jubelten um ihn und um ſeine Lisbeth her und freueten ſich ſehr, daß ſie mit ihnen auf die Oberwelt ziehen durften.

Und als alle Koſtbarkeiten herausgeſchafft und die erlöſeten Diener und Dienerinnen hinaufgefahren waren, ſetzte Johann und ſeine Lisbeth ſich zuletzt in die ſilberne Tonne und lieſſen ſich hinaufziehen. Es mogte wohl eine Stunde nach Mitternacht ſeyn. Und es däuchte ihnen eben ſo, wie ſie hinabgefahren waren. Sie waren von Jubel umrauſcht und von Muſik umtönt und endlich klang es über ihren Köpfen und ſie ſahen den

gläſernen Berg ſich öffnen und die erſten Himmelſtrahlen blinkten zu ihnen hinab nach ſo manchen Jahren, und bald waren ſie drauſſen und ſahen das Morgenroth ſchon im Oſten dämmern. Johann ſah eine Menge Unterirdiſcher, die um ihn und Lisbeth und die Wagen geſchäftig waren, dort hin und her wallen, und er ſagte ihnen das letzte Lebewohl, dann nahm er ſeine braune Mütze, ſchwang ſie dreimal in der Luft um und warf ſie unter ſie. Und in demſelben Augenblicke ſah er nichts mehr von ihnen ſondern erblickte nun nichts weiter als einen grünen Hügel und bekannte Büſche und Felder, [illegible] hörte die Glocke vom Rambiner Kirchthurme eben zwei ſchlagen. Und als es ſtill geworden war und er von dem unterirdiſchen und überirdiſchen Getümmel nichts weiter hörte als einige Lerchen, die ihre erſten Morgenlieder anſtimmten, da fiel er mit ſeiner Lisbeth im Graſe auf die Kniee, und ſie beteten beide recht andächtig und gelobten Gott ein recht chriſtliches Leben, weil er ſie ſo wunderbar von den Unterirdiſchen errettet hatte. Und alle Diener und Dienerinnen, welche durch ſie miterlöſet waren, thaten desgleichen.

Darauf erhuben ſie ſich alle und die Sonne ging eben auf und Johann ordnete nun den Zug ſeiner Wagen. Voran fuhren zwei Wagen, jeder mit vier Rothfüchſen beſpannt, die waren mit

eitel Gold und Dukaten beladen, ſo ſchwer, daß die Pferde von der Laſt ſtöneten; dieſen folgte ein anderer Wagen mit ſechs ſchneeweiſſen Pferden, welche alles Silber und Kryſtall zogen; hinter dieſem fuhren zwei letzte Wagen, jeder mit vier Grauſchimmeln beſpannt und dieſe waren mit den herrlichſten Gerathen und Gefäßen und Edelgeſteinen und mit der Bibliothek Johanns beladen. Er mit ſeiner Braut fuhr zuletzt in einem offenen Wagen aus lauter grünem Smaragd, deſſen Decke und Vorderſeite mit vielen groſſen Diamanten beſetzt waren, und ſechs muthige wiehernde Rappen zogen ihn. Er war aber nebſt ſeiner Braut auf das koſtbarſte geſchmückt, damit ſie den Ihrigen auch durch den Schmuck und die Pracht als ein rechtes Wunder Gottes kämen. Denn beide waren von ihnen lange als todt betrauert, und wer hätte wohl gedacht, daß ſie jemals wiederkommen würden? Die erlöſten Diener und Dienerinnen in gläſernen Schuhen und weiſſen Kleidern und Jäckchen mit ſilbernen Gürteln gingen vor und hinter und neben den Wagen und geleiteten ſie; einige führten auch die Pferde. Denn ſie wollten ſie alle bis Rambin begleiten und von da jeder ſeines Weges weiter ziehen. Es waren ihrer in allem zwiſchen fünfzig und ſechszig. Und ſie jauchzeten vor Freuden und einige, welche Geigen und Pfeifen und

Trompeten mit hatten, ſpielten luſtig auf. So zogen ſie mit Jauchzen und Klingen die Hügel hinab auf die Straße, welche von Rambin nach Gartz führt. Es war aber dem Johann und der Lisbeth gar wunderſam zu Muthe, als ſie den Thurm von Rambin wiederſahen und die Sturmweiden von Drammendorf und Gieſendorf aus der Ferne, wo ſie als Kinder ſo viel geſpielt hatten. Als ſie vor Rodenkirchen hingingen, kam eben die Kuhheerde über den Weg und Klas Starkwolt mit ſeinem treuen Hurtig zog ihr langſamen Schrittes nach. Johann ſah ihn und erkannte ihn ſtrax und ſprach bei ſich: den treuen Alten wirſt du nicht vergeſſen. Und ſo zog er mit ſeiner Begleitung weiter, und alle Leute, die auf der Straße waren, hielten oder ſtanden ſtill und viele liefen ihnen nach, ja einige liefen voraus und meldeten in Rambin, welche blanke und prächtige Wagen dort auf der Landſtraße führen, und brachten das ganze Dorf auf die Beine. Der Zug ging aber ſehr langſam wegen der ſchwer beladenen Wagen.

So zogen ſie etwa um vier Uhr Morgens in Rambin ein und hielten ſtill mitten im Dorfe, etwa zwanzig Schritt von dem Hauſe, wo Johann gebohren war. Und es war alles Volk zuſammengelaufen und aus den Häuſern gegangen, damit ſie die glänzende Herrlichkeit mit eigenen Augen

ſähen. Johann entdeckte bald ſeinen alten Vater und ſeine Mutter und erkannte unter den Vielen auch ſeinen Bruder Andres und ſeine Schweſter Trine. Auch der alte Pfarrer Krabbe ſtand da in ſchwarzen Pantoffeln und einer weiſſen Schlafmütze, wie er eben aus dem Bette gekommen war, und gaffte mit den andern; aber Lisbeth erkannte ihn nicht mehr, denn ſie war zu klein geweſen, als ſie in den Berg entführt worden. So hielten ſie etwa zehn Minuten ſtill, ohne ſich etwas merken zu laſſen. Und man kann wohl ſagen, daß in dem Dorfe Rambin nie eine ſolche Herrlichkeit erſchienen war und auch nicht erſcheinen wird bis an der Welt Ende Johann und ſeine Braut funkelten von Diamanten und edlen Steinen, die Wagen die Pferde die Geſchirre waren auf das prächtigſte geziert, die Begleiter und Begleiterinnen alle in der Blüthe der Jahre, mit den ſchönen weiſſen Kleidern angethan und den ſonderbaren Mützen und gläſernen Schuhen. Alles war wie aus einer andern Welt; ſo daß der Küſter, ſeines Handwerks ein Schuhmacher, der in ſeiner Jugendwanderſchaft bis nach Moskau und Konſtantinopel gekommen war, ſagte: Sind es keine tatariſche und perſiſche und aſiatiſche Prinzen, ſo müſſen ſie vom Mond heruntergekommen ſeyn, denn in dem Lande Europa habe ich dergleichen nie geſehen

und bin doch auch in vielen Städten geweſen, wo Kaiſer und Könige wohnen. Der gute Küſter irrte ſich aber, ſie kamen weder aus Perſien noch aus der Tatarei, ſondern ganz aus der Nähe, aber freilich aus einer ſehr wenig entdeckten Welt.

Als Johann nun glaubte, es ſey genug und ſie hätten ihre Augen bis zur Sättigung geweidet, ſprang er raſch vom Wagen und hob ſein ſchönes Kind auch heraus und drang durch die Menge hin, die ihm ehrerbietig Platz machte. Und ohne ſich lange zu beſinnen, eilte er zu dem niedrigen ſtrohenen Häuschen, wo Jakob Dietrich mit ſeiner Frau ſtand und umhalſete ſie beide und küſſete ſie, die ſich vor ihm zur Erde werfen und ſeine Kniee küſſen wollten. Er aber wehrte ihnen und ſprach: Mit nichten! das darf nicht ſeyn. Kennt ihr mich denn nicht? Ich bin euer verlorner Sohn Johann Dietrich und dieſe hier iſt meine Braut. Und die beiden Alten erſtaunten und wußten nicht, ob ſie wachten oder träumten; alles Volk aber, das dies ſah und hörte, verwunderte ſich und rief: Johann Dietrich, der verlorne Johann Dietrich iſt von den Unterirdiſchen wiedergekommen und ſeht, was er mitgebracht hat!

Johann Dietrich aber ſtand dort nicht lange müſſig bei ſeinen Aeltern ſondern, als er den alten Pfarrer Krabbe in der weiſſen Schlaf-

mütze erblickte, lief er eilends hin und holte ihn faſt mit Gewalt herbei; denn der alte Mann wußte nicht, was der ungeſtüme Jüngling im Sinn hatte. Und er führte den alten ehrwürdigen Herrn zu Lisbeth und fragte ihn: kennſt du dieſe? Ehe er aber noch antworten konnte, zog er ihm Lisbeth in die Arme und ſprach: dies iſt deine verlorne Tochter und meine Braut, die bringe ich dir wieder. Und nun ſollſt du uns ſegnen und chriſtlich zuſammenſprechen, da wir auf eine ſo wunderſame Weiſe wieder zu den Unſern gekommen ſind. Und der alte Mann war lange ſprachlos und hing an der Bruſt ſeiner Lisbeth und weinte vor Freuden; denn ſie war ſein einziges Kind und er hatte ſie lange als eine Todte beweint. Und als er ſich beſonnen hatte von dem erſten Erſtaunen, nahm er die Hände ſeines Kindes und legte ſie in die Hände Johanns und hieß Jakob Dietrich und ſeine Frau auch hinzutreten und ſprach: So ſegne euch denn der Gott des Friedens und der Barmherzigkeit, der euch ſo wunderbar zuſammengebracht hat, und laſſe euch Kinder und Kindeskinder ſehen und in ſeiner Furcht wandeln bis ans Ende eures Lebens. Siehe ich preiſe ihn, daß er mir dieſen Tag hat ſehen laſſen.

Als dies vorbei und noch viel gefragt und erzählt war und als die Nachbarn und die Geſpie-

ken und Geſpielinnen ſich den Johann und die Lisbeth wieder beſehen und jeder auf ſeine Weiſe an ſeinen Zeichen wieder erkannt hatten, da gingen die beide zu den Aeltern in die Häuſer. Johann aber ſäumte nicht mit der Hauptluſt mit der Hochzeit, die binnen acht Tagen ſeyn ſollte. Und er ſchickte viele hundert Wagen aus in den Wald, welche Bäume und Zweige in unendlicher Menge herbeifuhren. Und er ließ viele Zimmerleute und Schreiner und Tapezierer kommen. Und wo jetzt das Kloſter ſteht, einige hundert Schritt vor dem Dorfe, da ließ er einen hohen und weiten Laubſaal bauen und von beiden Seiten Tiſche aufſchlagen und in der Mitte eine Tanzbühne, und der Saal war ſo groß, daß er wohl fünftauſend Menſchen faſſen konnte. Zu gleicher Zeit ſchickte er nach Stralſund und Greifswald und ließ ganze Böte voll Wein Zucker und Kaffe laden; auch wurden ganze Heerden Ochſen Schweine und Schaafe zur Hochzeit herbeigetrieben, und wie viele Hirſche Rehe und Haaſen dazu geſchoſſen ſind, das iſt nicht zu ſagen, ſo wenig als die Fiſche zu zählen ſind, die dazu beſtellt wurden. In ganz Rügen und Pommern iſt auch kein einziger Muſikant geblieben, der nicht dazu verdungen wurde. Denn Johann war ſehr reich und wollte ſeine Pracht ſehen laſſen. Auch hatte er das ganze Kirchſpiel zur Hochzeit geladen und auch

alle die schönen weissen Jünglinge und Jungfrauen dabehalten, die er erlöst hatte und die nun seinen Ehrentag mitfeiern wollten.

Dies war die Ordnung der Hochzeit: Als der Morgen angebrochen war, gingen alle Gäste in die Kirche und der alte Krabbe dankete Gott und erzählte die wunderbare Erhaltung und Errettung und Verlobung der Kinder; darauf segnete er sie ein und gab sie feierlich zusammen. Nun gingen sie in zierlicher Reihe alle in den großen Laubsaal, so daß Jakob Dietrich und seine Frau die Lisbeth zwischen sich führten Johann aber zwischen Vater Krabbe und seinem alten Klas Starkwolt ging. Denn diesen hatte er sogleich kommen lassen und ihn reichlich beschenkt, so daß er für seine übrigen Lebenstage geborgen war; auch hatte er ihm die schönsten Hochzeitkleider anmessen lassen. Und Klas hatte ihm versprechen müssen, bei ihm zu bleiben und mit ihm zu leben, so oft und viel er wolle; und das hat er redlich gehalten. Nach diesen Ehrenpaaren folgten die feinen Weissen aus dem Berge Paar um Paar, und darauf die ganze übrige Freundschaft Nachbarschaft und Kirchspielschaft, nach Stand und Würden und Alter, wie es sich gebührte. Und sie hielten eine Hochzeit, wie sie in Rambin nie wieder gehalten worden, und wovon noch die Urenkel zu erzählen wissen. Vierzehen ausge-

ſchlagene Tage und Nächte iſt geſchmauſt und getanzt worden, und da hat man über vierzig Paare auf gläſernen Schuhen tanzen ſehen, was ſeitdem etwas Unerhörtes geweſen. Und die Leute haben ſich über die Tänzerinnen gewundert, ſo anmuthigen Tanz haben ſie gehalten; denn die Unterirdiſchen ſind die erſten Tanzmeiſter in der Welt und da hatten ſie ja tanzen gelernt.

Und als die Hochzeit vorbei war, da iſt Johann herumgereiſt im Lande mit ſeiner ſchönen Lisbeth und ſie haben ſich viele Städte und Dörfer und Güter gekauft — er iſt Herr von beinahe ganz Rügen geworden und ein ſehr vornehmer Graf im Lande. Und auch der alte Jakob ſein Vater iſt ein Edelmann geworden und Johanns Brüder und Schweſtern haben Junker und Fräulein geheiſſen. Denn was kann man ſich nicht alles für Silber und Gold ſchaffen? Schier alles, nur nicht die Seligkeit; ſonſt hätte der arme Menſch auf Erden auch gar keinen Troſt. Johann aber hat in all ſeinem Reichthum nie vergeſſen, auf welche wunderbare Weiſe Gott ſeine Jugend geführt hat, und iſt ein ſehr frommer chriſtlicher Mann geweſen. Und ſeine Frau Lisbeth iſt noch faſt frommer geweſen als er. Und beide haben Kirchen und Armen viel Gutes gethan, auch ſelbſt viele Kirchen gebauet, und ſind endlich, von allen, die ſie kannten, geſegnet,

seliglich im Herrn verschieden. Und diese Kirche, die jetzt in Rambin steht, hat der Graf Johann Dietrich auch bauen lassen und hat sie sehr reich beschenkt von seinem vielen Gelde. Und sie ist zum ewigen Andenken an seine Geburt da gebaut, wo Jakob Dietrichs Häuschen gestanden hat. Und er hat viele kostbare Geräthe dahin geschenkt, goldene Becher und silberne Schalen von der allerkünstlichsten Arbeit, wie die Unterirdischen sie in ihren Bergen machen, nebst seinen und der Lisbeth gläsernen Schuhen, zum ewigen Andenken, was ihnen in der Jugend geschehen war. Diese sind aber weggekommen unter dem großen König Karolus dem Zwölften von Schweden, als die Russen hier auf die Insel kamen und schlimm hauseten. Da haben die Kosacken auch die Kirche geplündert und das alles mitgenommen.

So war der kleine Johann Dietrich aus einem armen Hirtenknaben ein reicher und vornehmer Herr geworden, weil er das Herz gehabt hatte hinabzusteigen und sich die Schätze zu holen. Aber viele sind schon dadurch reich geworden, daß sie nur irgend ein Pfand von den Unterirdischen gewonnen haben. Dadurch haben sie sie soweit in ihre Macht bekommen, daß sie ihnen etwas haben schenken oder zu Liebe thun müssen. Manchen schenken sie auch freiwillig etwas und lehren ihnen schöne Künste und allerlei Geheimnisse;

aber dieſen, die ein Pfand oder etwas Verlorenes von ihnen haben, müſſen ſie aus Noth dienſtbar und gefällig werden. Davon will ich nun noch einige Geſchichten erzählen.

Ein Schäferjunge zu Patzig eine halbe Meile von Bergen, wo es in den Hügeln auch viele Unterirdiſche hat, fand eines Morgens ein ſilbernes Glöckchen auf der grünen Haide zwiſchen den Hünengräbern und ſteckte es zu ſich. Es war aber das Glöckchen von der Mütze eines kleinen Braunen, der es da im Tanze verloren und nicht ſogleich bemerkte, daß es an dem Mützchen nicht mehr klingelte. Er war nun ohne das Glöckchen heruntergekommen und war ſehr traurig über dieſen Verluſt. Denn das Schlimmſte, was den Unterirdiſchen begegnen kann, iſt, wenn ſie die Mütze verlieren, dann die Schuhe. Aber auch das Glöckchen an der Mütze und das Spänglein am Gürtel iſt nichts Geringes. Wer das Glöckchen verloren hat, der kann nicht ſchlafen, bis er es wiedergewinnt, und das iſt doch etwas recht Betrübtes. Der kleine Unterirdiſche in dieſer groſſen Noth ſpähete und ſpürte umher; aber wie ſollte er erfahren, wer das Glöcklein hatte? Denn nur wenige Tage im Jahre durften ſie an das Tageslicht hinaus, und dann durften ſie auch nicht in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen. Er hatte ſich ſchon oft verwandelt in allerlei Ge-

ſtalten, in Vögel und Thiere auch in Menſchen, und hatte von ſeinem Glöckchen geſungen und geklungen und geſtönt und gebrüllt und geklagt und geſprochen, aber keine kleinſte Kunde oder nur Spur von einer Kunde war ihm bis jetzt zugekommen. Denn das war das Schlimmſte, daß der Schäferjunge grade den Tag, nachdem er das Glöckchen gefunden, von Patzig weggezogen war und jetzt zu Unruh bei Gingſt die Schaafe hütete. Da begab es ſich erſt nach manchem Tag durch ein Ungefähr, daß der arme kleine Unterirdiſche wieder zu ſeinem Glöckchen und zu ſeiner Ruhe kommen ſollte.

Er war nemlich auf den Einfall gekommen, ob auch ein Rabe oder Dohle oder Krähe oder Aglaſter das Glöckchen gefunden und etwa bei ſeiner diebiſchen Natur, die ſich in das Blanke vergafft, in ſein Neſt getragen habe. Und er hatte ſich in einen angenehmen kleinen bunten Vogel verwandelt und alle Neſter auf der ganzen Inſel durchflogen und den Vögeln allerlei vorgeſungen, ob ſie ihm verrathen mögten, daß ſie den Fund gethan hätten, und er ſo wieder zu ſeinem Schlafe käme. Aber die Vögel hatten ſich nichts merken laſſen. Als er nun des Abends flog über das Waſſer von Ralow her über das Unruher Feld hin, weidete der Schäferjunge, welcher Johann Schlagenteufel hieß, dort eben

ſeine Schaafe. Mehrere der Schaafe trugen Glocken um den Hals und klingelten, wenn der Junge ſie durch ſeinen Hund in den Trab brachte. Das Vögelein, das über ſie hinflog, dachte an ſein Glöckelein und ſang in ſeinem traurigen Muth:

Glöckelein, Glöckelein,
Böckelein, Böckelein,
Schäflein auch du,
Trägſt du mein Klingeli,
Biſt du das reichſte Vieh,
Trägſt meine Ruh.

Der Junge horchte nach oben auf dieſen ſeltſamen Geſang, der aus den Lüften klang, und ſah den bunten Vogel, der ihm noch viel ſeltſamer vorkam. Er ſprach bei ſich: Poz tauſend, wer den Vogel hätte! der ſingt ja, wie unſer einer kaum ſprechen kann. Was mag er mit dem wunderlichen Geſange meinen? am Ende iſt es ein bunter Hexenmeiſter. Meine Böcke haben nur tombackene Glocken, und er nennt ſie reiches Vieh, aber ich habe ein ſilbernes Glöckchen, und von mir ſingt er nichts. Und mit den Worten fing er an in der Taſche zu fummeln, holte ſein Glöckchen heraus und ließ es klingen. Der Vogel in der Luft ſah ſogleich, was es war, und freute ſich über die Maaßen; er verſchwand aber in der Sekunde, flog hinter

den nächſten Buſch, ſetzte ſich, zog ſein buntes Federkleid aus, und verwandelte ſich in ein altes Weib, das mit kümmerlichen Kleidern angethan war. Die alte Frau, mit einem ganzen Sack voll Seufzer und Aechzer verſehen, ſtümperte ſich queer über das Feld zu dem Schäferbuben hin, der noch mit ſeinem Glöcklein klingelte und ſich wunderte, wo der ſchöne Vogel geblieben war, räuſperte ſich und that einige Huſter aus hohler Bruſt, und bot ihm dann einen freundlichen guten Abend und fragte nach der Straße zu der Stadt Bergen. Dann that ſie, als ob ſie das Glöcklein jetzt erſt erblickte, und rief: Herre Je! welch ein niedliches kleines Glöckchen! hab' ich doch in meinem Leben nichts Feineres geſehen! höre, mein Söhnchen willſt du die Glocke verkaufen? und was ſoll ſie koſten? Ich habe ein kleines Enkelchen, für den wäre ſie mir eben ein bequemes Spielgeräth. Nein die Glocke wird nicht verkauft! antwortete der Schäferknabe kurz abgebiſſen; das iſt eine Glocke, ſo eine Glocke giebt's in der Welt nicht mehr: wenn ich nur damit anklingele, ſo laufen meine Schaafe von ſelbſt hin, wohin ich ſie haben will; und welchen lieblichen Ton hat ſie! hört mal, Mutter! (und er klingelt:) iſt eine Langeweile in der Welt, die vor dieſer Glocke aushalten kann? damit kann ich mir die längſte

Zeit wegklingeln, daß ſie in einem Hui fort iſt. Das alte Weib dachte: weſſen ſehen, ob er Blankes aushalten kann? und hielt ihm Silber hin, wohl drei Thaler; er ſprach: ich verkaufe aber die Glocke nicht. Sie hielt ihm fünf Dukaten hin, er ſprach: das Glöckchen bleibt mein. Sie hielt ihm die Hand voll Dukaten hin, er ſprach zum dritten Mal: Geld iſt Quark und giebt keinen Klang. Da wandte die Alte ſich und lenkte das Geſpräch anderswohin und lockte ihn mit geheimen Künſten und Seegenſprechungen, wodurch ſein Vieh Gedeihen bekommen könne, und erzählte ihm allerlei Wunder davon. Da ward er lüſtern und horchte auf. Das Ende vom Liede war, daß ſie ihm ſagte: Höre, mein Kind, gieb mir die Glocke, ſiehe hier iſt ein weiſſer Stock; (und ſie holte ein weiſſes Stäbchen hervor, worauf Adam und Eva ſehr künſtlich geſchnitten waren, wie ſie die paradieſiſchen Heerden weideten und wie die feiſteſten Böcke und Lämmer vor ihnen hintanzten; auch der Schäferknabe David, wie er ausholt mit der Schleuder gegen den Rieſen Goliath) dieſen Stock will ich dir geben für das Glöckchen, und ſo lange du das Vieh mit dieſem Stäbchen treibſt, wird es Gedeihen haben und du wirſt ein reicher Schäfer werden, deine Hämmel werden immer vier Wochen früher fett werden, als

die Hämmel aller andern Schäfer, und jedes deiner Schaafe wird zwei Pfund Wolle mehr tragen, ohne daß man ihnen den Segen ansehen kann. Die alte Frau reichte ihm den Stock mit einer so geheimnißvollen Gebehrde und lächelte so leidig und zauberisch dazu, daß der Junge gleich in ihrer Gewalt war. Er griff gierig nach dem Stock und gab ihr die Hand und sagte: Topp! schlag' ein! die Glocke ist dein für den Stock. Und sie schlug ein und nahm die Glocke und fuhr wie ein leichter Wind über das Feld und die Haide hin. Und er sah sie verschwinden und sie däuchte ihm wie ein Nebel hinzufliessen und sanft fortzusausen, und alle seine Haare richteten sich zu Berge.

Der Unterirdische, der ihm die Glocke in der Verkleidung einer alten Frau abgeschwatzt, hatte ihn nicht betrogen. Denn die Unterirdischen dürfen nicht lügen sondern das Wort, das sie von sich geben oder geloben, müssen sie halten; denn wenn sie lügen, werden sie strax in die garstigsten Thiere verwandelt, in Kröten Schlangen Mistkäfer Wölfe und Lüchse und Affen, und müssen wohl Jahrtausende in Abscheu und Schmach herumkriechen und herumstreichen, ehe sie erlöst werden. Darum haben sie ein Grauen davor. Fritz Schlagenteufel gab genau Acht und versuchte seinen neuen Schäfer-

ſtab, und er fand bald, daß das alte Weib ihm die Wahrheit geſagt hatte, denn ſeine Heerde und all ſein Werk und ſeiner Hände Arbeit gerieth ihm wohl und hatte ein wunderbares Glück, ſo daß alle Schaafherren und Oberſchäfermeiſter dieſen Jungen begehrten. Er blieb aber nicht lange Junge ſondern ſchaffte ſich, ehe er noch achtzehen Jahre alt war, ſeine eigene Schäferei, und ward in wenigen Jahren der reichſte Schäfer auf ganz Rügen, ſo daß er ſich endlich ein Rittergut hat kaufen können: und das iſt Grabitz geweſen hier bei Rambin, was jetzt den Herren von Sunde gehört. Da hat mein Vater ihn noch gekannt, wie aus dem Schäferjungen ein Edelmann geworden war, und hat er ſich auch da als ein rechter kluger und frommer Mann aufgeführt, der bei allen Leuten ein gutes Lob hatte; und er hat ſeine Söhne wie Junker erziehen laſſen und ſeine Töchter wie Fräulein, und es leben noch davon, und dünken ſich jetzt vornehme Leute. Und wenn man ſolche Geſchichten hört, mögte man wünſchen, daß man auch mal ſo etwas erlebte und ein ſilbernes Glöcklein fände, das die Unterirdiſchen verloren haben.

Ein Bauer aus Rodenkirchen, Johann Wilde genannt, fand einmal einen gläſernen Schuh auf einem der Berge, wo die kleinen

Leute zu tanzen pflegen. Er ſteckte ihn flugs ein und lief weg damit und hielt die Hand feſt auf der Taſche, als habe er eine Taube darin. Denn er wußte, daß er einen Schatz gefunden hatte, den die Unterirdiſchen theuer wiederkaufen müßten. Andere ſagen, Johann Wilde habe die Unterirdiſchen mitternächtlich belauert und einem von ihnen den Schuh ausgezogen, indem er ſich mit einer Brantweinflaſche dort hingeſtreckt und gleich einem Beſoffenen gebehrdet habe. Denn er war ein ſehr liſtiger und ſchlimmer Menſch und hatte durch ſeine Verſchlagenheit manchen betrogen und war deswegen bei ſeinen Nachbarn gar nicht gut angeſchrieben und keiner hatte gern mit ihm zu thun. Viele ſagen auch, er habe verbotene Künſte gekonnt und mit den Unholden und alten Wettermacherinnen geheimen Umgang gepflogen. Als er den Schuh nun hatte, that er es denen, die unter der Erde wohnen, gleich zu wiſſen, indem er um die Mitternacht zu den Neun Bergen ging und lauten Halſes ſchrie: Johann Wilde in Rodenkirchen hat einen ſchönen gläſernen Schuh, wer kauft ihn? wer kauft ihn? Denn er wußte, daß der Kleine, der einen Schuh verliert, den Fuß ſolange bloß tragen muß, bis er ihn wiederbekommt. Und das iſt keine Kleinigkeit, da die

kleinen Leute meiſt auf harten und ſteinigten Boden treten müſſen. Der Kleine ſäumte auch nicht ihn wieder einzulöſen. Denn ſobald er einen freien Tag hatte, wo er an das Tageslicht hinaus durfte, klopfte er als ein zierlicher Kaufmann an Johann Wildens Thüre und fragte, ob er nicht gläſerne Schuh zu verkaufen habe? denn die ſeyen jetzt eine angreifiſche Waare und werden auf allen Märkten geſucht. Der Bauer antwortete, er habe einen ſehr kleinen kleinen netten gläſernen Schuh, ſo daß auch eines Zwerges Fuß davor geklemmt werden müſſe und daß Gott erſt eigene Leute dazu ſchaffen müſſe; aber das ſey ein ſeltener Schuh und ein koſtbarer Schuh und ein theurer Schuh, und nicht jeder Kaufmann könne ihn bezahlen. Der Kaufmann ließ ihn ſich zeigen und ſprach: Es iſt eben nichts ſo Seltenes mit den gläſernen Schuhen, lieber Freund, als ihr hier in Rodenkirchen glaubt, weil ihr nicht in die Welt hinauskommet; dann ſagte er nach einigen Hms! aber ich will ihn doch gut bezahlen, weil ich grade einen Geſpan dazu habe. Und er bot dem Bauer tauſend Thaler. Tauſend Thaler iſt Geld pflegte mein Vater zu ſagen, wenn er fette Ochſen zu Markt trieb, ſprach der Bauer ſpöttiſch; aber für den lumpigen Preis kommt er nicht aus meiner Hand und mag er

meinethalben auf dem Fuße von der Decke meiner Tochter prangen. Hör er, Freund, ich habe von dem gläſernen Schuh ſo ein Liedchen ſingen hören, und um einen Quark kommt er nicht aus meiner Hand. Kann er nicht die Kunſt, mein lieber Mann, daß ich in jeder Furche, die ich aufpflüge, einen Dukaten finde, ſo bleibt der Schuh mein und er fragt auf anderen Märkten nach gläſernen Schuhen. Der Kaufmann machte noch viele Verſuche und Wendungen hin und her, da er aber ſah, daß der Bauer nicht nachließ, that er ihm den Willen und ſchwur's ihm zu. Der Bauer glaubte ihm's und gab ihm den gläſernen Schuh; denn er wußte, mit wem er's zu thun hatte. Und der Kaufmann ging mit ſeinem Schuh weg.

Und nun hat der Bauer ſich flugs in ſeinen Stall gemacht und Pferde und Pflug bereitet und iſt ins Feld gezogen und hat ſich ein Stück mit der allerkürzeſten Wendung ausgeſucht, und wie der Pflug die erſte Schelle gebrochen, iſt der Dukaten aus der Erde geſprungen, und ſo hat er's bei jeder neuen Furche wieder gemacht. Da iſt des Pflügens denn kein Ende geweſen, und der Bauer hat ſich bald noch acht neue Pferde gekauft und auf den Stall geſtellt zu den achten, die er ſchon hatte, und ihre Krippen ſind nie leer gewor-

den von Haber, damit er je alle zwei Stunden zwei frische Pferde anschirren und desto rascher treiben könnte. Und der Bauer ist unersättlich gewesen im Pflügen und ist immer vor Sonnenaufgang ausgezogen und hat oft noch nach der Mitternacht gepflügt, und immerfort immerfort, solange die Erde nicht zu Stein gefroren war, Sommer und Winter. Er hat aber immer allein gepflügt und nicht gelitten, daß jemand mit ihm gegangen oder zu ihm gekommen ist; denn er wollte nicht sehen lassen, warum er so pflügte. Und er ist weit geplagter gewesen, als seine Pferde, welche den schönen Hafer fraßen und ordentlich Schicht und Wechsel hielten; und er ist bleich und mager geworden von dem vielen Wachen und Arbeiten. Seine Frau und Kinder haben keine Freude mehr an ihm gehabt, auf die Schenken und Gelage ist er nicht mehr gegangen, und hat sich allen Leuten entzogen und kaum ein Wort mehr gesprochen sondern ist stumm und in sich gekehrt so für sich hingegangen, und hat des Tages auf seine Dukaten gearbeitet, und des Nachts hat er sie zählen und darauf grübeln müssen, wie er noch einen geschwindern Pflug erfände. Und seine Frau und die Nachbarn haben ihn bejammert wegen seines wunderlichen Thuns und wegen seiner Stummheit und Schwermuth, und haben

geglaubt, er sey närrisch geworden; auch haben alle Leute seine Frau und Kinder bedauert, denn sie meinten, durch die vielen Pferde, die er auf dem Stalle hielt, und durch die verkehrte Ackerwirthschaft mit dem überflüssigen Pflügen müsse er sich um Haus und Hof bringen. So ist es aber nicht ausgefallen. Aber das ist wahr, der arme Bauer hat keine vergnügte Stunde mehr gehabt, seit er so die Dukaten aus der Erde pflügte, und es hat wohl mit Recht von ihm geheissen: Wer sich dem Golde ergiebt, ist schon halb in des Bösen Klauen. Auch hat er es nicht lange ausgehalten mit diesem Laufen in den Furchen bei Tage und Nacht. Denn als der zweite Frühling kam, ist er eines Tages hinter'm Pfluge hingefallen wie eine matte Novemberfliege und vor lauter Golddurst vertrocknet und verwelkt, da er doch ein sehr starker und lustiger Mensch war, ehe er den unterirdischen Schuh in seine Gewalt bekam. Seine Frau aber fand nach ihm einen Schatz, zwei große vernagelte Kisten voll heller blanker Dukaten. Und seine Söhne haben sich große Güter gekauft und sind Herren und Edelleute geworden. So macht der Teufel zuweilen auch große Herren. Aber was hat das dem armen Johann Wilde gefrommt?

Ein anderer Bauer hat es klüger gemacht als dieſer. Der ward einmal Herr eines der kleinen Schwarzen, welche die Grobſchmiede und Waffenſchmiede ſind. Es hatte ſich dies auf eine ſehr ſonderbare Weiſe begeben. Vor dem Felde des Bauers ſtand am Wege ein ſteinernes Kreuz. Vor dieſem Kreuze pflegte er, wenn er des Morgens an ſeine Arbeit ging, immer niederzuknieen und einige Minuten zu beten. Einmal ſah er auf dem Kreuze einen ſchönen blanken Wurm von ſolchem Glanze, als er ſich nicht entſann je einen Wurm geſehen zu haben. Er wunderte ſich darüber, doch ließ er ihn ruhig ſitzen; aber der Wurm blieb nicht lange ſtill, ſondern lief immer hin und her auf dem Kreuze, als ob er fort wolle und Angſt habe. Der Bauer ſah denſelben Wurm auch den folgenden Morgen und wieder in derſelben Unruhe hin und her laufend, und es fing an ihm dabei unheimlich zu werden, und er dachte bei ſich: ſollte dies auch einer von den kleinen Hexenmeiſtern ſeyn? richtig iſt es nun einmal nicht mit dem Wurm; er läuft, wie einer, der ein böſes Gewiſſen hat, wie einer, der weg will, und nicht weg kann. Und er kam auf allerlei Gedanken, denn er hatte oft von ſeinem Vater gehört und von andern alten Leuten, daß, wenn die Unterirdiſchen zufällig an etwas Geweihtes gerathen, ſie feſtgehalten werden und

nicht von der Stelle können, und daß ſie ſich deswegen ſehr davor in Acht nehmen. Er dachte aber auch, es mag wohl auch was Anderes ſeyn und du thuſt vielleicht Sünde, wenn du das Würmchen ſtörſt oder wegnimmſt. So ließ er es denn ſitzen. Als er es aber noch zwei Mal eben ſo wieder gefunden hatte und in derſelben Angſt herumlaufend, ſprach er: Nein es iſt nicht richtig; und nun darauf in Gottes Namen! Und er griff nach dem Wurm, der ſich wehrte, und feſtklebte. Er aber hielt ihn ſicher und riß ihn mit Gewalt los, und hatte mit Einem Male einen kleinen häßlichen ſchwarzen Kerl ſechs Daumen hoch bei'm Schopfe, der erbärmlich ſchrie und zappelte. Dem Bauer ſchauderte ob der plötzlichen Verwandlung, doch hielt er ſeine Beute feſt und rief ihm zu, indem er ihm einige Klapſe vor den Hintern gab: Geduld, Geduld, mein Bürſchchen! wäre es mit dem Schreien gethan, ſo müßte man die Helden in der Wiege ſuchen. Wir wollen dich einſtweilen ein wenig mitnehmen und ſehen, wozu du gut biſt. Der kleine Kerl zitterte und bebte an allen Gliedern und fing dann an erbärmlich zu wimmern und dem Bauren zu flehen, daß er ihn losließe. Der Bauer ſagte aber: Nein, Geſell, ich laſſe dich nicht los, bis du mir ſagſt, wer du biſt und wie du hieher gekommen und was du für Künſte kannſt, womit du in der

Welt dein Brod verdienst. Da grinsete und kopfschüttelte das Männchen und sagte kein Wort, er bat und flehete auch nicht mehr; und der Bauer mußte nun anfangen zu bitten, wenn er etwas aus ihm herauslocken wollte. Aber das half ihm nichts. Da ergriff er das Andere und prügelte und geisselte ihn, bis das Blut darnach floß; aber das half auch nicht, der kleine Schwarze blieb stumm wie das Grab, denn diese Art ist die allertückischeste und allereigensinnigste von den Unterirdischen. Da ergrimmte der Bauer und sprach: Nur Geduld, mein Kind! ich wäre ein Thor, wenn ich mich an einem solchen Knirps ärgern wollte; du sollst mir schon kirr werden. Und der Bauer lief flux mit ihm zu Hause und steckte ihn in einen schwarzen und rußigen Eisengrapen und stieß den eisernen Deckel drauf und legte auf den Deckel einen großen schweren Stein und setzte ihn in eine dunkle kalte Kammer und sprach: Steh hier und friere, bis du schwarz wirst! du sollst mir zuletzt schon gute Worte geben. Und der Bauer ging jede Woche zweimal in die Kammer und fragte seinen schwarzen Gefangenen, ob er nun Ton geben wolle; der Kleine aber war und blieb stumm. Das hatte der Bauer wohl sechs Wochen vergeblich gethan, da kroch sein Gefangener endlich zu Kreuz. Er rief, als der Bauer die Kammerthüre öffnete, ihn nun von selbst an,

er möge kommen, und ihn aus ſeinem garſtigen und ſtinkenden Kerker nehmen, er wolle nun gerne alles thun, was er von ihm haben wolle.

Der Bauer gebot ihm zuerſt, ihm die Geſchichte zu erzählen. Der Schwarze antwortete: Lieber, die weißt du ſo gut als ich; ſonſt hätteſt du mich hier nicht. Siehe ich bin dem Kreuze von ungefär zu nahe gekommen, und das dürfen wir kleinen Leute nicht, und da bin ich feſt geworden, und mußte dem Leibe nach ſogleich ſichtbar werden; da habe ich mich, damit ſie mich nicht erkenneten, in einen Wurm verwandelt. Du aber haſt es errathen. Denn wenn wir an heiligen und geweiheten Dingen feſt werden, kommen wir nimmer dannen, es nehme uns denn ein Menſch weg. Das geht aber nie ohne Plage und Noth ab, doch auch das Feſtſitzen iſt nicht luſtig. Und ſo habe ich mich denn auch gegen dich gewehrt, denn wir haben ein natürliches Grauen, uns von Menſchenhänden faſſen zu laſſen. Ei! Ei! klingſt du mir da hinaus? rief der Bauer, alſo ein natürliches Grauen? o glaube mir, ich hab' es vor dir auch, mein ſchwarzer Freund. Und deswegen ſollſt du geſchwind weg und wir wollen unſern Handel mit einander kurz abmachen; aber erſt mußt du mir was ſchenken. Was du willſt, begehre nur, ſprach der Kleine, Silber und Gold

und Edelsteine und kostbares Geräth — alles soll im Augenblick dein seyn. — Silber und Gold und Edelsteine und andere solche blanke Herrlichkeiten will ich nicht, sprach der Bauer; die haben schon manchem das Herz verschoben und den Hals gebrochen, und wenige werden darüber des Lebens froh. Ich weiß, ihr seyd künstliche Schmiede und habt so manches Besondere für euch, was andere Schmiede nicht wissen. So schwöre mir denn, du willst mir einen eisernen Pflug schmieden, den das kleinste Füllen ziehen kann, ohne müde zu werden — und dann laufe, so weit deine Beine dich tragen!. Und der Schwarze schwur und der Bauer rief: Nun mit Gott! du bist frei, und der Kleine verschwand in einem Hui.

Und den andern Morgen, ehe noch die Sonne aufging, stand ein neuer eiserner Pflug auf dem Hofe des Bauers, und er spannte seinen Hund Wasser davor, und der Hund zog den Pflug, der wie ein gewöhnlicher Pflug von Größe war, durch das schwerste Klailand, und der Pflug riß mächtige Furchen. Diesen Pflug hat der Bauer viele Jahre gebraucht und das kleinste Füllen und magerste Pferdchen konnte ihn zur Verwunderung aller Leute durch den Acker ziehen und legte kein Haar dabei. Und der Pflug hat den Bauer zu einem wohlhabenden Mann gemacht, denn er kostete

kein Pferdefleisch; und der Bauer hat ein luſtiges und vergnügtes Leben dabei geführt. Hieraus ſieht man, daß mäßig am längſten aushält und daß es nicht gut iſt zu viel zu begehren.

Dieſe ſchwarzen Unterirdiſchen ſind meiſtens an ihre Berge gebunden, viel mehr als die Braunen und Weiſſen, und dürfen bei Tage ſelten aus ihren Behauſungen heraus, und nicht weit weg davon. Das ſagt man von ihnen, daß ſie des Sommers viel unter Hollunderbäumen ſitzen, deren Duft ſie ſehr lieben, und daß, wer etwas von ihnen will, ſie da ſuchen und anrufen muß. Das thun aber wenige Menſchen; man giebt ſich nicht gern mit ihnen ab, weil ſie hinterliſtig und von Natur mehr böſe als gut ſind. In Rübergen, ſagt man, wohnen ſie meiſt in den Uferbergen, die zwiſchen der Ahlbeck und Mönchgut ſich am Strande hinziehen, und halten da ihre Verſammlungen und nächtlichen Spiele.

Nicht weit von der Ahlbeck liegt ein kleiner Hof Namens Granitz unter der großen waldigen Uferforſt, welche auch die Granitz genannt wird. Auf dieſem Höfchen lebte vor nicht langen Jahren ein Herr von Scheele. Dieſer war in ſeinen ſpäteren Tagen in Trübſinn verſunken, und ſah faſt keinen Menſchen mehr, da er früher ein ſehr munterer und geſelliger Mann und ein gewaltiger Jäger geweſen war. Dieſe Einſamkeit des alten

Mannes, ſagen die Leute, kam daher, daß ihm drei ſchöne Töchter, die man die drei ſchönen Blonden hieß und die hier in des Waldes Einſamkeit unter Heerden und Vögeln aufgewachſen waren, mit Einem Male alle drei in Einer Nacht davon gegangen waren und nie wieder gekommen ſind. Das hatte der alte Mann ſich zu Gemüth gezogen und ſich von der Welt und ihren luſtigen Freuden abgewendet. Er hatte vielen Umgang mit den kleinen Schwarzen und war auch manche Nacht auſſer dem Hauſe, und kein Menſch wußte, wo er geweſen war; wenn er aber um die Morgendämmerung heimkam, flüſterte er ſeiner Haushält-rin zu: Pſt! Pſt! ich habe heint an hoher Tafel geſchmauſt. Dieſer alte Herr von Scheele pflegte ſeinen Freunden zu erzählen und bekräftigte es wohl mit einem tüchtigen huſariſchen und weidmanniſchen Fluche, in den Granitzer Tannen um die Ahlbeck und an dem ganzen Ufer wimmle es von Unterirdiſchen. Auch hat er Leuten, die er dort herum ſpazieren führte, oft eine Menge kleiner Spuren gezeigt, wie von den allerkleinſten Kindern, die da im Sande von ihren Füßchen einen Abdruck hinterlaſſen hätten, und ihnen plötzlich zugerufen: horch! wie es da wieder wiſpert und flüſtert! Ein ander Mal, als er mit guten Freunden längs dem Meeresſtrand gegangen, iſt er wie in Verwunderung

plötzlich still gestanden, hat auf das Meer gezeigt und gerufen: Da sind sie meiner Seele wieder in voller Arbeit und viele Tausende sind um ein paar versunkene Stückfässer Wein beschäftigt, die sie ans Ufer wälzen. Was wird das die Nacht ein lustiges Gelag werden! Dann hat er ihnen erzählt, er könne sie sehen bei Tage und bei Nacht, und ihm thun sie nichts, ja sie seyen seine besonderen Freunde, und einer habe sein Haus einmal von Feuersgefahr errettet, da er ihn nach Mitternacht aus tiefem Schlafe aufweckte und ihm einen Feuerbrand zeigte, der vom Herde gefallen und schon anderes Holz und Stroh, das auf der Flur lag, anzünden wollte. Man sehe beinahe alle Tage einige von ihnen am Ufer, bei hohen Stürmen aber, wo das Meer sehr tobe, seyen sie fast alle da und lauren auf Bernstein und Schiffbrüche, und gewiß vergehe kein Schiff, von welchem sie nicht den besten Theil der Ladung bergen und unter der Erde in Sicherheit bringen. Und wie herrlich da unter den Sandbergen bei ihnen zu wohnen sey und welche krystallene Palläste sie haben, davon habe auch kein Mensch eine Vorstellung, der nicht da gewesen sey.

Dieser alte Mann galt sonst für einen guten und freundlichen Mann und kein Mensch hat ihm nachgesagt, daß er etwas thue, was einen Bund

mit böſen Geiſtern verrathe. Aber der Umgang mit den kleinen Schwarzen iſt nicht immer ſo unſchuldig. Davon giebt es auch eine Geſchichte.

Bei dem Kirchdorfe Lanken unweit der Granitz wohnte ein Bauer namens Matthes Pagels, ein ſinniger fleißiger Mann, der ſehr einſam und ſtill lebte und den die Leute für ſehr reich hielten. Einige munkelten auch, er ſey ein Hexenmeiſter. Aber mancher wird für einen Hexenmeiſter gehalten, der ſein Geld durch die natürlichſte Hexerei erwirbt, daß er fleißig iſt und gut aufpaßt. Dieſer Pagels war aber kein guter Menſch. Er bekam Streit mit einem ſeiner Nachbarn, weil dieſer ihn beſchuldigte, er pflüge ihm an einer Seite den Acker ab. Und der Bauer Pagels that das wirklich, er fluchte und ſchwur aber, das ganze Ackerſtück gehöre ihm in ſeiner ganzen Breite, ſo weit er gepflügt hatte, und noch zehen Schritt weiter bis zu der hohen Buche, die oben an dem Rain ſtand; und das wolle er durch Eid und Schriften beweiſen. Und er hat es bewieſen durch Eid und Urkunden und ein Papier vorgebracht, wodurch der Acker ſein geworden iſt. Die Leute ſagen aber, zwei von den kleinen Schwarzen, die ihm auch das Geld in das Haus getragen, haben das falſche Papier geſchmiedet und in der

großen höllischen Staatskanzlei des Teufels geschrieben und besiegelt. Matthes Pagels aber hat schon bei seinem Leben die Strafe dafür gehabt, daß er weder Rast noch Ruhe hatte vor seinen kleinen Geistern: jede Nacht um zwölf Uhr mußte er mit aller Gewalt aus dem Bette und auf dem Ackerstücke rundwandeln und auf die hohe Buche klettern und dort zwei volle Glockenstunden aushalten und frieren. Noch sieht man ihn zuweilen da als einen kleinen Mann im grauen Rocke mit einer weissen Schlafmütze auf dem Kopfe; gewöhnlich sitzt er aber wie eine schneeweisse Eule auf dem Baume, sobald die Mitternacht vorbei ist, und schreit ganz jämmerlich. Und kein Mensch kommt dem Baume gern zu nah und kein Pferd ist da auf dem Wege vorbeizubringen, sondern sie schnauben und blasen und bäumen sich und gehen auch mit dem besten Reiter durch und queerfeldein. Als meine selige Mutter, die in Lanken geboren war, noch ein Kind war, sangen die Leute noch vom Matthes Pagels und seiner Buche:

Pagels mit de witte Müß,
Wo koold un hoch is din Sitz!
Up de boge Bök
Un up de kruse Ek
Un achter'm hollen Tunn!
Worüm kannst du nich ruhn?

Darüm kann ick nich raſten,
Dat Papier liggt im Kaſten
Un mine arme Seel
Brennt in de lichte Höll.

Die kleinen Schwarzen ſind auch Wilddiebe, denn ſie eſſen gern Braten. Sie dürfen aber das Wild mit keinem Gewehr fällen, ſondern ſie ſtricken eigene Netze, die kein Menſch ſehen kann: darin fangen ſie es. Darum ſind ſie auch Feinde der Jäger und haben ſchon manchem Jäger ſein Gewehr behext, daß er nichts treffen kann. So war es auch einem Jäger gegangen namens Jochen Schulz, der zuletzt als Kirchenvogt in der Stadt Barth geſtorben iſt. Dieſer war bisher ein ſehr glücklicher Weidmann geweſen, fand ſich aber mit Einem Male wie behext, ſo daß er nichts treffen konnte und alle ſeine guten Dienſte verlor, die er als Jäger gehabt hatte. In dieſer großen Noth hatte er viele Leute um Rath gefragt, ſie hatten ihm auch genug Rath gegeben — denn den geben alle Menſchen gern umſonſt und ungebeten — aber es hatte alles nichts geholfen, ſondern die Behexung blieb nach wie vor. Da ſagte ihm einmal eine alte Bettelfrau, die er im Walde traf, ſie wiſſe gewiß, es ſey ein Schwarzer, der ihm den Schuß beſprochen habe, und es könne ihm kein Rath und kein Mittel in der

ganzen Welt helfen, als daß er etwas von ihnen in seine Gewalt bekomme. Sie hatte ihm zugleich einen Platz gezeigt, einen kleinen Hügel im Walde, wo sie des Nachts immer herauskamen aus den Bergen und ihre Tänze hielten. Da solle er sich nur hinschleichen, seinen Hagelbeutel nehmen und ein christliches Gebet darüber halten, dann die Hand voll Hagel nehmen und ihn geschwind ausstreuen, wie man Erbsen zu säen pflegt, und dazu rufen: In Gottes Namen! Satan weiche von mir! Falle dann nur Ein Körnlein auf etwas, das einem der Unterirdischen gehöre, so müssen sie es da lassen. Er solle nur den Morgen abwarten, bis die Sonne aufgegangen. Dann seyen sie alle fort und das Getroffene müsse dann auch sichtbar werden. Er solle es auflesen und mitnehmen. Der Eigner werde dann in der Herzensangst schon kommen und sich mit ihm abfinden müssen. Der Schulz hat es ganz so gemacht, wie die alte Bettlerin ihm gesagt hatte, und nach Mitternacht einen tüchtigen Hagelwurf gewagt; und siehe den andern Morgen hat er auf dem Hügel einen schönen silbernen Gürtel mit einem silbernen Spänglein gefunden, und an dem Silber noch die zwei Beulen gesehen, die seine Schrotkörner geschlagen. Auch ist bald ein kleiner Schwarzer da gewesen und hat wegen seines

Gürtels Unterhandlungen angeknüpft, und der listige Jäger hat sich von ihm einen Freischuß ausbedungen, daß zu gewissen Zeiten, wohin er nur schiesse, Wild fallen müsse, welcherlei er haben wolle, auch wenn nichts da sey. Dieser Schulz ist darauf der erste aller Jäger geworden und ein so glücklicher Schütze gewesen, daß viele ihn für einen Hexenmeister gehalten haben. — Das glauben aber bis diesen Tag viele Leute, daß nichts eine größere Gewalt über diese Schwarzen hat als Eisen, worüber gebetet worden oder was in Christenhänden gewesen ist. Darum gilt in Schweden noch sehr der Gebrauch, daß sie den kleinen Kindern in der Wiege, ehe sie getauft sind, eine Scheere oder ein Messerchen auf die Brust legen, damit die kleinen und großen Unholden ihnen nichts anthun noch sie vertauschen und Wechselbälge an ihrer Stelle legen können. Auch gehen viele dort nicht in tiefen Wassern baden, ehe sie etwas Metall vorn am Ufer ins Wasser gelegt; dann dürfen die Nixen und der Seegott Neck sie nicht holen und in die Tiefe hinabziehen. Die Jäger haben dort auch häufig die Weise, wenn sie ungewöhnlich und unbegreiflich oft gepudelt haben, daß sie etwa ein Feuerstahl oder Messer durch die Luft werfen. Denn wäre der behexende Kobolt oder die schöne zaubernde Waldjungfrau

etwa da und es gelänge ihnen, solches Metall ihnen über den Kopf zu werfen, so wäre auch der Zauber sogleich gehoben, und diesen Jägern dürften sie künftig nie wieder etwas anthun.

Die zartesten und schönsten aller Unterirdischen sind die Weissen, fein und anmuthig von Gliedern und Gebehrden und eben so fein und liebenswürdig drinnen im Gemüthe. Diese Weissen sind ganz unschuldig und rein und necken niemand, auch nicht einmal im Scherze, sondern ihr Leben ist licht und zart, wie das Leben der Blumen und Sterne, mit welchen sie auch am meisten Umgang halten. Diese niedlichen Kleinen sitzen den Winter, wann es auf der Erde rauh und wüst und kalt ist, ganz still in ihren Bergen und thun da nichts Anders als daß sie die feinste Arbeit wirken aus Silber und Gold, daß die Augen der meisten Sterblichen zu grob sind, sie zu sehen; die sie aber sehen können, sind besonders feine und zarte Geister. So leben sie den trüben Winter durch, wann es da draussen unhold ist, in ihren verborgenen Klausen. Sobald es aber Frühling geworden und den ganzen Sommer hindurch leben sie hier oben im Sonnenschein und Sternenschein sehr fröhlich und thun dann nichts als sich freuen und andern Freude machen. Sobald es auch im ersten Lenze zu sprossen und

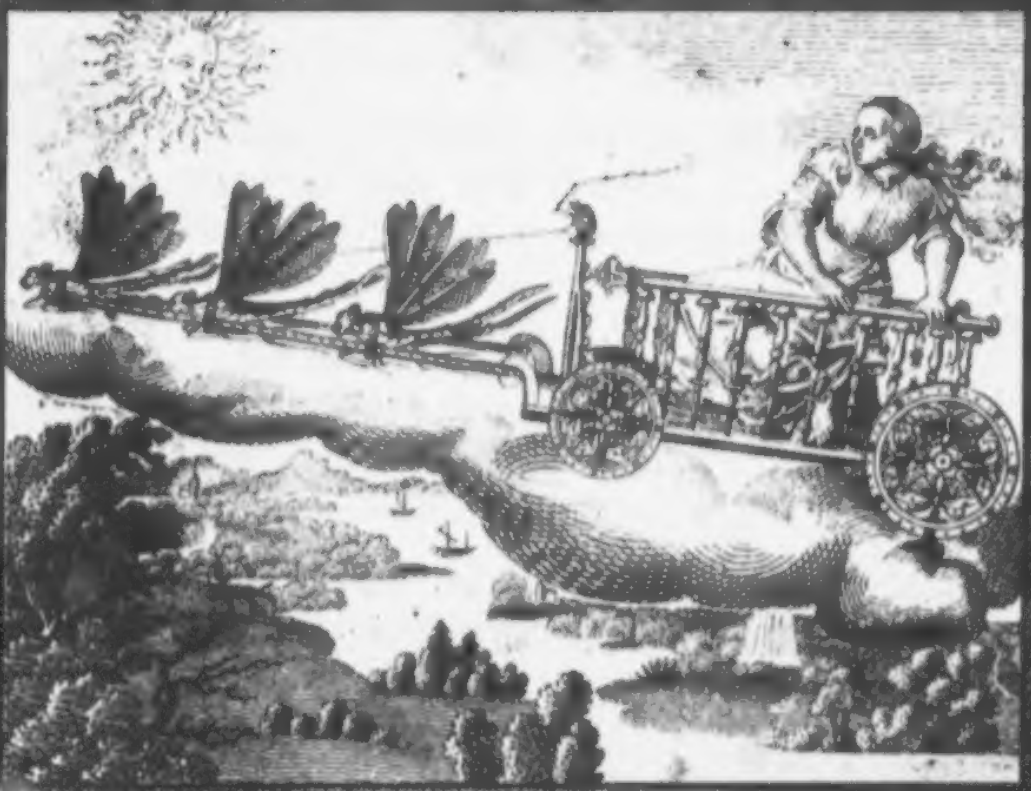
zu keimen beginnt an Bäumen und Blumen, ſind ſie huſch aus ihren Bergen heraus und ſchlüpfen in die Reiſſer und Stengel und von dieſen in die Blüthen und Blumenknoſpen, worin ſie gar anmuthig ſitzen und lauſchen. Des Nachts aber, wann die Menſchen ſchlafen, ſpazieren ſie heraus und ſchlingen ihre fröhlichen Reihentänze im Grünen um Hügel und Bäche und Quellen und machen die allerlieblichſte und zarteſte Muſik, welche reiſende Leute ſo oft hören und ſich verwundern, weil ſie die Spieler nicht ſehen können. Dieſe kleinen Weiſſen dürfen auch bei Tage immer heraus, wann ſie wollen, aber nicht in Geſellſchaft ſondern einzeln, und ſie müſſen ſich dann verwandeln. So fliegen viele von ihnen umher als bunte Vögelein oder Schmetterlinge oder als ſchneeweiſſe Täubchen und bringen den kleinen Kindern oft Schönes und den Erwachſenen zarte Gedanken und himmliſche Träume, von welchen ſie nicht wiſſen, wie ſie ihnen kommen. Das iſt bekannt, daß ſie ſich häufig in Träume verwandeln, wenn ſie in geheimer Botſchaft reiſen. So haben ſie manchen Betrübten getröſtet und manchen Treuliebenden erquickt. Wer ihre Liebe gewonnen hat, der iſt im Leben beſonders glücklich, und wenn ſie nicht ſo reich machen an Schätzen und Gütern als die andern Unterirdi-

ſchen, ſo machen ſie reich an Liedern und Träumen und fröhlichen Geſichten und Fantaſien. Und das ſind wohl die beſten Schätze, die ein Menſch gewinnen kann. Das kann man für gewiß ſagen, daß, wer unter ihrem Schutze ſteht, vor vielem Leide geborgen iſt. Ich will davon eine kleine Geſchichte erzählen, ſie heißt die Geſchichte von dem Lilienmädchen.

Mitten zwiſchen hohen Alpen, auf welchen das Eis und der Schnee nie ganz geſchmolzen wären, wenn die Sonne um Johannis, wo die Tage am längſten ſind, auch die vollen vier und zwanzig Stunden am Himmel ſtände, lag unten in tiefer Verborgenheit ein grünes Thal, wo es nie ſchneiete noch fror und wo gleichſam ein ewiger Lenz war und die Nachtigallen nie aufhörten von Liebe zu ſingen und zu klagen. In dieſem Thale war ein wunderſchöner Garten mit einem hellen kryſtallenen Schloſſe und mit ſo ſchönen Blumen, als man ſie nirgends auf Erden geſehen hat. Die Roſenbüſche ſtanden hier ſo hoch und wölbig als die Eichen und die Lilien als die höchſten Tannen, und es war alles über die Maaßen fein und wunderbar. Das wunderbarſte in dem wunderſamen Garten war aber ein wunderſchönes Mägdlein, welches das Lilienmadchen hieß, weil es am meiſten unter den Lilien ſpazieren ging, und weil es ein Liedchen viel

Das Lilienmädchen.

Erdwürmchen.



zu ſingen pflegte von den ſchneeweiſſen Lilien und von den ſchneeweiſſen Engelein. Das Liedchen war dem Kindlein von ſeiner Mutter ſchon in der Wiege oft vorgeſungen und es war das Einzige, was es aus ſeiner Kindheit behalten hatte. Das Kind war hier aber nicht gebohren ſondern auf eine ſeltſame Weiſe in den Garten gekommen. Das Liedlein lautete alſo, und ſie ſang es immer mit trauriger Stimme:

Schlafe, Kindlein hold und weiß,
Das noch nichts von Sorgen weiß;
Schlaf' in ſtiller ſüßer Ruh,
Thu' die kleinen Aeuglein zu.

Drauſſen ſtehn die Lilien weiß,
Haben allerſchönſten Preis,
Droben in der lichten Höh
Stehn die Englein weiß wie Schnee.

Kommt ihr Englein weiß und fein,
Wiegt mir ſchön mein Kindelein,
Wiegt ſein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie thut.

Schlafe, Kindlein, ſchlafe nun!
Sollſt in Gottes Frieden ruhn;
Denn die frommen Engelein
Wollen deine Wächter ſeyn.

Mit dem kleinen Lilienmädchen verhielt es ſich folgendergeſtalt: Sie war die Tochter eines

ſehr reichen Königs und einer ſehr ſchönen Königin. Nun war da eine Hexe, die wuſte vorher, daß die Königin kein anderes Kind mehr gebähren würde und daß dieſe junge Prinzeſſin einmal das Reich erben und Königin darin ſeyn würde. Dieſe alte Hexe hatte einen einzigen Sohn, der war lahm und ſehr häßlich. Ihr kam er aber ſehr ſchön vor, weil er ihr Sohn war, und ſie dachte, daß es doch was Feines ſey, wenn ſie ihm einmal die ſchöne Prinzeſſin zur Frau verſchaffen könnte und das Königreich obenein als Mitgift. Darauf hatte ſie oft viel hin und her geſonnen und endlich ihren ganzen Anſchlag fertig gemacht. Eines Tages, als der König und die Königin mit der kleinen dreijährigen Prinzeſſin im Roſengarten ſpazieren gingen, ſiehe da hatte die alte Hexe ſich in eine Wölfin verwandelt, ſprang in den Roſengarten hinein, nahm die kleine Prinzeſſin in den Rachen und lief mit ihr davon. Der König und die Königin ſchrieen Hülfe! Hülfe! und liefen nach; aber die Wölfin war mit dem Kinde über alle Berge und kein Menſch konnte ſie einholen und ihr das Kind wieder abjagen. Alle Menſchen glaubten, es ſey von ihr aufgefreſſen, und der König und die Königin betrauerten es wie ein todtes. Es lebte aber gottlob noch und es lebte auf die allerluſtigſte Weiſe. Die alte Hexe hatte in einem wilden Thale, das

wohl zweihundert Meilen von der Stadt lag, wo der König und die Königin, des Kindes Aeltern, wohnten, einen paradiesischen Garten hingezaubert, wozu kein Weg und Steg führte und wohin man nur durch die Luft auf dem Rücken des Adlers oder als ein Vögelein Briefe tragen konnte. Sie selbst hatte sich in einen Vogelgreif verwandelt, als sie das Kind über die hohen verschneieten Alpen dahin trug. Der Garten hatte nicht allein die schönsten Blumen und Rosen und Lilien, wovon ich eben erzählt habe, sondern es standen auch die herrlichsten Bäume darin, woran die lieblichsten Früchte im Ueberfluß hingen, und Reben und Sträuche voll Trauben und mancherlei süßer Beeren, und Bäche voll Milch und Honig rieselten und Quellen sprudelten den köstlichsten Wein in die Höhe. Von allem diesem konnte das Kind immer essen und trinken, wann und wieviel es wollte. Und die lustigsten Vögel saßen in allen Zweigen und machten Musik zu der Herrlichkeit. Es stand auch in dem krystallenen Häuschen ein sehr niedliches Bettchen in einem stillen kühlen Kämmerlein, wo das Kind sich schlafen legte, wann es Abend ward, und in einem kleinen Nebengemache setzten unsichtbare Diener und Dienerinnen die niedlichsten Speisen und Getränke auf den Tisch und nahmen sie zu ihrer Zeit wieder weg. Kurz es

fehlte dem Kinde an gar nichts, nur Menſchen waren nicht da, und es mußte mit ſeinen Blumen und Vögeln ſprechen, was es denn auch genug that; ſo daß es den kleinen Blümchen zuweilen Geſchichten erzählte und ins Ohr flauſelte und mit den Vögelchen, die ſich ganz zahm ihm auf Schultern und Händchen ſetzten, manche liebe Stunde verzwitſcherte und verſchwätzelte, auch wohl zuweilen verſang: denn das Lilienmädchen konnte bald alle Vogelſtimmen nachzwitſchern und nachſingen. Die alte Hexe aber hatte das Kind darum hieher in den Garten geſetzt, weil ſie glaubte, hier ſey es ihr ſicher und hieher werde keiner kommen und es ihr wieder ſtehlen und entführen können; denn wer wollte hieher kommen? Sie dachte, es hier groß werden zu laſſen, und freute ſich jedesmal, wann ſie in den Garten kam und das Kind größer und ſchöner werden ſah. Dann wollte ſie, wann die Prinzeſſin erwachſen war, ihren Sohn hieher bringen und ihr beilegen, daß ſie Söhne und Töchter mit einander zeugeten. Denn, ſprach ſie bei ſich, haben ſie nur erſt Kinder mit einander, ſo kann ich ſie beide dann mit den Kindern zu dem Könige und der Königin bringen und ſagen: Sehet, dies iſt eure ſchöne Tochter, welche die Wölfin entführte und welche Gott auf eine wunderbare Weiſe erhalten hat; und das iſt euer ſchöner und

würdiger Eidam, und das ſind eure niedlichen kleinen Enkelein; und ſie werden ſich ſchon darin finden müſſen und ich werde eine Großmutter von Königen und von Königinnen werden. Juchhe! — So hat die alte Hexe gehofft, doch iſt es ihr nicht alles nach Wunſch gerathen.

Die kleine Prinzeſſin hieß Gunhilde und war des Königs von Schweden Töchterlein. Sie ſpielte, da ſie ihre Aeltern und die dunkeln Erinnerungen ihrer Kindheit bald vergaß, recht fröhlich unter den Blumen und Bäumen herum und wußte in dem ewigen Frühlinge, worin ſie ſich erging, nichts von den Plagen und Bosheiten dieſer argen Welt. Nur wenn ſie das kleine Wiegenlied ſang von Lilien und den Englein, ward ſie wohl auf einen Augenblick traurig; aber dieſer Eindruck verwe[illegible] ſo leicht, als Tropfen, die im Sommer auf Blumen fallen, von dem Sonnenwinde weggeblaſen werden. So vergingen ihr in eitel Freuden und in den luſtigſten Kinderſpielen unter Blumen und Vögeln Monate wie Sekunden und Jahre wie Minuten. Und ſie war zwölf Jahre alt geworden, und war eine rechte Blume der Schönheit, ſchlank wie eine Lilie und friſch wie eine Roſe. Und ſie wäre in all ihrer Unſchuld wohl die Frau des lahmen und garſtigen Hexenunholds geworden, wenn Gott es nicht anders gewendet hätte. Dieſer

ließ nemlich ein buntes Vögelein in dieſen Garten hinunterwehen, und das bunte Vögelein kehrte das, was das bitterſte Leid hätte werden können, zur ſüßeſten Freude. Ich muß nun erzählen, wie es ſich mit dem Vögelein begeben hat und was mehr daraus geworden iſt.

Jenſeits jener hohen beſchneiten Alpen, welche das tiefe Thal umringten, worin Gunhildens Garten blühete, wohnte ein Köhlerpaar, fromme und einfaltige Leute, welche Gott lieb waren. Dieſe hatten auch gar liebe und fromme Kinder. Das hatten die kleinen Weiſſen gemerkt und kamen in mancherlei Geſtalt und Verkleidung eben in das Köhlerhaus und brachten Segen hinein. Auch den Kindern brachten ſie zuweilen Geſchenke, von welchen die Aeltern nicht begreifen konnten, wie ſie dazu gekommen ſeyen. Die Kinder ſagten aber immer, ſie hätten ſie gefunden, und ſie hatten ſie auch faſt immer gefunden. Nun kam einmal einer der Weiſſen als ein Schneevögelchen geflogen und wollte zur Köhlerhütte. Weil es nemlich da oben gewöhnlich ſehr kalt war, ſo nahmen ſie, wenn ſie dahin wollten, meiſtens die Geſtalt ſolcher Thiere an, welche die Kälte ertragen können. Als nun das Schneevögelchen auf ſeiner Alpenreiſe im beſten Fluge war, entſtand plötzlich ein gräulicher Sturm mit Wirbeln und Schneegeſtöber, und es

ward in der Dunkelheit mit fortgewehet, es wuſte nicht wohin, bis es ſich endlich zwiſchen den Alpen in der helleſten und heiterſten Luft wiegte und tief unten im Thale einen wunderſchönen Garten liegen ſah. Da flog es hinab und wollte ſehen, was der Garten bedeute hier mitten in der Einöde. Schneevögelein ließ ſich darum unter den andern Vögeln nieder und zwitſcherte und ſang mit ihnen aus ſeinen beſten Künſten, ſah das kryſtallene Haus, ſah das hübſche und weiſſe Lilienmädchen in ſeinem reitzenden Liliengange wandeln, wo die Lilien ſo hoch ſtanden, als anderswo die Linden und Birken ſtehen, und begriff auf der Stelle, daß hier etwas von Zauberei walten müſſe. Zufällig war auch die alte Hexe eben da, welche einmal nachgeſehen und ſich gefreut hatte, daß Gunhilde ſo geſchwinde wuchs. Sie kroch aber als eine garſtige Kröte in einem Winkel des Gartens. Das bunte Vögelchen wuſte noch nicht recht, wohin die Zauberei wolle; als es aber die Kröte mit dem wunderlich lauſchenden Kopfe und den hellen liſtigen Augen geſehen hatte, deutete es ſich alles. Die Hexe merkte von dem Vögelchen auch nicht das Allergeringſte, denn wenn die Hexen alles wüſten, würde nie eine Seele erlöſt, die ihre Künſte verſtrickt haben.

Als das Schneevögelein ſich alles beſehen erlauſcht und erkundet hatte, ſchwang es ſich auf ſeinen leichten Schwingen wieder hoch über die Alpen hinaus, flog über das wohlbekannte Köhlerhäuschen hin und war bald weit davon unten auf einer blühenden Wieſe, wo es ſeine Geſellen fand. Dieſe tanzten ſchon den fröhlichen Sternenreigen um die Quelle, denn es war Abend geworden und der Mond aufgegangen. Und der kleine Weiſſe zog ſein Vogelkleidchen aus und erzählte ſeinen Geſpielen ſein Abentheuer und die Urſache ſeines langen Ausbleibens. Und ſie ratſchlagten ſogleich, was zu thun ſey, und daß es eine Sünde ſey, wenn das ſchöne Kind, das gewiß vornehmen Aeltern geſtohlen worden, ſo der ſchnöde Raub einer liſtigen Hexe werde. Und ſie ſpäheten und forſchten die nächſten Tage umher und ſandten auf Windesfittigen und auf Vogelflügeln manche geſchwinde Boten aus, und hatten es bald heraus, das Lilienmädchen ſey gewiß die kleine Gunhilde des Königs von Schweden Töchterlein, womit eine grimmige Wölfin einſt in den Wald gelaufen. Und in wenigen Tagen waren ſie auch hinter dem ganzen Anſchlage der alten Hexe und daß ſie nichts Geringeres meine, als daß ihr garſtiger Sohn ſolle der Gemal der Prinzeſſin und gar einmal Prinz und König werden. Und ſie beſchloſſen einmüthig,

daß ſolle nimmer geſchehen, und hielten von dieſem Tage an redlich Wache bei der Prinzeſſin, ſo daß immer einer den andern ablöſete; und das machten ſie auf folgende Weiſe:

Immer waren zwei von ihnen in dem Zaubergarten des kleinen Lilienmädchens. Sie flogen als Schneevögel oder als Raben Krähen Adler und andere Vögel, welche die Kälte ertragen können, über die Alpen, ſenkten ſich dann ins Thal hinab, und, wie ſie die niedere und mildere Luft berührten, wurden ſie bunte Vögel und Schmetterlinge, und miſchten ſich unter die andern Vögel und Schmetterlinge, welche im Garten ſangen und herumflogen und welche die alte Hexe in ſo zahlloſer Menge und in ſolcher wunderlichen und ſeltſamen Mannigfaltigkeit der Farben erſchaffen hatte, daß ſie unmöglich merken konnte, ob einige mehr oder weniger da waren. Auf dieſe Weiſe waren Tag und Nacht immer einige Weiſſe um Gunhilden und lieſſen ſie nicht aus den Augen, damit ihr kein Leid widerfahren könne.

Zuerſt jammerte das Kind ſie, daß es ſo dumm aufwachſen ſollte in aller ſeiner Unſchuld und Schönheit, und ſie fingen an ihm viele feine Gedanken in das Herz zu geben und ihm allerlei Kunſt und Wiſſenſchaft einzuflöſſen, ohne daß Gunhilde es merken könne. Denn es ge-

ſchah meiſtens im Schlafe, ſo daß das Kind meinte, was es gelernt hatte, ſey ein Traum; denn ſichtbar wurden ſie der Prinzeſſin nie, durften es auch nicht werden. Wenn ſie aber als Vögelein und Schmetterlinge zu ihr flogen und ihr allerlei verzwitſcherten unterſchied ſie ſie nicht von den andern bunten Vögeln und Schmetterlingen, wenn ſie ihr gleich ganz andre Sachen vorklangen und zuflüſterten, als jene konnten. Das iſt aber gewißlich wahr, daß die Prinzeſſin, ſeitdem die Weiſſen da waren, viel geiſtreicher und ſinnvoller geworden war; ſo daß ſelbſt die alte Hexe, wann ſie in den Garten hinabkam, zuweilen erſtaunt vor ihr ſtillſtand und ſich darüber verwunderte, welch ein ſeltſames Kind das ſey, das ohne alle Unterweiſung ſo klug werde. Sie hatte da einmal das Wort fliegen laſſen: Ich muß ihr meinen Hahn bald bringen, ehe mir dies Hühnlein zu klug wird und ihm wegfliegt. Die Vöglein, welche als Sendeboten der Weiſſen da waren, hatten ſich das gemerkt und flugs war einer derſelben zu den Ihrigen geflogen und hatte es berichtet. Und die waren erſchrocken zu Rath gegangen und hatten gegen den verruchten Anſchlag, den die Hexe mit ihrem Lahmen hatte, eine ſonderliche Liſt erfunden.

Sie ſchwiedeten aus ihrer klügſten Kunſt und mit unverdroſſenſtem Fleiße Tag und Nacht

an einem Goldringelein. Und als das Ringelein fertig war, flugs war einer eine Krahe, nahm es in den Schnabel, und flog damit über die Schneeberge und in den Garten hinein. Und als es Nacht geworden war und die süße Prinzessin Gunhilde im Bette lag und schlief, flatterte das Vögelein auf das Bett und belehrte das Kind in der Gestalt eines Traumes über sein Schicksal, indem es ihr im Traum in seiner wahren Gestalt erschien als ein feiner Unterirdischer im schneeweissen Gewande und mit dem weissen Mützchen mit der silbernen Glocke auf dem Kopfe. Es flüsterte ihr aber Folgendes vor:

Liebes freundliches Lilienkind, ich bin einer der weissen Unterirdischen, von' welchen du nichts weißt, die aber sehr deine Freunde sind, und ich komme dich über dein Schicksal zu belehren und dich vor den bösen Tücken und Künsten einer alten Hexe zu warnen, die dich auf eine uns unbegreifliche Weise in ihre Gewalt bekommen hat. Dein Vater ist ein großer König, der im fernen Norden herrscht, und deine Mutter ist eine Königin. Von diesen hat sie dich weggestohlen und entführt und dich in diesen Garten und in dieses krystallene Haus gesetzt. Sie ist ein sehr häßliches altes Weib, mager und runzelicht und triefaugig und hat einen häßlichen lahmen Sehn; mit dem und mit dir hat

ſie einen Anſchlag. Sie will ihn nämlich mit dir vermälen, d. h. er wird kommen, als wenn er mit dir ſpielen und dir die Zeit vertreiben wollte; und er wird ſehr freundlich mit dir thun, ſo freundlich, als ein ſolcher Menſch ſeyn kann. Aber der Bube hat den Schelm im Nacken, wie ſeine Mutter, er will dich nur berücken, daß du ihn als deinen Herzliebſten annehmen ſollſt und Hochzeit mit ihm machen. Hat er das vollbracht, dann, meinen ſie, haben ſie dich ganz in ihrer Macht, daß ſie mit dir thun können, was ihnen nur gefällt. Und die Alte hofft nichts Geringeres, als daß dein Vater und deine Mutter ihr hinkendes Söhnlein als Eidam annehmen ſollen, damit er nach ihrem Tode als König das Reich beherrſche. Das wäre aber ewig ſchade um deine Schönheit und Jugend, wenn ſie einem ſolchen Ungeheuer von Häßlichkeit und Bosheit zu Theil werden ſollte. Darum haben wir dich warnen wollen, damit du dich hüteſt vor ihren ſchmeichliſchen und bübiſchen Liſten. Denn du biſt eine erwachſene Jungfrau und füllеſt bald dein dreizehntes Jahr, und die Alte wird nun bald kommen mit ihrem Sohn. Nimm dich nun in Acht vor ihnen, ſo gut du kannſt. Eines aber ſollſt du wiſſen. Hier haſt du ein Goldringelein, was ich dir an den Finger ſteckе. Das verwahre wohl und birg es als

dein köſtlichſtes Kleinod. Und wann du in der größten Noth biſt und nicht mehr weißt, wo aus noch ein, dann nimm das Ringelein vom Finger und reibe dir die Stirn damit, ſo wirſt du plötzlich in zwei Weſen verwandelt werden, in ein Sandkorn und in ein Spinnweb, und ſie werden dir nichts zu Leide thun können. Denn vor einem Sandkörnchen, das dieſer Ring berührt hat, haben alle Hexen und Hexenmeiſter einen Schauder und Spinnweben dürfen ſie nicht anrühren, oder ſie kriegen den Schlag. Die zweierlei Verwandlungen haben wir aber angeſtellt, damit, wenn dem Sandkörnchen etwas zu Leide geſchähe, das Spinnwebchen noch da ſey, oder wenn dem Spinnweb was widerführe, das Sandkörnchen wieder Gunhilde werden könne. Du brauchſt aber nie länger Sandkörnchen oder Spinnweb zu bleiben als einmal vierundzwanzig Stunden, denn vierundzwanzig Stunden iſt die längſte Zeit, welche die Alte in dem Garten bleiben darf; dann muß ſie fort und kommt in zehen Tagen nicht wieder: denn je alle zehen Tage darf ſie nur hinkommen. Die Hexen haben auch ihre ſtrengen Geſetze, unter welchen ſie ſtehen; und wäre das nicht, wer wollte mit ihnen auskommen? Und nun ſey muthig! und behalte dieſe Worte wohl! Wir werden immer da ſeyn und dir beiſtehen.

Dieſer Traum ward dem Lilienmädchen mehrmals erzählt, ſo daß dem Kinde alles klar ward und es alles faſt eben ſo gut verſtand, als hätte es auf der Welt immer unter Menſchen gelebt, wo Gutes und Böſes immer unter einander im Schwange geht. Auch wurden ihm viele Geſtalten, die es nachher wirklich ſehen ſollte, in ihrer ganzen vollen Natürlichkeit gezeigt. Und als das Lilienmädchen erwachte, fand es ſein Goldringelein am Finger und beſchauete es mit Wohlgefallen und ſang das Verslein dazu, das ihm auch im Traume zugeflüſtert war und das alſo klang:

Goldringelein! Goldringelein!
Mach mich klein, mach mich fein!
Sandkorn iſt das Kleinſte,
Spinnweb iſt das Feinſte.

Huhu! welch ein Wicht!
Körnlein verwehe nicht!
Spinnweb zerreiſſe nicht!
Huhu! Huhu!
Mein Glück wie dünn biſt du!

Die kleinen Weiſſen hatten alles richtig vorher gewußt oder geahndet. Es vergingen nicht vierzehn Tage, ſo begab ſich's, wie ſie dem Lilienmädchen im Traum geſagt hatten. Die alte Hexe war bisher noch nie in menſch-

licher Geſtalt erſchienen ſondern war als Maus in den Garten oder in das Haus gekrochen oder auch als Kröte und Eidechſe hineingeſchlüpft oder als Miſtkäfer über die Mauer geflogen. Unter dieſen Verkappungen hatte ſie die Prinzeſſin immer belauſcht und ſich ihr nie in ihrer wahren Geſtalt gezeigt. Sie hatte aber ihre tückiſche Abſicht dabei gehabt, denn ſie hoffte ſie mit ihrem Sohne deſto beſſer überraſchen zu können, wenn ſie vorher nie ein menſchliches Bild geſehen hätte. Dafür aber hatten die kleinen Weiſſen ſchon geſorgt, denn ſie hatten ihr den ſchönſten Prinzen und Ritter im Traume gezeigt, ſo daß ſie unter ihren Blumen ſchon ſeit mehreren Wochen in träumender Sehnſucht ging. Dies alles hatten ſie ſo vorbereitet, damit die Häßlichkeit der Alten und ihres lahmen Krüppels dem Lilienmädchen deſto ſcheußlicher erſchiene. Die Alte hatte nun beſchloſſen ihre Geſchichte zu vollenden und kam deswegen zum erſten Mal in ihrer wahren Geſtalt, wie ſie leibte und lebte.

Die Prinzeſſin Gunhilde hatte eben ihren dreizehnten Geburtstag angetreten, und es ſchien, als wolle der Himmel ihn mitfeiern, ſo lieblich und anmuthig war der Morgen aufgegangen. Das Kind hatte einen wunderlieblichen Traum gehabt und von einem ſchönen blonden

Jüngling geträumt, der vor ihr Bett getreten, ſich demüthig und freundlich vor ihr verneigt und ſie mit einem großen grünen Kranze ganz zugedeckt hatte. Durch dieſe ſüße Erſcheinung war ſie aufgeweckt und hatte den blonden Kranzträger vergebens in dem Zimmer und in dem Hauſe und Garten geſucht; denn ihr däuchte, er ſey leibhaftig da geweſen. Jetzt ging ſie voll der ſüßen und wehmüthigen Gefühle, welche das holde Bild in ihrem Buſen erregt hatte, in ihrem Liliengange auf und ab und hörte die Nachtigallen ſchlagen und den Morgen begrüßen. Beſonders ergötzte ſie ſich an einer Nachtigall, die ſie, in der Luft hin und her fliegend, immer begleitete und faſt, wie die Lerchen und Graßmücken thun, im Fluge ſang. Das war aber keine von den Nachtigallen der alten Hexe, die zum Garten gehörten, ſondern es war einer der kleinen Weiſſen, unter den Vögeln verſteckt. Als ſie nun ſo unſchuldig und in ſüßer träumender Sehnſucht und Wehmuth verſunken unter ihren Blumen ſpazieren ging, da kam mit Einem Male von dem andern Ende des Gartens eine alte Frau daher in einem braunen Rocke und mit ſchneeweiſſem Kopfe, den eine ſchwarze Mutze bedeckte und der bis zur Erde niederhing; ſie kroch aber mehr, als ſie ging, und huſtete bei jedem Schritt, den ſie that. Als ſie nun

näher herbeikam, da sah Gunhilde, wie scheußlich sie war. Ihre Stirn und ihre Wangen waren zusammengerunzelt, wie Handschuhe, die naß geworden und auf dem Ofen getrocknet sind; ihre schielenden Augen glühten wie feurige Kohlen und leckten Tropfen, wie der Schornstein leckt, wann regnigtes Wetter ist; in ihrem häßlichen Munde war auch kein Zahn mehr; und wo weiland ein rundes Kinn gewesen, war jetzt ein spitzer magerer Knochen mit einigen langen weissen Barthaaren besäet, die wie einzelne Stoppeln standen gleich dem Barte, womit die Katzen geziert sind. Die schöne Gunhilde schauderte freilich zusammen bei dem ersten Anblick, aber doch war ihr das alte Weib anziehend. Denn das haben fast alle Hexen so an sich, daß auch die sie verabscheuen nicht leicht von ihnen kommen können. Die Alte grüßte das schöne Kind und bot ihm einen schönen guten Morgen, lächelte dazu gar leidig und gebehrdete sich freundlich und that so süß wie ein Thimiansbeutelchen; dann begann sie nach manchen Räusperungen und Flüsterungen also:

Ich sehe es dir an, liebes Kind, daß du dich nicht wenig wunderst über diese Erscheinung, die jetzt vor dir steht. Ich aber verwundere mich nicht über deine Verwunderung; denn was ist natürlicher, da du nie einen Menschen ge-

ſehen haſt, als dich ſelbſt? Aber fürchte dich nicht vor mir. Ich liebe dich mehr als mein Leben und bin allein gekommen dich glücklich zu machen. Du weißt das Wunder nicht und darfſt es noch nicht wiſſen, wodurch du in dieſen Garten gekommen biſt und hier zehen einſame Jahre unter Bäumen und Blumen verlebt haſt; das aber ſollſt du wiſſen, daß ich es bin, die dich hieher gebracht hat, damit du vor vielem Unglück und vor Verführung, wovon es in der böſen Welt wimmelt, frei wäreſt. Ich bin deine Erretterin und Pflegerin und Helferin geweſen bis dieſen Tag, und daß du ſo fröhlich und ſchön biſt, iſt das Werk meiner Fürſorge. Aber ich bedenke, daß es nicht gut iſt, daß du hier länger ſo in der Einſamkeit bleibſt, und morgen ſollſt du einen Geſpielen erhalten, den liebenswürdigſten und anmuthigſten Jüngling, den je die Sonne beſchienen hat, und der ſoll bei dir ſeyn Tag und Nacht und dir die Tage und Nächte verſüßen und verſpielen helfen; und er ſoll dir der Liebſte ſeyn, was die andern Menſchen einen Bräutigam nennen, und du ſollſt ſeine Braut ſeyn. Aber du verſtehſt das noch nicht, du wirſt es aber wohl lernen, wie ſüß und freundlich der holde Knabe iſt.

Dies und viele ſolche Sachen plapperte die leidige und redſelige Alte der Prinzeſſin den

ganzen Tag vor und sagte sie mit den allerschmeichlichsten und süßlichsten Tönen und Gebehrden, worin nur Hexen sprechen und sich gebehrden können, und meinte, sie habe sie ganz gefangen und werde das junge unerfahrene Vögelein leicht in die Schlinge gehen, ja es sitze schon halb darin. Denn Gunhilde, die merkte, wie leidig und listig die Alte war, brauchte auch List, und stellte sich, als freue sie sich über die Maaßen über die Ankunft des Gespielen, den sie ihr zubringen wolle, und that überhaupt so kindisch und sorglos und dumm, daß die Alte ganz entzückt war.

Und als der andere Morgen gekommen war und Gunhilde aus ihrem Kämmerchen in den Garten hinaustrat, über welchem eben die Sonne aufging, da war die Alte wieder da und sagte: Fahrwe mit dir, feines Kindchen! in ein paar Minuten ist dein Bräutigam da. Nun spielt nur schön, bis ich wiederkomme, und laßt euch die Zeit nicht lang werden. Um zehen Tage bin ich wieder bei euch. Sie dachte aber bei sich: Es wird ein feines Spiel werden, daß dem alten Könige in Mitternacht einmal die Augen davon übergehen werden, wann er meinen Sohn Eidam grüßen muß. Indessen er ist mein Sohn, und aus jedem Tropfen Adamsblut kann bei Gelegenheit ein Kaiser und

König werden. Und ist er nicht ein feiner Junge? Pah! ich meine, er braucht vor Königsblut nicht umzukehren. — Mit diesem fröhlichen Selbstgespräch schied sie aus dem Garten und verschwand durch die Pforte; und nach einigen Augenblicken trat statt ihrer ihr Söhnlein daher, oder vielmehr es humpelte — und wie sah es aus?

Es war ein Jüngling von neunzehn Jahren, nicht viel über drei Fuß hoch und fast eben so breit und dick, als er lang war. Er zeigte vorn — denn der Kopf ging dem Leibe eine halbe Elle voran — einen breiten Kopf, der sich nach oben gradauf wie ein Zuckerhut zuspitzte, mit einem platten Gesicht, eingedrückter Schnauze und kleinen blinzelnden grauen Augen, und was noch glatt hätte seyn können von Blatternarben jämmerlich zerrissen. Seine Scheitel bedeckten dünne weisse Haare und wo der Männerbart stehen sollte, standen hie und da einzelne Struppen wie Disteln auf einem unfruchtbaren Sandfelde. Diese saubere Gestalt war auf das allerabentheuerlichste und lächerlichste verziert, etwa wie vor hundert Jahren die Edelknaben an den Fürstenhöfen gekleidet gingen. Er trug einen rothen Scharlachrock mit Gold besetzt, eine seidene golddurchstickte Weste und weisse atlassene Beinkleider und weisse seidene

Strümpfe bei ſchwarzen Schuhen mit rothen Bandſchleifen von der Größe einer rothflammenden Bauerroſe, die vornehm Päonie genannt wird. Den Hut trug er unter dem Arm, ein ſpaniſches Rohr mit einem goldenen Knopf glänzte in ſeiner Rechten, und ein breiter Haarbeutel, aus welchem der Puder bei jeder Bewegung in weiſſen Strömen wehete, wackelte auf einem ſpitzen Hügel hin und her, der aus ſeinem Rücken gewachſen war und den man allenfalls als Nagel hätte brauchen können, Hüte Mäntel und dergleichen daran zu hängen. Dieſer anmuthige und anmuthig verzierte Geſell hinkte dann langſam und von Liebesſeufzern und Luftſchnappern ächzend den Liliengang hinauf, in deſſen Mitte die Prinzeſſin ſtand; und ſie ließ das neue Abentheuer auf ſich zukommen, ohne ſonderlich zu erſchrecken, denn in ſeiner Kleinheit kam er ihr mehr lächerlich als gefährlich vor.

Und er trat vor das Lilienmädchen hin und verneigte ſich dreimal ſehr tief, und ſeine Blicke fielen bald auf ſie, bald auf ſich ſelbſt zurück, und er betrachtete ſich dann mit innigem Wohlgefallen vom Kopf bis zu den Füßen, beſonders ſeine breiten Waden in den glänzenden ſeidenen Strümpfen, ſeine Bräutigamsſchuhe mit den rothen Bändern von der Farbe, die

man Liebesflammen nennt, und seinen Scharlakenrock von Golde strotzend — und selbstbehaglich lächelte er aus sich heraus, als wollte er sagen: Schöne Prinzessin, komm! hier hast du den anmuthigsten aller Prinzen; mache ihn zu deinem Liebsten und Bräutigam. Das sagte er aber nicht, sondern, nachdem er einige Minuten Athem geschöpft hatte — denn der Kasten, den er auf dem Rücken trug, drückte verzweifelt schwer auf seine Brust, besonders wenn er nach seiner Weise geschwinde gegangen war — sprach er etwa solche Worte:

Vielgeliebte Prinzessin oder schneeweisses Lilienmädchen oder Prinzessin Tulipan Schneeblümchen und Schneeflöckchen, und welche Namen dir sonst lieb sind — ich komme durch ein wundersames Schicksal weither über Alpen und durch hohe Lüfte und auf einem befiederten Fuhrwerk, dir meine Schönheit und Jugend zu weihen. Denn meine Frau Mutter, deren Weisheit schon an meiner Wiege aus den Sternen gelesen hatte, daß wir von Ewigkeit her für einander bestimmt waren und daß große Kaiser und Könige aus uns entspringen sollten, hat mich eben so in der Einsamkeit erzogen als dich, damit nicht andere Jungfrauen, durch meine Reitze gelockt, mich verführten und damit ich in der vollen Unschuld und Liebenswürdig-

keit meines Herzens dein Bräutigam würde. Und nun komm, mein ſchneeweiſſes Blümchen, komm meine Lilie, meine Narciſſe, meine Konvalle, mein Schneeglöckchen, mein zartes Federchen aus dem Krönchen des Paradiesvogels und dem Schwänzchen des Vogels Venus, der ſich jedes Jahrtauſend aus ſeiner eigenen Aſche verjüngt, komm und ſtreichle mich und herze mich und küſſe mich und ſpiele mit mir und ſey meine ſüße Braut, und ich will dein ſüßeſter Bräutigam ſeyn.

Und er machte ſich vorwärts und ſtreckte ſeine Arme aus, als wollte er ſie umfangen; ſie aber ſchauderte zuſammen und wich drei Schritt zurück. Der arme Prinz aber kam aus dem Gleichgewichte mit ſeinem einzigen breiten Stämmer, worauf er ſich nur verlaſſen konnte — denn der lahme ſchleppte nur ſo nach — und fiel auf ſeine Naſe, daß ſie blutete. Sie aber lachte lauten Halſes bei dem Anblicke des kleinen Purzels, wie er ſich in ſeiner Breite im Sande hingelegt hatte; doch jammerte er ſie und ſie gab ihm die Hand und half ihm ſich aufrichten, und als er wieder ſtand, zog ſie ſanft die Hand zurück und ſagte ihm: Lieber Prinz Taliquo oder Qualiquo oder Quiprequo (denn mir hat einmal von einem Prinzen geträumt, der ausſah wie du und mit einem ſol-

chen Namen ungefär gerufen ward) aus deiner Bräutigamschaft, wenn die in einem Streicheln und Herzen und Küssen bestehen soll, wird nun und nimmer nichts; der muß ein bischen anders aussehen, der mich umhalsen soll. Ich bitte dich also, bleib mir mit deinen Küssen zehen Schritt vom Leibe und bilde dir nicht ein, daß ich je deine Braut werden könne; denn lieber will ich Schlangen und Kröten küssen, als deine Ungestalt. Siehe es ist Platz genug in dem schönen großen Garten, da können wir immer neben einander her spazieren und ich will dir gern alles Schöne gönnen, was er hat, aber vergönne mir, daß ich lieber mit meinen Lilien und Nachtigallen spreche und spiele als mit dir.

Prinz Qualiquo — so können wir ihn mit der Prinzessin nennen — ward gar nicht bestürzt durch diese Worte, er lachelte und sprach bei sich selbst: Hahaha! ist es nicht grade, wie mir's die Mutter gesagt hat, ehe sie mich zu ihr in den Garten ließ. Sagte sie nicht: Sie wird thun wie alle Jungfrauen thun, wenn man ihnen von Küssen und von Hochzeitbetten spricht, sie wird sich geberden, als sey dabei eine fürchterliche Gefahr, sie wird thun, als wenn du häßlich wareſt. sie wird vor dir fliehen, sie wird sprechen, du könneſt nie ihr Bräu-

tigam werden, und ſie wolle eher den Tod umhalſen als dich. Laß dich das alles nicht anfechten, das iſt ſo die blöde oder gezierte Jungfrauenart; ſey muthig! ſey muthig, Sohn! ſchreite ſtolz einher, als trügeſt du eine Kaiſerkrone! lächle, wie ein gnädiger Gott von ſeinem Throne lächelt! gebehrde dich groß und majeſtätiſch! und die Majeſtät muß ſich dir zu Füßen legen. Durch Muth und Stolz werden Felſen durchbohrt und Löwen und Tiger gebändigt; wie viel mehr das Herz einer zarten Jungfrau. Alle Jungfrauen machen es im Anfange ſo, ſie fliehen vor dem, was ſie am liebſten haben, ſie ſcheinen zu verabſcheuen, was ſie wünſchen. Halte du nur an, halte du nur feſt und laß ſie nicht los, bis ſie dein Weib wird! Es müßte wunderſeltſam zugehen, wenn ſie, die in ſo lauterer Einfalt gelebt hat, nicht fände, daß ein Geſpiele ein köſtliches Ding iſt, und noch dazu ein Bräutigam, und welch ein Bräutigam!

So tröſtete ſich Prinz Qualiquo, und kam immer wieder, wenn die Prinzeſſin ihm auch mal entlief. Das iſt aber wahr, ſie ergötzte ſich herzlich an ſeinen wunderlichen Gebehrden und Männchen und an den ſeltſamen Reden, die er ihr von Zeit zu Zeit hielt. Dann war es ihr Scherz, daß ſie ihm auf das geſchwindeſte entlief bis zur entgegengeſetzten Seite des Gar-

tens, wo er wenigstens eine halbe Stunde brauchte, bis er wieder zu ihr hin hinkte. Dies trieb sie solange, bis er schachmatt war und auf das jämmerlichste ächzete und hinfiel und endlich einschlief. Als er nun so elendiglich da lag und von der heissen Mittagssonne gebrannt wurde, da jammerte er sie und sie kitzelte ihn mit einem Lilienstängel solange unter Kinn und Nase, bis er wach ward, hieß ihn darauf aufstehen und führte ihn an einen süßen Weinquell, damit er sich erquickte. Dies that er denn auch in solchem Ueberfluß, daß er an dem Quell liegen blieb und zum zweiten Male einschlief, und so fest, daß sie den ganzen Nachmittag und Abend Ruhe vor ihm hatte, bis die Nacht kam und sie sich in ihrer Kammer verschloß und zu Bett ging.

Auf die Weise wie die ersten Tage ging es die folgenden auch, und schon fing der Prinz Qualiquo an dem Lilienmädchen herzlich langweilig zu werden. Denn wenn sie ihm auch leicht entrinnen konnte, sie sah ihn doch immer wieder heranhumpeln, und das ewige Geschwätz und Gewinsel von Liebe ward ihr zuletzt ganz unerträglich. Und das um so mehr, weil es ihr vorkam, als sey dieser pucklichte Prinz mit seiner quäckigen und quäligen Stimme nicht allein ein Prinzessinnenscheuch sondern auch ein

Vogelscheuch; denn die Vögel, die sonst immer so lustig aus allen Zweigen sangen, schwiegen jetzt, sobald er da war. Es war also zuletzt ihr einziger Trost, daß er gegen den Nachmittag immer so weit war, daß er Sonne und Mond nicht mehr unterscheiden konnte. Sie gebrauchte da auch eine unschuldige List; denn wenn er sie mit seinem Nachhinken zu sehr ängstigte, blieb sie etwa an einer neuen Weinquelle stehen, die er noch nicht versucht hatte, und zeigte sie ihm; und gewöhnlich ward seine Lüsternheit dabei fest.

Das ward ihr aber sehr unangenehm, daß er endlich die Stelle ausgespürt hatte, wo sie schlief. Da kam er, wann die Nachtkälte und der Morgenwind ihn von seinem Rauschlager aufstörten, gewöhnlich in die Laube, die in ihr Schlafzimmer führte, klopfte an ihre Thüre, wispelte und lispelte, ächzete und seufzete, girrte und schwirrte, hielt feurige Reden und sang noch feurigere Lieder, bis er auch da meistens wieder einschlief und oft schnarchte, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Dies Letzte war ihr das Unleidlichste, denn ihr Liebstes war, in der Frühe unter ihren Lilien zu wandeln und die Sonne über die Alpen aufsteigen zu sehen. Nun mußte sie aber drinnen warten, bis es ihm beliebte aufzustehen.

Da jammerte der arme Qualiquo sie, denn er kam ihr eben so dumm vor, als er garstig war. Und wirklich der arme Schelm war sehr dumm, und was er von zierlichen Redensarten und Ausrufen und in Worte gefaßten Seufzern so anbrachte, hatte seine Mutter die alte Hexe ihm auswendig gelehrt. Doch kam es dahin, daß das Lilienmädchen ihm im vollen Ernste böse ward und ihn endlich wie einen Missethäter in Ketten und Bande legte. Und das ging so zu:

Sie fand ihn eines Tages sehr jämmerlich liegen. Er war in einem bachischen Wirbelwinde, der in seinem bezechten Gehirne gar lustige Wellen schlug, an einem Bache so unglücklich ausgeglitscht, daß sein lahmer Fuß im Wasser hing. In dieser Stellung war er sanft eingeschlafen und lag allerdings so, daß eine einzige falsche Wendung, wozu ihn allenfalls ein Mückenstich bringen konnte, ihn in den Bach rollen und bei seinem Zustande in den ewigen Wasserschlaf versenken konnte. Gunhilde ging also hin und zog ihn sanft vom Ufer weg wieder ganz auf das Trockene. Bei dieser weichen Berührung, die ihm vielleicht wie ein holder Traum kam, ward er wach, faßte eine ihrer Hände und zog sie so plötzlich auf sich herab, daß sein häßlicher Mund ihre schönen Wangen mit einem Kusse berühren konnte. Das Kind schrie auf, als wär' es von

einer Natter gestochen, und stieß ihn zornig von sich und machte seine Hand wieder frei. Er ward auch sogleich wieder von seinem alten Rausch gefaßt und schnarchte mit offenem Munde. Sie aber rief im Zorn: Warte, mein Prinzchen! und lief geschwind und löste die Bande, welche einige junge Bäume an ihren Pfählen festhielten, schlug ihm diese um die Hände und band ihn an dem Baum fest, an welchem er hingesunken war. So ließ sie ihn liegen und sprach: Ade, mein süßer Bräutigam! hier magst du gebunden liegen bis an den jüngsten Tag, meine Hände lösen dich nicht.

Der Prinz hatte die Nacht glücklich durchschlafen und göttliche Träume gehabt. Die Arme der Prinzessin, die ihn von dem Bache wegzogen, der Kuß auf ihre Wangen, die nachherige Wälzung, die sie mit ihm vorgenommen, als sie ihn an den Baum band — alles das hatte sich in seiner von dem Traubensafte durchglüheten und ergeisterten Fantasie zu einem bunten Traum zusammengeflochten, in welchem die Prinzessin immer mitten drinn war. Kurz er wachte in den süßesten Gedanken auf und seine Arme tasteten noch vor Entzücken um sich, als ob sie etwas haschen wollten; aber o weh! der Arme lag da auf der kalten Erde und war festgebunden und fror, und endlich ächzete und winselte er. Denn es kam keine

barmherzige Hand, die ihn löſete, und die Sonne brannte ihn und ihn hungerte und durſtete ſehr. Die Prinzeſſin hörte er am andern Ende des Gartens mit den kleinen Vögeln ein Morgenlied ſingen, ſeine kleine Stimme aber konnte bis zu ihr nicht dringen.

Es war Mittag geweſen und die Sonne wandelte ſchon wieder von ihrer hohen Bahn herab, da kam die Prinzeſſin um zu ſehen, was ihr Gefangener mache. Er aber ward luſtig in ſeinem Herzen, denn er dachte, ſie käme ihn zu löſen. Aber ſie hielt ihm alles vor von geſtern, wovon er nichts wuſte, und ſagte: Ich habe geſprochen: hier magſt du gebunden liegen bis an den jüngſten Tag, meine Hände löſen dich nicht, und ich will mein Wort halten. Er hoffte, ſein Flehen werde ihr das Herz brechen, und er bat flehete ächzete ſeufzete ſtönte weinte heulte und brüllte ſo, daß einem Steine ſein ſteinernes Herz hätte ſpringen mögen — ſie blieb ungerührt und hüpfte weg mit einem Trallalara und rief: verbrenne verdurſte verhungere, garſtiges Ungeheuer, das mich zu lieben wagt! Das haſt du mit Einem frechen Kuß verdient. — Doch erbarmte ſie ſich ſo weit über ihn, daß ſie ihm einzelne abgefallene Aepfel und Birnen zuwarf oder hintrug und einen hölzernen Trinknapf aus dem Bache füllte und ihm hinhielt. Sie pries ſich aber glückſelig, daß ſie ihn feſt hatte.

Drei Tage hatte er so gefesselt gelegen, da war der zehnte Tag da, und die alte Hexe erschien und sah ganz erstaunt aus, da sie Gunhilden allein fand, und fragte nach dem Prinzen. O der ist wohl aufgehoben, rief das Kind, komm! komm! ich will ihn dir zeigen. Und sie nahm die alte Frau unter den Arm und führte sie zu dem Gefesselten und sprach: Siehe dieser Prinz Taliquo oder Qualiquo hat sich unterstanden mich lieb zu haben und mich seine Braut zu nennen, ja seine Frechheit ist so weit gegangen, daß er mich hat küssen wollen. Darum ist ihm dies widerfahren. Und nun sage, Mütterchen, liegt er nicht gar niedlich da? nimmt er sich nicht allerliebst aus? Prr! Hündchen! beissest du auch? — Und sie neckte ihn mit einem Blumenstängel, womit sie ihm unter die Nase fuhr, und lachte dabei vor Freuden so hellkehlig, als hätten tausend lustige Vögel ein Feldgeschrei angestimmt.

Die Alte aber verdunkelte ihre Runzeln und stieß den Prinzen Qualiquo mit ihrem Stecke und schlug derb auf ihn los, und sprach: du Tölpel du Pinsel du Holzkopf du Dickkopf du Ausbund von Dummkopf! so lässest du dich binden und liegst hier wie ein armer Sünder auf der Erde und krümmst dich wie ein Wurm im Staube? Und ich dachte dich als einen fröh-

lichen Bräutigam zu begrüßen. Nein an dir ſind alle meine Künſte verloren.

Darauf wandte ſie ſich zu dem Lilienmädchen und ihre Blicke wurden ſo fürchterlich, als ſeyen tauſend Kröten zugleich aus ihren glühenden Augen geſprungen und als ziſchten wer weiß wie viele Schlangen aus ihrem garſtigen Munde. Das Kind erſchrack bei dieſem ſcheußlichen Anblick ſo ſehr, daß ihre ganze ſüße kleine Seele in ihr bis in das Innerſte erbebte, und ſie hatte grade noch Zeit, ehe ihr das Aergſte widerfuhr, ſich mit dem Ringelein die Stirn zu reiben und das Reimlein herzuſagen:

Goldringelein! Goldringelein!
Mach mich klein, mach mich fein!
Sandkorn iſt das Kleinſte,
Spinnweb iſt das Feinſte.

Und als ſie dieſe Worte leiſe gemurmelt hatte, fiel ſie flugs als ein Sandkörnchen und Spinnwebchen auf die Erde, und die Hexe fuhr vor Schauder wohl drei Schritt von ihr zurück. Und als ſie ſich ſo klein geworden ſah, flüſterte ſie leiſe die Worte darüber:

Huhu! welch ein Wicht!
Körnlein verwehe nicht!
Spinnweb zerreiſſe nicht!
Huhu! Huhu!
Mein Glück wie dünn biſt du!

Das war aber das Beſonderſte bei dieſer Verwandelung, daß Sandkörnlein und Spinnwebchen das Goldringelein unter ſich in die Erde ſcharrten und ſich darauf legten.

Die alte Hexe war eine zu gute Künſtlerin, als daß ſie nicht ſogleich gewußt hätte, was es war, und daß eine andere Kunſt gegen ſie im Spiele ſey. Sie band ihren Dummkopf los und begann dann zu ſuchen. Sie flog als Vogel ſie kroch als Kröte, ſie lauſchte als Katze, ſie guckte als Eule, ſie ſchlich als Schlange, ſie ſchlüpfte als Maus und Wieſel in jedem Winkel herum, ſie ließ kein kleinſtes Gräschen und Kräutchen unberührt, ob ſie ihm nicht etwas abfuhlen könnte, ſie durchſuchte jedes Löchlein und jede Ritze — und fand nichts. Denn das ſteckte in ihrem Hexenblute, hätte ſie das Verwandelte berührt, ſie hätte es ſtrax merken müſſen. Sie konnte es aber nicht berühren; denn vor dem Sandkörnlein und Spinnweb fühlte ſie einen innerlichen Schauder und durfte ihnen nicht nahe kommen. Und ſie hatte ſo den Tag geſucht und die ganze ausgeſchlaafene Nacht, und nichts gefunden. Und das Morgenroth dammerte in Oſten, und ſie mußte fort; und ſie rief, als ſie die Gartenpforte zumachte: Nur Geduld, mein ſauberes Kräutchen! du ſollſt mir nicht entrinnen; was ich heute nicht geſchafft, ſchaff' ich ein anderes Mal.

Und Sandkörnchen und Spinnwebchen hatten gehorcht, und als ſie die Gartenthür klingeln hörten, richteten ſie ſich auf und guckten mit ihren Aeuglein umher und ſahen, daß die alte Hexe nicht mehr da war. Und flugs gruben ſie Goldringelein aus der Erde und rieben ſich damit, und ſiehe! ſie beide vergingen in demſelben Augenblick und wurden nicht mehr geſehen, und die ſchöne Gunhilde ſtand wieder da in ihrer ganzen lieblichen Leibhaftigkeit, und Goldringelein war nicht faul, hüpfte zu ihr hinauf in Freuden, und ſteckte ſich von ſelbſt wieder an ſeinen Finger.

Und Gunhilde ſpielte wie vorher unter ihren Vögeln und Blumen und ward durch ſüße Träume von den Unterirdiſchen erquickt, und Prinz Qualiquo quälte ſie nicht mehr ſondern wich ihr immer aus und ſchien Angſt vor ihr zu haben. Er hielt ſich in einer Ecke des Gartens auf, die er nicht verließ ſondern wo er immer von einer Weinquelle zur andern ſpazierte. Die meiſte Zeit aber verſchlief er im Rauſche und ſchien Krone und Königsthron und Braut und Hochzeit die königlichen Enkel und Urenkel gar vergeſſen zu haben. Die kleinen Weiſſen aber waren um ihr liebes Lilienmädchen voll Sorgen und Trauren, denn ſie fürchteten, wenn die alte Hexe zum zweiten Male käme, würde ſie das arme Kind mit Künſten und Liſten angreifen; und wie leicht

könnte es da vergeſſen, ſein Goldringelein zu rechter Zeit zu gebrauchen, und von der alten Bosheit in irgend ein ſcheußliches Thier verwandelt oder in irgend eine ſcheußliche Ungeſtalt verſchaffen werden! Sie hatten alſo einen neuen Rath beſchloſſen, und ſchickten ihr deswegen in der nächſten Nacht einen ſchrecklichen Traum zu, von welchem ſie einige Stunden geängſtigt ward.

Die arme Gunhilde ſah ſich nemlich eines Morgens unter ihren Blumen wandelnd voll junger Morgenfreude über den Sonnenſchein und alle die Frühlingsſchönheit. Siehe da däuchte ihr, wie ihre Blumen ſich plötzlich verwandelten und traurige Dornen und Diſteln wurden, und alle blühenden Bäume und Fruchtbäume wurden kahles Geſtrüpp, und alle Gräſer und Kräuter verwelkten, und für die niedlichen bunten Singvögelein ſaßen Eulen und Krähen auf den kahlen Aeſten und krächzten und wimmerten; und Tiger und Löwen brüllten und Schlangen und Drachen ziſchten durch die Büſche. Und das arme Kind lief und ſuchte die Pforte, denn ſie wollte in der Angſt entfliehen. Aber ſie konnte nicht heraus; denn die Gartenmauer ward rings zu einer hohen Feuerflamme, die ihr den Ausgang wehrte und deren Gluth ſo gewaltig war, daß ſie zurücklaufen mußte, damit ſie nicht verſengt und verbrannt würde. Als ſie nun im beſten

Laufen war und in der Angſt nicht wußte, wohin, da traf ſie, wo ſonſt ihr Liliengang geweſen und wo jetzt kahle Diſteln ſtanden, auf die alte Hexe, welche huſtend und hinkend auf ſie zukam und mit jedem Augenblick an Größe und Scheußlichkeit wuchs bis zu der Länge einer Rieſin, bis ſie ſich, als ſie dicht vor ihr ſtand, plötzlich in eine ungeheure Kröte verwandelte, die mit offenem Rachen nach ihr ſchnappte, daß ſie ſie verſchlänge. Darüber wachte die Prinzeſſin auf, und war blaß wie der Tod und ganz verſtört, als ſie aufſtand.

Sie ging in ihren Garten hinaus und fand ihn noch unverwandelt und eben ſo ſchön, als ſonſt; ſie ſah da auch nichts Ungeheures, als den Prinzen Qualiquo, der ſchon wieder an einer Weinquelle lag und ſchlürfte. Aber ſie hatte doch keine Ruhe und ward von ſchweren Gedanken geplagt: und es war ihr, als können die Lilien in jedem Augenblick Diſteln und die Orangenbäume Dornſträuche werden und als können alle ihre lieblichen Nachtigallen bald als Krähen und Raben Unglück von den Zweigen herabkrähen, und ſie ging deswegen in unbeſchreiblicher Angſt umher. Und es trieb ſie mit Gewalt, daß ſie nicht anders konnte, ſie mußte ſich wirklich die Stirn mit dem Goldringelein reiben und das Verslein dazu herſagen und wie-

der als Sandkörnlein und Spinnweb zu Boden fallen.

Das hatten die kleinen Weiſſen, ihre Freunde, eben gewollt mit dem Traum und mit ihrer Angſt. Zugleich flogen drei weiſſe Tauben herbei: die erſte verſchluckte das Sandkörnlein, die zweite nahm das Spinnweb unter den Flügel, und die dritte hing ſich das Goldringelein um den Hals. Und die drei flogen geſchwinde davon und ſangen in den Lüften im Dreiklange:

Wir tragen das Kleinſte,
Wir tragen das Feinſte,
Wir tragen das Reinſte
In Liebe davon.
Geſchwinde! geſchwinde!
O helft uns, ihr Winde!
O webt uns geſchwinde
Davon! davon!

Und die Winde ſpielten auf und ſchlugen ihre geſchwindeſten und ſauſendſten Flügel zuſammen und trugen die drei weiſſen Tauben im ſchnelleſten Fluge davon. Aber die alte Hexe, die oben in den beſchneieten Alpen lauerte, hatte etwas gemerkt und hatte ſich ihren ſchwarzen Federrock angezogen, und ſchoß mit klingenden Flügeln als ein ſchwarzer Rabe hinter den weiſſen Tauben her. Dieſe hatten eben die Spitzen der Alpen erreicht, als ſie dicht hinter ihnen war. Noch

Eine Minute, und die weiſſen Tauben wären verloren geweſen nebſt dem koſtbaren Schatze, den ſie trugen. Aber hier war ihr Gebiet zu Ende, weiter als dieſe Alpenſpitzen durfte ſie nicht verfolgen und nachjagen. Sie flog nun ergrimmt zurück, und fuhr bald in den ſchönen Garten hinab und verwandelte ihn wieder in eine Einöde, was er geweſen war; ihren Sohn aber verwandelte ſie in eine Krähe. Und ſo flogen beide davon, daß ſie anderswo neue Schalkſtreiche übten, denn hier waren ſie zu Ende.

Und die Tauben flogen Tag und Nacht wohl hundert Meilen, bis ſie endlich über einer großen Wieſe ſchwebten, wo die Ihrigen verſammelt waren. Es war aber auf Erden die ſchöne Frühlingszeit, wo alles in Freuden lebet und ſchwebet. Hier ſenkten ſie ſich ſanft hinab, und ſangen wieder:

Wir tragen, wir tragen,
Wir dürfen's nicht ſagen,
Ihr dürft es nicht fragen,
Ein liebliches Kind.

Goldringelein klinge!
Sandkörnlein und ſpringe!
Und Spinnweb dich ſchwinge!
Nun ſchafft euch geſchwind!

Und die drei weiſſen Tauben ſetzten ſich zuſammen auf die grüne Erde, und die erſte ſpie das Sand-

Körnlein aus, und die zweite holte das Spinnweb unter dem Flügel hervor, und die dritte ſtreifte ſich das Goldringelein vom Halſe, und ſie ſchütteten alle drei auf einander. Und die drei waren nicht faul und ſchufen ſich unter einander zurecht, wie es ſeyn muſte — und in Einem Augenblick ſtand das ſchöne Lilienmädchen da auf der grünen Wieſe, die drei Tauben waren aber weg. Aber ſie waren mit dem ganzen weiſſen Völkchen unſichtbar um das Kind herum und flogen als Schmetterlinge und Gottspferdchen auf den Gräſern und Blumen um ſie, damit ſie ſie recht beſchaueten und ſich an ihrer Schönheit ergötzten, oder ſie ſangen auch als bunte Vögel in den Zweigen, und ſangen das ſüße Kind bald in einen ſanften Schlaf, und tanzten dann ihren luſtigen Sternenreigen um ſie die ganze Nacht und machten die allerlieblichſte Muſik um ſie.

Und Gunhilde lebte hier noch anmuthiger, als ſie in dem Zaubergarten gelebt hatte. Die grüne Wieſe lag in Mitten eines luſtigen Haines an einem groſſen See. Es war da eine unendliche Mannigfaltigkeit von Bäumen und Blumen und eine liebliche Abwechſelung von Bergen Hügeln und Thälern, die das Kind durchwandeln durfte. Nachtigallen Amſeln Lerchen und andere kleine Singvögelein hatte es da in zahlloſer Menge, und im See ſchlüpften ſilberne und goldene Fiſchchen

umher und Schwäne ſchwammen majeſtätiſch auf ſeinem Spiegel. An ſeinem Ufer hielt immer ein Nachen bereit, der das Kind, wann es wollte, aufnahm und über den See mit ihm hinſchwamm, und es dann wieder ans Land trug, wann es ihm gefiel. Dies verkürzte ihr die Zeit auf das angenehmſte, und in ihren leeren Stunden vertrieb ſie ſich die Weile mit allerlei künſtlicher Nadelarbeit, worin ſie bald eine Meiſterin ward und welche ſie ſchon in jenem Garten unter den Alpen geübt hatte. Die kleinen Weiſſen gaben ihr dies alles nebſt manchen andern fröhlichen Gedanken und Erfindungen immer noch im Traume ein, ſo daß ſie eine der klügſten und kunſtreichſten Prinzeſſinnen geworden iſt, die je auf der Welt gelebt haben. Dieſe Weiſe, die Träume ſo als Lehrmeiſter und Unterweiſer zu gebrauchen, war eben ſo fein als unſchuldig, und dadurch wurden die Nachte des Lilienmädchens jetzt der ſchönſte Theil ihres Lebens. Denn da trugen und flüſterten die Kleinen ihr alles zu und ſpiegelten ihr das Menſchenleben mit ſeinen bunten Erſcheinungen und ſeinen mannigfaltigen Wechſeln und verworrenen Verhältniſſen auf das deutlichſte vor; ſo daß ſie es alles verſtand und ſich leicht darin bewegte, als ſie wirklich in die Menſchenwelt eintrat aus der Zauberwelt und Wunderwelt, worin ihre Kindheit und Jugend

gehalten und erzogen war. Auch eine goldene Laute hatten die Kleinen ihr gemacht, und ſie ſchlug ſie wunderſchön und ſang mit ſehr lieblicher Stimme dazu. Denn daß ſie die Liebe des Saitenſpiels und des Geſanges bekommen hatte, war wohl das natürlichſte, da die wundervollſten Vögel immer um ſie ſangen und da die zarte und faſt überirdiſche Nachtmuſik der kleinen Weiſſen ſie immer umtönte. Dieſe ſorgten auch, daß ihr Hier in ihrer grünen Einſamkeit Speiſe und Trank nie fehlten. Wann ſie hungrig und durſtig war, ſtand immer gleich ein gedecktes Tiſchchen vor ihr. Sie aß und trank aber äuſſerſt wenig, und immer von dem Zarteſten: ein paar Tröpflein Milch und ſüßen Wein, ein Stückchen Weißbrod, Honig, Früchte und dergleichen; daß man von ihr faſt ſagen konnte: ſie hatte eine lichte und leichte Blumen- und Vogelſeele und berührte, wie Blumen und Vögel thun, auch nur die zarteſte und leichteſte Nahrung der Erde.

Gunhilde hatte auf dieſer grünen Wieſe und in dem Hain und auf dem See, die ſie umgränzten, wieder vier fröhliche Monate verlebt und war ſehr fleißig geweſen und hatte viel Schönes gelernt. Ihr waren die vier Monate nicht länger geworden, als andern vier Minuten. Aber die kleinen Weiſſen ſorgten für ſie und ſagten: Es iſt unrecht, daß wir das liebe

Kind länger bei uns behalten, ſie muß zu ihrem Vater und Mutter gebracht werden, denn der Sommer wird bald zu Ende gehen und wir müſſen dann in unſere Berge; und wo ſoll ſie dann bleiben? Und ſie machten wieder durch Träume, was ſie haben wollten, und zeigten ihr die Stadt Stockholm in Schweden, wo ihre Aeltern wohnten, und die Schlöſſer und die Gärten, wie ſie leibhaftig waren, und den See Mälare mit ſeinem brauſenden Strom, woran die ſchöne Stadt gebaut iſt, und machten ihr nach allen den Dingen und nach andern ſchönen Sachen, die ſie ihr auch nicht umſonſt zeigten und vorſpielten, eine gewaltige Sehnſucht im Herzen; ſo daß ſie ſeit einigen Tagen nichts anders dachte, als wie ſie doch einmal aus dieſem Hain heraus und zu Menſchen käme und wie ſie nach dem ſchönen Stockholm gelangte, und daß ſie die Nächte immer wieder daſſelbe träumen mußte. Als ſie ſie ſo vorbereitet hatten, zeigten ſie ihr drei Nächte hinter einander ein buntes Vögelchen, welches ſehr hübſch iſt und Stieglitz oder Diſtelfink heißt, und bei Tage lieſſen ſie daſſelbe Vögelein immer vor ihr herflattern, damit ſie ſich daran gewöhnte. Und es geſchah, was jene wünſchten: ſie gewann das Vögelchen ſehr lieb und jagte ſich manchen Tag mit ihm auf der grünen Wieſe herum und

dichtete ein Liedchen auf das Vögelein und ſang es zu ihrer Laute. Und als ſie beide ſo vertraut mit einander geworden waren, da ſchickten ſie dem Kinde wieder einen Traum, worin es ihr däuchte, daß der kleine Stieglitz vor ihr herflog und mit lauter Stimme einmal über das andere rief: Gunhilde! Gunhilde! nach Stockholm! nach Stockholm mit mir! Ich bin der Wegweiſer! ich bin der Wegweiſer! Und ſie zog im Traume mit ihm und kam glücklich nach Stockholm und ſah Vater und Mutter wieder und freute ſich ſo ſehr, daß ſie ſich vor Freude gar nicht laſſen konnte, und darüber erwachte.

Und als ſie des Morgens herauskam auf die grüne Wieſe aus der niedlichen Muſchelgrotte am See, wo die Kleinen ihr ein Schlafkämmerlein bereitet hatten, flog der Stieglitz vor ihr her. Und ſie gedachte nun des Traumes und des Rufes des Vögelchens, und lief eilig in ihr Kämmerlein zurück, nahm von ihren Sachen, was ſie am liebſten hatte, und machte ſich ein Bündelchen daraus, und hing ihre goldene Laute über die Schultern, und ſo begann ſie zu wandern und wollte das Vögelein verſuchen und ob der Traum ihr vielleicht nur eine leere Gaukelei vorgemacht hätte. Und als die kleinen Weiſſen merkten, daß ſie im Zuge war, wie ſie es wollten, ſteckte ſich flugs einer in das

Vögelein, und das Vögelein flog von Zweig zu Zweig immer luſtig weiter und rief nach Stockholm! nach Stockholm! und das Lilienmädchen wandelte ihm mit leichtem Tritte nach. Es waren auſſer dem Vögelein Stieglitz auch noch andere Unterirdiſche dabei, die ſie geleiteten; denn nie hatten ſie ein irdiſches Kind ſo lieb gehabt als dieſes engliſche Blumenmädchen. Und ſo flog das Vögelein und das Mägdlein ging vom Morgen bis zum Abend, und wann es hungrig ward, fand es Speiſe, und wann es durſtig ward, fand es Trank, und wann es müd ward, fand es ein Bettchen. Des Abends machten die Kleinen ihm unter dichten Bäumen aus Gras und Blumen immer gar ſäuberlich ein Lager und ſaßen um das Bettchen her und flüſterten und ſpielten ſüße Träume oder tanzten und ſangen ihre liebliche Nachtmuſik. Und dieſe ganze Reiſe ging ſelbſt wie ein zauberiſcher Traum, und ſie war auch wunderbar genug, und war wohl nie erhört worden, ſolange Menſchen gelebt haben, und wird wohl nie erhört werden, ſolange Menſchen leben, daß ein kleiner Vogel Wegweiſer geweſen iſt und nach Stockholm! nach Stockholm! gerufen hat, und daß eine zarte Jungfrau das Herz gehabt hat, einem ſolchen kleinen Vogel, der doch jeden Augenblick wegfliegen und

ſie zum Beſten haben und im Walde und in der Wildniß ſtecken laſſen konnte, zu glauben und mit ihm über Berg und Thal und Feld und Haide zu wandern einen ſo weiten Weg. Sie hatten aber bis nach Stockholm wohl eine Reiſe von ſechshundert Stunden und gingen immer von Mittag gegen Mitternacht; denn der König von Schweden iſt ein Herr, der gegen Mitternacht herrſcht. Und ſo ging Gunhilde täglich wohl zehen bis zwölf Stunden Weges, und ward nicht müde. Denn das Vögelchen führte ſie meiſtens lauter anmuthige Fußpfade und Richtſteige durch luſtige Wälder und über grüne Wieſen hin. Wann ſie ſich aber ausruhete, ſo nahm ſie ihre Laute von der Schulter und ſang ein fröhliches Lied, aber zuweilen auch ein Lied der unbekannten Sehnſucht und Liebe, welche die Träume in ihrem Buſen aufgeweckt hatten. Das Vögelchen ſäß dann auf der Laute und horchte zu und regte in Freuden ſeine bunten Flügel über der Wölbung, zuweilen zwitſcherte es auch ſein Liedchen mit drein; wann die Jungfrau aber eingeſchlafen war, was auch wohl geſchah, dann weckte das Vöglein ſie mit ſeinem Flügelſchlage auf, wann die Zeit der Ruhe vorbei war und ſie die Reiſe fortſetzen mußte. Sie ſang ihrem kleinen Vogel auch faſt alle Tage das Liedchen

vor, das ſie auf ihn gedichtet hatte, und es däuchte ihr, als neigte er ſein Köpfchen dann traulicher als ſonſt ihren Tönen und als verſtände er den Inhalt der Worte. Das Liedchen aber klang lieblich und fein aus ihrem Munde. Und wann ſie ſo geſungen hatte in Wehmuth und Sehnſucht um etwas und nach etwas, das ſie nicht wußte, dann ſchwirrte das Vöglein auf und klatſchte mit ſeinen Flügeln und klang nach Stockholm! nach Stockholm! und ſie hängte ihre Laute wieder auf die Schulter und nahm ihr Bündelchen unter den Arm und ſchlenderte ihm mit ihren feinen Füßchen getroſt nach.

So waren ſie beinahe zwei Monate gewandert da kamen ſie in den Wald, der nicht weit von dem Schloſſe des ſchwediſchen Königs lag, und bald waren ſie in dem Garten, wo der König und die Königin vormals ſo oft mit ihrer kleinen Tochter ſpaziert waren. Es war ein ſchöner Oktobermittag, hell und licht, wie ſie in Schweden zu ſeyn pflegen, und nicht kalt. Und als Gunhilde in den Garten trat, war es ihr ganz wunderſam um das Herz und kam ihr alles zugleich bekannt und doch unbekannt vor. Es war aber keine Erinnerung aus ihrer Kindheit — die war noch zu zart geweſen, als die Wölfin ſie von dort entführt hatte — ſondern

es waren Bilder aus den Träumen, in welchen die kleinen Weiſſen ihr das Schloß und den Garten nebſt vielem anderm oft vorgeſpiegelt hatten. Das ſchwebte dunkel vor ihr und ſie meinte wirklich, ſie habe dieſe Orte ſchon einmal geſehen. Sie war müde von der Wanderung, ſetzte ſich auf eine Bank, die unter einer hohen Eiche ſtand, nahm ihre Laute und ſang; und das Vöglein flatterte auf ihre Hand und bewegte die Flügel, wie ſie die Finger auf die Saiten legte. Sie ſang aber ihr älteſtes Lied von den Lilien, ihren Wiegengeſang, das Einzige, was ſie aus ihrer früheſten Kindheit behalten hatte. Als ſie nun mit heller Stimme den Vers ſang:

Schlafe, Kindlein, ſchlafe nun,
Sollſt in Gottes Frieden ruhn,
Denn die lieben Engelein
Wollen deine Wächter ſeyn.

da wollte es Gott, daß der König und die Königin eben aus einem Seitengange an der Bank, wo das Lilienmädchen ſaß, hervorgehen ſollten. Und die Königin war ganz erſtaunt und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, und ſie ſprach zu ihrem Gemal: Theurer Herr, was iſt das für ein Lied, das hier klingt? das Wiegenlied meiner kleinen Gun-

hilde? Ach! mein einziges ſüßes Töchterlein! hier war die Stelle, wo die Wölfin ſie nahm. So ſprach die arme Königin und ward blaß wie ein Schneefeld und ſchwere und trübe Gedanken beklemmten ihr das Herz ſo, daß der König ſie halten mußte, damit ſie nicht in Abkraft hinſiele. Und ſie rief in tiefſten Schmerzen einmal über das andere: Meine Tochter! meine Gunhilde! meine einzige Tochter! du kommſt nimmer, nimmer wieder!

Gunhilde, die in Gedanken geſeſſen und ihr Liedchen wehmüthig vor ſich hin geſungen hatte, ſchauete nun auf und erſtaunte, als ſie den König und die Königin ſah: dieſelben Geſtalten, dieſelben Kleider, dieſelbe Stelle mit der Eiche und der Bank, die ihr der Traum ſo eft gezeigt hatte. Und nun war ihr alles klar, und ſie ſprang auf und lief auf den König und die Königin zu und rief überlaut: Ich bin eure Tochter! nehmt eure einzige Tochter wieder. Ich bin verzaubert geweſen, habe in einem wunderbaren Zaubergarten manches liebe Jahr geſeſſen und geſpielt, und nun weiß ich kaum, wie ich hieher gekommen bin nach Stockholm, ich bin ſeltſamlich genug von einem kleinen bunten Vogel hieher geführt. Und der König und die Königin ſahen ſie mit Erſtaunen an ob ihrer Jugend und Schönheit, und es

fiel der Königin sogleich ein Traum ein, den die kleinen Weissen ihr wohl zugeschickt hatten, worin sie ihre Tochter wiedergefunden hatte ganz in derselben Gestalt. Sie hatte das aber für eine Gaukelei der Nacht gehalten, wie so viele Träume auch nichts anderes sind. Nun aber glaubte sie und umhalsete das süße Kind und drückte es entzückt an ihr Herz und rief: Ja du bist meine Tochter! Und sie riß dem Lilienmädchen das Busentuch auf und beschaute es unter der linken Brustwarze, wo ein röthliches Maal war gleich einem aufgebrochenen Röslein, das es mit zur Welt gebracht hatte. Und sie zeigte das Röslein dem Könige und sprach voll Freude: Sieh hier deine Roshilde! denn du wolltest sie Roshilde taufen lassen wegen des kleinen rothen Röseleins, ich aber Gunhilde, und ich habe es erstegt. Und der König nahm das schöne Kind nun auch an sein Herz unter tausend heissen Küssen, und sie führten es darauf in ihr königliches Schloß und brachten sie in die Zimmer, in welchen sie als Kind gespielt hatte. Sie wußte aber nichts mehr davon sondern hatte nur ein Bild davon aus ihren Träumen.

Und das Kind mußte nun erzählen, und als die Aeltern sich satt gehört und gefreut hatten, da liessen sie die Botschaft erschallen, die

Prinzessin Gunhilde sey wiedergekommen und sey schön und lieblich wie der Tag. Und in der ganzen Stadt ward große Freude und bald auch im ganzen Lande; denn sie hatten sehr getrauert um des Königs Kinderlosigkeit und um den Jammer und die Kriege, die es nach seinem Tode geben konnte wegen der Nachfolge. Es kamen nun auch alle herbei, die zum Hofe gehörten und Gunhilden in ihrer Kindheit gesehen oder gewartet und gepflegt hatten, und auch ihre Amme kam und die Kammerfrauen kamen, und erkannten sie alle wieder. Sie tasteten aber alle nach dem Röselein, die Amme aber meinte, sie hätte sie auch wohl ohne dies Zeichen erkannt: denn so, habe sie gedacht, müsse sie grade aussehen, so schlank so weiß so hell, als sie jetzt vor ihr stehe, eine Braut für den mächtigsten Kaiser der Erde. Und die Amme weinte vor Freuden und Gunhilde weinte auch, daß sie von allen so lieb gehabt ward. Und noch denselben Abend, ehe sie von einander schieden und ein jeder in sein eigenes Kämmerlein ging, nahmen der König und die Königin sie allein, und der König sprach zu ihr:

Theure Prinzessin Gunhilde und mein einziges geliebtes Kind. Gott hat größere Gnade und Barmherzigkeit an mir gethan, als meine Sünden verdienen, und lässet noch einen schö-

nen hellen Stern der Freude aufge[illegible] über meine ſpäteren Jahre, deren Abend [illegible]r dunkel geworden war im Grame über mei[illegible] Kinderloſigkeit und über deinen Tod. Du lebſt, und kommſt wieder als eine Blume der Schönheit, und dieſe Blume wird über dieſes Schloß und dieſe Stadt und über das ganze Land der Gothen und Schweden Glanz und Ruhm verbreiten. Siehe, mein geliebtes Kind, das Volk hat mich faſt wie einen dürren Aſt angeſehen und als den letzten meines Geſchlechts faſt verachtet; nun habe ich dich, und der Stamm, der dürr ſchien, wird wieder Keime und Sproſſen treiben und ich und deine Mutter werden durch dich mit Freude und Ehre gekrönt werden. Du biſt nun bald vierzehen Jahre alt und wir ſehnen uns beide nach Enkeln. Ich habe einen herrlichen und würdigen Bräutigam für dich, einen Mann edlen Blutes und unvergleichlichen Ruhmes, die Ehre meines Heers und die Stütze meines Throns. Dieſem will ich dich morgen als Gemal zuführen und er ſoll mein Eidam ſeyn.

Die Prinzeſſin verneigte ſich bei dieſen Worten erröthete und ſprach: Mein König und mein Herr. Dein Wille iſt auch der meinige, und Gott wende es dir und mir alles zur Freude, wie er das Andere gewendet hat! Dies ant-

wortete ſie, und ging dann in ihr Kämmerlein, und als ſie von den Kammerfrauen entkleidet und allein war, warf ſie ſich vor ihrem Bette auf die Kniee, faltete ihre ſchneeweiſſen Hände und weinte und betete mit vielen tauſend Seufzern. Die Seufzer aber gingen zugleich zu dem lieben Gott und zu einem ſchönen blonden Jüngling, den ſie die letzten beiden Jahre oft im Traum geſehen hatte, und ſie ſprach leiſe bei ſich: Ach! mein ſüßer blonder Jüngling! ſähe er doch wie mein Blonder aus!

Den andern Tag, als der Morgen angebrochen war, ſandte der König ſeine Oberhofmeiſterin zu Gunhilden und ließ ihr anſagen, ſie ſolle ihren ſchönſten Schmuck und ihr prächtigſtes Geſchmeide anthun und gegen den Mittag vor ihm in ſeinem Gemache erſcheinen. Und als es gegen den Mittag ging, da kam die Königin ſelbſt mit allen erſten Damen des Hofes und holten die Prinzeſſin ab und führten ſie in des Königs Gemach, wo der König auf ſeinem Throne ſaß und alle die Erſten und Vornehmſten um ihn her ſtanden. Er erhob ſich aber von ſeinem hohen Sitze und führte ſeine Tochter die Stufen hinauf und ſetzte ſie neben ſich und ſprach: Dies iſt die Erbin unſers Throns, dies iſt unſre einzige Tochter, welche Gott auf eine wunderbare Weiſe erhal-

ten und uns wiedergegeben hat. Und nun traten alle Männer und Frauen herzu, einer nach dem andern, ſo wie ſie an Geburt und Ordnung die vornehmſten waren, und ſie verneigten ſich dreimal an den Stufen des Thrones und huldeten der Prinzeſſin. Und als dies geſchehen war, da winkte der König einem Ehrenhold, und dieſer öffnete eine Seitenthüre, und in glänzender Waffenrüſtung trat ein ſtattlicher Mann herein von hohem Wuchs und edler Geſtalt, welchem die blonden Locken über dem Waffenrocke die Schultern herabfielen. Und der König winkte ihm, daß er käme an die Stufen des Throns. Und er trat heran und verneigte ſich ehrerbietig. Da ſprach der König zur Prinzeſſin: Dieſer ſoll dein Gemal ſeyn und mein Eidam! und zu den Edlen und Großen des Reichs: Dieſer ſoll euer König und Herr ſeyn nach mir! Und die Prinzeſſin konnte ſich nicht länger halten und rief überlaut: Er iſt es! er iſt es! Sie meinte aber den ſchönen blonden Jüngling, den ſie ſo oft im Traume geſehen hatte, denn er war es wirklich. Der König und die Königin und alle Umſtehenden verwunderten ſich dieſer Worte, doch frgte keiner die Prinzeſſin, was ſie bedeuteten.

So iſt denn Freude geweſen in dem Schloſſe und in der Hauptſtadt und in dem ganzen Kö-

nigreiche, und bald ist eine herrliche und glänzende Hochzeit geworden, wo sich das Wunder begeben hat, daß der Bräutigam und die Braut in gläsernen Schuhen getanzt haben, welche sie den Morgen des Hochzeitages vor ihrem Bette fanden; auch sind unter den Tänzern und Tänzerinnen viele niedliche weisse Masken mit gläsernen Schuhen gesehen worden. Das haben viele gedeutet auf die kleinen Weissen, die Schutzgeisterchen Gunhildens. Als die Prinzessin nun nach dem Tanze in ihre Brautkammer gekommen ist, da hat sie viele kostbare Kleinodien und Geschmuck und Geräth gefunden und Arbeiten der allerfeinsten und allerniedlichsten Art, daß kein Mensch gewußt hat, wer sie dahin gebracht hatte. Und sie haben gerathen der eine auf diesen der andere auf jenen, der ihr die herrlichen Geschenke gebracht oder geschickt hätte; Gunhilde allein hat es wohl gewußt, hat sich aber nichts merken lassen.

Und Gunhilde hat mit ihrem blonden Prinzen ein sehr fröhliches Leben geführt und ist in lauter Freuden sehr alt geworden und hat Enkel und Urenkel gesehen. Glück hat sie gehabt in allen Dingen und Kunst und Weisheit vor allen Frauen. Das war die Gabe der Unterirdischen, welche sie unterwiesen hatten und welche auch immer um sie und um ihre Kinder waren, so

daß es ein glückhaftes und sieghaftes Geschlecht geworden ist. Die alte Hexe hat auch über sie und über ihr Haus nimmer wieder Gewalt gewinnen können, und Glück ist bei diesem Geschlechte geblieben viele lange Jahrhunderte, solange das Goldringelein bewahrt worden ist.

8.

Schneeflöckchen.

Schneeflöckchen war eine arme verwandelte Prinzessin, die in der Welt umherflog und Liebe suchte. Sie war ein wunderschönes Kind, schneeweiß und lieblich von Farbe mit himmelblauen Aeuglein und blonden Löckchen, und ihr Vater war ein sehr mächtiger König in Indien. Als sie sechs Jahre alt war, da starb ihre Mutter und sie bekam eine böse Stiefmutter. Diese gebahr dem Könige auch zwei Töchter, aber die waren häßlich wie Krähen und Schneeflöckchen blühete nur noch anmuthiger, wenn sie neben diesen beiden stand. Dies ärgerte die Königin, die eine böse Hexe war, und sie sann auf allerlei Tücken, wie sie das schöne Kind verderben könnte, das nun schon zwölf Jahre alt war. Sie mußte sich aber vor dem Könige in Acht nehmen, denn er liebte Schneeflöckchen mehr als sein Leben.

Gern hätte ſie das Kind durch Gift oder Eiſen weggeſchafft, aber das däuchte ihr zu gefährlich und konnte verrathen werden, ſie meinte es alſo ſicherer durch Hexerei zu verderben. Und eines Tages, als ſie es wuſch und ihm ein reines Hemdchen anzog, da ſchmierte ſie es mit einer Salbe ein, ſprang dann ſehr lebendig um das Kindchen herum und ſtreichelte und herzte es, ward darauf plötzlich zu einer ſchwarzen Füchſin und beleckte das Kind, das erſchrocken da ſtand, mit ihrer geſchwinden Zunge, und murmelte die Worte:

Schneeflöckchen flieg hin!
Fliege durch die Welt hin!
Heute kalt und morgen warm!
Schlaf in keines Mannes Arm,
Der nicht in das fünfte Jahr
Treu dir ohne Wandel war.

Und in demſelben Augenblicke, als ſie von der Füchſin geleckt worden und die Worte über ſie hingemurmelt waren, ward die hübſche kleine Prinzeſſin zum Schneeflöckchen. Und die alte öffnete das Fenſter und ließ ſie hinausfliegen. Es war aber ein kalter Wintertag, als dies geſchah, und die böſe Stiefmutter rief ihr höhnend nach: Fliege nun und friere bis in Ewigkeit! eher mag ich wieder jung werden wie du, als du einen Mann findeſt, der einem

Schneeflöckchen fünf Jahre bis in die innerſten Gedanken treu bleibt.'

Und die ſüße kleine Prinzeſſin Schneeflöckchen flog mit den andern Schneeflocken im kalten Winde umher und fror und zitterte und wimmerte wie die andern. Es fühlte aber, warum es trauerte, denn es hatte die allerſüßeſte und allerwärmſte Seele behalten, obgleich es ſo jammerlich verwandelt war, und mußte auch als Schneeflöckchen durch die weite wüſte Welt nach Liebe umherfliegen. Da war ihr denn das Traurigſte, wenn ſie je einmal auf ein hübſches Geſichtchen flog oder an eine ſchöne Bruſt ſich ſchmiegte oder auf ein warmes Händchen ſich hinabſenkte, daß ſie unfreundlich weggeblaſen und abgeſchüttelt ward, als habe ſie nur unangenehmen Froſt gebracht, wie alle anderen Schneeflocken. So mußte ſie immer wieder in die Welt hinein, wann ſie gehofft hatte, ſich einmal in Liebe auszuruhen, und flog den langen traurigen Winter umher und lag den gefrornen Bergen und den Steinen und den eiſigen Seeen an der kalten Bruſt und weinte und ächzete um Liebe, die ſie nirgends fand. Und als es warm ward und die erſten Blümchen ihre Köpfchen aufrichteten und die erſten Vögelein wieder ſangen, da durfte ſie nicht bleiben an der ſchönen Sonne ſondern mußte in die Dunkelheit; denn der Winter fing ſie ein mit den andern Schneeflocken

und ſperrte ſie alle in den Tiefen und Höhlen der alten Berge ein, daß ſie da lägen, bis er wieder auf die Erde emporkäme.

Da lag nun Schneeſtöckchen den ſchönen Frühling und den warmen Sommer und Herbſt und verlebte ihre Stunden in Sehnſucht und Traurigkeit: in Sehnſucht, denn alle Erinnerungen waren in ihrem dünnen Schneeleibchen geblieben: in Traurigkeit, denn ſie zweifelte, ob ſie jemals Liebe finden würde. Da hat ſie manche wehmüthige Töne geflüſtert und manches traurige Liedlein geächzt, die allein die ſtummen Felswände gehört haben. Alſo klang eines der Liedlein, das ſie oft ſchmerzenvoll ſang und das ein tiefer Durchklang ihres Schickſals zu ſeyn ſchien:

Geiſter in den dunklen Höhlen,
Geiſter in der tiefen Nacht,
Habt ihr Liebe, habt ihr Seelen,
Gebt auf meine Klagen Acht,
Die ich ſeufze, die ich weine
In der ſtummen Einſamkeit,
Ferne von dem Sonnenſcheine,
Von des Lebens Lieblichkeit.

Aus der ſüßen Welt verſtoßen,
Welche warme Herzen hat,
Mit den Stürmen mit den Schloßen
Flieg' ich ſchaurig meinen Pfad:

Zitternd vor den leichten Winden,
Vor der Lüfte Wankelmuth,
Kann ich nirgends Ruhe finden.
Ach! ich armes junges Blut!

Und mein Seelchen voll von Liebe
Sauſ ich durch die öde Welt,
Welche meine ſchönſten Triebe
Nur für Winterlügen hält,
Muß dem Stein am Buſen frieren
Und dem ſtarren harten Eis,
Das ſich wohl mit Glanz zu zieren,
Aber nicht zu lieben weiß.

Und ſo kann ich einſam fliegen
Durch die lange Ewigkeit,
Und dies Herz wird nie ſich ſchmiegen
An ein Herz voll Zärtlichkeit;
Wie ich brenne, wie ich glühe,
Keine Seele glaubt es je,
Wenn ich gleich von Flammen ſprühe,
Heiß' ich doch der kalte Schnee.

O wo lebt das holde Weſen,
Wenn ihr's wißt, ſo ſagt mir's an,
Welches dieſen Zauber löſen,
Dieſe Liebe kühlen kann?
O wo lebt die ſeltne Treue,
Welche Stahl und Eiſen ſchmelzt
Und für mich ein kühner Leue
Sich durch Feu'r und Strudel wälzt?

Ach! ihr Elfen! ach! ihr Zwerge!
Was verkünd' ich euch die Pein?
Ihr seyd hart wie eure Berge,
Ihr seyd kalt wie euer Stein.
Denn was nie an Menschenherzen
In der süßen Liebe lag,
Ahndet nichts von diesen Schmerzen,
Dieser Sehnsucht, dieser Schmach.

So hatte Schneeflöckchen eine lange lange traurige Zeit in den duftern Berghallen gelegen und den stummen Steinen und gefühllosen Wassern und Luften, die vorbeirauschten, ihr Leid geklagt, da kam der Winter wieder und öffnete die Thore und trieb seine leichtgeflügelten Schaaren in die Welt hinaus. Und Schneeflöckchen flog mit den andern aus und mußte wieder nach Liebe durch die Welt umherfliegen; und die leichten Winde kamen und nahmen sie mit und trugen sie über Länder und Meere hin. Einmal lag sie bei diesen Reisen auf dem Gipfel des kalten Kaukasus und seufzete und ächzete jämmerlich in dem bitteren Gefuhle ihrer Verlassenheit unter den kalten liebloſen Gesellen, mit welchen sie leben mußte. Und als Schneeflöckchen hier zum Sterben krank war vor Liebe, da hörte sie unter sich in einer Bergschlucht jemand so jammervoll stönen und klagen, daß einem Stein davon das Herz hätte springen

können. Und Schneeflöckchen flog auf und flog flugs hin, woher die Stimme tönte. Und ſie ſah unter einem kahlen Baum, durch deſſen wenige falbe Blätter der wintrige Wind heulend pfiff, einen Jüngling ſtehen ſtattlich und reiſig von Wuchs und ſchön von Geſtalt. Er ſtand aber faſt nackend da, ſein Waffenkleid ſein Panzer und Helm und Schild lagen im Schnee umhergeſtreut, ſein edles Roß ſtand ſeitwärts und kratzte Gras unter der Schneekruſte hervor und fraß, ſeine Sporen lagen zerbrochen, ſein Wams lag zerriſſen neben ihm, in der Rechten hielt er ein blankes Schwerdt und ſeine Haare flogen wild im Winde und ſeine Blicke ſahen verſtört, wie wenn einer in eine Wüſte hineinſtarrt, und von ſeinen Lippen ächzeten jammervolle Klagen. Schneeflöckchen legte ſich angſtvoll und ſchweigend zu ſeinen Füßen und dachte bei ſich: Ach wenn der Mann wehvoll iſt wie ich und unglücklich durch Liebesſehnſucht, ſo mag er mich hier zertreten in ſeiner Verzweiflung, daß ich den letzten Athem von Leben und Bewußtſeyn verliere! Das ſollte mir der ſüßeſte Tod ſeyn. Er klagte aber alſo:

Seyd mir willkommen, Orte der Trauer! ihr wüſten Felſen, kahlen Bäume, du rauhe und finſtere Kluft und ihr Winde, die ihr mit dem Schneegeſtöber dahinpfeift — ihr ſeyd mein Lei-

chengefolge, meine Leichenmuſik, wie ich ſie liebe. Du biſt hin, edle Stärke, worauf ich getrotzt habe, du biſt verwelkt, Schönheit, welche Frauen und Jungfrauen geprieſen haben, du haſt dich verſchmachtet und verblutet, arme kranke Seele, und ſollſt hier die Ruhe und den Frieden finden, den die kalte Erde dir nicht geben konnte. O kalte Erde! bald nicht mehr zu kalt, bald ein ſtilles kühles Bett dem Starren und Gefühlloſen. — Komm treues Schwerdt, zu treuer Freund und Schirmer in ſo manchen Schlachten und Abentheuern! thu mir den letzten Dienſt! ſchneide dies Herz inzwei, das ſchon genug zerſchnitten iſt, dies arme Herz, dem alle Güter und Schätze gegeben waren, nur der einzige höchſte Schatz der Liebe nicht. O wenn dieſer kalte häßliche Dornſtrauch lieben könnte, ich wollte ihn umarmen, ich wollte ihn an meine Bruſt ja in meine Bruſt hineindrücken, daß ſie von ſeinen hundert Spitzen bluten ſollte, und ich wollte jauchzen vor Seligkeit; ja dich dünnen Schnee wollt' ich nehmen, wenn deine Kälte zu Liebe erwärmen könnte, wollte mir die Hände von dir vollballen und dich tragen als meine köſtlichſte Habe, und Himmel und Erde ſollten meinen Schrei hören: ich bin geliebt! ich bin glückſelig! Ja eine Otter, eine Kröte wollt' ich umarmen und ſie Braut nennen und Zärtling und

Liebling. — Nein! nein! nimmer! nimmermehr! Komm denn Schwerdt! und komm denn Tod! du Retter aus allen Nöthen! und mache der elenden Posse ein Ende! Und er rüstete sich zuzustoßen.

Und es war dem kleinen Schneeflöckchen wie ein Blitz durch das zärtliche Seelchen gefahren, und sie hob die Flügelchen auf und senkte sich sanft in seine Hand, als sie eben den letzten Stoß thun wollte. Und er fühlte es wie warm, und als brennte ihn etwas. Und er schaute in die Hand und sah Schneeflöckchen da liegen in seiner zarten gefiederten Gestalt. Und Schneeflöckchen, die eben eine Seele suchte, ward immer wärmer und brannte ihn wirklich. Und erstaunt ließ der Mann das Schwerdt fallen und sah Schneeflöckchen an, als verstände er das holde Kind, das nicht viel gewichtiger als ein wehendes Lüftchen auf seiner Hand lag, und voll Entzücken rief er: Was? was? ist sie's? ist sie's? o gnädiger Gott! so will ich leben! und würd' es eine Ewigkeit, sie soll mir nicht zu lang seyn! Und Schneeflöckchen, das diese Worte hörte, zerrann vor Entzücken und ward ein glänzender Tropfen, der hell in seiner Hand lag und um Liebe zu flehen schien und wie das blaue Himmelsaug eines Engels aussah. Und der Mann sah das funkelnde Tröpfchen, das

immer noch warm in ſeiner Hand glühete, und lief eilends zu einem Baum, der noch einige friſche Blätter hatte, und nahm das grünſte Blatt und goß das Tröpfchen da hinein und barg es ſorgſam an ſeinem Leibe. Dann kleidete und waffnete er ſich, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt im Fluge der nächſten Stadt zu.

Nun muß ich erzählen, wer dieſer Mann war und woher er kam und was ihm begegnet war.

Er war ein edler Prinz, eines Königs Sohn im Lande Arabien, wo das Gold wächſt und die Myrrhen und andere köſtliche Kräuter. Er war unter den wunderbarſten Umſtänden zur Welt gebohren und mit ſo unvergleichlicher Schönheit geſchmückt, daß ſein Vater der König und die Weiſen des Landes von ſeiner früheſten Kindheit an ſehr aufmerkſam auf ihn waren; denn ſie meinten, ſein Leben werde gewiß auch von ungewöhnlichen Schickſalen geführt werden. Sie fragten das Loos, ſie fragten die Sterne viel über ihn, ſie ſpielten mit Räthſeln und Wahrſagern um ihn; aber das Loos wollte nicht fallen und die Sterne wollten nicht ſprechen und die Räthſel und Wahrſager wollten kein rechtes Geiſterſpiel ſpielen — ſie blieben im Dunkeln über ſeine Zukunft. Aber über ſein Herz blieben ſie nicht lange dunkel. Der Prinz zeigte von Kindauf

eine ungewöhnliche Zartheit und Weichheit des Gemüthes und in ſeinen großen und ſchwarzen Augen lag eine Wehmuth und Schwärmerei, welche dem alten Könige bange machten; ſo daß er zu ſeinen Weiſen und Räthen wohl zuweilen zu ſagen pflegte: Der Knabe muß ſtrenge erzogen werden und immer unter Menſchen und im vollen Getümmel ſeyn; er könnte ſonſt ein Träumer oder Sternſeher werden, welche die ſchlechteſten Könige ſind, oder die Liebe, die verderblichſte und gefährlichſte aller Leidenſchaften, könnte ihn ganz aus der Bahn der Tugend treiben. Alle Gebehrden, alle Bewegungen des Prinzen waren eben ſo ſanft und zart, als ſeine Seele, und ſein Stimmchen klang leiſe und lieblich wie ein Sommerlüftchen, wenn es durch Maiblumen hinſpielt. Deswegen ward er Prinz Bisbiglio genannt, welches zu teutſch ſo viel heißt als Geliſpel.

Als Prinz Bisbiglio vier Jahre alt geworden war, that der König ſein Vater ihn nicht in die Einſamkeit zu einem Weiſen, wie die Könige im Morgenlande zu thun pflegen, die da glauben, im Getümmel der Hauptſtadt und im Glanze und der Ueppigkeit des Hofiagers könne ſchwerlich jemand zur ſtrengen Tugend gezogen und geübt werden, ſondern er ſchickte ihn zu einem alten grauen Kriegsmann, der mit einer reiſigen Kriegsſchaar immer auf der Warte lag

und der Gränzen hütete. Da ſollte er wie ein Krieger erzogen werden, nichts ſehen als Roſſe und Waffen, nichts hören als Waffenklang und Trompeten und Pfeifen, kein anderes Lager kennen als ein hartes Soldatenbett und keine andre Flur und Au als die Tummelplätze und Uebungsplätze, worauf Menſchen und Pferde auch kein Gräschen grünen lieſſen. Künſte ſollte er nicht lernen, denn der König fürchtete, die Künſte würden ihn zu weich machen, und ihm die ſtrenge Arbeit verleiden, welche die beſte Kunſt für den iſt, der als ein Mann Männern befehlen ſoll. Der Prinz lebte in dieſem Lager zehen Jahre und ward ein vollkommener Kriegsmann, in allen Waffen geübt, ein Meiſter die Roſſe zu tummeln und die Lanze zu werfen; auſſerdem war er ſchlank und reiſig von Leibe und für ſein Alter ſehr ſtark.

In ſeinem fünfzehnten Jahre ließ der Vater ihn zurückkommen an ſeinen Hof und freute ſich des ſchönen Jünglings und ſeiner weiſen Erziehung. Aber was half ſie ihm? Was die Natur in den Menſchen geſaet hat, das muß früher oder ſpäter einmal Wurzeln treiben, es iſt unvertilgbar wie das Leben und läßt ſich mit dem Leben ſelbſt nur ausrotten. Prinz Bisbiglio hatte nun in zehen Jahren nichts geſehen als rauhe und eiſerne Männer des Kriegs und Lanzen Bogen und

Säbel, er hatte in keine Sterne geguckt auf keine Nachtigallen gelauscht in keinem Tanze sich mit umgeschwungen; doch waren so viele Sterne und Nachtigallen und Tänze in seiner Seele, daß sie von allem eisernen Lärm und eisernen Uebungen nicht unterdrückt werden konnten. Ja sie wurden in ihm nur lebendiger, jemehr sie in das tiefste Innere seines Gemüthes zurückgedrängt wurden. Bisbiglio war ein Kind der Sehnsucht und Liebe und mitten in dem Feldlager unter den harten und rauhen Kriegern hatte sein unbewußtes Herz immer nach Liebe gelechzet, sie hatte er aus allen Winken und Blicken aus allen Liedern und Mährchen gesogen, die auch von ganz etwas anderem klangen, ja aus jedem leisesten Worte, das nur so lose vor ihm gesprochen war; sein eignes Herz hatte ihm früh genug diesen bunten Himmel mit allen seinen Sternen und Nachtigallen geöffnet. So allmächtig ist der angebohrne Trieb.

Bisbiglio stand jetzt in der Blüthe der Jahre, wo die Fantasie am lebendigsten ist; er sehnte sich hinaus in die weite schöne Welt, damit er ihre Schönheit und Herrlichkeit erkundete, und ging zu seinem Vater dem Könige und bat ihn, daß er ihn ziehen lasse, wie andere Prinzen ausziehen, und sich durch fürstliche und ritterliche Abentheuer einen Namen machen. Der Vater

erlaubte es ihm gerne, denn er dachte: dieſer iſt ein feſter Jüngling, unter Eiſen und Waffen erzogen, den werden die girrenden Tauben der Liebe und die ſchmeichelnden Sirenen der Zärtlichkeit nicht von der Heldenbahn ablocken. Aber Bisbiglio meinte es anders, als ſeine Worte vor dem Vater klangen: er wollte keine andere Abentheuer als Abentheuer der Liebe, er wollte auf die Liebe ausreiten, er wollte ſolange ſuchen in der weiten Welt, bis er die Liebe fände, die er ſich von jeher als das höchſte und ſeltenſte Gut gedacht hatte. Er hatte nemlich in dem Feldlager am Euphrat oft das Märchen erzählen gehört von dem perſiſchen Prinzen Soſpirio, der zwanzig Jahre nach der Liebe durch die ganze Welt umhertrabte und ſie endlich in einem ſchneeweiſſen Dornröschen fand, das mitten in der Wüſte Afrikas verborgen und einſam bluhete. Dies waren die hohen und geheimnißvollen Sterne, nach welchen Bisbiglio frühe guckte, dies waren die ſüßen Nachtigallen, die ihm ſelbſt da ſangen, wo Streitroſſe um ihn wieherten und Speere auf Schilden zerſprangen; von wundervollen Abentheuern von Kämpfen mit Rieſen und Drachen von Verwandlungen und Bezauberungen hatte er Tag und Nacht getraumt, aber nicht bloß um ritterliche und königliche Scherze und Spiele, nein alles um Liebe und immer um Liebe.

So war er in die Welt ausgezogen und zog nun ſchon in das vierte Jahr ſo um und hatte mit ſehnlichen Schmerzen die Liebe geſucht aber immer noch nicht gefunden. Abentheuer hatte er genug gefunden Kämpfe genug beſtanden ſchöne Frauen und Jungfrauen Prinzeſſinnen und Königinnen Amazonen und Sirenen wunderbare Blumen und Vögel genug geſehen, einige auch geliebt, aber ach! die Liebe hatte er nicht gefunden, die himmliſche immer in Einem blühende glühende fühlende ſpielende lebende ſchwebende ſingende klingende jauchzende Liebe. Er war ſchön jung und tapfer, er hatte alles Schönſte und Lieblichſte angezogen wie der Magnet das Eiſen anzieht, er war auch zärtlich geliebt worden, aber ach! nach wenigen Tagen, oft nach wenigen Stunden, hatte er immer den Mangel gefühlt und wieder ausreiten müſſen, damit er die rechte Liebe fände, welche er ſuchte. So war es ihm vor einem Monat eben wieder ergangen. In Damaskus hatte er des Königs Tochter geſehen ſchön wie eine Roſe ſchlank wie eine Lilie und lieblich wie ein Veilchen im ſtillen Thale, und ſie hatte ihn über ihr Leben lieb gewonnen, und er ſie wieder. Aber bald hatte der unglückliche Prinz wieder reiten müſſen, fühlend, ſie ſey nicht die Liebe, die er ſuchte, und nun hatte er verzweifelt ſie je zu finden und war hinaufgeritten bis in das

wilde verſchneite Gebirg bis in den höchſten Kaukaſus hinein, und da hatte ihn das ſüße Schneeflöckchen am Leben erhalten.

Als der Prinz zu der Stadt gekommen war, ritt er vor das Haus eines Juweliers und kaufte ſich ein Flaſchchen aus lauterem Diamant und goß ſein funkelndes Tröpfchen ſein Schneeflöckchen da hinein und verſiegelte das Fläſchchen und ſteckte es zu ſich und ſprach: du wirſt noch wohl einmal eine Prinzeſſin werden, wie Dornröschen in der Wüſte geworden iſt, und wenn du es nimmer wirſt, ich bin der glücklichſte aller Menſchen, ſolange ich nur dieſe Flammen fühle. Er hatte ſich nemlich ein Säckchen über dem Herzen gemacht, darein ſteckte er das Fläſchchen, und er fühlte es bis in ſein Herz, und es war ihm wie ein ſanftes Prickeln, das er um die ganze Welt nicht hätte miſſen wollen. Er ritt aber immer luſtig fort durch die weite Welt. Denn daß das Tröpfchen verwandelt werden mußte und daß es ſo nicht bleiben konnte, das ahndete ihn; das wußte er auch, daß er vor der Erfüllung ſeines Schickſals nicht zu Hauſe reiten durfte. Und Schneeflöckchen ſaß als ein kleines Tröpfchen in dem diamantenen Fläſchchen und war die allerglückſeligſte, denn ſie fühlte, daß ſie geliebt war; aber doch zitterte ſie oft bei ſich und dachte: Fünf Jahre wie lange!

wie lange! und wird er die Proben beſtehen? Es iſt wohl ſüß, ſo auf ſeinem Herzen zu ruhen, aber wie viel ſüßer wäre es, ihn mit menſchlichen Armen umfangen und an dies Herz drücken! Und ſie bebte vor Wonne bei dem Gedanken und zugleich vor Furcht, daß ſie ihn verlieren könnte.

Und' drei Jahre war der Prinz Bisbiglio mit ihr durch die Welt geritten und ſie waren ihm verſchwunden wie drei Tage. Da kam die Zeit harter Proben, die er noch beſtehen mußte, ehe ihr Schickſal erfüllt werden konnte.

Die erſte Probe war dieſe:

Er ritt einem Hauſe vorbei, das in Flammen ſtand. Da zweifelte er in ſich: wenn ſie, die meine Liebſte iſt, für dies Tröpfchen nun ein Menſch wäre und du lägeſt in den Flammen, ſollte ſie wohl hineinſpringen und dich herausholen? Und wie er den böſen Gedanken kaum gedacht hatte, da fühlte er ſein Gläschen mit unwiderſtehlicher Gewalt heraufſpringen, daß es ihm Hemd und Wams zerriß und den eiſernen Panzer ſpaltete. Und wie ein Blitz flog es in die Flammen, und er ſah das Fläſchchen drinnen ſpringen und das helle Tröpfchen weinte und ächzete in der feurigen Noth, und bald erblickte er es nur noch als eine trübere Flamme. Da erfaßte ihn unnennbare

Seelenangſt und er warf ſich von dem Pferde in das Feuer und griff ſich das Flämmchen heraus und barg es in ſeiner Hand. Und das Flämmchen brannte ihm ein tiefes Loch in die Hand, dann ward es wieder zum Tröpfchen. Er ritt aber eilends in die nächſte Stadt und kaufte ſich wieder ein diamantenes Fläſchchen, worin er es einfing und wieder an ſeine alte Stelle legte. In den Flammen hatte er ſich das Haar verſengt und die Wangen verbrannt und das Loch in ſeiner Hand war ſehr tief. Und er mußte große Schmerzen leiden und wohl drei Wochen krank liegen, ehe er genaß. Da trauerte er viel über ſeinen Unglauben, aber Schneeſlöckchen war voll Freuden, daß er ihr ſo treu nachgeſprungen war in das Feuer, aber über ſeine Schmerzen weinte ſie innerlich. Und er merkte es wohl, denn es däuchte ihm oft, wie es in der Flaſche ächzete, wiewohl er eigentlich nichts hörte.

Dies war die zweite Probe:

Er ritt über eine hohe Brücke, welche über ein reiſſendes Waſſer führte, das der Tigris heißt. Da ſah er das Neſt eines Eisvogels auf dem Strome ſchwimmen und die Mutter ſaß auf dem Neſte und fütterte die Jungen. Und er ſprach bei dem Anblicke innig bewegt: o welche Liebe! haben Menſchen wohl ſolche

Treue? Wahrlich wenn der Strudel dieſe kleine Brut untertauchte, die Mutter tauchte ihnen nach und ſtürbe oder holte ſie herauf. Und Schneeflöckchen auf ſeinem Herzen fühlte, was er drinnen bewegte, und mußte ihm in der innern Seelenangſt wieder Rock und Panzer ſprengen, und klingend flog das Fläſchchen gegen einen Stein und das Tröpfchen goß ſich in den Strom und ziſchte leiſe, wie wenn man heiſſes Waſſer in kaltes gießt, und floß mit den reiſſenden Wellen dahin. Und der Prinz ſtürzte ſich wie ein Blitz ihm nach in den Strom und kämpfte mit dem Strudel und tauchte ſich auf und ab und rang mit Tod und Leben, und füllte ſeine Hände mit allen Waſſern, bis er das ziſchende Tröpflein wiedergefunden hatte, das er wie eine brennende Kohle in der Hand fühlte. Dann ſchwamm er ans Land und ſank erſchöpft hin; das Tröpfchen aber hatte ihm wieder ein Loch gebrannt. Und als er wieder zu ſich kam, war er zerſchellt an allen Gliedern von den Felſen, woran er ſich zerſtoßen hatte, und die Wunde in der Hand ſchmerzte, aber ſeine Seele jauchzete in Wonne. Und Schneeflöckchen war auch in Entzücken über ſeine tapfere Treue. In der nächſten Stadt aber fing er ſein Tröpfchen wieder ein, legte ſein Fläſchchen aufs Herz und ritt weiter.

Dies war die dritte und letzte Probe:

Der Prinz trabte mit seinem Schneeflöckchen eines Morgens durch einen hohen Bergwald, da ward er eines gewaltigen Reiters gewahr, der auf einem weissen Hengst ritt und so hoch war, daß sein Haupt über die Spitzen der Eichen und Buchen ragte. Er hielt eine Lanze, die einem Mastbaum gleich in den Lüften schwankte, und fällte diese fürchterliche Wehr, als er des Prinzen ansichtig ward. Dieser Riese — denn das war er — hatte ein häßliches und verrunzeltes altes Weib hinter sich auf, das ihn mit ihren dürren Armen umklammert hielt. Er führte sie wider Willen mit sich kraft eines Gelübdes, das er gethan hatte, und dachte sie auf den Ersten Besten, den er treffen würde, abzuladen. Als er also den Prinzen Bisbiglio erblickte, rief er mit lauter Stimme, daß alle Berge und Klüfte wiederhalleten, als hätten hundert Donnerwetter zugleich die himmlischen Karthaunen gelöst: Halt, mein Knäblein! ich habe hier etwas für dich. Du bist jung und kannst einen Schatz gebrauchen, der meinen Jahren schon beschwerlich wird. Nimm diese Dame hintenauf und schwöre mir, daß du sie ritterlich halten und einen jeden, der dir begegnet zum Kampf auf Leben und Tod fordern willst, wenn er nicht bekennen will, daß sie die

allerſchönſte Prinzeſſin ſey, die je die Sonne beſchienen hat. Auf dieſe Bedingung laß ich dich hier frei vorüberreiten, ſonſt wird deine Mutter bald einen Todten begraben. Das geſchieht nimmer, du Trotzigér, ſolange noch ein Tropfen Blut in mir warm iſt, rief Bisbiglio, von Zorn entbrannt; wehre dich, du Prahler! ich ſchlage auf dich. Und mit dieſen Worten ſprang er aus dem Sattel und ließ ſein Roß laufen. Denn er begriff wohl, daß er gegen den Rieſen und deſſen Koloß von Pferd nicht rennen konnte und daß die Gewandtheit und Geſchmeidigkeit gegen die Uebermacht helfen mußte. Und der Rieſe, der ſich ſchämte ſchlechter zu ſeyn als der Jüngling, ſprang auch vom Pferde, und ſie warfen beide die Lanzen weg und griffen zu den Schwerdtern.

Und es entſtand nun einer der ſchönſten und ſeltenſten Kämpfe, die je in einer Rennbahn geſehen worden. Die Erde erzitterte, wann der Rieſe ſeinen Fuß bewegte, und Felſen ſchienen unter jedem ſeiner Hiebe berſten zu müſſen. Leicht wie der geflügelte Wind ſprang der Prinz einher wich und beg ſich jedem Streiche und Stoße aus und ſchlüpfte geſchickt unter der Langſamkeit und Schwere des Rieſen hin. So hatten ſie lange gekämpft und ſchon rieſelte des Rieſen Blut aus mancher Oeffnung,

aber es waren ſeichte Wunden. Der Prinz war aber noch ganz und ſpielte in leichter Beweglichkeit mit ſeinen leichten Waffen um das Ungeheuer herum. Als der Rieſe ſich nun von ſeinem eigenen Blute erröthen ſah, da ergrimmte er in ſeiner Seele und rief: Genug! o ſchon zu viel! nicht länger ſoll dieſe Mücke mit dem Löwen ſpielen. Und er holte einen gewaltigen Hieb aus, wodurch er den Prinzen wie eine Rube in zwei Stücken zu ſpalten meinte. Doch der Hieb glitt vom Helm ab, nahm aber den ganzen Schild mit und die Halfte des Panzers, und der Prinz fühlte die Spitze des Eiſens bis an ſein Herz dringen. In dieſer äuſſerſten Noth nahm auch er ſeine letzten Kräfte zuſammen und ſtieß ſein Schwerdt, ſo lang es war, in des Rieſen Bruſt, daß das lange Scheuſal fluchend und röchelnd hinſtürzte.

Man kann ſich Schneeflöckchens Angſt denken bei dieſem fürchterlichen Streit und wie ſie in ihrem Flaſchchen zitterte und bebte, wenn der Rieſe in ſeinen Waffen daher raſſelte und ſie die Stöße klingen und die Hiebe durch die Luft ſauſen hörte. Als ſie aber die rothe Fluth den Panzer des Prinzen hinabrieſeln ſah, da konnte ſie es nicht länger aushalten in ihrem Kerker, ſprengte das Fläſchchen und miſchte ſich mit dem Blute, das wie ein purpurner Strom am

Beden floß. Und o Wunder über alle Wunder! in demſelben Augenblicke, wie ſie von dem Blute ganz umfloſſen war, ſtand die allerſchönſte Jungfrau da: Schneeflöckchen war wieder ein Menſch geworden.

Der Prinz hatte ſich ſo erſchöpft und verblutet, daß er in Ohnmacht hingeſunken war. Schneeflöckchen warf ſich mit tauſend Thränen auf ihn, riß ihm den Panzer auf und trocknete das Blut ſeiner Wunde mit ihren ſchönen langen blonden Locken ab; ſie beweinte ihn faſt ſchon wie einen Todten. Als ſie ſo über ihm lag und klagte und ſchluchzete, ſiehe da ſchlug der Prinz die Augen auf und athmete wieder und ſah ſein allerliebſtes ſüßeſtes Kind, um welche er nun ſo manches Jahr in der Welt herumgeritten war. Und es war ihm bei dem Anblicke, als ob neue Kräfte ſich durch alle ſeine Adern gößen und er neu gebohren wäre, und er fühlte ſeine Wunde nicht mehr noch wie das Blut herabrieſelte, ſondern ſah nur das liebliche Schneeflöckchen und küßte und herzte ſie. Sie aber ſchnitt ihr Hemdchen inzwei, wo es ihr um das Herz lag, und legte das auf die Wunde, und das Blut ward gleich geſtillt. Die Wunde war wohl tief, aber nicht tödtlich, was ſie leicht hätte werden können, wenn ſie einen Zoll tiefer gedrungen wäre; denn der Rieſe hatte grade auf ſein Herz getroffen.

Dieſer aber lag wirklich todt da und ſollte nimmer wieder aufſtehen. Sie betrachteten nun ſeine ungeheure Lanze und ſeine gewaltigen Waffen, die ein gewöhnlicher Mann gar nicht von der Erde aufheben konnte, und lieſſen ihn da liegen; das alte garſtige Weib aber, um welches der blutige Span entſtanden war, lieſſen ſie in Frieden gehen, wohin ſie wollte. Der Prinz aber nahm zum Andenken dieſes Streits mit dem Rieſen nichts weiter mit als den groſſen weiſſen Hengſt, worauf der Unhold geritten war, und ſein Schwerdt. Als ſie das Schwerdt von der Erde aufnahmen und näher betrachteten, ſahen ſie ein neues Wunder: die Spitze war zuſammengefloſſen, wie Eiſen geſchieht, das in die Kohlengluth gelegt wird, damit es dem Schmiede wieder weich werde. Und als Schneeflöckchen dies ſah, funkelten ihr die Aeuglein vor Entzücken und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, und ſie drückte den Prinzen mit einer Gewalt an ihre Bruſt, als wolle ſie in Eins mit ihm zuſammenrinnen, und rief: o du allertreueſte und an Liebe unüberwindlichſte Seele! ſo iſt dein Herzblut ſo heiß von Liebe, daß das Eiſen des Rieſen daran geſchmolzen iſt und nicht hat eindringen können? So habe ich nun dieſes warme Herz, wovon mir ſo oft geträumt hat in bitterer Trauer

während meiner traurigen Verwandlung? Nun ſehe ich, daß alles erfüllt iſt, was meine Stiefmutter die böſe Hexe einſt gemurmelt hat, als ſie mich aus dem Fenſter fliegen ließ. — Und ſie erzählte dem Prinzen nun die Geſchichte ihrer Verwandlung und wie jämmerlich ſie zwei Winter als Schneeflöckchen habe umher fliegen müſſen, bis ſie in ſeiner Hand zum Tropfen geworden ſey.

Der Tag, an welchem dieſer Kampf mit dem Rieſen ſtand, war genau der letzte Tag des fünften Jahres ſeit dem Tage, wo Schneeflöckchen den verzweifelten Prinzen Bisbiglio in der öden Waldſchlucht des Kaukaſus gefunden hatte. Und da beide ſahen, daß das Schickſal alles mit ihnen erfüllt hatte, und da ſie ſich herzlich ſehnten, die treueſte und unvergleichlichſte Liebe durch eine Hochzeit zu krönen, ſo ritten ſie nun nicht weiter durch die Welt auf Abentheuer — denn ſie hatten ja das allerſchönſte Abentheuer erlebt — ſondern ſie nahmen den gradeſten Weg nach dem Schloſſe, in welchem der alte König von Arabien, des Prinzen Bisbiglio Vater, wohnte. Und ſie ſind dort glücklich angekommen und der Prinz hat dem Könige alles getreulich erzählt, wie es ſich mit ihm begeben hatte. Und der alte Herr hat nun wohl geſehen, wie viel es mit der Weis-

heit der Erziehung ſeines Sohns auf ſich gehabt hat, aber er hat ſich alle ſeine wunderlichen Abentheuer gern gefallen laſſen, da er ihm eine ſolche Schnur ins Haus gebracht hat; denn Schneeflöckchen war ſo freundlich und ſchön, daß ſie nicht allein ihm und allen Menſchen ſondern allen Engeln im Himmel gefiel.

Und als der alte König ſich genug gefreut hatte und die Hochzeit geweſen war, da machten Bisbiglio und Schneeflöckchen ſich auf und zogen zu dem alten Könige in Indien. Und Schneeflöckchen erzählte ihm ihre ganze Geſchichte, wie die Stiefmutter zur Füchſin geworden war und geſungen hatte: Schneeflöckchen flieg hin! fliege durch die Welt hin! und wie ſie dann ein Schneeflöckchen geworden und aus dem Fenſter gelaſſen wäre und ſo mehr als ſechs traurige Jahre in der Verwandlung habe leben müſſen. Und der König ihr Vater iſt ſo zornig geworden, daß er die alte Hexe hat an einen Pferdeſchweif binden und zu Tode ſchleifen laſſen. Auch hat er nun von ihren häßlichen Töchtern, die ſie ihm gebohren, nichts mehr wiſſen wollen, ſondern hat ſie hoch gen Norden hinauf in die Berglande Indiens geſchickt und geringen Mann n zu Frauen gegeben. Schneeflöckchen aber iſt Königin von Indien geworden nach ſeinem Tode und Indien

und Arabien ſind ſo Ein Königreich geworden. Ein zärtlicheres und treueres Ehepaar iſt aber auf der Welt nie geſehen worden als der treue Prinz Bisbiglio und ſeine ſüße Prinzeſſin Schneeflöckchen, ſo daß ſie wegen ihrer Zärtlichkeit und Treue noch bis dieſen Tag im ganzen Morgenlande in Fabeln und Liedern erzählt und geſungen werden. Sie haben auch die allerſchönſten und lieblichſten Kinder gehabt, die auch Herzen gehabt haben, ſich aller Anmuth und Schönheit des Himmels und der Erde zu freuen, und die ihren Aeltern an Freundlichkeit und Milde gleich geweſen ſind.

9.

Erdwurm.

Zu Diſtelfeld im Fichtelberge lebte ein ehrlicher Bauersmann, Kunz Bartold genannt, der hatte eine Frau, die hieß Kathrine Hüllmanns und war eine recht chriſtliche und fromme Frau. Dieſe guten Leute hatten viele liebe Kinder, aber das liebſte von allen war ihnen ein kleines Mädchen, das in der Taufe den Namen Eva Maria empfangen hatte. Denn die kleine Eva war ein gar frommes ſtilles und ſinniges Kind,

das fleißigſte in der Schule und das andächtigſte in der Kirche und gut und freundlich und gehorſam gegen alle Menſchen; beſonders gab es den Armen gern und bat die Mutter immer, wenn ſie etwas auszutheilen hatte, daß ſie ihr die Spende überlieſſe. Sonſt war das Kind bei aller ſeiner Freundlichkeit ſehr in ſich gekehrt und von ſtiller verſchwiegener Natur, ſprach nicht viel, war gern allein und liebte ſehr die Einſamkeit im Garten im Felde und in den grünen Wäldern. Der liebe Gott, der jedem Menſchen ſo ſeine eigenen Anlagen und Triebe mitgiebt auf die Welt, hatte dieſem Kinde eine große Liebe für die Natur und ein leichtes und helles Verſtändniß der Dinge mitgegeben, ſo daß ſie, was kluge Leute kaum halb ausſprachen und nur ſo leicht hinwinkten, ſchon begriff und vieles verſtand und im Spielen lernte, was ihr kein Menſch erklart noch gelehrt hatte. Die Leute pflegen ſich über ſolche helle Kinder zu wundern; einige nennen ſie Sonntagskinder, weil ſie alles ſehen und verſtehen können; andere ſchlimmer meinen wohl gar, es gehe nicht mit rechten Dingen zu bei ihnen. Und iſt doch alles natürlich und kommt von Gott her, daß die einen viel wiſſen und leicht lernen und die andern dumm ſind und nichts lernen. Die kleine Eva kannte, als ſie zehen Jahre alt war,

ſchon die meiſten Thiere Vögel Blumen und Bäume und ging mit ihnen ſo unſchuldig und vertraut und ſicher um, als hätte ſie ſchon ein paar hundert Jahre mit ihnen gelebt. Aber faſt ein noch gröſieres Wohlgefallen als an dieſen hatte ſie an bunten Steinen und Gewürmen, und konnte ſich gewaltig freuen, wenn ſie ein buntes Steinchen fand, und mit Marienwürmchen Goldkäfern Gottspferdchen Schmetterlingen und Laubfröſchen konnte ſie oft Tagelang ſpielen, ohne daß ihr die Zeit dabei lang ward. Sie ging nun ins elfte Jahr und mußte ihrer Mutter Kühe im Walde hüten. Da ſammelte ſie ſich immer eine Menge buntes Geflügel und Geſtein, und wann ſie des Abends heimkam, hatte ſie die Taſchen gewöhnlich voll Steine und Schächtelchen und Binſenkörbchen, die ſie ſich ſelbſt flocht, voll Käfer Schmetterlinge und Laubfröſche, mit welchen ſie und die andern Kinder dann ſpielten. Wegen dieſer Liebe zu den bunten Steinchen und Käferchen wühlte ſie viel in der Erde, wälzte Steine und Holzblöcke um, riß die Rinde von den Bäumen, und die Leute, die das ſahen, und die eigenen Aeltern nannten die kleine Eva deswegen im Scherz Erdwurm. Aus dieſem Scherz ward aber ein ſolcher Ernſt, daß ſie künftig nicht mehr Eva ſondern Erdwurm bei allen Leuten hieß.

Nun begab es ſich einmal, als Erdwürmchen im Frühlinge ihres zwölften Jahres ihre Kühe und Kälber in den Wald trieb und mit ihrem Hündchen hinterdrein trabend ein Liedlein ſang, daß ihr eine alte Frau begegnete, die faſt nackt war und gar bleich und elend ausſah. Dieſe jammerte über Kälte, und es war der Monat April, und da iſt es in den Waldbergen oft noch recht kalt. Das konnte Erdwürmchen nicht lange anhören, ſie mußte ihr Röckchen ausziehen und es der alten Frau umhangen, welche weaging und ihr zurief: Schönen Dank, mein Kind! das ſoll dir nicht unvergolten bleiben. Erdwürmchen ging nun den ganzen Tag im bloßen Hemde und fror ſelbſt ſehr und ward obendrein des Abends von der Mutter tüchtig ausgeſchelten, daß ſie mehr weggegeben hatte, als ſie durfte; denn die Mutter war auch nicht ſo reich, daß ſie ihren Kindern immer neue Kleider zumeſſen laſſen konnte. Als nun die Sonnenwende gekommen und die Tage am längſten waren, da hatte ſich Erdwürmchen einmal im Walde gebadet. Als ſie nun aus dem Bache ſtieg und hinter einem Dornbuſch, wo ſie ſich entkleidet hatte, ihre Kleider ſuchte, fand ſie ſtatt deren, welche ſie ſuchte, die allernetteſten neuen Kleider, als wären ſie eben vom Schneider gekommen, und

ein blankes Mützchen und ein Paar neue Schuh. Dies Letzte verwunderte ſie am meiſten, denn im Sommer trugen ſie und ihre Geſchwiſter keine Schuh ſondern mußten baarfuß laufen. Sie zog aber alles an und probierte auch die Schuhe an und freuete ſich recht kindiſch, und in der Freude rief ſie aus: O wer mag mir das wohl geſchenkt haben?

Das hab' ich gethan, ſchallte es hinter den Büſchen, und bald ſah ſie eine alte Frau kommen, dieſelbe, der ſie im Frühlinge ihr Röckchen gegeben hatte, und die alte Frau trat freundlich vor ſie und fragte ſie: Erdwürmchen, kennſt du mich nicht mehr? Und Erdwürmchen ſprach: Ja wohl, du biſt ja die arme alte Frau, die hier im Frühlinge ſo fror und in zerriſſenen Kleidern ging, und nun haſt du ſo ſchöne Kleider an. Ja ſo geht's, mein Kind, ſagte die alte Frau, heute reich und morgen arm. Ich habe dir dafür, daß du ein ſo barmherziges Kind warſt, die neuen Kleider gebracht, und wenn du noch etwas wünſcheſt, ſo ſage es, ich will dir's gewähren. Und Erdwürmchen bedachte ſich nicht lange und ſprach: O laß den ſchönen großen blanken Käfer alle Tage zu mir kommen und mit mir ſpielen, den ich hier nur einmal im Walde geſehen habe, haſchen habe ich ihn aber nicht können. Das glaub' ich

wohl, denn er iſt ein verzweifelt kluger Gaſt, ſagte die alte Frau; er ſoll kommen. Und nun Adjes, mein Kind! Und die alte Frau küßte ſie, nahm ihren Stock und ging weg.

Und als ſie kaum weg war, ſäuſelte es Summ! Summ! Summ! durch die Bäume und ein großer glanzender Käfer kam geflogen und ſetzte ſich neben Erdwürmchen hin, und ſeine Flügeldecken ſahen aus wie lauteres Gold und ſeine zwei hellen Augen funkelten wie Diamanten. Erdwürmchen hatte ſeine herzinnige Freude an dem Käfer und ſpielte den ganzen Tag mit ihm; und als ſie ihre Heerde zu Hauſe trieb, da nahm er auch ſeine Flügel und flog weg. Und auf dieſelbe Weiſe, wie er heute gethan, kam er jeden Tag, ſo oft ſie im Walde war, und flog immer auch weg, wann ſie weg ging. Und Erdwürmchen ſpielte und flüſterte mit ihm, als wäre es ein Menſch geweſen, ſie erzählte auch den andern Hirten, die ſie zuweilen mit dem Käfer trafen: er ſey ihr kleiner Waldbräutigam und verſtehe alles, was ſie ihm ſage, er bringe ihr auch ſchöne und blanke Sachen zum Spielen und Aepfel und Nüſſe, wann ſie hungere. Die andern Kinder hörten das ſo an und lachten und glaubten es nicht, aber den goldenen Käfer mogten ſie gern leiden. Ich weiß auch nicht, ob das wahr war oder ob Erd-

würmchen den Kindern zum Scherze ſolche Fabeln erzählte; aber das iſt gewiß, daß die beide ſehr viel von einander hielten und daß der Käfer den andern Frühling wiederkam, ſobald Erdwürmchen ihre Kühe in den Wald trieb, und daß ſie in der alten Freundſchaft mit einander lebten und umgingen. Da lernte Erdwürmchen nun auch, daß es ein ganz ſeltener Käfer war und mehr konnte, als andere gemeine Käfer können.

Einſt ſaß ſie nach ihrer Gewohnheit mit ihm unter einer grünen Eiche und ſpielte mit ihm und mit andern bunten Würmchen und Käferchen im Graſe. Da flog ihr eines der ſchönſten und bunteſten Marienwürmchen auf und ſchwang ſeine kleinen Flügel, und in einem Hui war es über die Eiche hinaus. Und Erdwürmchen ſah ihm ſehnſüchtig nach und rief: O wer doch auch ſo fliegen könnte und ſich in der leichten Luft über die Bäume hinwiegen! Und Goldkäferchen, der dieſe Worte hörte, flüſterte ihr leiſe zu: Erdwürmchen mögteſt du das? und ſie ſagte: Ja für mein Leben gern!

Und es währte nicht eine Sekunde, ſo kam der allerniedlichſte Wagen aus der Luft herunter und ſenkte ſich vor Erdwürmchen zur Erde herab, als ſpräche er: Erdwürmchen willſt du, ſo ſteige ein! Das Wägelchen war von dem aller-

weiſſeſten Elfenbein leicht und ſauber gearbeitet und es waren viele tauſend niedliche und bunte Vögelein und Blümlein drein geſchnitzelt und darauf gemalt. Er war groß genug, daß ein kleines Mädchen bequem darin ſitzen konnte, und ward von ſechs himmelblauen Gottspferdchen gezogen.

Erdwürmchen ſtand vor dem zierlichen Wägelchen und verwunderte ſich und ſchlug in die Hände, daß er ſo ſchön war. Goldkäferchen machte ſich hinzu und ſagte: Nun ſteige ein, Erdwürmchen, und kutſchiere dich durch die Luft, wenn du Luſt haſt. Erdwürmchen ſtand da zitternd und bebend vor Freude Furcht und Verlangen, doch mußte ſie laut lachen, als Goldkäferchen dieſe letzten Worte ſprach, und ſagte: Was ſoll ich einſteigen? die kleinen magern Rappen werden mich wohl weit ziehen? — Steig du nur ein, ſprach Goldkäferchen wieder, ich will der Kutſcher ſeyn. Und mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf den Bock. Da lachte Erdwürmchen wieder und ſetzte ſich ein: zum Spaße, meinte ſie, denn dies Geſpann würde ſie doch nicht von der Erde aufziehen.

Aber ſiehe! Goldkäferchen faßte die Zügel, nahm das goldene Peitſchchen, aus feinſten Sonnenſtrahlen geflochten, und klatſchte, daß es durch den Wald klang; und die ſechs geflügelten

Rappen zogen an, und hui! ging es in die Höhe und über die höchſten Buchen und Eichen fort, daß es ſauſete. Erdwürmchen hatte gar nicht geglaubt, daß es Ernſt ſey, auch hatte ſie ihren Wunſch, einmal ſo durch die Lüfte zu fliegen, nur ſo leicht hin geſagt, wie Menſchen, wenn ſie Vögel oder Schmetterlinge ſich in den Lüften wiegen ſehen, wohl ſprechen: o wer doch auch einmal ſo fliegen und durch die leichten Lüfte ſegeln dürfte! Nun hätte ſie gern Halt! Halt! geſchrieen, aber ſie hatte keine Zeit dazu; denn es ging gar zu geſchwind und ſie hatte genug zu thun, ſich an der Lehne des Wagens feſtzuhalten, damit ſie in der Angſt nicht herausflöge. Als ſie aber zuletzt ſah, daß keine Gefahr dabei war, da ließ ſie ſich die Fahrt gefallen, die immer über den Wald hin ging, wohl zwei Meilen weit und dann wieder zurück. Und als das Wägelchen hingekommen iſt, wo ihre Kühe und Kälber weideten, hat Goldkäferchen ihn ſanft abwärts gelenkt, und ſo ſind ſie auf derſelben Stelle wieder niedergekommen, wo ſie aufgefahren waren.

Dieſe Fahrten hat Erdwürmchen oft gemacht und ſich inniglich ergötzt, daß ſie in dem elfenbeinernen Wagen mit dem leichten Geſpann der Gottspferde geſchwinder als die geſchwindeſten Vögel fliegen konnte, ſo daß ſie da oben oft Tauben

und Falken und andere Schnellflieger gegriffen hat. Sie ist auch zuweilen des Nachts ausgefahren, wann Goldkäferchen ihr Kutscher sie zu solcher Spazierfahrt einlud; sie hat sich dann leise und heimlich aus dem Bette geschlichen, wann die andern im Hause alle schliefen, und diese Fahrten bei Mond- und Sternenschein däuchten ihr die allerlustigsten. Aber nie hat sie der Mutter etwas davon merken lassen, sie hat dies überhaupt heimlich gehalten; nur das hat sie erzählt, daß die alte Frau ihr die schönen neuen Kleider geschenkt hat für das Röckchen, das sie ihr im Frühlinge gegeben.

Erdwürmchen war nun fünfzehn Jahre alt und begann ein großes Mädchen zu werden; sie hütete aber noch immer das Vieh im Walde. Nun sammelte sie, wann Goldkäferchen grade nicht bei ihr war — er kam schon viel seltener — die andern Knaben und Mädchen, welche auch Hirten waren, häufig um sich herum und erzählte ihnen Geschichten, denn deren wußte sie eine Menge von ihrer Mutter, welche die Winterabende in der Spinnstube immer mit Erzählungen zu kürzen pflegte. Eines Tages hatte sie eine sehr traurige Geschichte erzählt, wie ein schöner junger Prinz im Kampfe mit einem Drachen auf den Tod verwundet war und bei'm Sterben seiner Herzallerliebsten vorsang:.

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
Reich mir ein Gläslein kühlen Wein,
Reich mir ein weiſſes Semmelein.
Ade!
Den kühlen Wein, das Semmelein.
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
Ade! du heller Sonnenſchein!
Und Mondenſchein und Sternenſchein!
Ade!
Du Sonnenſchein und Sternenſchein!
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh!

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
O weine nicht Feinsliebelein!
Es muß von dir geſchieden ſeyn!
Ade!
Es muß, es muß geſchieden ſeyn!
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Dieſe Geſchichte war ihr ſo auf das Herz gefallen, daß ſie ſie gar nicht aus dem Sinn ſchlagen konnte und immer für ſich ſingen mußte:

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
O weine nicht! Feinsliebelein!

und dabei liefen ihr die hellen Thränen wie brennende Ströme aus den Augen. Als ſie ſo in traurigen Gedanken unter der grünen Eiche ſaß, wo ſie gewöhnlich zu ſitzen und zu ſpielen pflegte, kam mit Einem Male Goldkäferchen hergeſchwirrt, der einige Tage nicht dageweſen war, und flüſterte ihr zu: Erdwürmchen willſt du luftfahren? Es iſt heute der ſchönſte Regenbogen am Himmel und den wollen wir recht nah beſehen; aber komm und mache dich gleich fertig! Sie ſagte ja und der Wagen kam und ſie ſtieg ein und Goldkäferchen nahm ſeine goldne Peitſche und klatſchte auf die Pferde.

Und die Pferde brauſeten im ſauſenden Galopp davon, ſo geſchwind, geſchwind, daß Erdwürmchen Himmel Erde und Meer kaum von einander unterſcheiden konnte und von dem ſchönen verſprochenen Regenbogen gar nichts ſah. Der muthwillige Kutſcher knallte und klatſchte in Einem fort und die Gottespferde wieherten und brenſchten, und die Luft ging ſo gewaltig, als wenn Sturmwinde bliesen, Goldkäferchen aber klatſchte und ſang immer mit heller Stimme drein: O weine nicht, Feinsliebelein! es muß, es muß geſchieden ſeyn! Das arme Erdwürmchen aber hatte nichts anders zu thun als ſich nur feſtzuhalten; denn jetzt kam ihr die Fahrt wirklich ſo vor, als ſollte alles aus einan-

der fliegen und ſie durch die weite leere Luft ſo fortgewirbelt werden. So ſauſte der Wagen fort, und ihr fehlte ſelbſt der Athem zu fragen, bis der Wagen mit Einem Male anfing ſich zu ſenken und in einer unbekannten Gegend zur Erde kam. Als Erdwürmchen fühlte, daß es nicht mehr flog mit ihr, wollte ſie Goldkäferchen fragen: wo ſind wir? aber in demſelben Hui waren Wagen Kutſcher und Pferde weg und ſie hat ſie ſeit der Stunde in ihrem Leben nicht wieder geſehen.

Es war ſchon dunkel, die Sonne war lange unter und der Mond und die Sterne ſtanden hell am Himmel. Da hätte Erdwürmchen Ade! Ade! Ade! ſingen mögen, aber ihr war der Geſang jetzt knapp geworden, und ſie ſaß im ſtillen Leide rang ihre Hände und weinte bitterlich. Dann ſeufzete ſie tief und rief einmal über das andere aus: O ich gottloſes Mädchen! die Mutter hat mich oft geſcholten, daß ich ſo viel mit den Würmern ſpielte; nun ſehe ich wohl, was das für bunte Schelme ſind. Warte nur, Goldkäferchen! wenn du mal wieder kommſt, ſollſt du's kriegen! O wenn ich nur einen Menſchen fände, der mir den Weg nach Hauſe wieſe! — Sie fing nun an durch die Büſche fortzugehen, aber ſie war von dem geſchwinden Fluge ſo müd geworden, daß ſie kaum hundert Schritt gegangen war, ſo ſetzte ſie ſich unter

einem Baum nieder und ſchlief ein, und ſchlief da bis an den hellen Morgen. Das arme Kind meinte, ſie ſey nahe bei ihres Vaters Hauſe, aber ſie war in der dreiſtündigen Fahrt über fünfzig Meilen weit durch die Luft gereiſt. Schlafe wohl und träume wohl, liebes Erdwürmchen!

Als Erdwürmchen erwachte, ſtand die Sonne ſchon hell am Himmel. Sie ſah ſich mit großen Augen um, denn das von geſtern war ihr alles wie ein Traum. Sie hatte auch die ganze Nacht nichts anders geträumt als von der ſauſenden Reiſe, wo ſie, wie ihr däuchte, dreimal aus dem Wagen ſtürzte und immer wieder hereingebracht ward, von brennenden Häuſern, von Krieg und Geſchrei und von allerlei Noth und Angſt. Mit dieſen Gedanken wachte ſie auf und ſah nun wohl, daß ſie in einer unbekannten Gegend war und fern von ihres Vaters Hauſe. Denn ſie erblickte rings umher himmelhohe Berge, deren oberſte Spitzen mit Schnee bedeckt waren. Und als ſie das ſah, weinte ſie bitterlich und brach in die Worte aus: O du erzböſewichtiſches Goldkäferchen! hier komme ich nimmer wieder heraus, ich ſehe Vater und Mutter nimmer wieder, denn wie ſoll ich über den hohen Schnee kommen? Mehr konnte ſie vor Traurigkeit nicht ſagen; doch ging ſie gedankenlos fort. Sie

kam bald an einen kleinen Baumgarten, wo Aepfel Birnen und Pflaumen die Fülle an den Bäumen hingen. Sie ging hin und brach ſich davon und aß, denn ſie war ſehr hungerig. Als ſie ſich geſättigt hatte, ging ſie weiter fort durch die Bäume und hörte einen Hahn krähen und einen Hund bellen. Und da ward ſie ganz froh und fiel mit dem Angeſicht auf die Erde, faltete ihre Hände und betete ein frommes Morgengebet und ſprach: Gott ſey gelobt, daß ich wieder zu Menſchen komme! Und als ſie um einen kleinen Buſch herumgekommen war, da ſah ſie hinter dem Buſche ein kleines ſtrohenes Häuschen ſtehen und ging grade auf das Häuschen zu.

Und ehe ſie noch an das Häuschen kam, ſprang ein buntes Hündchen auf ſie zu und wedelte luſtig mit dem Schwanze und bellte und brummte nicht, und dann kam ein ſchneeweiſſes Minskätzchen und ſtrich ſich den Pelz an ihrem Knie glatt und gnurrte behaglich, wie die Katzen im Wohlgefallen thun. Und dieſe Beiden begleiteten ſie. Vor der Thüre des Hauſes ſaß ein altes Mütterchen im weiſſen Kopfe an einem Spinnrade und ſpann und ſang mit heller Stimme: Wach auf, mein Herz, und ſinge! und ließ ſich nicht ſtören, daß Erdwürmchen kam, und Erdwürmchen ſtimmte ein und ſang mit,

bis das Lied zu Ende war, und freute ſich, daß ſie zu frommen Leuten gekommen war. Darauf ſtand die alte Frau von ihrem Spinnrade auf und reichte dem Erdwürmchen die Hand und hieß ſie freundlich willkommen. Als ſie aber dem Kinde ins Geſicht ſah, rief ſie: Herr Je! Erdwürmchen biſt du es? wie in aller Welt kommſt du hieher? Erdwürmchen wunderte ſich nicht wenig, als ſie ſich mit ihrem Namen anreden hörte, ſah die alte Frau genau an, und erkannte nun bald, daß es dieſelbe alte Frau war, die ihr, als ſie badete, einſt die ſchönen neuen Kleider hinter dem Dornbuſch hingelegt hatte. Und ſie antwortete ihr vergnügt: Ja Mutter ich bin Erdwürmchen, aber wie ich herkomme, das weiß ich nicht; das weiß ich aber wohl, daß dein Goldkäferchen ein Erzlügner iſt: er hat mir etwas vergegaukelt von einem wunderſchönen Regenbogen und ſo iſt er im ſauſenden Galopp durch die Luft mit mir davon gefahren, daß mir Hören und Sehen dabei vergangen iſt; und ſo bin ich endlich hier wieder auf die Erde herabgekommen, und da hat er mich ſitzen laſſen. Nun iſt es nur gut, daß ich dich hier treffe. Du kannſt mir wohl den Weg durch die Berge zu Vater und Mutter zeigen; denn die werden ſehr traurig ſeyn, daß ich geſtern Abend nicht zu Hauſe gekommen bin, und werden glauben, daß mich

Räuber geſtohlen oder Wölfe und Unthiere gefreſſen haben.

Die alte Frau antwortete ihr: Sey mir hier willkommen, Erdwürmchen! Deine Aeltern wohnen ſehr weit von hier und ich kann dich nun nicht hinbringen. Denn alle Straßen ſind unſicher und es iſt Krieg und geſtern ſind fremde Soldaten bei euch in Diſtelfeld eingerückt. Und ſchelte nicht ſo ſehr auf Goldkäferchen, er hat dich deswegen weggebracht. Deinen armen Aeltern hatteſt du doch nicht helfen können, dir und deiner Ehre aber hätte leicht ein Leides geſchehen können. Darum gieb dich nur drein und bleib hier bei mir. Wir wohnen hier abweges im Walde, hier biſt du ſicher, und über dieſe Schneeberge kommt kein Feind. Wann es dort wieder ruhig iſt, will ich dich ſchon zu Hauſe bringen. Und Erdwürmchen gab ſich drein und blieb, im Stillen aber weinte ſie manches Thränchen in ihrem Kämmerlein und im einſamen Walde, daß ſie ſo weit weg war von Hauſe. Doch ging es ihr ſonſt recht gut.

Es war dies ein kleines Bauergütchen, das ganz einſam im Walde lag und etwas Feld einen Garten eine Wieſe und des Holzes genug hatte; auch waren in Bächen und Teichen Forellen und Karpfen. Hier wohnte die Alte mit ihrem alten Manne, der wohl noch älter war als ſie, und

mit einem Knechte, der auch nicht mehr jung war, und die drei beſtellten und beſtritten die ganze Wirthſchaft. Nun kam Erdwürmchen noch dazu und half ihnen. Sie hatten zwei Ochſen, zwei Pferde, acht Kühe, zwanzig Schaafe und Ziegen, viele Hühner und Enten auf dem Hofe und Obſt im Garten und Korn im Felde und lebten recht gut und vergnügt. Auch waren es chriſtliche fromme Leute und in ihrem Leben hat Erdwürmchen nicht ſo viel in der Bibel und im Geſangbuche geleſen als hier. Den Sommer waren alle fleißig, daß ſie das Haus und die Scheunen voll ſchafften für den Winter; den Herbſt und Winter droſchen die Männer Korn und fällten und fuhren Holz aus dem Walde, Mütterchen aber und Erdwürmchen, wann ſie das Vieh und die Küche beſorgt hatten, ſaßen am Spinnrocken und ſpannen und erzählten einander Geſchichten oder ſangen geiſtliche Lieder. Erdwürmchen hat nachher oft erzählt, die Jahre, die ſie hier verlebt habe, ſeyen die vergnügteſte Zeit ihres Lebens geweſen.

So waren hier fünf Sommer vergangen und die Zeit war Erdwürmchen gewiß nicht lange geworden; da kam die alte Frau eines Morgens zu Erdwürmchen in ihr Kämmerchen und ſprach: Liebes Erdwürmchen, nun iſt es Zeit, daß du von hier reiſeſt und wieder zu deinen lieben

Aeltern kommeſt. Es iſt arg hergegangen in Diſtelfeld und im ganzen Frankenlande; jetzt aber iſt der Krieg vorbei, es iſt wieder Friede, und nun iſt es billig, daß du wieder zu den Deinigen zieheſt und den Aeltern die Sorge vergelteſt, die ſie in deiner Kindheit um dich gehabt haben. Siehe ich habe dich hieher holen laſſen, nicht, daß ich dich bloß bei mir hätte — denn ich habe dich ſehr lieb, das weißt du wohl — ſondern daß du ſicher wäreſt vor der Wildheit und Wüſtheit des Krieges; und wenn ich dich gleich gern behielte, ſo muß ich dich doch deinen Aeltern wiedergeben: denn das Andere wäre Sünde. Du haſt wohl gemerkt, daß ich allerlei Künſte kann, und das iſt wahr; aber ich bin eine von den Frauen, welche die ſie kennen die Holden heiſſen, und ich gebrauche meine Künſte nie zum Böſen. Darum erſchrick nur nicht vor mir und habe mich in einem guten Andenken: ich bin eine von denen, die ſie die guten weiſen Frauen nennen, und habe mein Leben darauf gewendet, tolle Geſchichten in kluge und Verkehrtes in Rechtes zu verwandeln. Und nun, liebes Kind, mache dich fertig, ſuche deine Sachen zuſammen und packe deine Kleider und dein Leinzeug ein; denn morgen fahren wir ab.

Und Erdwürmchen that mit allem Fleiß, wie ihr befohlen war, und ſetzte ſich dann hin-

ſam hin und weinte, daß ſie die alte Frau verlaſſen ſollte, die ihr ſo viel Liebes gethan hatte in ſo manchem lieben Jahr. Und den andern Morgen hielt der Wagen mit den zwei Pferden vor der Thüre, und ſie ſetzte ſich nebſt der alten Frau darauf, und der alte Knecht war ihr Kutſcher. Und ſie waren ſechs Tage gefahren und den ſiebenten Tag kamen ſie in das Kirchdorf, wo die Leute aus Diſtelfeld in die Kirche gehen. Da ließ die alte Frau an der Schenke halten und ſprach zu Erdwürmchen: Nun will ich Lebewohl zu dir ſagen, mein Kind, weiter fahre ich nicht, und nun will ich wieder zu Hauſe. Gott ſegne dich und behüte dich, und behalte dich treu und ſicher auf ſeinem Wege, ſo wird es dir wohl gehen hier und dort. Und ſie hieß den Knecht die Laden und Kiſten abpacken, worin Erdwürmchens Kleider und Leinzeug waren, und gab ihr dann noch einen Beutel in die Hand und ſagte: da, mein Kind! das ſoll dein Brautſchatz ſeyn, dafür kannſt du dir ein Bauergütchen kaufen. Und dann fuhr ſie weg, und Erdwürmchen ließ ſich von dem Schenkwirth nach Diſtelfeld fahren, wo ihre Aeltern wohnten.

Als ſie auf die Diſtelfelder Mark kamen, da verwunderte ſie ſich, daß ſie ſo wenige Häuſer ſah und von dieſen einige ganz neu ſchienen, und ſie ſprach zu dem Fuhrmann: aber iſt denn

dies Distelfeld? Ja freilich ist es Distelfeld, antwortete er, aber es ist nicht mehr das alte Distelfeld; das ist im Kriege meist abgebrannt, und sie fangen nun an und bauen wieder einige neue Häuser. Erdwürmchen erschrack sehr und sie dachte an ihre Aeltern und Geschwister und ihr war sehr bange im Herzen, aber sie mogte den Mann nicht fragen. Und sie fuhren in das Dorf hinein, und sie sah Brandstellen ungeheure Bäume und Balken hin und her liegend zerbrochene Zäune und niedergerissene Mauern, bis sie an ihres Vaters Haus gelangte. Das war auch nicht mehr das alte sondern ein neues das sie schon wieder aufgebaut hatten. Da fand sie ihre beiden Aeltern gottlob noch am Leben, die waren sehr arm geworden aber doch noch nicht muthlos, denn es waren fromme Leute, die Gott fürchteten. Ihre Geschwister lebten auch noch bis auf einen Bruder, der im Kriege geblieben war. Ihre beiden Schwestern, welche älter waren als sie, hatten schon Männer, die in andern Dörfern wohnten. Und sie erzählte ihren Aeltern, wie es ihr wunderbar ergangen und wo sie so lange gewesen war, und sagte ihnen viel Freundliches und Liebes und tröstete sie aus Gottes Wort und sprach: Gott kann helfen und ich will auch helfen und kann auch helfen. Und mit diesen Worten öffnete sie den Beutel, welchen ihre alte Pflegemutter ihr bei'm

Abschiede in die Hand gethan hatte, und es waren fünfhundert blanke Dukaten darin; in den Kisten aber war das schönste Leinzeug, das sie zum Theil mit gesponnen und gebleicht und das die gute alte weise Frau ihr zum Brautschatz mitgegeben hatte.

Und Erdwürmchen hat sich bald einen wackern jungen Bauer zum Mann genommen und in Distelfeld gewohnt und als eine fromme und christliche Frau gelebt. Und Gott hat ihren Fleiß und ihre Frömmigkeit gesegnet, daß sie ihren Aeltern und vielen Menschen hat Gutes thun können. Ihre Kinder hat sie fleißig in Gottes Wort unterwiesen und frühe zur Kirche und Schule gehalten, aber sie hat nicht gelitten, daß sie viel in Waldeseinsamkeit lebten oder nächtlich und mitternächtlich herumwandelten. Denn sie pflegte zu sagen: Es ist nicht gut, daß der Mensch sich zu sehr an die Kreaturen hängt und mit Steinen und Würmern und allerlei Thieren zu viele Gemeinschaft hat. Mancher ist dadurch verwirrt und närrisch geworden und in böse Hände gerathen. Ich danke Gott jede Stunde, daß er mich in meiner Jugend bewahrt hat. Denn das ist das Sicherste, daß der Mensch sich an Gottes Wort hält und nicht zu viel fragt, was in Bäumen und Bergen steckt und weben die Würmer und Vögel ja die Blumen und Blätter zu flüstern und zu sprechen

wiſſen. Das hat Manchen auf ſchlimme Abwege gebracht, und wohin hätte es mich Aermſte nicht bringen können, wäre Gott nicht ſo gnädig geweſen?

10.

Rattenkönig Birlibi.

Ich will die Geſchichte erzählen von dem Rattenkönig Birlibi, eine Geſchichte, die mir Balzer Tiews aus Preſeke oft erzählt hat nebſt vielen andern Geſchichten. Balzer war ein Knecht, der auf meines Vaters Hofe diente, als ich acht neun Jahre alt war, ein Menſch von ſchalkiſchen Einfällen, der viele Geſchichten und Mährchen wußte. Die Geſchichte von dem Rattenkönig Birlibi lautet alſo:

In dem ſtralſundiſchen Dorfe Alten Camp, welches zwiſchen Gartz und Putbus ſeitwärts am Strande liegt, hat vormals ein reicher Bauer gelebt, der hieß Hans Burwitz. Das war ein ordentlicher kluger Mann, dem alles, was er angriff, gerieth, und der im ganzen Dorfe die beſte Wehr hatte. Er hatte ſechszehn Kühe vierzig Schaafe acht Pferde und zwei Füllen auf dem Stalle und in den Koppeln, glatt wie die Aele und von ſo guter Zucht, daß ſeine Füllen auf

dem Berger Pferdemarkt immer zu acht bis zehn Piſtolen das Stück bezahlt wurden. Dazu hatte er ſechs hübſche Kinder, Söhne und Töchter, und es ging ihm ſo wohl, daß die Leute ihn wohl den reichen Bauer zu Alten Camp zu nennen pflegten. Dieſer Mann iſt durch nächtliche Gänge im Walde um all ſein Vermögen gekommen.

Hans Burwitz war auch ein ſtarker Jäger, beſonders hatte er eine treffliche Witterung auf Füchſe und Marder, und war deswegen oft des Nachts im Walde, wo er ſeine Eiſen gelegt hatte und auf den Fang lauerte. Da hat er im Dunkeln und im Zwielichte der Dämmerung und des Mondenſcheins manche Dinge geſehen und gehört, die er nicht wiedererzählen mogte, wie denn im Walde des Nachts viel Wunderliches und Abſonderliches vergeht; aber die Geſchichte von dem Rattenkönig Birlibi hat man von ihm erfahren. Hans Burwitz hatte in ſeiner Kindheit oft von einem Rattenkönig erzählen hören, der eine goldene Krone auf dem Kopfe trage und über alle Wieſel Hamſter Ratten Mäuſe und anderes dergleichen ſpringinsfeldiſches und leichtes Geſindel herrſche und ein gewaltiger Waldkönig ſey; aber er hatte nie daran glauben wollen. Manches liebe Jahr war er auch im Walde auf Fuchs- und Marderfang und Vogelſtellerei rundgegangen und hatte vom Rattenkönig auch nicht das Min-

deſte weder geſehen noch gehört. Da mogte der Rattenkönig aber wohl in einer andern Gegend ſein Weſen getrieben haben. Denn er hat viele Schlöſſer in allen Ländern unter den Bergen und zieht beinahe jedes Jahr auf ein anderes Schloß, wo er ſich mit ſeinen Hofherren und Hofdamen erluſtigt. Denn er lebt wie ein ſehr vornehmer Herr und der Großmogul und König von Frankreich kann keine beſſere Tage haben und die Königin von Antiochien hat ſie nicht gehabt, die ihr Vermögen in Herzen von Paradiesvögeln und Gehirn von Nachtigallen aufgefreſſen hat; und das glaube nur nicht, daß dieſer Rattenkönig und ſeine Freunde Nüſſe und Weitzenkörner und Milch je an ihren Schnabel bringen, nein Zucker und Marzipan iſt ihr tägliches Eſſen und ſüßer Wein iſt ihr Getränk und leben beſſer als König Salomo und Feldhauptmann Holofernes.

Nun ging Hans Burwitz wieder einmal nach Mitternacht in den Wald und war auf der Fuchslauer. Da hörte er aus der Ferne ein vielſtimmiges und kreiſchendes Getöſe, und immer klang mit heller Stimme heraus Birlibi! Birlibi! Birlibi! Da erinnerte er ſich des Mährchens vom Rattenkönig Birlibi, das er oft gehört hatte, und er dachte: willſt mal hingehen und zuſehen, was es iſt? denn er war ein beherzter Mann, der auch in der ſtockfinſter-

ſten Nacht keine Furcht kannte. Und er war ſchon auf dem Sprunge zu gehen, da bedachte er das Sprichwort: Bleib weg, wo du nichts zu thun haſt, ſo behaltſt du deine Naſe; aber das Birlibi tönte ihm nach, ſolange er im Walde war. Und die andere Nacht und die dritte Nacht war es wieder eben ſo. Er aber ließ ſich nichts anfechten und ſprach: Laß den Teufel und ſein Geſindel ihr tolles Weſen treiben, wie ſie wollen! ſie können dem nichts thun, der ſich nicht mit ihnen abgiebt. Wollte Gott, Hans hatte es immer ſo gehalten! Aber die vierte Nacht hat es ihn übermachtigt und er iſt wirklich in die böſen Stücke gerathen.

Es iſt der Walpurgisabend geweſen und ſeine Frau hat ihn gebeten, er möge dieſe Nacht nur nicht in den Wald gehen, denn es ſey nicht geheuer und alle Hexenmeiſter und Wettermacherinnen ſeyen auf den Beinen, die können ihm was anthun; denn in dieſer Nacht, die das ganze hölliſche Heer loslaſſe, ſey ſchon mancher Chriſtenmenſch zu Schaden gekommen. Aber er hat ſie ausgelacht und hat es eine weibiſche Furcht genannt und iſt ſeines gewöhnlichen Weges in den Wald gegangen, als die andern zu Bett waren. Da iſt ihm aber der König Birlibi zu mächtig geworden. Anfangs war es dieſe Nacht im Walde eben wie die vorigen Nachte, es teſete

und lärmte von fern und das Virlibi klang hell darunter; und was über seinem Kopfe durch die Wipfel der Bäume schwirrte und pfiff und rauschte, das kümmerte Burwitz nicht viel, denn an Hexerei glaubte er gar nicht und sagte: es seyen nur Nachtgeister, wovor dem Menschen graue, weil er sie nicht kenne, und allerlei Blendwerke und Gaukeleien der Finsterniß, die dem nichts thun können, der keinen Glauben daran habe. Aber als es nun Mitternacht ward und die Glocke zwölf geschlagen hatte, da kam ein ganz anderes Virlibi aus dem Walde hervor, daß Hansen die Haare auf dem Kopfe kribbelten und sauseten und er davon laufen wollte. Aber sie waren ihm zu geschwind und er war bald mitten unter dem Haufen und konnte nicht mehr heraus.

Denn als es zwölf geschlagen hatte, tönte der ganze Wald mit Einem Male wie von Trommeln und Pauken und Pfeifen und Trompeten und es war so hell darin, als ob er plötzlich von vielen tausend Lampen und Kerzen erleuchtet worden wäre. Es war aber diese Nacht das große Hauptfest des Rattenkönigs und alle seine Unterthanen und Leute und Mannen und Vasallen waren zur Feier desselben aufgeboten. Und es schienen alle Bäume zu sausen und alle Büsche zu pfeifen und alle Felsen und Steine zu springen und zu tanzen, so daß Hansen entsetzlich bange

ward; aber als er weglaufen wollte, verrannten ihm ſo viele Thiere den Weg, daß er nicht durchkommen konnte und ſich ergeben mußte, ſtehen zu bleiben, wo er war. Es waren da die Füchſe und die Marder und die Iltiſſe und Wieſel und Siebenſchläfer und Murmelthiere und Hamſter und Ratten und Mäuſe in ſo zahlloſer Menge, daß es ſchien, ſie waren aus der ganzen Welt zu dieſem Feſte zuſammengetrommelt. Sie liefen und ſprangen und hüpften und tanzten durch einander, als ob ſie toll waren; ſie ſtanden aber alle auf den Hinterfüßen und mit den Vorderfüßen trugen ſie grüne Zweige aus Maien und jubelten und toſeten und heulten und kreiſchten und pfiffen jeder auf ſeine Weiſe. Kurz es war das ganze leichte Diebsgeſindel der Nacht beiſammen und machten gar ein ſcheußliches Gezäute und Gebimmel und Getümmel durch einander. In den Lüften ging es eben ſo wild, als auf der Erde, da flogen die Eulen und Krähen und Käuze und Uhus und Fledermäuſe und Miſtkäfer bunt durch einander und verkündigten mit ihren gellenden und kreiſchenden Kehlen und mit ihren ſummenden und ſchwirrenden Flügeln die Freude des hohen Tages.

Als Hans erſchrocken und erſtaunt ſich mitten in dem Gewimmel und Geſchwirr und Getöſe befand und nicht wußte, wo aus noch ein,

ſiehe da leuchtete es mit Einem Male heller auf und nun ſangen viele tauſend Stimmen zugleich, daß es in fürchterlich grauslicher Feierlichkeit durch den Wald ſchallte und Hanſen das Herz im Leibe bebte:

Macht auf! macht auf! macht auf die Pforten!
Und wallet her von allen Orten.
Geladen ſeyd ihr all zugleich.
Der König ziehet durch ſein Reich.

Ich bin der große Rattenkönig.
Komm her zu mir, haſt du zu wenig!
Von Gold und Silber iſt mein Haus,
Das Geld meſſ' ich mit Scheffeln aus.

So klang es im feierlichen und langſamen Geſange fort und dann ſchallten immer wieder einzelne kreiſchende und gellende Stimmen mit widerlichem Laute darunter Birlibi! Birlibi! und die ganze Menge rief Birlibi! nach, daß es durch den Wald ſchallte. Und es war der Rattenkönig, welcher einhergezogen kam. Er war ungeheuer groß wie ein Maſtochs und ſaß auf einem goldenen Wagen und hatte eine goldene Krone auf dem Haupte und hielt ein goldenes Scepter in der Hand, und neben ihm ſaß ſeine Königin und hatte auch eine goldene Krone auf und war ſo fett, daß ſie glänzte; und ſie hatten ihre langen kahlen Schwänze

hinter ſich zuſammenverſchlungen und ſpielten damit, denn ihnen war ſehr wohlig zu Muthe. Und dieſe Schwänze waren das Allerſcheußlichſte, was man da ſah; aber der König und die Königin waren auch ſcheußlich genug. Und der Wagen, worin ſie ſaßen, ward von ſechs magern Wölfen gezogen, die mit den Zähnen fletſchten, und zwei lange Kater ſtanden als Heiducken hinten auf und hielten brennende Fackeln und miaueten entſetzlich. Dem Rattenkönig und der Rattenkönigin war aber vor ihnen nicht bange: ſie ſchienen hier zu gewaltige Herren und Könige über alle zu ſeyn. Es gingen auch zwölf geſchwinde Trommelſchläger dem Wagen voran und trommelten. Das waren Haſen: die müſſen die Trommel ſchlagen und andern Muth machen, weil ſie ſelbſt keinen haben.

Hanſen war ſchon bange genug geweſen, jetzt aber, als er den Rattenkönig und die Rattenkönigin und die Wölfe und Kater und Haſen ſo mit einander ſah, da ſchauderte ihm die Haut auf dem ganzen Leibe und ſein ſonſt ſo tapferes Herz wollte faſt verzagen und er ſprach bei ſich: Hier mag der Henker länger bleiben, wo alles ſo wider die Natur geht! Ich habe auch wohl von Wundern geleſen und gehört, aber ſie gingen doch immer etwas natürlich zu. Daß dies aber buntes Teufelsſpiel iſt und teufli-

ſches Pack, ſieht man wohl. Wer nur heraus ware!

Und Hans machte noch einen Verſuch ſich heraus zu drängen, aber der Zug brauſte immer friſch fort durch den Wald, und Hans mußte mit. So ging es, bis ſie an eine äuſſerſte Ecke des Waldes kamen. Da war ein offenes Feld und hielten viele hundert Wagen, die mit Speck und Fleiſch und Korn und Nüſſen und andern Eßwaaren beladen waren. Einen jeden Wagen fuhr ein Bauer mit ſeinen Pferden, und die Bauern trugen die Säcke Korn und das Speck und die Schinken und Mettwürſte und was ſie ſonſt geladen hinab in den Wald, und als ſie Hans Burwitz ſtehen ſahen, riefen ſie ihm zu: komm! hilf auch tragen! und Hans ging hin und lud mit ab und trug mit ihnen, er war aber ſo verwirrt, daß er nicht wußte, was er that. Es däuchte ihm aber in dem Zwielichte, als ſehe er unter den Bauern bekannte Geſichter, und unter andern den Schulzen aus Krakevitz und den Schmidt aus Kasnevitz; er ließ ſich aber nichts merken und jene thaten auch wie unbekannte Leute. Mit den Bauern aber hatte es die Bewandniß: Sie hatten ſich dem Rattenkönige und ſeinem Anhange zum Dienſt ergeben und mußten ihnen in der Walpurgisnacht, wo des Rattenkönigs

großes Fest steht, immer den Raub zu dem Walde fahren, den Rattenkönigs Unterthanen einzeln aus allen Orten der Welt zusammengemaust und zusammengestohlen hatten. Und Hans kam nun auch ganz unschuldig dazu und wußte nicht wie. So wie die Säcke und das Andere in den Wald getragen wurden, war das wilde Diebsgesindel darüber her, und es ging Grips! Graps! und Rips! Raps! hast du mich nicht gesehen, und jeder griff zu und schleppte sein Theil fort, so daß ihrer immer weniger wurden. Der König aber hielt noch da, in seinem hohen und prächtigen Wagen und es tanzeten und toseten und lärmten noch einige um ihn. Als aber alle Wagen abgeladen waren, da kamen wohl hundert große Ratten und gossen Gold aus Scheffeln auf das Feld und auf den Weg, und sangen dazu:

Hände her! Mützen her!
Wer will mehr? wer will mehr?
Lustig! lustig! heut geht's toll,
Lustig! Händ' und Mützen voll!

Und die Bauern fielen wie die hungrigen Raben über das ausgeschüttete Gold her und griffelten und graffelten und drängten und stießen sich, und jeder raffte so viel auf von dem rothen Raube, als er habhaft werden konnte,

und Hans war auch nicht faul und griff rüſtig mit zu. Und als ſie in beſter Arbeit waren wie Tauben, worunter man Erbſen geworfen, ſiehe da krähete der Morgenhahn, wo das heidniſche und hölliſche Reich auf der Erde keine Macht mehr hat — und in Einem Hui war alles verſchwunden, als wäre es nur ein Traum geweſen, und Hans ſtand ganz allein da am Walde. Und der Morgen brach an und er ging mit ſchwerem Herzen zu Hauſe. Er hatte aber auch ſchwere Taſchen und ſchönes rothes Geld darin, das ſchüttete er nicht aus. Seine Frau war ganz ängſtlich geworden, daß er ſo ſpät zu Hauſe kam, und ſie erſchrack, als ſie ihn ſo bleich und verſtört ſah, und fragte ihn allerlei. Er aber fertigte ſie nach ſeiner Gewohnheit mit Scherz ab und ſagte ihr nicht ein Sterbenswörtchen von dem, was er geſehen und gehört hatte.

Hans zählte ſein Gold — es war ein hübſches Häuflein Dukaten — legte es in den Kaſten und ging die erſten Monate nach dieſem Abentheuer nicht in den Wald. Er hatte ein heimliches Grauen davor. Dann vergaß er, wie es dem Menſchen geht, die Walpurgisnacht und ihr ſchauerliches und grauliches Getümmel allmälig und ging nach wie vor im Mond- und Sternenſchein auf ſeinen Fuchs- und Mar-

derfang. Von dem Rattenkönig und ſeinem Birlibi ſah und hörte er nichts mehr und dachte zuletzt ſelten daran. Aber als es gegen den Frühling ging, veränderte ſich alles, er hörte zuweilen um die Mitternacht wieder das Birlibi klingen, daß ſeine mattesten Haare auf dem Kopfe ihm lebendig wurden, und lief dann zwar immer geſchwinde aus dem Walde, hatte aber dabei doch ſeine heimlichen Gedanken auf die Walpurgisnacht; und weil das, was die Menſchen bei Tage denken, ihnen bei Nacht im Traume wiederkommt und allerlei ſpielt und ſpiegelt und gaukelt, ſo blieb auch der Rattenkönig mit ſeiner Nachtgaukelei nicht aus, und Hans träumte oft, als ſtehe der Rattenkönig vor ſeiner Thüre und klopfe an; und er machte ihm dann auf, und ſah ihn leibhaftig, wie er damals in dem Wagen geſeſſen, und er war nun ganz von lauterem Golde und auch nicht ſo häſslich, als er ihm damals vorgekommen, und Rattenkönig ſang ihm mit der allerſüßeſten Stimme, von der man nicht glauben ſollte, daß eine Rattenkehle ſie haben könne, den Vers vor:

Ich bin der große Rattenkönig,
Komm her zu mir, hast du zu wenig!
Von Gold und Silber iſt mein Haus,
Das Geld meſſ' ich mit Scheffeln aus.

und dann kam er dicht zu ihm heran und flüſterte ihm ins Ohr: Du kommſt doch wieder zur Walpurgisnacht, Hans Burwitz, und hilfſt Säcke tragen und holſt dir deine Taſchen voll Dukaten? — Zwar hatte Hans, wann er aus ſolchen Träumen erwachte, neben der Freude über das Gold immer ein Grauen, und er ſprach dann wohl: Warte nur, Prinz Birlibi, ich komme dir nicht zu deinem Feſte! Aber es ging ihm, wie es andern Leuten auch gegangen iſt, und das alte Sprichwort ſollte an ihm auch wahr werden: Wen der Teufel erſt an einem Faden hat, den führt er auch wohl bald am Strick. Genug, je näher die Walpurgisnacht kam, deſto mehr wuchs in Hans die Gier, auch dabei zu ſeyn. Doch nahm er ſich feſt vor, dem Böſen diesmal nicht den Willen zu thun, und ging den Walpurgisabend auch glücklich mit ſeiner Frau zu Bett. Aber er konnte nicht einſchlafen, die Wagen mit den Säcken und die Bauern und die groſſen Ratten, die das Gold aus Scheffeln auf den Boden ſchütteten, fielen ihm immer wieder ein, und er konnte es nicht länger aushalten im Bette, er mußte aufſtehen und ſich von der Frau fortſchleichen und in den finſtern Wald laufen. Und da hat er dieſe zweite Nacht eben ſo wieder erlebt, als das erſte Mal. Er hatte ſich

ein Säckchen mitgenommen für das Gold und hatte auch viel reichlicher eingesammelt, als das vorige Jahr.

Nun, däuchte ihm, habe er des Goldes genug, und er that einen hohen Schwur, er welle sich nimmer wieder in die Versuchung geben, und auch nie wieder in den Wald gehen. Und er hat den Schwur gehalten und sich selbst überwunden, daß er nicht in den Wald gegangen ist und keine Walpurgisnacht wieder mitgehalten hat, so oft ihm auch noch von dem Birlibi und dem goldnen Rattenkönige geträumt hat. Er hat das aber nicht in seinem Herzen sitzen lassen sondern hat es mit eifrigem Gebet wieder ausgetrieben und den Bösen endlich müd gemacht, daß er von ihm gewichen ist. So war manches Jahr vergangen und Hans hieß ein sehr reicher Mann. Er hatte sich für seine Dukaten Dörfer und Güter gekauft und war ein Herr geworden. Es murkelte auch unter den Leuten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu mit seinem Reichthum; aber keiner konnte ihm das beweisen. Aber endlich ist der Beweis gekommen.

Der Böse lauerte auf den armen Mann, an dem er schon einige Macht gewonnen hatte. Er war ergrimmt auf ihn, weil er von seinen hohen Festen in der Walpurgisnacht ganz aus-

blieb, und als Hans einmal wieder mit ſündlicher Lüſternheit an das Goldſammeln gedacht und darüber das Abendgebet vergeſſen auch einige unchriſtliche Flüche über eine Kleinigkeit gethan hatte, hat er mit ſeinem Geſindel hervorbrechen können, und Hans hat nun gelernt, was das goldne Spielwerk des Königs Birlibi eigentlich auf ſich habe. Seit dieſer Zeit hat Hans weder Stern noch Glück mehr in ſeiner Wirthſchaft gehabt. Wie viel er ſich auch abmattete, er konnte nichts mehr vor ſich bringen ſondern es ging von Tage zu Tage mehr rückwärts. Seine ärgſten Feinde aber waren die Mäuſe, die ihm im Felde und in den Scheunen das Korn auffraßen, die Wieſel Ratten und Marder, die ihm die Hühner Enten und Tauben abſchlachteten, die Füchſe und Wölfe, die ſeine Lämmer Schaafe Füllen und Kälber holten. Kurz das Geſindel hat es ſo arg gemacht, daß Hans in wenigen Jahren um Güter und Höfe, um Pferde und Rinder, um Schaafe und Kälber gekommen iſt und zuletzt nicht ein einziges Huhn mehr hat ſein nennen können. Er hat als ein armer Mann mit dem Stock in der Hand nebſt Weib und Kindern von Haus und Hof gehen und ſich auf ſeinen alten Tagen als Tagelöhner ernähren müſſen.

Da hat er eſt die Geſchichte erzählt, wie er zu dem Reichthum gekommen und aus dem Bauer ein Edelmann geworden iſt, und hat Gott gedankt, daß er Ratten und Mäuſe als ſeine Bekehrer geſchickt und ihn ſo arm gemacht hat: denn ſonſt, hat der arme Mann geſagt, wäre ich wohl nicht in den Himmel gekommen und der Teufel hätte ſeine Macht an mir behalten und ich hätte dort jenſeits endlich auch nach des Rattenkönigs Pfeife tanzen müſſen. Das hat er auch dabei erzählt, daß ſolches Gold, das man auf eine ſo wunderſame und heimliche Weiſe gewinne, doch keinen Segen in ſich habe; denn ihm ſey bei allen ſeinen Schätzen doch nie ſo wohl ums Herz geweſen, als nachher in der bitterſten Armuth, ja er ſey ein elenderer Mann geweſen, da er als Junker mit Sechſen gefahren, als nachher, da er oft froh geweſen, wenn er des Abends nur Salz und Kartoffeln gehabt habe.

11.

Der Schlangenkönig.

Schlangenkönig wohnte auf einer fernen Inſel in der Oſtſee, die gen Dänemark liegt,

und hatte dort ſein Schloß. Dieſes Schloß lag aber wieder in einer kleinen Inſel, die in der großen Inſel ſteckte, wie der Krämer die kleinen Schachteln in die großen ſteckt. Dieſes Inſelchen lag in einem großen Landſee. Da hatte Schlangenkönig ſein Schloß unter einem Hügel in der Erde gebaut, und es war ſehr ſchön darinnen und ſchimmerte und funkelte von Silber und Gold und Edelſteinen und hatte die allerprächtigſten Gemächer. Darinnen ſaß Schlangenkönig ein armer verwandelter Prinz und wartete auf ſeine Erlöſung. Er war aber verwandelt wegen ſeiner Eitelkeit. Denn er war ein wunderſchöner Prinz geweſen und hatte viele ſchöne Prinzeſſinnen und Königinnen und Kaiſerinnen mit ſeiner Schönheit gelockt, aber keine geliebt ſondern alle mit wankelmüthigem Herzen verlaſſen. Deswegen war er zur Strafe verwandelt worden, damit er auch verſuchte, was es heißt keine Liebe finden, und er mag nun wohl als der Schlangenkönig kriechen müſſen bis an den jüngſten Tag. Weil er nemlich ſo viele arme Prinzeſſinnen betrogen hat, die er ſitzen ließ und weiter ging, ſo hat ihn die Strafe getroffen, und das Wort iſt zu ihm geſprochen: Sey der Schlangenkönig und krieche als der Schlangenkönig und iß Erde und ſauge Gift aus Wurzeln und Kräutern und ſey den

Menſchen ein Abſcheu und den Thieren ein Grauen, bis ein unſchuldiges junges Blut ſich über dich erbarmt und mit dir zu Bett geht und dich ohne Grauſen küßt. Das merke dir aber: wirſt du dieſer wieder ungetreu, dann wirſt du auf ewig in das tiefſte hölliſche Feuer hinabgeſtoßen. Schlangenkönig hatte bei ſeiner Verwandlung ganz die Farbe des Kleides behalten, das er trug, weil er noch Prinz war. Er trug nemlich einen grün und gelb geſtreiften ſeidenen Reck, und jetzt ſchleicht er als eine ſchöne grun und gelb geſtreifte Schlange umher mit einer goldenen Krone auf dem Kopf, und pfeift und ziſchelt wie eine Schlange, aber ſprechen kann er nicht. Nur ſind gewiſſe Tage im Jahre, wo er ſingen darf, und da ſingt er mit ſo wunderſchöner und ſüßer Stimme, daß er ſchon manches arme Kind verleckt hat, mit ihm zu gehen in ſein Schloß, aber noch hat er keine einzige gefunden, die ihn hat küſſen wollen. Die aber mit ihm gegangen ſind, müſſen in ſeinem Schloſſe ſitzen, bis er eine findet, die es über das Herz bringen kann, ihn in Liebe zu küſſen. Die das thut, das wird die Königin und alle die andern, die er hineingeleckt hat, werden ihre Dienerinnen. Und auf dieſe Weiſe allein können ſie aus dem Schloſſe erlöſet werden.

Nicht weit von dem See, wo Schlangenkönigs Schloß auf der Inſel war, lag ein Dorf, das hieß Thorstorp. Die Wieſen und Weiden dieſes Dorfes liefen bis an den See hinab, und da trieben die Kinder des Dorfs ihre Kühe hin und hüteten ſie daſelbſt. Unter dieſen Hirtenkindern waren zwei, die hatten einander ſehr lieb und trieben ihre Heerden faſt immer zuſammen. Es war eine kleine Dirne, die hieß Margarethe, und ein Knabe, der hieß Jakob. Margarethe war vierzehen Jahre alt und Jakob ſechszehn. Sie waren beide beinahe erwachſen aber unſchuldig wie die kleinen Kinder und wußten nicht, warum ſie einander ſo lieb hatten. Aber daß ſie ſich über alles liebten, das iſt wahr. Dieſe und die andern Knaben und Mädchen, welche dort das Vieh hüteten, hatten Schlangenkönig oft laufen ſehen und mogten ihn gern leiden, denn er war ſehr bunt und ſchön und ſeine Krone funkelte auf das allerſchönſte. Der Schelm kam oft durch den See geſchwommen und ringelte ſich im Graſe herum und wand ſeinen ſchönen ſchlanken Leib um die Bäume und Büſche, daß die Kinder ſeinen Spielen zuſahen und ihre Freude daran hatten. Aber ganz nah kamen ſie ihm nicht, denn ſie hatten doch ein Grauen vor ihm, weil er Schlangengeſtalt trug, obgleich ſie wuß-

ten, daß er nicht biß und keinem was zu Leide that. Die Kinder hatten noch nie einen Geſang von ihm gehört, obgleich die Rede ging, der Schlangenkönig könne ſingen und habe ſchon manche ſchöne Dirne verleckt, die nun in ſeinem Schloſſe ſitzen und weinen müſſe, ſondern vor ihnen hatte er immer nur geziſchelt, wie andere Schlangen thun. Er durfte ja auch nicht alle Tage ſingen und auſſerdem war er viel zu klug, als daß er ſichs in Geſellſchaft hätte merken laſſen, daß er ſingen konnte; denn da konnte es ihm ja zu nichts helfen. Nein, wann ſeine Singetage waren und wenn er dann ein hübſches Kind allein belauſchen konnte, dann ließ er ſeine Stimme ertönen und brachte es gewöhnlich mit weg.

Eines Tages ſaß Jakob mit ſeiner Margarethe hinter einem grünen Buſche und die beiden Kinder erzählten ſich Geſchichten und ihre Kühe graſeten vor ihnen, die andern Hirten aber hatten weiter abwärts getrieben. Da kam Botſchaft, daß Jakob geſchwinde zu Hauſe mußte. Er küßte ſeine liebe Margarethe und ſagte: Margarethe, gieb derweile auch auf meine Kühe Acht, bis ich wiederkomme, und kommt der Schlangenkönig etwa, ſo bleibe bei Leibe nicht allein, ſondern treibe nur geſchwinde zu den andern Hirten hin. Er könnte dich wegſingen, denn der Schelm ſoll

es in der Stimme haben. Sie verſprach es, aber rief dem weglaufenden Burſchen lachend nach: O das iſt nur eine Fabel mit dem Singen des Schlangenkönigs, er kann ja nicht einmal ſprechen: der ſoll mich nicht wegſingen.

Jakob war kaum hundert Schritt fort, ſo kam der Schlangenkönig über den See geſchwommen und ringelte ſich dann in den allerluſtigſten Kreiſen über die Wieſen hin und machte ſo viele niedliche Schlingungen und Wendungen und richtete ſein Köpfchen mit der goldenen Krone ſo lieblich lächelnd und ſo hell guckend auf, daß die kleine Margarethe recht ihre Freude daran hatte und ihr Verſprechen, das ſie Jakob gethan, auch ganz und gar vergaß. Und Schlangenkönig ringelte ſich immer näher heran und kroch auf einen grünen Baum, der vor Margarethen ſtand, und ſchaukelte ſich einige Minuten in ſeinen Zweigen herum, dann ſang er mit der allerſüßeſten und beweglichſten Stimme, als hätten hunderttauſend Frühlingsnachtigallen zugleich geſchlagen, und Margarethe konnte nun nicht mehr von der Stelle und mußte ihm zuhören: ſie ſaß, als wenn ſie feſtgezaubert war, wiewohl ſie an ihres Jakobs Worte dachte. Er ſang ihr aber dieſen Geſang, den ſie des Schlangenkönigs Brautlied nennen, und womit er ſchon manche zarte Jungfrau in ſein Schloß gelockt hat:

Komm, ſchönes Jungfräulein,
Schlafe bei mir!
Ich hab' ein Goldringelein,
Das ſchenk' ich dir,
Ich hab' ein Goldkämmerlein,
Das iſt für dich,
Ich hab' ein Goldwiegelein,
Drin wieg' ich dich.

Komm, ſchönes Jungfräulein,
Schlafe bei mir!
Süßen und kühlen Wein
Trinkſt du bei mir,
Zucker heißt hier das Brod,
Fleiſch Marcipan,
Aepfelchen roſenroth
Beiſſet dein Zahn.

Komm, ſchönes Jungfräulein,
Schlafe bei mir!
Dienerinnen hübſch und fein
Warten der Thür,
Kammerfrau'n ohne Zahl
Stehen am Bett,
Das in dem goldnen Saal
Hochzeitlich ſteht.

Komm, ſchönes Jungfräulein,
Schlafe bei mir!
Zieh in mein Schloß mit ein,
Treu bin ich dir.
Heiſſa! wie fliegt zum Tanz
Luſtig der Strich!
Du trägſt den Hochzeitkranz,
Bräut'gam bin ich.

Schlangenkönig hatte ausgeſungen, blinzelte freundlich auf das Mägdlein herab, kam dann herunter, ſchlug im Graſe einige Ringelein um das Kind und ſang gar leiſe und leidig: Komm mit! Komm mit! Und Margarethe kam mit. Aber kaum war ſie zehen Schritt mit Schlangenkönig gegangen, ſo bedachte ſie ſich und wollte zurückfliehen. Aber es war zu ſpät, ſie war nun in Schlangenkönigs Gewalt: er umringelte ſie und trug ſie über die Wieſe hin mit weg, und umſonſt ſchrie ſie: Jakob! Jakob! hilf! hilf! und rief den andern Hirten zu, aber weder Jakob noch die Hirten waren da, und Schlangenkönig kehrte ſich an ihr Geſchrei nicht und rollte geſchwinder als der Blitz mit ihr davon und ſchwamm durch den See.

Als Schlangenkönig ſie über das Waſſer nach der Inſel hinübergetragen hatte, war er plötzlich verſchwunden, die kleine Margarethe aber war vor Angſt ohnmächtig geworden und wußte gar nicht, wie ſie über den See gekommen war. Das war aber das Sonderbarſte, daß auch kein Tröpflein Waſſer ſich an ihre Locken und Kleider gehängt hatte noch durchgedrungen war: ſie war ganz trocken auf die kleine Inſel gekommen. Und als ſie ſich wieder beſinnen konnte, da befand ſie ſich in einem wunderſchönen Garten voll der allerluſtigſten Bäume und bunteſten Blumen; und es war alles,

wie das Lied geſungen hatte, an allen Zweigen hing Zucker und Marcipan und roſenrothe Aepfel und durch den Garten floß ein tiefer Bach von Milch und Quellen ſüßen Weins ſprudelten aus dem Hügel. Das Schloß aber unter dem Hügel war noch viel ſchöner, als Schlangenkönigs Brautgeſang es beſchrieben hatte, und waren ſo prächtige Säle und funkelnde Kammern und Gemächer darin, daß kein Menſch die Herrlichkeit ſchildern könnte; und wenn man ihm auch eine Ewigkeit Zeit gäbe, die ſchönſten Worte zu ſuchen, womit er es beſchreiben und ausmalen wollte, er kriegte es doch nicht fertig.

Und als Margarethe vor dem Schloſſe erſchien, ſiehe da waren flugs wohl hundert Dienerinnen zur Stelle, welche Kerzen und Lampen trugen. Dieſe führten ſie in einen hohen Marmorſaal, der mit Gold und Silber und Edelſteinen verziert war, und zogen ihr goldene und ſilberne Kleider an und ſetzten ihr eine goldene Krone auf den Kopf und nannten ſie Königin und Herrin und ſprangen dienend um ſie herum und brachten ihr alles, was ſie nur verlangte. Dieſe Dienerinnen waren alle jung und trugen ſchneeweiſſe Kleider und grüne Kränzlein im Haar und ſahen die meiſten mehr traurig als fröhlich aus.

Und als es dunkelte und gegen die Nacht ging, da kamen wieder andere Jungfrauen und

führten Margarethen in ein Kämmerlein, das blitzte und funkelte wie eitel Gold, und darin ſtand ein goldenes Bett, auf welchem roſenrothe und himmelblaue ſeidene Kiſſen und Decken lagen. Und ſie naheten ſich ihr ſehr ehrerbietig und zogen ihr die Kleider aus und die Schuhe von den Füßen und nahmen ihr die Krone vom Kopfe und legten ſie dann weich ins Bett. Als ſie das gethan, löſchten ſie die Lampen aus bis auf eine, und verneigten ſich ſtumm und ſchweigend und gingen weg.

Und es währte nicht lange, ſo flüſterte es und kniſperte und wiſperte an der Thüre, und die Thüre that ſich auf, und der Schlangenkönig kam herein und kroch an Margarethens Bett und liſpelte und ziſchelte ihr leiſe zu: Willkommen, meine auserkorne Königin! willkommen, meine ſüße Braut! Nun komme ich als dein Bräutigam zu dir, mein ſüßes Margrethchen! wie ich dir unter dem grünen Baume vorgeſungen habe; nun wird es alles wahr werden. O komm und nimm mich in deine Arme! und drücke mich an dein warmes Herz! und küſſe mich und habe mich recht lieb! Dann bin ich erlöſt und du biſt eine reiche und große Königin. Denn ach! das iſt mein trauriges Schickſal, ſolange muß ich als Schlangenkönig auf der Erde herumkriechen, bis ein unſchuldiges Kind mich in Liebe umhalſet und

wieder in den ſchönſten Prinzen verwandelt, der ich geweſen bin. Und er ziſchelte gar loſe und leiſe und ſah ſie mit funkelnden Augen an und hob ſeinen Kopf zu ihr hinauf, als wolle er zu ihr ins Bett ſteigen — Margaretha aber ſchrie gewaltig und rief: Fort du buntes Scheuſal! Nein nimmer — nimmer — nimmermehr! und wenn du ſo ſchön wäreſt, als du häßlich biſt. Ich will deine Königin nicht werden, ich will in meinem Leben keinen andern Bräutigam haben, als meinen lieben Jakob. — Und Schlangenkönig mußte ſich duken und fliehen.

Und als es Tag geworden war, kamen dieſelben weiſſen Jungfrauen, die Margarethen ausgekleidet hatten, und zogen ihr die prächtigen Königskleider wieder an und ſetzten ihr die güldene Krone wieder auf das Haupt und die andern im Saale und vor der Thüre verneigten ſich nun vor ihr und bedienten ſie. Und ſie ging im Schloſſe und im Garten umher und beſah ſich allen den Glanz und die Pracht. Aber weiter als den Garten konnte ſie nicht kommen; denn es lief eine himmelhohe kryſtallene Mauer rings um ihn herum und ſeine Thore waren dicht verſchloſſen. Sie ſah aber den ganzen Tag nicht das Geringſte von Schlangenkönig, und das war ihr ſehr lieb. Aber an ihren Jakob hat ſie viel denken und oft bitterlich weinen müſſen und ſie hat

gerufen mitten in der ſchimmernden Herrlichkeit: O mein lieber Jakob! ſäße ich nur mit dir jetzt in einem ſchlechten Kleide unter einem grünen Baum, wie viel glücklicher wäre ich! Pfui der abſcheuliche Schlangenkönig! wie hat er mich verlockt und verführt durch ſeinen Geſang!

Und als es Nacht ward, führte man ſie eben ſo wie geſtern in ihre Goldkammer und brachte ſie ins Bett und löſchte die Lampen. Und auch der Schlangenkönig kam eben ſo wieder wie geſtern und ſchlich an ihr Bett und flehete, daß ſie ihn ins Bett nehmen und lieb haben und Königin werden ſollte. Sie aber ward noch viel böſer als geſtern und jagte ihn mit ſchlimmen Worten fort. Und Schlangenkönig mußte traurig wieder aus der Kammer kriechen und die Nacht wieder auf der kalten feuchten Erde ſchlafen.

So ging es noch drei Tage und Schlangenkönig verſuchte noch dreimal, ob das Kind ihn lieb gewinnen und bei ihm ſchlafen wolle. Sie aber rief immer: Fort fort, du blanker gleiſſender Gaukler! Jakob wird mein Mann und kein anderer in Ewigkeit!

Mit dem fünften Male waren auch die Proben vorbei, welche Margrethchen auszuſtehen hatte, und der traurige Schlangenkönig rief nun den Frauen und Dienerinnen zu, daß ſie ſie des Schmuckes entkleiden und aus der goldnen Kam-

mer führen mögten, und ſagte zu Margarethen: Nun biſt du nicht mehr Königsbraut und kannſt es nimmermehr werden, wenn du auch wollteſt. So iſt die Ordnung des Schickſals hier. Du biſt hinfort eine ſchlechte Dienerin, gehe darum zu den andern Dienerinnen und warte der hohen Frau, die da kommen und mich erlöſen ſoll. Er meinte aber diejenige, welche ſich über ihn erbarmen und ihn von Herzen küſſen und liebhaben und Königin und Herrin aller dieſer Dienerinnen werden würde, welche ſeine Liebe verſchmäht hatten.

Und Margarethe hatte jetzt ein weiſſes Kleid an und trug ein grünes Kränzlein und mußte mit den andern jungen Dirnen vor der Thüre des Schloſſes und in dem großen Saale ſtehen und warten. Es waren lauter junge Kinder die Dienerinnen und Kammerfrauen, keine unter dreizehn Jahren und keine über ſiebenzehn, wohl mehr als hundert und fünfzig an der Zahl, alle hübſch und fein. Mit einer jeden hatte Schlangenkönig es eben ſo verſucht, wie mit Margrethchen, aber keine einzige von ſo vielen hatte ſein Flehen erhören und ihn lieb haben wollen. Dieſe niedlichen Kinder waren nun freilich recht fein gekleidet und hatten der Speiſe und des Trankes und was ſie zum Leben bedurften vollauf, auch wurden ſie mit keiner Mühe und Ar-

heit geplagt und konnten den Tag ſingen und tanzen und oft auch in dem ſchönen Garten ſpazieren gehen und ſich Blumen pflücken und die Vögelein in den Zweigen auf das allerluſtigſte ſingen hören; aber die Zeit ward ihnen doch herzlich lang in aller dieſer Pracht und die meiſten waren voll Traurigkeit und Sehnſucht. Die eine ſehnte ſich nach Vater und Mutter, die andere nach Bruder und Schweſter, die dritte nach einem Herzallerliebſten; Margarethe ſehnte ſich nach nichts als nach ihrem lieben Jakob, von welchem ſie ſich ſo jämmerlich hatte weglocken laſſen.

Jakob war bald gekommen, nachdem Margarethe von Schlangenkönig entführt war, und ſuchte ſeine Margarethe im Walde und auf der Weide bei den andern Hirten. Er fand ſie nirgends, aber die Hirten ſagten ihm, Schlangenkönig werde ſie wohl weggefangen haben. Jakob hörte auch bald von einem Manne, der da unten am See pflügte, er habe in der Ferne ein Gewimmer gehört und das möge die entführte Margarethe wohl geweſen ſeyn. Der kleine Jakob war ſehr traurig und mußte jeden Tag ja jede Stunde an ſein Margrethchen denken und immer nach der Inſel hinüber ſchauen, zu welcher ſich kein Menſch wagte; denn es ging die Sage, derjenige müſſe gleich des blaſſen Todes ſeyn,

der ſich ohne ein ſicheres Pfand in dieſes Gebiet des Schlangenkönigs wage. Da ſchaute Jakob traurig und ſehnlich hinüber und ſeufzete: Ach Margrethchen! Margrethchen! warum haſt du dir die Ohren nicht zugeſtopft, als der lügneriſche und gleißneriſche Schelm ſang? und rief auch wohl zuweilen für ſich: Halt dich wacker, Margrethchen! werde keine Königin, Margrethchen! Das hatte er aber gewiß nicht nöthig; denn Margarethe war ihm treu wie Gold. Das war ihm aber das Allertraurigſte bei dieſer Geſchichte, wenn er Schlangenkönig über die Wieſen hinſchlüpfen ſah in ſeinem bunten Rock, daß er ihm nichts thun durfte.

So waren Jakob zwei Jahre verfloſſen in Gram und Traurigkeit über ſeine liebe verlorne Margarethe, da hörte er von einem alten Schäfer einen Rath, wie man verzauberter Prinzen und Prinzeſſinnen und ſelbſt der Hexen und Hexenmeiſter Herr werden könnte, und wenn ſie noch ſo ſchlimm wären. Und Jakob ging flugs in den Wald und hieb ſich einen großen knotigen Dornſtock aus einem Dornſtrauch, welcher der Kreuzdorn heißt, und darauf ſchnitt er noch ein Kreuz aus. Als nun Schlangenkönig das nächſte Mal wieder über die Wieſe hinſchlängelte, faßte Jakob ſich ein Herz und fuhr auf ihn zu, ſo daß der Schlangenkönig ſich verwunderte, was der Bauer-

burſche wolle; denn er war es nicht gewohnt, daß die Leute auf ihn losgingen, ſondern, daß die meiſten vor ihm flohen. Und Schlangenkönig dachte bei ſich: Den Bauerjungen will ich ſchon jagen, daß ihm die Haare auf dem Kopfe ſauſen ſollen; und er richtete ſich auf und ſprühete Funken aus den glänzenden Augen und ſtreckte die ziſchende Zunge aus und machte ſeine Krone auf dem Kopfe feuerroth vor Zorn und zuckte mit dem Rücken, als wolle er auf Jakob ſpringen. Aber Jakob ging ihm feſt entgegen und rief: Komm nur her, Herr Heidenkönig! komm nur her! Ich bin nicht bange vor dir, du ſollſt ſchon Gemach lernen. Und als Schlangenkönig gegen ihn ſprang, berührte er ihn nur leiſe mit ſeinem Dornſteck, und o Wunder! Schlangenkönig krümmte ſich und wand ſich um den Dornſteck, wie die Rebe ſich um ihren Stab windet. Und Jakob freuete ſich und rief voller Freude: Halt feſt, mein Prinzchen! ich muß mein Kunſtſtück verſuchen. Und er nahm den Steck und ſchwang ihn ſich dreimal um den Kopf, daß er durch die Lüfte ſauſete, und Schlangenkönig hielt feſt, als wenn er daran gewachſen wäre. Der Steck iſt gut und der Schäfer iſt nicht dumm, ſprach Jakob, und fragte Schlangenkönig: Schlangenkönig willſt du mir Margrethchen wiedergeben, ſo mache ich dich ſtrax los und du magſt hin-

gehen, wohin du willſt. Schlangenkönig aber ſchüttelte den Kopf. Und Jakob ſprach wieder: So fahrwohl für heute, mein Prinz! friere die Nacht hier und bedenke dich bis morgen. Und er nahm den Dornſtock und ſtieß ihn feſt in die Erde, und Schlangenkönig hing darum, und es ſah gar luſtig aus.

Den andern Morgen kam Jakob wieder und ſprach zu Schlangenkönig: Schlangenkönig willſt du mir Margrethchen wiedergeben? Schlangenkönig aber ſchüttelte mit dem Kopf noch ſtärker als geſtern. Da ward Jakob ſehr böſe und ging hin und ſchnitt ſich einen friſchen Haſelſtock und ſprach: Ich muß wohl einmal dein buntes Jäckchen fragen, was das zu dem Scherze ſagt; vielleicht giebt mir das eine geſcheidtere Antwort. Und er ſchlug Schlangenkönig auf ſeinen bunten Rock, daß er ſich krümmte wie ein Ohrwurm und die Zunge laut ziſchelnd ausſtreckte, aber er nickte nicht mit dem Kopfe: Jakob ich will dir Margrethchen wiedergeben. Als Jakob meinte, daß er ihn für diesmal genug geſchlagen habe, ging er weg und ſprach: Für heut iſt's genug, bedenke dich bis morgen.

Den dritten Morgen kam Jakob wieder und ſprach zu Schlangenkönig: Schlangenkönig geſtern und vorgeſtern fragte ich dich: Schlangenkönig, willſt du mir Margrethen wiedergeben?

Heute kommſt du ſo wohlfeilen Kaufs nicht ab; heut heißt es: Schlangenkönig willſt du mir Margrethen wiedergeben und alle die armen Jungfrauen, die in deinem Schloſſe und Garten eingeſperrt ſind? Und Schlangenkönig ſchüttelte zweimal mit dem Kopfe. Da nahm Jakob ſeinen Haſelſtock, und ſchlug ihn unbarmherzig, ſo viel als er ſchlagen konnte, ſo daß der Schlangenkönig ihn faſt jammerte; aber doch nickte und kopfſchüttelte Schlangenkönig ihm kein Ja zu. Da ſagte Jakob: Heut iſt das letzte Mal, daß ich Geduld habe. Du magſt hier an dem Dornſtock verfaulen, denn du kommſt in Ewigkeit nicht los, wenn ich dich nicht löſe. Alſo noch einmal und das letzte Mal, bedenke dich bis morgen.

Und als Jakob den vierten Morgen wiederkam, fragte er Schlangenkönig wieder: Schlangenkönig willſt du mir Margrethchen wiedergeben und die andern Jungfrauen, daß ſie frei aus deinem Gebiete weggehen und eine jede ſo viel mittragen dürfen, als ſie mit den Händen tragen können? Und Schlangenkönig war mürb geworden, denn es hatte dieſe Nacht ſehr gefroren, und ihn hungerte und durſtete gewaltig, auch ſah er, daß Jakob einen friſchen Haſelſtock in der Hand führte doppelt ſo dick als der vorige. Und Schlangenkönig ließ es diesmal auf den Stock nicht ankommen und nickte dreimal mit dem Kopfe

Ja. Und Jakob ſagte zu ihm: Schlangenkönig ſchwöre mir's bei deiner Seligkeit und bei der Hoffnung, die du hegſt, dieſer häßlichen bunten Haut einmal ledig zu werden — und Schlangenkönig nickte ihm den Schwur auch dreimal zu.

Als dies geſchehen war, nahm Jakob ſein Meſſer und ſchnitt das Kreuz glattweg von dem Kreuzſteck, worum Schlangenkönig geſchlungen hing, und in demſelben Augenblick glitt Schlangenkönig herunter und ringelte ſich im Graſe und machte ſich die erfrornen und zerſchlagenen Glieder erſt wieder ein wenig geſchmeidig. Darauf kroch er vor Jakobs Füße und richtete ſich auf und ſenkte ſich dann wieder vor ihm, wie ein kluges und gehorſames Pferd ſich erſt vor dem Reiter zu richten und wieder zu ſenken pflegt, daß er aufſteige. Und Jakob verſtand den Wink, denn er wußte wohl, daß zu der Inſel weder Brücke führte noch Nachen ging; und er zeichnete ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und betete ein Gebet und rief: Nun in Gottes Namen! und ſo ſchwang er ſich auf ſein buntes Pferd. Und ſauſend fuhr Schlangenkönig mit ihm über die Wieſe dahin und in einem Hui hatte er ihn über das Waſſer getragen.

Schlangenkönig ſprang nun gegen das eiſerne Gartenthor, welches kein anderer öffnen konnte als er, und das Thor that ſich ſogleich auf, und

ſie gingen beide hinein. Da fand Jakob ſeine Margarethe wieder, und wie ſich die beide gefreut haben, wer will das beſchreiben? Aber unendlich ward der Jubel im Schloſſe und Garten und klang und brauſete aus allen Stimmen zum Himmel, als Jakob verkündigte, alle eingefangene Jungfrauen ſollen nun wieder frei ſeyn und mit ihm und Margrethen aus dem verzauberten Schloſſe und Garten ziehen. Und er hieß die hübſchen Kinder ſich tummeln und einpacken, was jedes mitnehmen wolle, denn in zwei Stunden ſolle die Reiſe von der Inſel vor ſich gehen. Und ſie liefen die eine hiehin die andere dahin und waren ſehr geſchäftig, aber Schlangenkönig war ſehr traurig und ſah es mit weinenden Augen an. Und als Jakob ihn ſo traurig ſah, jammerte ihn ſeines Schickſals und daß er in dem ſcheußlichen Schlangenreck gehen mußte wegen ſeiner früheren Sünden und Schulden, bis ein unſchuldiges junges Blut ſich über ihn erbarmte und ihn lieb hätte. Und er tröſtete ihn und ſprach: Schlangenkönig ſey du nur nicht ſo traurig, daß dieſe alle von dir gehen und wieder zu den Ihrigen reiſen wollen; denn von dieſen allen kann dich ja doch keine einzige mehr erlöſen. Und daß ſie dir das Schloß ein bischen leer machen, das ſchadet dir ja auch nichts: du behältſt immer noch Schätze und Herrlichkeiten

genug. Du jammerſt mich und ich will dir darum noch einen guten Rath geben, und den verſchmähe nicht. Laß dein tretziges und herriſches Weſen fahren und ſey nicht ſo klug und liſtig. Denn mit Klugheit und Liſt richteſt du es nicht aus, das haſt du wohl lange merken können, und obgleich du der Schlangenkönig heiſſeſt, biſt du gewiß nicht verwandelt worden, daß du ein Herr ſeyn ſollſt, ſondern ein Diener ſollſt du ſeyn und dienen ſollſt du lernen in Reue und Buße über deine begangenen Sünden, damit derjenige ſich über dich erbarme, welcher der Herr aller Könige iſt. So iſt es gemeint mit dem bunten Schlangenreck, den du tragen mußt: du ſollſt demüthig und gehorſam werden, ſo magſt du noch wohl Liebe und Erlöſung finden. Aber ein tretziges und liſtiges Herz, das keine Demuth hat, kann auch keine Liebe in der Bruſt haben; und wie kannſt du glauben, daß ein junges unſchuldiges Herz den Schlangenkönig umarmen ſoll, wenn es ihm nicht anmerkt, daß Liebesſehnſucht und Frömmigkeit in ihm wohnt?

So ſprach Jakob ganz beweglich zum Schlangenkönig, und als die Jungfrauen und Margarethe fertig waren, da rief er: Thu uns auf, Schlangenkönig! Und Schlangenkönig ſtieß mit dem Kopf gegen das Eiſenthor des Gartens

und es ſprang weit auf; und ſie gingen alle heraus und Schlangenkönig ging mit ihnen. Als ſie nun an das Waſſer kamen, war da weder Brücke noch Nachen, und Jakob ſprach: Hurtig, Schlangenkönig! mach Anſtalt! mach uns die Brücke fertig! Schlangenkönig aber konnte es nicht laſſen, er brauchte wieder eine Liſt und ſpannte ein dünnes glänzendes Spinnwebchen wie einen Bogen über das Waſſer von einem Ufer zum andern und ſprach lächelnd: Ich kann euch nicht helfen, dies iſt die einzige Brücke, auf welcher man von dieſer Inſel über den See kommen kann. Er hoffte aber in ſeinem Herzen, es werde niemand darauf treten, aus Furcht zu erſaufen, und ſo werde er durch dieſe Feinheit alle die Jungfrauen glücklich da behalten als Dienerinnen und den Jakob obendrein als Diener. Aber Jakob hatte von ſolchen Kniffen der Geiſter oft gehört, nahm ſein Margrethchen an die Hand und rief: In Gottes Namen! alle mir nach! Und ſo ſprang er auf die dünne Spinnwebbrücke und Margrethchen mit ihm, und in demſelben Augenblicke legte ſich die Spinnwebenbrücke als die ſchönſte und breiteſte Marmorbrücke über das Waſſer, und er und Margrethchen und die andern Jungfrauen gelangten glücklich hinüber. Und als ſie alle am Lande waren, war die Brücke in der

Sekunde wie verſunken und man ſah keine Spur mehr von ihr, auch nicht einmal das Spinnwebenfädchen. Und ſie waren alle froh aber erſtaunt und ſahen und hörten nichts als ein leiſes Wimmern hinter ſich; das war wohl der Schlangenkönig, der über ſeine ſchönen Jungfrauen weinte.

Jakob lief nun über die Wieſe hin mit ſeinem Margrethchen und mit der ſchneeweiſſen Jungfrauenſchaar, die er erlöſt hatte, und ſie zogen jubelnd und jauchzend in Thorstorp ein. Und alle Leute ſind entſetzt geweſen über dieſen Geſchichten und haben lange erzählt von Jakobs Abentheuer in allen Landen und haben die Ausführung der ſchönen Jungfrauen aus dem Zauberſchloſſe Jakobs Auszug genannt. Und die feinen jungen Dirnen haben zu Jakob und Margrethchen freundlich Ade geſagt und ſind weggegangen und glücklich wieder zu den Ihrigen gekommen; und weil ſie ſich Gold und Silber und koſtbare Kleider aus Schlangenkönigs Schloſſe mitgebracht hatten, ſo haben ſie alle gar bald junge und hübſche Bräutigame gehabt. Und Jakob iſt der Bräutigam ſeiner Margrethe geworden und ſie haben bald eine luſtige Hochzeit gehalten. Sie ſind aber hier in Thorstorp nicht geblieben, denn die Nachbarſchaft der Inſel, wo Schlangenkönig hauſte, däuchte ihnen

zu gefährlich, ſondern ſie ſind weiter zurück ins Land hinauf gezogen und haben ſich da für die mitgenommenen Schätze ein ſchönes Gut gekauft und in Freuden gelebt. Von dem Schlangenkönige und ob er ſeitdem erlöſt worden, haben ſie nie wieder was gehört.

12.

Das brennende Geld.

Drei Bauern kamen eine Herbſtnacht oder vielmehr früh, als es mehr gegen den Morgen ging, von einer Hochzeit aus dem Kirchdorfe Lanken geritten. Sie waren Nachbarn, die in Einem Dorfe wohnten, und ritten des Weges mit einander zu Hauſe. Als ſie nun aus einem Walde kamen, ſahen ſie an einem kleinen Buſche auf dem Felde ein großes Feuer, das bald wie ein glühender Herd voll Kohlen glimmte bald wieder in hellen Flammen aufloderte. Sie hielten ſtill und verwunderten ſich, was das ſeyn möge, und meinten endlich, es ſeyen wohl Hirten und Schäfer, die es gegen die Nachtkälte angezündet hätten. Da fiel ihnen aber wieder ein, daß es am Schluſſe Novembers war und daß in dieſer Jahrszeit keine Hirten und Schä-

ſer im Felde zu ſeyn pflegen. Da ſprach der jüngſte von den Dreien, ein frecher Geſell: Nachbarn, hört! da brennt unſer Glück! Und ſeyd ſtill und laſſet uns hinreiten und jeden ſeine Taſchen mit Kohlen füllen, dann haben wir für all unſer Leben genug und können den Grafen fragen, was er für ſein Schloß haben will. Der älteſte aber ſprach: Behüte Gott, daß ich in dieſer ſpäten Zeit aus dem Wege reiten ſollte! Ich kenne den Reiter zu gut, der da ruft: Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg! Der zweite hatte auch keine Luſt. Der jüngſte aber ritt hin, und was ſein Pferd auch ſchnob und ſich wehrte und bäumte, er brachte es an das Feuer, ſprang ab und füllte ſich die Taſchen mit Kohlen. Die andern beiden hatte die Angſt ergriffen und ſie waren im ſauſenden Galopp davon gejagt, und er ließ es auch reiſſen und holte ſie dicht vor Wilmnitz wieder ein. Sie ritten nun noch ein Stückchen mit einander und kamen ſchweigend in ihrem Dorfe an, und keiner konnte ein Wort ſprechen. Die Pferde waren aber ſchneeweiß von Schaum, ſo hatten ſie ſich abgelaufen und abgeängſtigt. Dem Bauer war auch ungefär ſo zu Muthe geweſen, als habe der Feind ihn ſchon bei'm Schopf erfaßt gehabt. Es brach der helle lichte Morgen an, als ſie zu Hauſe kamen.

Sie wollten nun ſehen, was jener gefangen habe, denn ſeine Taſchen hingen ihm ſchwer genug hinab, ſo ſchwer, als ſeyen ſie voll der gewichtigſten Dukaten. Er langte hinein, aber au weh! er brachte nichts als todte Mäuſe an den Tag. Die andern beiden Bauern lachten und ſprachen: da haſt du deine ganze Teufelsbeſcherung! die war der Angſt wahrhaftig nicht werth. Vor den Mäuſen aber ſchauderten ſie zuſammen, verſprachen ihrem Geſellen jedoch, keinem Menſchen ein Sterbenswort von dem Abentheuer zu ſagen.

Man hätte denken ſollen, dieſer Bauer mit den todten Mäuſen habe nun für immer genug gehabt; aber er hat noch weiter gegrübelt über den Haufen brennender Kohlen und bei ſich geſprochen: hätteſt du nur ein paar Körnlein Salz in der Taſche gehabt und geſchwind auf die Kohlen ſtreuen können, ſo hätte der Schatz wohl oben bleiben müſſen und nicht weggleiten können. Und er hat die nächſte Nacht wieder ausreiten müſſen mit großem Schauder und Grauen, aber er hat es doch nicht laſſen können; denn die Begier nach Geld war mächtiger als die Furcht. Und er hat es wieder brennen ſehen genau an der geſtrigen Stelle; bei Tage aber war da nichts zu ſehen, ſondern ſie war grasgrün. Und er iſt hingeritten und hat das Salz hineingeſtreuet und

ſeine Taſchen voll Kohlen gerafft, und ſo iſt er im ſauſenden Galopp nach Hauſe gejagt, und hat ſich gehütet, daß er einen Laut von ſich gegeben noch iemand begegnet iſt; denn dann iſt es nicht richtig. Aber er hat doch nichts als Kohlen in der Taſche gehabt und ein paar Schillinge, die von den Kohlen geſchwärzt waren. Da hat er ſich königlich gefreut, als ſey dies der Anfang des Glückes und das Handgeld, das die Geiſter ihm gegeben haben. Er mogte aber die paar loſen Schillinge wohl von Ungefär in der Taſche gehabt haben, als er ausritt. Und die Schillinge haben dem armen Mann, der ſonſt ein fleißiger ordentlicher Bauer war, keine Raſt noch Ruhe mehr gelaſſen: jede Nacht, die Gott werden ließ, hat er ausreiten müſſen und ſeine beſten Pferde dabei todt geritten. Man hat es aber nicht gemerkt, daß er Schätze gefunden hat ſondern ſeine Wirthſchaft hat von Jahr zu Jahr abgenommen und endlich iſt er auf einer Nachtfahrt gar einmal verſchwunden. Und man hat von ihm und von ſeinem Pferde nie etwas wieder geſehen, ſeinen Hut aber haben die Leute in dem Schmachter See gefunden. Da muß der böſe Feind ihn als Irrlicht hineingelockt haben; denn er braucht ſolche Künſte gegen die, welche ſich mit ihm einlaſſen und ihn ſuchen.

13.

Halt den Mittelweg!

Ihr habt wohl zuweilen von dem Wode gehört, dem wilden Jäger, der des Nachts durch Wald und Feld ſtreunt und ruft Hallo! Hoho! Halt den Mittelweg! halt den Mittelweg! Dieſer war vormals vor langen langen Zeiten ein groſſer Fürſt im Sachſenlande, der viele Burgen und Schlöſſer und Dörfer und Forſten hatte. Er liebte von allen Dingen in der Welt am meiſten die Jagd und lebte mehr in den wilden Wäldern, als auf ſeinen Schlöſſern und war überhaupt eines jähen und wüthigen Gemüthes und ein rechter Zwingherr. Dieſer Fürſt hat, als er noch lebte, das begangen, was einem keiner glauben will und was jeder für eine Fabel erklärt aus der allerälteſten und allergrauſendſten Heidenzeit. Ein Hirtenknabe hatte in ſeinem Walde einen jungen Baum abgeſchält und ſich aus der abgeſchälten Rinde eine Schalmei gemacht. Dieſem armen unſchuldigen Knaben hat der Unhold den Leib aufgeſchnitten und das Ende des Gedärms um einen Baum gebunden, und nun hat er den Knaben ſolange um den Baum treiben laſſen, bis das Gedärm aus dem Leibe gewunden und der Knabe todt hingefallen war, und dazu hat er gerufen:

Das ist die Schalmei, worauf du blasen sollst; das hast du für dein Pfeifen. Einen Bauer, der auf einen Hirsch schoß, der ihm sein Korn abweidete, hat er ohne alle Barmherzigkeit lebendig auf den Hirsch festschmieden und das wilde Thier so mit ihm in den Wald laufen lassen. Da ist das geängstete Thier mit dem armen Mann so lange gelaufen und hat ihm Leib und Haupt und Schenkel an den Bäumen und Sträuchen so lange jämmerlich zerquetscht und zerrissen, bis zuerst der Bauer todt war, dann auch der Hirsch hinstürzte. Für solche gräuliche Thaten hat der ungeheure Mann endlich auch seinen verdienten Lohn bekommen. Er hat sich auf der Jagd mit seinem Pferde den Hals gebrochen, welches durchgegangen und so gewaltig gegen eine Buche gerannt ist, daß es den Augenblick todt hinfiel, dem Reiter aber an dem Baum das Gehirn in tausend Stücke zerstob. Und das ist nun seine Strafe nach dem Tode, daß er auch noch im Grabe keine Ruhe hat sondern die ganze Nacht umherschweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen muß. Dies geschieht jede Nacht Winter und Sommer von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, und dann hören die Leute ihn oft Wod! Wod! Hoho! Hallo! Hallo! schreien; sein gewöhnlicher Ruf ist aber Wod! Wod!

und davon wird er ſelbſt an manchen Orten der Wode genannt.

Der Wode ſieht fürchterlich aus und fürchterlich iſt auch ſein Aufzug und ſein Gefolg. Sein Pferd iſt ein ſchneeweiſſer Schimmel oder ein feuerflammiges Roß, aus deſſen brauſenden Nüſtern Funken ſprühen. Darauf ſitzt er, ein langer hagerer Mann in eiſerner Rüſtung, Zorn und Grimm funkeln ſeine Augen und Feuer fliegt aus ſeinem Angeſicht; ſein Leib iſt vorübergebeugt, weil es immer im hallenden ſauſenden Galopp geht; ſeine Rechte ſchwingt eine lange Peitſche, mit welcher er knallt und ſein Wild aufjagt oder auch auf das verfolgte hauet. Wüthende Hunde ohne Zahl umſchwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getoſe und Geheul; er aber ruft von Zeit zu Zeit drein Wod! Wod! Hallo! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg! Seine Fahrt geht meiſtens durch wilde Wälder und öde Haiden und in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, ſo ſtürzt er mit Pferd und Mann und Maus fürchterlich über Kopf und rafft ſich weit jenſeits erſt wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen dieſem Kreuzwege nicht zu nah kommen.

Und was für Wildpret jagt er? Unter den Thieren alles diebiſche und räuberiſche Geſindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute ſchleicht, Wölfe Füchſe Lüchſe Katzen Marder Iltiſſe Ratten Mäuſe und von Menſchen Mörder Diebe Räuber Hexen und Hexenmeiſter und alles, was von dunklen und nächtlichen Künſten lebt. So muß dieſer Böſewicht, der im Leben ſo viel Unglück anrichtete, es gewiſſermaaßen im Tode wieder gutmachen. Er hält, was die Leute ſagen, die Straße rein; denn wehe dem, welchen er bei nächtlicher Weile auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft, und der nicht ein gutes Gewiſſen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er ſein Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg! hört! Denn gewöhnlich jagt er, was er vor ſeine Peitſche kriegt, ſo lange, bis es die Zunge aus dem Halſe ſtreckt und todt hinfällt. Am ſtrengſten iſt der wilde Jäger gegen die Hexen und Hexenmeiſter; dieſen iſt der Tod das gewiſſeſte, wenn er ſie einmal in ſeiner Jagd hat, wenn ſie nicht etwa eine Alfranke oder eine Hexenſchlinge finden, wo ſie durchſchlüpfen mögen, denn dann ſind ſie für das Mal frei. Alfranke iſt ein kleiner Strauch, der im Walde ſteht und im erſten Frühlinge grünt und ſich gern

um andere Bäume ſchlingt und rankt und dabei oft eine Schlinge mit einer Oeffnung macht, wodurch etwas ſchlüpfen kann. Eben ſo wachſen einzelne Zweige von Bäumen oft ſo wunderſam zuſammen, daß ſie ein rundes Loch einer Schlinge gleich bilden, oft weit genug, daß ein Ochs durchſchlüpfen könnte; wie viel leichter ein Menſch! Das nennt man eine Hexenſchlinge oder einen Hexenſchlupf; denn wann ſie in der Noth ein ſolches treffen und dadurch wiſchen, darf niemand ſie anrühren.

14.

Mieskater Martinchen.

Auf der Halbinſel Wittow auf Rügen iſt ein Dorf, das heißt Putgarden, nicht weit von dem berühmten Vorgebirge Arkona, wo der alte heidniſche Götze Svantevit weiland ſeinen Tempel gehabt und ſein wüſtes Weſen getrieben hat. In dieſem Dorfe Putgarden lebte eine reiche Bäuerin, die hieß Trine Pipers. Sie war jung Wittwe geworden und hatte keine Kinder, wollte auch nicht wieder freien, obgleich viele Freier um ſie warben; denn ſie war ein ſehr ſchönes und friſches Weib. Das konnten

die Leute nicht recht begreifen, zumal da ſie ſonſt immer luſtig und munter war und bei keinem Tanze und Gelage fehlte. Denn das mußte man ſagen, einen aufgeräumteren Menſchen gab es nicht als dieſe Bäuerin und kein Haus hatte ſo viel Luſtigkeit als das ihrige. Alle hohen Feſte hatte es Tanz und Spiel bei ihr, die Faſten wurden von Anfang bis zu Ende durchgehalten und mit Schmäuſen Spielen und Tanzen gefeiert, Pfingſten und am Johannistage ward unter grunen Lauben getanzt, und am Martinstage ſetzte keine Bäuerin ſo viele gebratene Gänſe auf, und wann ſie ihr Korn eingebracht, wann ſie Ochſen oder Schweine geſchlachtet oder Wurſt gemacht hatte, mußte die ganze Nachbarſchaft ſich mit freuen und mit ihr ſchmauſen. Kurz dieſe Bäuerin lebte ſo prächtig, daß kaum eine Edelmannsfrau beſſer leben konnte. In ihrem Hauſe war alles nett und tüchtig und faſt über das Vermögen einer Bauerin zierlich. Eben ſo luſtig und tüchtig ſah es auf ihrem Hofe und in ihren Ställen aus. Ihre Pferde glänzten immer wie die Aale und man hätte ſie Sommer und Winter als Spiegel gebrauchen können; ihre Kühe waren die ſchönſten und gedeihlichſten im ganzen Dorfe und hatten immer volle Euter; ihre Hühner legten zweimal des Tages und von

ihren Gänſeeiern war nie eines ſchier ſondern jedes gab ein Junges. Weil ihr Haus luſtig und ſie freigebig war, ſo hatte ſie auch immer die ſchönſten und flinkſten Knechte und Dirnen auf ganz Wittow.

So lebte Trine manches Jahr und kein Menſch konnte begreifen, wie ſie als Bäuerin das Leben ſo halten und durchſetzen konnte. Und viele hatten ſchon geſagt: Nun die wird auch bald vor den Thüren herumſchleichen und ſchnurren gehen. Aber ſie focht und ſchnurrte nicht herum ſondern blieb die reiche und luſtige Trine Pipers nach wie vor. Andere, die dies luſtige Leben ſo mit anſahen, meinten, es gehe nicht mit natürlichen Dingen zu, ſie habe Umgang und Gemeinſchaft mit böſen Geiſtern und die bringen es ihr alles ins Haus und geben ihrem Vieh und ihren Früchten ſo wunderbaren Segen und Gedeihen — als wenn Gott nicht der beſte und einzige Segenbringer und Segenſprecher wäre. Viele wollten bei nächtlicher Weile einen Drachen geſehen haben, der wie ein langer feuriger Schwanz auf ihr Haus herabgeſchoſſen ſey; das ſey ihr heimlicher Buhler, der hänge ihr den Wiem voll Schinken und Mettwürſte, fülle ihr die Kiſten und Kaſten mit Silber und Gold, und ſtehe mit am Butterfaſſe und helfe buttern und gehe mit in den

Stall und helfe melken. Andere noch boshafter ſagten, ſie ſelbſt ſey eine Hexe und könne ſich unſichtbar machen: ſo ſchleiche ſie den Nachbarn in die Häuſer, ſtehle aus Keller und Speiſekammer, nehme den Hühnern die Eier aus den Neſtern melke die Kühe und rupfe den Schaafen die Wolle und den Ganſen die Dunen aus. Darum ſey ſie ſo glatt und glau und könne ſo viele Wohlleben ausrichten und ein Leben führen, als wenn es alle Tage Sonntag wäre. Das bemerkten einige Nachbarsleute noch und ſchüttelten die Köpfe dabei, daß Trine eine leidige Freundlichkeit habe, womit ſie wohl hexen könne, und daß ſie Kindern nie in die Augen ſehe, wie viel ſie auch ſonſt mit ihnen ſchmeichle und koſe; denn ſie habe als Hexe kein Kind in ihren Augen und es thue ihr ſehr weh, wenn ſie den unſchuldigen Kindern, die noch nichts verbrechen haben, in ihre reinen Augen ſchauen müſſe.

So lief allerlei Geſchwätz unter den Leuten rund und ſie flüſterten und munkelten viel über Trine Pipers; aber ſie konnten ihr doch nichts anhaben noch beweiſen. Sie that all ihr Werk tüchtig vor den Leuten, war redlich in Handel und Wandel, ging fleißig zur Kirche und gab Prieſter und Küſter willig und freundlich das Ihrige und hatte immer eine offene Taſche und

einen offnen Brodkorb für die Armen, wann ſie an ihre Thüre kamen. Auch gingen die, welche ihr die Ehre ſo hinter ihrem Rücken zerwuſchen, recht gern zu ihren Feſten und Tänzen und ſchmeichelten und heuchelten ihr.

Trine Pipers hatte auf dieſe Weiſe wohl zwanzig Jahre ihre Wirthſchaft geführt und alles war ihr immer nach Wunſch gerathen. Da bekam ſie einen bunten Kater ins Haus, und bald ging im Dorfe und in der Nachbarſchaft das Gerede: der ſey es, das ſey der Gewaltige, nun ſey es endlich zum Verſchein gekommen, und auch ein Kind könne es ſehen, der trage ihr all das Glück zu. Denn leider ſind die meiſten Menſchen ſo, daß ſie meinen, es müſſe mit einem Menſchen was Heimliches oder Ungeheures ſeyn, wenn er die Narrenkappe des Lebens nicht grade ſo trägt wie ſie und wenn er die Schellen daran nicht eben ſo klingen läßt.

Ein bunter Kater ward in Trinens Hauſe geſehen, und kein Menſch wußte, wo der Kater hergekommen war. Trine lächelte und machte einen Scherz, wenn man ſie fragte, und ſagte es nicht. Einigen hatte ſie wohl geſagt, ſie habe einen Bruder, der ſey Schiffer in Stockholm, der habe ihr den ſchönen Kater einmal aus Liſſabon mitgebracht; aber das glaubten ſie nicht. Der Kater war groß bunt und ſchön, grau mit gelben

Streifen über dem Rücken, und hatte einen weiſſen Fleck am linken Vorderfuß. Da ſchrieen die alten Weiber: Da ſehen wir's ja, da haben wir's! einen dreifarbigen Kater? wer hat in ſeinem Leben geſehen oder gehört, daß es Kater mit drei Farben giebt? Trine liebte den Kater ſehr und ſaß manche Stunde mit ihm allein und ſpielte mit ihm, der mit wohlgefälligem Brummen ſeinen Kopf an ihr ſtreichelte und gegen alles, was ihr zu nah kam, aufpruſtete und aufpfuchſete: die arme Trine ward älter, die arme Trine hatte keine Kinder, ſie mußte was zu ſpielen haben. So ſaß ſie nun manche Stunde, wo ſie ſich ſonſt draußen in ihrer Wirthſchaft tummelte, ſtill in der Stube und ſpielte mit ihrem Martinichen; denn ſo rief ſie dem Kater. Martinichen und Mieskater Martinichen klang es in der Stube, Martinichen klang es auf der Flur, Martinichen auf der Treppe und auf dem Boden. Keinen Tritt und Schritt that ſie, Martinichen war immer dabei und von dem Vorrathsboden und aus der Speiſekammer brachte er immer ſeine Beſcherung mit im Munde. Kurz der bunte Kater Martinichen aus Liſſaben war ihre Puppe und ihr Spielzeug, er ſtand mit ihr auf und ging mit ihr zu Bette, ja ſie ging nicht in die Nachbarſchaft, daß ſie ihr Martinichen nicht unterm Arm trug; Martinichen

leckte von ihrem Teller und lappte aus ihrem Napf, er war der Liebling, er durfte alles, keiner durfte ihm was thun: Hunde wurden herausgejagt, die ihn beiſſen wollten, ein Knecht ward verabſchiedet, weil er ihn Murrkater und Brummkater Speckfreſſer und Mauſedieb genannt hatte.

Dies gab Geſchichten und Lügen und Mährchen im ganzen Dorfe bald im ganzen Kirchſpiele dann im ganzen Ländchen: Trine hieß eine Hexe, die einen wunderſamen Kater habe, mit dem es nicht richtig ſey und vor dem man ſich hüten müſſe. Das ſey ein Kater, einen ſolchen zweiten werde man in der ganzen Welt umſonſt ſuchen, den ganzen Tag thue er nichts als freſſen und ſich hinſtrecken und ſonnen oder auf Trinens Knieen herumwälzen, des Nachts liege er auf ihrem Bette bis an den lichten Morgen, und doch finde der Knecht, wann er morgens frühe zur erſten Fütterung in den Pferdeſtall gehe, immer zwei große Haufen todter Ratten und Mäuſe vor der Hausthüre aufgethürmt. Was möge das wohl für ein Kater ſeyn, der für dieſen feiſten und glatten Faullenzer die Arbeit thue?

Dies Gerede und Gemunkel hatte ſich freilich erſt draußen herumgetrieben, dann kam es auch in Trinens Haus und zu Trinens Leuten, und ihnen fing an bei ihr ungeheuer zu werden.

Wenn ſie mit ſchmeichelnder Stimme Mieskaterchen! Mies-Mieskaterchen! Martinichen! Mieſichen Martinichen! rief und den knurrenden und ſpinnenden Kater auf den Schooß nahm und ihm den Rücken ſtreichelte, und er ſich dann vor Vergnügen krümmte und an ihr ſtrich und brummte und ihm die grünen umnebelten Augen im Kopfe funkelten, dann guckten die Leute die beiden Spieler mit großen Augen an und wären um alles in der Welt mit ihnen nicht lange in der Stube geblieben. Trine hatte ſonſt immer die tüchtigſten und ſchönſten Leute gehabt, aber die konnten es jetzt in ihrem Hauſe nicht aushalten; ſie zogen weg und ſie konnte zuletzt nichts als Hack und Mack in ihren Dienſt bekommen, und auch die blieben nicht lange, und faſt jeden Monat hatte ſie friſche Leute. Alle Welt glaubte nun einmal, Trine ſey eine Here, und keiner wollte mit ihr zu thun haben. Auch war es mit der alten Gaſtlichkeit und Fröhlichkeit des Hauſes vorbei und mit den Schmäuſen und Tänzen, denn keiner wollte kommen; und Trine mußte mit ihrem Mieskater Martinichen einſam ſitzen und ihre Bratgänſe und Würſte allein verzehren.

Aber ach! du arme Trine Pipers, die du ſonſt ſo froh und fröhlich geweſen warſt und alle gern erfreut hatteſt, wie ging es dir auf deinen alten

Tagen? Nicht allein keine Geſellen und Geſellinnen und Nachbarn und Nachbarinnen kamen mehr ſich des Segens zu freuen, den Gott dir gegeben hatte, und ſich mit dir zu erluſtigen, ſondern in wenigen Jahren verging auch das, wovon du dich hätteſt erluſtigen können. Die Leute kopfſchüttelten und flüſterten zwar, der Kater ſey es, der ſey bisher der unſichtbare Bringer und Zuträger geweſen und habe Scheunen Kornböden Keller Speiſekammern Milcheimer und Butterfäſſer und Geldkatzen und Sparbüchſen gefüllt; aber nun war ja dieſer Wunderthäter und Hexenmeiſter da, warum ging es denn nicht noch gedeihlicher als vorher? warum ging vielmehr Trinens Wirthſchaft von Tage zu Tage mehr zurück? Die arme Trine hatte Knechte und Mägde, wie ſie kaum ein Bettlerkrug willig beherbergt hätte, recht, was man Krücken und Ofenſtecken nennt; ihre ſonſt ſo glatten Pferde magerten ab und verreckten am Rotz und Wurm; ihre Kühe und Schweine hatten Läuſe und gaben keine Milch mehr; ihre Schaafe und Gänſe wurden Drehköpfe, als hätten ſie geheime Wiſſenſchaft ſtudiert; ihre Hühner und Enten legten keine Eier und brüteten nicht mehr; ihr Feld trug Diſteln und Dornen für Kern und Weitzen. Kurz Trine gerieth in zwei Jahren in die bitterſte Armuth: Pferde waren weg Kühe waren weg

Schweine ausgestorben Schaafe geschlachtet Tauben und Hühner vom Marder aufgefressen der Hund an der Kette verhungert — kein Hahn krähete mehr auf ihrer Hausthüre kein Bettler seufzete mehr sein Gebet davor. Und Trine saß allein und verlassen mit gelben gefurchten und gerunzelten Wangen und von Thränen und Jammer triefenden Augen und schneeweissen Haaren in der frierenden Ecke ihres leeren Zimmers und hielt ihren mägern und in der Asche verbrannten Kater auf dem Schooße und weinte jämmerlich über den kargen Brocken, die man ihr von fern zuwarf, denn keiner mogte ihr gern nah kommen.

So hat man sie eines Morgens gefunden todt auf dem Boden ihres Stübchens hingestreckt und ihren treuen Mieskater Martinichen todt auf ihr liegend. Die Leute haben mit Grauen davon erzählt. Und die sonst so reiche Trine, die der Kirche und Geistlichkeit immer so gern gab, als sie noch was zu geben hatte, ist begraben, wie man Bettler begräbt, ohne Sang und Klang ohne Glecken und Gefolge, kein Nachbar hat sie zum Kirchhof begleiten wollen kein Verwandter ist ihrer Leiche gefolgt, sie hatte ihnen ja nichts nachgelassen. O kalte Welt wie kalt wirst du denen im Alter, die dann nichts haben, womit sie sich die Füße zudecken können und ach! auch die irdischen Mängel, die man mit schärferen Augen an den Alten betrachtet!

Als Trine nun todt war, erzählen die Leute, iſt ſie immer als Hexe umgegangen und geht bis dieſen Tag als Hexe um in der Geſtalt einer alten grauen Katze, die man daran kennt, daß ſie Augen hat, die wie brennende Kohlen leuchten, und daß ſie ganz entſetzlich laut ſchnaubet und pruſtet, wenn man ſie jagt. Sie wird noch alle Mitternächte auf der Stelle geſehen, wo ehedem Trinens Haus war, und heult dort erbärmlich; im Winter aber, wann in den Scheunen und auf den Dächern die wüthigen Katzenhochzeiten ſind, iſt ſie immer voran auf der hölliſchen Jagd und führt das ganze Getümmel und miaulet und winſelt auf das allerſcheußlichſte. Dieſe Stimme verſtehen die Leute in Putgarden ſo wohl, daß Alt und Jung gleich rufet: Hört! da iſt wieder die alte Trine!

So iſt es Trine Pipers gegangen und ſo geht es vielen Menſchen bis dieſen Tag. Sie iſt eine arme elendige Bettlerfrau geworden und hat ihren chriſtlichen guten Namen verloren, weil ſie den bunten Kater Martinichen lieber gehabt hat als Menſchen. Denn wenn ſie auch keine Hexe geweſen iſt, ſo haben die Nachbarn und Nachbarinnen es doch geglaubt, weil ſie ſich in ihrer unnatürlichen und häßlichen Liebe zu der unverſtändigen Kreatur ſo in des Katers Gemüth und Gebehrden hineingeſtohlen und hineinvertieft

hatte, daß ſie Menſchen nicht mehr ſo ſuchte und liebte wie ſonſt. Sie mag zuletzt auch mit Katzenfreundlichkeit geblinzelt und mit Katzenaugen geſchielt und mit allerlei Katzenmännchen ſich gekrümmt und gewunden haben, ſo daß kein Menſch und kein Vieh und alſo auch kein Glück es länger bei ihr hat aushalten können und ſie zuletzt mit ihrem Mieskater Martinichen ganz allein geblieben und ſo im größten Elende umgekommen iſt.

15.

Der große Jochen.

Der Bauer Hans Diebenkorn, ich weiß nicht mehr, in welchem Dorfe er wohnte, hatte einen Sohn, der hieß Jochen, das war ein ſchlimmer ungeſchlachter Junge voll Wildheit und Schalkſtreiche, den keiner bändigen konnte. Sein Vater war ein ſtiller ordentlicher Mann und ermahnte und züchtigte ihn oft und viel, Prieſter und Schulmeiſter hobelten und meiſſelten an ihm mit dem Ernſt der Vermahnung und mit der Strenge der Strafe: der Knabe ward mit der Aſche und Lauge der Reue und Buße und mit der ungebrannten Aſche der Erinnerung, die auf grünen

Bäumen als ein recht dunkel blühendes Vergißmeinnichtchen wächſt, genug eingerieben und gewaſchen; — es konnte ihn das alles nicht weich und geſchmeidig machen, Jochen blieb Jochen, er blieb der freche und ungehorſame Geſell, der er geweſen war, und wo er einen Schalkſtreich konnte laufen laſſen, war es ſeine Freude. Das war dabei noch das Schlimmſte und machte ſeinem Vater die meiſte Sorge, daß Jochen auch an Kräften unbändig war und in ſeinem fünfzehnten Jahre ſich ſchon mit jedem luſtigſten Knechte im Dorfe im Ringen und Balgen meſſen konnte. Der üppige und übermüthige Leib war der Zucht zu früh entwachſen. Dazu kam, daß Jochen ein ſehr ſchöner und ſchlanker Junge war, der das Maul ſo gut gebrauchen und ſo angenehm thun konnte, daß kein Menſch unter dieſer Kappe den Schelm vermuthete. Deſto beſſer konnte er ſeine Späße und Schalkſtreiche mit andern ausführen; denn er konnte ſo leidig ſeyn, daß auch die geſcheidteſten und klügſten Leute von ihm angeführt wurden. Der Vater, der ſeinen Vogel kannte, hielt ihn nun freilich ſehr zur Arbeit an; aber ſo wie er nur einen freien Augenblick hatte, war auch der Schelm da und ſogleich auf allen Gaſſen Geſchrei über ihn. Indeſſen ſagt ein altes Sprichwort: Der Krug geht ſo lange zu

Waſſer, bis er bricht, und das geſchah auch bei Jochen.

Er hatte ſein beſonderes Vergnügen, alte Leute, die auf dem Wege vorbeigingen, und Arme, die ihr Brod vor den Thüren mitleidiger Menſchen ſuchten, zu necken, und that es immer wieder, wie oft ſein Vater ihn darüber auch hart gezüchtigt und erinnert hatte, es ſey keine größere Sünde, als die Armen verſpotten, welche elend ſind, denn ihr Elend komme von Gott und Gott habe ſie deswegen unter ſeinem beſondern Schutz.

Nun begab es ſich, daß einmal eine arme alte Bettelfrau gegangen kam mit einem Korbe auf dem Kopfe und einem Sack auf dem Rücken. Sie ging gar ſtümperlich und jämmerlich, ſtand alle drei Schritt ſtill und ächzete und huſtete ſehr. Jochen ſah ſie kommen und machte ſich an ſie und bot ihr einen freundlichen guten Tag. Sie ward zutraulich und fragte ihn, wie ſie über einen tiefen Bach, der vor ihr floß, ins Dorf kommen ſollte. O hier, Mutter! komm nur mit! ſprach Jochen, hier iſt ein Steg, den will ich dir zeigen. Und er ging und ſie folgte ihm, und er führte ſie auf ein ziemlich ſchmales und ſchwankes Brett, das über den Bach gelegt war. Als die alte Frau aber mitten auf dem Brette war, da fing Jochen an mit dem einen

Ende deſſelben aus allen Kräften zu wippen — er gebehrdete ſich aber als taumele er — und wippte ſo arg, daß das Brett umſchlug und die alte Frau mit Korb und Sack in den Bach fiel, ſo lang ſie war. Er ſprang nun zu und half ſie wieder aus dem Waſſer und ſtellte ſich, als ſey er unſchuldig an der Sache, greinte und grieflachte *) aber in ſich. Die alte Frau dankte ihm noch und ließ ſich nichts merken, zog ihre naſſen Kleider aus und hing ſie an Sträuchen

*) Wird ausgeſprochen an einigen Orten griffelachen an anderen grieſlachen, das letzte offenbar richtiger. Wir haben kein Wort in unſerer Sprache, dieſem gleich, ein boshaftes Lachen, was ſich unter Bart und Lippen verſtecken mögte und doch die geheime Freude über fremden Unfall nicht bergen kann, auszudrücken, als dieſes ſaſſiſche Wort. Es drückt die Gebehrde aus, die zwiſchen Weinen und Hohnlachen in der Mitte um den Mund ſchwebt. Die erſte Sylbe iſt in der engliſchen Sprache übrig, wo es Kummer Traurigkeit bedeutet. Wie Traurigkeit und Bosheit in der Bedeutung der Worte zuſammenfallen, davon zeugt jede Sprache, z. B. das italiäniſche tristizia tristezza und das engliſche mischief, das gothiſche hemsk (verſchloſſen Tückerliſtig, traurig erſchrocken) und das ſaſſiſche [illegible]

auf, daß ſie an der Sonne trockneten, und fing dann an, damit ſie ſich die Langeweile vertriebe, mit beweglicher und kläglicher Stimme einige Lieder zu ſingen. Jochen, der weggelaufen war, kam bald wieder und lauſchte; die Lieder gefielen ihm und er ſetzte ſich zu ihr und ſagte lachend: Höre, Mutter, ſinge mir auch einen Vers! Das will ich thun, mein Sohn, ſprach die Alte, aber du mußt auch Acht geben und deinen Vers behalten. Und ſie ſang:

Dukatenkrut hinner'm Tuune,
Leew in dem Pagellune
Un in dem Sparling Treu,
Verſtand im lütten Finger —
Dat ſünt ſo ſell'ne Dinger,
As Roſen unner't Heu.

Hür nipp nu to, min Jüngken,
Du makſt ſo mennig Sprüngken,
Dat Gott vergewen mag!
Veel Müſe freten den Kater —
Du denkſt ens an dit Water,
Un din Juchhe watt Ach.

Jochen lachte unbändig auf, als ſie geſungen hatte, und rief: das iſt ja ein dummes närriſches Lied, Alte, ohne Sinn und Verſtand. Höre! ich ſinge dir auch eines vor. Und er ſang mit heller geſchwinder und ſcherzender Stimme:

De Kukuk up dem Tuune satt,
Dat wutt regnen, un he wutt natt,
De Kukuk un de wutt natt.
Doen schreed he: Ach! min buntes Gatt!
Wo natt! wo natt! wo natt! wo natt!
Min Gatt wat büst du natt!
Kukuk! Kukuk!
De Kukuk flog na Hus —

und darauf lief er davon, that aber vorher ihrem Korbe und ihren Schuhen noch einen Schabernack an.

So machte Jochen es oft und konnte seinen unbändigen Muthwillen gar nicht halten. Eines Tages kam er aus dem Walde und sprang mit Trallalla und Juchheida über das Feld daher; denn lustig war er fast immer. Es war ein kalter Wintertag und schneiete und fror sehr. Als er so tralleiend und juchheiend einen Hohlweg hinablief, stand ein kleiner schneeweisser Mann da, der sehr alt und jämmerlich aussah, und stönte und ächzete bei einem großen Korbe, den er sich auf den Rücken heben wollte und nicht konnte. Als er nun Jochen kommen sah, ward er froh und bat den Burschen freundlich: Lieber Sohn bedenke, daß du auch einmal alt und schwach werden kannst, und hilf mir diesen Korb hier auf den Rücken. Von Herzen gern, sprach Jochen, sprang hinzu hob den Korb auf und hing dem

alten Mann die Hänkel deſſelben um die Schultern, darauf riß er ihn mit dem Korbe um und ließ ihn im Schnee liegen, und lachte und rief im Weglaufen: Piep! Vagel! piep! Der alte Mann wühlte ſich wieder aus dem Schnee auf und ſammelte was herausgefallen wieder in den Kerb, und ſchrie mit zorniger Stimme hinter dem auslachenden Jochen her: Ja Piep! Vagel! piep! Gott wird dich piepen lehren, du gottloſer Bube!

Und Gott hat den Vogel pfeifen gelehrt. Denn als Jochen den andern Morgen wieder mit der Axt auf dem Nacken in den Wald gehen ſollte, daß er Holz fällete, mußte er wieder durch dieſen Hohlweg gehen. Doch wie er näher kam, ward ihm ganz wunderlich zu Muthe, ſo wunderlich, als ihm in ſeinem Leben nicht ums Herz geweſen war. Und obgleich es heller lichter Tag war und die Winterſonne eben feuerroth aufging, war ihm doch graulich, als wäre es Mitternacht geweſen, aber das war ſein böſes Gewiſſen, und es däuchte ihm immer, als komme der alte Mann jeden Augenblick aus dem Hohlwege auf ihn zu und ſchreie ihn mit Piep! Vagel! piep! an; und er wäre gern einen andern Weg in den Wald gegangen. Indeſſen wagte er es doch und ging in den ſchauerlichen Hohlweg hinein. Aber kaum hat Jochen ſeinen

Fuß auf die Stelle geſetzt, wo er geſtern Abend den alten Mann mit dem Korbe in den Schnee geſtürzt hatte, ſo hat es ihn gefaßt und geſchüttelt, und in einem Augenblicke iſt er weg geweſen und iſt auch nie wieder gekommen, und kein Menſch hat gehört, wo er geſtoben und geflogen iſt. Die Leute haben aber geglaubt, daß der böſe Feind ihn geholt habe wegen der vielen verruchten und gottloſen Streiche, die der übermüthige Junge immer verübte.

Daß iſt es aber nicht geweſen, ſondern des alten Mannes mit dem Korbe Piep! Vogel! piep! den er in dem Hohlwege ſo ſchändlich umgeſtoßen und dann noch ſchadenfroh ausgelacht hatte. Jochen hat pfeifen lernen müſſen, er iſt in einen Piepvogel verwandelt und der allerkleinſte Vogel geworden, der auf Erden lebt. Das iſt nun ſeine Strafe, daß er im ſtrengſten Winter durch die Sträuche und Hecken fliegen und um die Häuſer und Fenſter der Menſchen flattern, meiſt aber bei armen Leuten rundfliegen und hungern und frieren und piepen muß. Er hat ein graues Röckchen an gleich dem grauen Kittel, den er trug, als er verwandelt worden, und muß bis dieſen Tag aus ſchelmiſchen und ſpitzbübiſch freundlichen kleinen Augen lachen, auch wenn ihm weinerlich zu Muth iſt. Er heißt der Zaunkönig, die Leute aber nennen ihn

aus Spott den großen Jochen oder den kurzen Jan; auch wird er Neſſelkönig genannt, weil der arme Schelm durch Neſſeln und Diſteln und kleine ſtachlichte Sträuche ſchlüpfen und fliegen muß und meiſtens in Neſſelbüſchen ſein Neſtchen baut. Da hat er nun Zeit ſeine Sünden zu bedenken, wann der Wind pfeift und der Schnee ſtöbert und er in kahlen Hecken und Zäunen ſitzen und piepen muß. Da hören die Kinder ihn oft mit ſeiner feinen Stimme ſingen und denken an die alte Geſchichte von Jochen Diebenkorn. Er ſingt aber alſo ſein Piep! Vägel! piep!

Piep! piep!
De Aeppel ſünt riep,
De Beren ſünt gel,
Dat Speck in de Tweel,
De Stuw is warm,
Hans ſlöpt Grethen im Arm.

Piep! piep!
Wo koold is de Riep!
Wo dünn is min Kleed!
Wo undicht min Bedd!
Wo lang is de Nacht!
Wer hedd dat woll dacht?

16.

Der Wiedehopf.

So hat Hinrich Bierk einmal vom Schneidermeiſter Wiedehopf erzählt:

Es begeben ſich die wunderbarſten Dinge in der Welt: Könige ſind Bettler und Bettler ſind Könige geworden und kann man keinem anſehen, was er einſt geweſen iſt und was er noch werden kann. So iſt der Wiedehopf einſt ein Damenſchneider geweſen, und wer ſieht es ihm jetzt wohl an, daß er vormals in feiner und zierlicher Geſellſchaft gelebt hat? Er hat in einer großen reichen Stadt gewohnt und ſich wie ein hübſcher und feiner Geſell gehalten und einen bunten ſeidenen Rock getragen, und iſt von einem vornehmen Hauſe in das andere und von einem Pallaſt in den andern gegangen und hat die koſtbaren Zeuge und Stoffe, woraus er Kleider machen ſollte, zu Hauſe getragen. Und weil er hübſch und manierlich geweſen iſt, haben alle hübſche Frauen ihn zu ihrem Schneider genommen und immer hat er Arbeit bei ihnen gehabt, und auch der Königin, als ſie gekrönt werden ſollte, hat er den Rock zugemeſſen. So iſt Meiſter Wiedehopf bald ein ſehr reicher Mann geworden und hat doch nicht genug kriegen können, ſondern iſt immer herumgelaufen

und hat zu Hauſe geſchleppt und oft ſo viel zu tragen gehabt, daß er wie ein Karrengaul unter ſeiner Laſt ſtönen und, wann er die Treppen hinaufſtieg, Huup! Hupupp! ſchreien mußte. Dieſe Arbeitſeligkeit und Habſeligkeit hätte Gott ihm wohl vergeben, aber es iſt eine arge Habſucht daraus geworden, und die hat der Herr nicht länger mit Geduld anſehen können. Der Schneider hat zuletzt geſtohlen und von allen Zeugen, die er in die Mache bekam, ſeinen Theil abgekniffen und abſtipitzt. Da iſt es ihm denn geſchehen, daß er eines Abends, als er mit einem ſchweren Bündel und noch ſchwereren Hupupp! Hupupp! die Treppe hinaufächzete, plötzlich in einen bunten Vogel verwandelt worden iſt, welcher Wiedehopf heißt und um die Häuſer und Ställe der Menſchen umfliegen und dort mit unerſättlicher Gier das Allergarſtigſte auflеſen und in ſein Neſt tragen muß. Er trägt bis dieſen Tag einen bunten Rock, aber einen ſolchen, der an einen ſchlimmen Ort erinnert, wohin die Diebe und Schelme gehören. Der eine Theil des Rockes iſt rabenſchwarz, der andere feuerroth, und ſind beide Theile Farben der Hölle, denn das Schwarze des Rockes ſoll die hölliſche Finſterniß und das Feuerrothe das hölliſche Feuer bedeuten. Einen ähnlichen Rock als Meiſter Wiedehopf trägt

auch der Todtengräber, ein blanker garstiger Wurm, der auf den Landstraßen herumläuft, und todte Maulwürfe Käfer und anderes Aas begräbt; auch die bunte Blattwanze hat fast ganz dasselbe Kleid an: beide sind Erzstinker und wahrscheinlich beide einst auch Diebe gewesen. Das hat der Wiedehopf noch so beibehalten aus seiner alten Schneiderzeit, daß er immer Hupupp! Hupupp! schreien muß, als trüge er noch Diebeslast, die ihm zu schwer wird. Die Leute nennen ihn deswegen häufig den Kukuksküster, weil sein Laut aus der Ferne wirklich oft so klingt, als wolle einer dem Kukuk seinen Gesang nachsingen, wie der Küster dem Pastor. Aber der Kukuk ist ein lustiger Schelm und kann sein Lied in Freuden singen, der Wiedehopf aber ist ein trauriger Schelm, und darum muß er seufzen und klagen und sein Hupupp! Hupupp! geht ihm gar schwer aus der Kehle.

17.

Rothkehlchen und Kohlmeischen.

Rothkehlchen und Kohlmeischen waren einst ein paar hübsche Dirnen, Töchter einer alten

frommen Wittwe, die ſich vom Spinnen Nähen und Waſchen und von anderer Arbeit knapp aber doch ehrlich ernährte. Sie hatte nur dieſe beiden Kinder, von welchen die älteſte Grethchen und die jüngſte Kathrinchen hieß. Sie hielt, wie ſauer es ihr auch ward, die Kinder immer nett und reinlich in Kleidung und ſchickte ſie fleißig zu Kirche und Schule, und als ſie größer wurden, unterwies ſie ſie in allerlei künſtlicher Arbeit mit der Scheere und Nadel und hielt ſie ſtill in ihrem Kammerlein in aller Ehrbarkeit und Tugend. Und Grethchen und Kathrinchen gediehen, daß es eine Freude war, und wurden eben ſo hübſch und fein, als ſie fleißig und ehrbar waren; ſo daß alle Menſchen ihre Luſt an ihnen hatten und die Nachbarn ſie ihren Töchtern als rechte Muſter zeigten und lobten. Die Wittwe ſtarb und die beiden Schweſtern blieben in ihrem Häuschen und lebten, wie ſie mit der Mutter bisher gethan, von ihrer Hände Arbeit. Aber es blieb nicht lange mehr ſo ſtill in dem Häuschen, als es ſonſt geweſen war. Die Falken und Habichte, welche auf ſchönes junges Blut lauren, merkten, daß die Hüterin weg war, welche die Täubchen ſonſt bewacht hatte, und es fanden ſich häufig loſe junge Geſellen ein, welche die Mädchen zu Tänzen und Gelagen und zu Spaziergängen auf die

Dörfer verlecken wollten. Die beiden Schweſtern wehrten ſich einige Wochen tapfer, aber endlich lieſſen ſie ſich bewegen und gingen mit und dachten, es kann doch wohl keine Sünde ſeyn, was ſo viele Frauen und Mädchen thun, die niemand unehrlich nennt. Zuerſt kam es ihnen bei dieſen Tänzen doch zu wild vor und ſie ſahen nicht einmal lange zu ſondern gingen früh weg und waren vor Sonnenuntergang wieder zu Hauſe und lieſſen ſich nicht bis in die Nacht hinein halten, wieviel die, welche ſie mitgenommen hatten, auch locken mogten. Das zweite und dritte Mal tanzten ſie ſchon mit, gingen aber bei Tage heim, und mit etwas ſchwerem Herzen, und nahmen ſich deswegen vor, den nächſten Sonntag zu Hauſe zu bleiben. Aber das Worthalten war ſchwer, denn die jungen Geſellen kamen immer wieder und baten zu ſchön. Das vierte und fünfte Mal blieben ſie ſchon bis nach Sonnenuntergang, und das ſechste und ſiebente Mal hatte die Glocke zwölf geſchlagen, als ſie heim kamen, und ſie muſten ihre Wirthin herauspochen, daß ſie ihnen die Thüre aufſchlöſſe, und als die alte Frau ſie ermahnte und ſie ihrer ſeligen Mutter erinnerte, lachten ſie ſchon und ſprachen: Ach! die Mutter und ihr! wann die Mäuſe keine Zähne mehr haben, ſchelten ſie

auf die Nußknacker; ihr werdet auch getanzt haben, als ihr jung waret.

Die Mädchen waren zu Hauſe noch immer ſehr fleißig, auch hatten ſie noch nichts Unehrbares gethan noch gelitten, aber die Thüre zum Böſen war geöffnet, und Leichtſinn und Leichtfertigkeit nahmen von Tage zu Tage zu, und man ward auch ſchon mancher koſtbare Wochentag mit Nichtsthun und Herumprangen vertändelt und verquändelt, den ſie ſonſt auf nützliche Arbeit verwendet hatten. Auch in ihrem Kämmerchen mußte alles anders werden; die Vögel waren luſtig und bunt geworden, es mußte alles blankere und zierlichere Federn anziehen: neue Tiſche, neue Stühle, neue Vorhänge, feinere Kleider und Schuhe. Aber mit dem alten Hausrath ſchien auch der mütterliche Segen, der bisher ſichtbar auf den Kindern geruht hatte, aus dem Hauſe gezogen zu ſeyn. So ſchlich ſich das Unglück mit dem Leichtſinn ein; erſt hielt ſie der Böſe nur an einem dünnen ſeidenen Fädchen, zuletzt hat er ſie mit einem dicken Kabeltau der Sünde umflochten und ſie haben die Schwere und den Schmutz deſſelben gar nicht mehr gefühlt.

Grethchen und Kathrinchen hatten immer viele ſchöne Arbeit und koſtbare Zeuge unter Händen, woraus ſie Schmuck und Kleider ſtick-

ten und näheten. Sie gebrauchten jetzt mehr Geld als ſonſt, ſie fingen allmälig an zu mauſen, ach! ſie ſtahlen zuletzt. Einmal hatten ſie einen bunten ſeidenen Rock geſtohlen, der in einem Nachbarhauſe am Fenſter hing, und an einen herumziehenden Juden verkauft. Ein armer Schneidergeſell, bei welchem man viele bunte Lappen und Streifen Zeug gefunden, die er auch wohl gemauſt haben mogte, war darüber angeklagt gerichtet und gehängt worden. Er hing und baumelte an dem lichten Galgen. Eines Abends ſpät kamen die beiden Dirnen mit andern Geſellen und Geſellinnen von einem Dorftanze zurück und der Weg ging an dem Galgen vorbei. Da rief einer aus der Schaar, ein leichtfertiger Geſell: Fritz Schneiderlein! Fritz Schneiderlein! wie theuer wird dir dein bunter Rock! Kaum aber hatte er das Wort geſprochen, ſo ſchlug die Sünde wie ein Blitz in die beiden Dirnen, die ſchuld waren an des armen Schneiders Tod. Sie ſtürzten beide wie todt zur Erde hin, und die andern, die es ſahen, liefen voll Schrecken weg, als hätten ihnen alle Galgenvögel ſchon in dem Nacken geſeſſen. Sie haben die Geſchichte in der Stadt erzählt, und die Leute ſind hingegangen, aber die beiden Dirnen haben ſie nimmer gefunden.

Und wie hätten sie sie finden sollen? Sie waren in Vögel verwandelt und müssen nun in der weiten Welt herumfliegen. Grethchen ist ein Rothkehlchen geworden und Kathrinchen ein Kohlmeischen; denn Grethchen trug immer ein rothes seidenes Tuch um den Hals und Kathrinchen ein gelbes. So müssen sie nun als kleine Vögel in den Wäldern rundfliegen und Hunger und Durst leiden Hitze und Kälte aushalten und vor Sperbern und Falken vor Schlangen und Ottern vor Jägern und wilden Buben zittern. Das hatte ihre Mutter wohl nicht gedacht, als sie so sittig und fein mit ihr in dem Kämmerlein saßen und stickten und webten und nähten, und Abends und Morgens bei dem Zubettgehen und Aufstehen mit heller Stimme geistliche Lieder sangen. Aber die armen Kinder sind zuerst verlockt dann verführt und so endlich in schwere Sünden gefallen, und haben kaum gewußt, wie sie dazu gekommen sind: so leise und sanft hat der Leichtsinn sie seinen Schlangenblumenweg geführt. Daß diese kleinen Vögel einst Menschen gewesen, ist ganz natürlich, und man kann es auch daraus sehen, daß sie immer um die Häuser der Menschen fliegen, auch oft durch die offenen Fenster in die Zimmer kommen und sich da fangen lassen, auch daß sie im Walde, so wie sich nur Menschen da sehen

laſſen, ſogleich um ſie herumflattern und herumzwitſchern. Sie haben auch die alte Unart im Vogelkleide noch nicht abgelegt und können das Mauſen nicht laſſen ſondern ſind noch immer Erzdiebe, und wo nur etwas Buntes und Neues und Schimmerndes ausgehängt wird, da fliegen und ſchnappen ſie darnach, und werden daher keine Vögel leichter in Fallen und Schlingen gefangen als dieſe beiden, und müſſen Grethchens und Kathrinchens gefiederte Urenkel es noch entgelten, daß ſie einſt zuviel auf Kirmiſſe und Tänze gegangen und den bunten Rock geſtohlen haben, worum der Schneider hangen mußte. Die Menſchen jammert es ſehr, wann ſie Rothkehlchen und Kohlmeiſchen in den Schlingen hangen ſehen, und ſie rufen wohl: ach! die armen niedlichen Vögelein! Denn ſie ſind wirklich ſehr niedlich und hübſch, und waren einſt auch niedliche und hübſche Dirnen, ehe ſie von böſen Buben verführt wurden, und lebten als fromme einfältige Kinder und meinten und wußten nichts Arges.

Aus dieſer Geſchichte lernt man, daß es wohl wahr iſt, was weiſe Leute ſagen, daß mancher einen bunten Rock trägt, worin ihm nicht wohl iſt, und daß manche bunte Röcke tragen, wozu ſie nicht gut gekommen ſind.

18.

Die Seekönigin.

Ihr habt wohl oft die Sage gehört von Glocken, die aus tiefen Seeen läuten, beſonders um die Zeit der Mitternacht und zur Zeit der großen heiligen Feſte der Chriſten. Da ſagen die Leute, es ſind verſunkene Schlöſſer und Kirchen, deren Glocken läuten müſſen zur ernſteſten Stunde der Zeit und an jenen hehren Tagen, wo alle Herzen und Glocken die helleſten und innigſten Klänge erklingen laſſen. Aber das iſt nur ſo ein Gerede, weil ſie das, was ihnen zu Zeiten ſo wunderbar und ſchauerlich aus tiefen Seeen herauftönt, gern natürlich erklären mögten. Nein es ſind keine Glocken von verſunkenen Schlöſſern und Kirchen, es ſind keine aus Erz und Silber gegoſſene Glocken, ſondern ſehnſüchtige und klingende Trauerglocken der Herzen ſind es, die durch ſchlimmen Zauber gefangen da unten in der kalten Tiefe ſich ewig nach dem ſchönen Sonnenlichte droben ſehnen müſſen aber nie hinauf können. Und nun will ich die Geſchichte der Seekönigin erzählen.

Es hauſt in den Wäldern und Bergen und Seeen und Strömen vieles, wovor den Menſchen mit Recht grauſt und weswegen viele ſich nicht gern allein hineinwagen. Andere aber ſind

dreist und kühn; aber mancher hat es schon bejammert und muß sein schönes Leben, das er so lustig hätte verbringen können, in der kalten Finsterniß oder in dem schauerlichen Wasser vertrauern. Die Unterirdischen die Elfen die Bergschmiede die Nixen und Seejungfrauen sind gar gefahrliche Feinde, welche der blühenden Jugend nachstellen und sie in allerlei Schlingen verstricken und zu sich locken. Aber die gefährlichste und zaubervolleste von allen ist die große Seejungfrau oder Seekönigin, welche über alle Geister und Geisterchen herrscht, die in Quellen Bächen Strömen und Seeen wohnen.

Diese Seejungfrau wohnt gewöhnlich in großen und tiefen Seeen, die von grünen Bäumen und Büschen umgeben sind; denn Bäume im grünen Walde muß sie haben, unter welchen sie die schöne Sommerzeit und Frühlingszeit spielen und sich ergötzen kann. Diese liebliche Frau erscheint unter mancherlei Gestalten und kann sich vielfach verwandeln, damit sie die Junglinge, die sie liebt und in ihre Gewalt haben will, desto leichter und sicherer ankirren und verlocken könne. Denn sie ist ein rechtes Wunder von einer Frau. Gewöhnlich aber erscheint sie in folgender Gestalt.

Sie ist eine wunderschöne und anmuthige Jungfrau, schlank und hoch von Wuchs, mit

dem allerlieblichſten Geſichte, deſſen Mund wie eine aufblühende Roſe ſchimmert und deſſen himmelblaue Augen leuchten wie ein paar helle Frühlingsquellen, die der Mond beſcheint. Ihr Hals iſt weiß wie Elfenbein, worum lange blonde Locken fließen, und den ſchönen Leib bedeckt ein leichtes grünes Gewand, das weich um Buſen und Hüften wallet, wie das zarte Frühlingsgras, vom Winde bewegt, um einen Blumenhügel. So ſieht man ſie in den Seeen und Strömen ſchwimmen und in den Wellen ſpielen und plätſchern, wie ein Waſſervögelein hin und her ſpielet, und gleich einem leichten Blitz dahin ſchieſſen. So haben viele ſie geſehen im Mondſchein und auch bei Tage, unter einer dunkeln Eiche oder Buche oder auch unter Birken und Erlen am See gelagert, wo ſie Kränze aus Blumen windet, Ringelein von ihren ſchönen Locken ſchlingt und wieder auflöſet oder auch ein ſüßes Lied ſingt, wozu ſie auf einer Muſchel oder Schalmei bläſt. Aber ihr ſüßeſtes Lied ſingt ſie in der Mitternacht und da mag ſich in Acht nehmen, wer zu viel Feuer im Buſen hat. Wenn ſie ſich dann am Ufer der Seeen und Ströme unter den grünen Bäumen hinſetzt und ſingt und der Stromgeiger aus der Tiefe auftauchet und voll Luſt zu ihrem Geſange die Harfe ſchlägt, dann hört jeder, der ihr zu-

horcht, eine Sirene, und muß ihr in die Arme ſinken, er mag wollen oder nicht.

Dies iſt ſo ihre gewöhnliche Art und Leben, aber oft erſcheint ſie auch in all ihrer Pracht und Herrlichkeit als Königin der Waſſer, was ſie eigentlich iſt. Dann funkelt und blitzt ihr Gewand von den ſchönſten Perlen und Diamanten, eine goldene Krone ſtrahlt auf ihrem Haupte und ein Scepter nickt in ihrer Hand und ſchön geſchmückte Diener und Dienerinnen, in Farben und Stoffen des Waſſerreichs gekleidet, treten vor und hinter ihr her.

Die Seekönigin iſt ſehr ſtolzer aber auch ſehr verliebter Natur. Das hat mancher ſchöne Jüngling wohl empfunden und iſt darüber nie wieder geſehen worden. Sie liebt nichts als die erſte blühende Jugend, die zwiſchen achtzehn und zwanzig Jahren alt iſt; und ſchön von Geſtalt muß das ſeyn, was ihr gefallen ſoll. So iſt mancher ſchöne Jägerburſche und mancher luſtige Hirtenknabe verſchwunden und muß nun in Sehnſucht nach der Sonne, die er nicht mehr ſieht, aus den Seeen und Teichen heraufklingen, daß die Menſchen, die es hören, ſtehen und lauſchen, und nicht wiſſen, was der Klang iſt und woher er kommt. Denn wehe dem armen Jüngling, der in den einſam dunkeln Wald und in das tiefe Thal kommt, wo

die Seeen und Teiche ſind, und ſie erblickt! Wenn ſie ihre ſchönen Goldlocken fliegen läßt, wenn ſie ihre weiſſen Arme nach ihm ausſtreckt, wenn ſie ihn einmal anlächelt, wenn ſie ſingt, ja wenn nur ein Laut über ihre zauberiſchſüßen Lippen klingt, ſo iſt er verloren. Das Allergefährlichſte ſoll aber ſeyn, wenn ſie ihre grünlichen Goldlocken wehen läßt und mit ihrem lieblichen Köpfchen mit halb lächelnder halb trauriger Gebehrde da heraus guckt, als ſprache ſie: Komm! komm! und tröſte mich! Sie iſt in ihrer Liebe ſehr heftig und feurig und thut dem, was ſie lieb hat, alle mözliche Süßigkeit und Anmuth an, die ſie nur erſinnen und erdenken kann, ſchenkt ihm auch alle köſtlichſten Gaben, die ſie nur hat; aber ſie iſt leicht und wankeliſch und trügeriſch wie das leichte und falſche Element, worin ſie wohnt, und kalt und ſtolz wie ihr Waſſer. Keiner hat ſich ihrer Liebe je länger als zwei Jahre erfreuet. Dann zieht ſie ihn in die naſſe Tiefe mit ſich hinab, damit er nicht ſagen könne: Ich habe bei der ſchönen Seekönigin geſchlafen. Da ſitzen nun viele Tauſende in dem dunkeln ſchauerlichen Abgrund und ihre Klagen in der Tiefe das ſind die fabelhaften Glocken der Menſchen, die zu gewiſſen Zeiten ſo wehmüthig und zauberiſch aus dem Grunde der Seeen heraufklingen.

Das iſt einmal gewiß, wer die Seejungfrau nur einmal angeſehen hat, wenn ſie ihn lieb haben will, der iſt ihr ſicherer Raub und kann nicht mehr von ihr laſſen. Aber das iſt ein Glück, daß dieſe ſtelze und zauberiſche Königin niemand in die Tiefe hinabziehen darf, der nicht einmal in ihren Armen ſchlief. Aber für wie viele Jünglinge iſt es ein Unglück geworden, daß ſie ſie nur einmal geſehen haben auf dem Spiegel der Wellen hinſchlüpfen oder unter einem grünen Baum ihre Locken auskringen oder auf einer blühenden Au Blumen leſen und Kränze winden! Ihr bleßer Anblick bringt eine unausſprechliche und angſtvolle Sehnſucht. Wer ſie einmal ſah, will ſie immer wieder ſehen, er muß hinaus in die Wildniß, er muß die öden Wälder durchrauſchen und an den tiefen Seeen und Strömen wandeln, er muß jedes Thier und jeden Vogel jeden Buſch jeden Baum jeden Strauch jede Blume und jeden Grashalm fragen ja er muß Mond und Sterne und Winde und Lüfte fragen, ob ſie die ſchöne Seejungfrau nicht irgendwo ſahen. Und ſo hat er keine Ruhe bei Tage und bei Nacht, er muß immer dem blanken Schatten nachjagen und findet ihn nimmer und wird blaß und bleich wie ein Geſpenſt; denn weſſen die Jungfrau ſich das erſte Mal nicht erbarmt, den liebt ſie nimmer. So

hat man viele Jünglinge geſehen, die des Nachts hinaus mußten, wann die andern Menſchen ſchlafen, und die dann in Wald und Büſchen hauſen. Ueber ſolche machen ſich denn die Leute ihre Gedanken und viele ſagen ihnen oft auch Arges nach; die armen Jünglinge haben aber nichts Böſes gethan noch thun wollen, ſondern nur ein ſchweres Leid erlitten, von welchem kein Menſch ſie heilen kann. So ſind manche hingebleicht und hingewelkt in der Blüthe ihrer ſchönſten Jugend, oder ſind gar verſchwunden und haben ſich in Seen und Teichen erſäuft oder ſind von Irrlichtern in Sümpfe verlockt ja einige haben ſich in der verzweifelnden Sehnſucht wohl an Bäumen erhängen müſſen. Aus ſolchen Unglücklichen werden nach ihrem Tode die wunderſamen Aſche und Wehe und Wimmerer und Aechzen und Seufzer, die man ſo oft gar bei hellem Tage, geſchweige um die Mitternacht, aus Quellen und Bäumen und Büſchen und Gras und Blumen wimmern wiſpern und flüſtern hört, daß einem die Haare auf dem Kopfe, ſauſen. Sie müſſen dann als dünne Töne und leiſe Seufzer umherfliegen und umherſpielen und die Lebendigen erſchrecken, weil ſie das Leere und Nichtige zu ſehr geſucht haben. Von ihnen iſt das Sprichwort gekommen, daß, wenn man ſagen will, ein Menſch ſey ſehr

barmherzig, man ſpricht: Der hat ein Herz, er mögte, wenn er könnte, jeden fliegenden Seufzer erlöſen. Ich glaube aber, die ſind nicht leicht zu erlöſen. Davon muß ich nun auch eine kleine Geſchichte erzählen.

Es war einmal eine ſchöne Prinzeſſin, die Tochter eines ſehr reichen und mächtigen Königs, das war ein ſehr liebes und frommes Kind. Aber das ward ihr Unglück, daß ſie zu viel in alten Mährchenbüchern und Ritterbüchern geleſen und ſich dadurch allerlei wunderliche und ſeltſame Einbildungen gemacht hatte. Sie hatte auch einmal die Geſchichte von der ſchönen Seekönigin geleſen und von den armen Jünglingen, die vor lauter Sehnſucht vergangen ſind und nun aus Quellen Bäumen Blattern und Blüthen ja aus harten Baumknorren und Steinen ächzen und ſeufzen und ihre Klagen winſeln müſſen. Das jammerte die ſchöne Prinzeſſin gar ſehr und ſie hat über ihren unzeitigen und jämmerlichen Tod manches Thränlein weinen müſſen. Nun, das ſie eines Tages ein Mährchen, das überſchrieben war: Alles durch Liebe, worin es hieß, wenn einer die rechte Liebe hätte und er fände in Eiſen und Stein verzauberte und erſtarrete Seelen, die darin harreten bis auf den großen Tag des Gerichts, und er legte ſein liebendes Herz nur an die Steine und das Eiſen, ſo müßten

ſie gleich zerſchmelzen und die armen gebundenen Seelen wieder zum Leben erlöſt werden. Nun hatte ſie auch manches Mährchen von den Seufzern und Aechzern im Walde geleſen, und es fiel ihr jetzt ein: Könnte ich denn nicht die Liebe haben und die armen Seelchen, die als Aechzer und Seufzer wimmern und flüſtern müſſen, erlöſen und in mein Herz ſenken, daß ſie zur Ruhe kämen und nicht mehr ſo traurig wären und ſeufzen müßten? denn die armen Kinder haben ja nichts Härteres verbrochen, als daß ſie zu viel geliebt haben. Ja ich will die Seufzerchen erlöſen! Das ſprach die Prinzeſſin, und hat von dem Gedanken nicht laſſen können und Tag und Nacht keine Ruhe davor gehabt, ſondern er iſt ihr immer lieber und gewiſſer geworden, und zuletzt hat ſie alle Tage in den Wald gehen müſſen und iſt die Nächte oft heimlich von ihrem Lager aufgeſtanden und heimlich aus dem Schloſſe gegangen und im Mond- und Sternenſchein in der wilden Forſt umhergeſchlichen, und wo ſie es tönen und ächzen und girren und ſchwirren gehört hat, da hat ſie gelauſcht, da iſt ſie hingeeilt und hat in ihrer freundlichen ſüßen Liebe die Bäume und Sträuche, die Blumen und Kräuter ja zuweilen die kalten Steine umarmt, daß ſie an ihr warm würden und daß ihre traurigen Klagen zur Ruhe kämen.

Der König ihr Herr Vater merkte die heimlichen Waldgänge der Prinzeſſin und verbot ſie und ſperrte ſein Kind ein. Sie ward aber ſo bleich und krank und elend vor lauter Sehnſucht nach dem Walde, daß er ſie wieder herauslaſſen und die alten Waldgänge erlauben mußte. So iſt das arme ſchöne Kind zwei Sommer und zwei Winter gegangen und hat Seufzer erlöſen wollen; dann iſt ſie ſelbſt ein Seufzer geworden. Man hat ſie eines Morgens im grünen Walde gefunden, wie ſie erblaßt um einen Baum hing, den ſie in Liebe umſchlungen hatte und an dem ſie erſtarrt war. Der König hat ihr ein Grab graben laſſen und einen Stein darauf geſetzt, auf welchem die Worte geſchrieben ſtanden: Hier liegt die ſchöne Prinzeſſin Anemone, die geſtorben iſt, weil ſie die Seufzer erlöſen wollte. Und er hat lange um ſie getrauert und alle Menſchen mit ihm; denn ſie war wohl das allerfreundlichſte Seelchen, das je in einem irdiſchen Leibe gewohnt hat. Es geht aber nun die Sage, daß es die Nächte um ihr Grab unaufhörlich flüſtert und wiſpert und ächzet und ſeufzet. Da ſind dann die kleinen ſchwirrenden und girrenden Waldſeelchen da, die um ſie trauren, und ſie ſingen das Lied von dem Liebesſeufzerlein:

Ein ſüßes Liebesſeufzerlein
Liegt unter dieſem Grabeſtein,
Es war ein holdiges Königskind,
So hold, als wenige Kinder ſind.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Ein rechter Liebesjuwelenſtein,
Hat herrlich gefunkelt und gebrannt,
Nun deckt es ein Häuflein Sand.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Das küßte alle Blumen im Hain,
Das nahm die Bäume die Stein' in'n Arm,
Nun ſchläft es ledig von Müh und Harm.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Herbei nun alle groß und klein!
Und ſtimmet den nächtlichen Klageſang
Zu liebender Herzen Glockenklang.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Thräne ein Edelſtein,
Würde jedes Ach ein heller Demant,
Wir kauften wohl manches Königes Land.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Klage ein Sandkörnlein,
Das allerfeinſte Sandkörnlein,
Wir ſtiegen bald in den Himmel hinein.

19.

Der Baurendom.

Es war einmal ein kleines Mädchen, ein Kind guter und frommer Aeltern, die hieß Mariechen. Sie war ein sehr hübsches und freundliches Kind und hatte ein sehr liebendes und zärtliches Herzchen und überhaupt ein sehr lebendiges Gemüth, was sich in tausend kleinen Zeichen und Spuren offenbarte. Ihre Aeltern entdeckten das sehr bald und hatten insgeheim manche Sorge darüber und sprachen wohl oft bei sich: Wie wird es unserm Mariechen einmal gehen? das Kind ist zu zart und dünn für diese grobe Erde gestaltet und sein leicht bewegliches und zärtliches Seelchen wird hier von rauhen Winden viel umher gewehet werden und doch schwerlich finden, was es sucht. Denn sie sahen, wie das Kind alles mit leidenschaftlicher Heftigkeit ergriff und wie es über den Tod eines Würmchens ausser sich seyn und über ein abgebrochenes Blümchen weinen konnte. Sie suchten diese zu zarte Empfindsamkeit des kleinen Mädchens nun freilich zu zügeln und hielten Mariechen mehr als ihre andern Kinder zu strenger Ordnung und gemessener Arbeit an, damit sie nicht Zeit hätte zum Träumen; aber das half nicht viel. Das Kind verrichtete seine Arbeit mit Gehorsam und Fleiß,

war aber dabei immer mit den wunderſamſten Geſichten und Träumen und mit einer Mährchenwelt beſchäftigt, die ſie ſich ſelbſt ſchuf und worin ihre luſtige und blühende Fantaſie herumflatterte wie ein Frühlingsvögelein in den erſten grünen Zweigen. Mariechen hatte ein ganz beſonderes Wohlgefallen an Geſchichten und Mährchen und wer ihr Geſchichten erzählen oder ein Mährchenbuch bringen konnte, der war ihr liebſter Freund. Sie wußte eine Menge Geſchichten und ſie behielt alle, die man ihr erzählte oder die ſie las, und vergaß ſie nie wieder. Aber von allen ihren Mährchen und Geſchichten war ihr keine ſo lieb als die Geſchichte von den drei Domen. Dieſe Dome waren gleichſam Drillinge und hieſſen der Prinzendom der Edelmannsdom und der Bauerndom. Dieſe drei Dome erſcheinen wie der Vogel Phönix je alle tauſend Jahre mal wieder und kommen nach vielen Verwandlungen und Proben treuer Liebe endlich in die Arme ihrer Herzallerliebſten. Mariechens Verliebe für das Mährchen von den drei Domen kam wohl daher, weil es ihr am allererſten und ofteſten erzählt worden. Genug ſie hatte ſich ſo darin vertieft und ihr ganzes kleines Seelchen hineingelegt, daß ſie ſich einbildete, einer der Dome müſſe wiederkommen und ihr Bräutigam werden. Das ſaß ſo feſt in ihrem Herzchen, daß ſie wohl häufig bitterlich weinte

und ſchluchzete, wenn jemand ihr das ausreden oder beſtreiten wollte. Sie hatte ſich aber von den drei Domen den kleinen Junkerdom auserkoren, der ihr als ein zierlicher fröhlicher und flinker Geſell beſchrieben war. Der Prinzendom däuchte ihr zu vornehm und zu ſchön und ſie hatte ihn ihrer jüngern Schweſter zugedacht, welche Heidichen hieß und ein ſehr ſchönes Kind war und von welcher Mariechen ſelbſt glaubte, ſie ſey viel ſchöner als ſie. Der Baurendom aber däuchte ihr wieder zu ſchlecht und gering zu ſeyn.

Es kam nun oft ein Freund ihres Vaters in ihr Haus, ein unverdroſſener Mahrchenerzähler, um den die kleinen Kinder ſich daher bald verſammelten. Dieſer hatte das Fliegende und Sehnſuchtige in Mariechen bald entdeckt und er ſuchte Waſſer in das gefährliche Feuer zu gieſſen, nicht eben aus Abſicht oder daß er meinte, es hülfe etwas, ſondern weil die Menſchen überhaupt ſo thun, daß ſie gern das anrühren, was in andern Menſchen am lebendigſten klingt, um ſich ein gewiſſes Leben in ihnen ſelbſt klar zu machen. Darum kam er immer wieder auf die Geſchichte von den drei Domen, die er zuerſt ins Haus getragen hatte, und wies Mariechen immer auf den Baurendom hin als den tüchtigſten von allen Dreien und ſchilderte ihn als einen ſtarken tapfern ſchlichten und frommen Mann,

der ſein Werk redlich thue Gott und alle Menſchen liebe Häuſer Gärten und Wälder Obſt und Wein Pferde und Rinder Schweine und Schaafe Gänſe und Puter Hühner und Enten und Tauben und anderes Geflügel in Ueberfluß habe und mit Weib und Kindern und Freunden ein ſehr vergnügliches und fröhliches Leben führe. Alle dieſe Herrlichkeiten ſchilderte und malte er auf das luſtigſte und prächtigſte aus und gab dem kleinen Junkerdem dabei immer Seitenhiebe, als welcher bei aller ſeiner Leichtigkeit und Zierlichkeit doch nicht aushalte gegen den Baurendom, in Leichtfertigkeit und Flatterhaftigkeit verderbe, ſeiner Liebſten nicht einmal treu ſey und endlich von dem tapfern Baurendom niedergemacht werde. Dies alles hörten Mariechen und die andern Kinder mit immer neuer Begierde an, obgleich die letzten Aufzüge der Geſchichte immer ein vollſtändiges Trauerſpiel wurden, wo es bei dem armen Mariechen an Seufzern und Thränen und zuletzt an Seufzern und Verwünſchungen ja ſogar an Verwünſchungen des Erzählers einen Ueberfluß hatte.

Mariechen aber hielt ihren kleinen Junkerdem mit redlichem Gemüthe feſt und wollte nicht von ihm laſſen, und pflegte in ihrer Verzweiflung mit lautem Schluchzen auszurufen: Es iſt nicht wahr! es iſt aber doch nicht wahr! ihr

Abſcheulichen belügt ihn; er iſt nicht ſo eitel, er iſt nicht untreu, der Baurendom kann ihn nicht bezwingen, der Junkerdom iſt doch der beſte. Das Niedliche bei dieſer Geſchichte aber war, daß Mariechen ihren kleinen Junkerdom ſchon gefunden hatte, ohne daß ihre Aeltern und der Mährchenerzähler davon etwas wußten. In ihr Haus kam oft ein kleiner Junker Fritz, ein hübſcher ſchmeichliſcher und gewandter Knabe, und ſpielte mit ihr und ihren Geſchwiſtern. Dieſen kleinen Junker gewann ſie ſehr lieb und bildete ſich feſt ein — ließ es ſich aber gegen keine Seele merken — mit ihm werden die Domſchen Verwandlungen vorgehen und ſie werden beide die Liebesproben beſtehen, die den kleinen Junkerdom Fritz einſt zu ihrem Gemal machen werden. In dieſem ſüßen Wahne lebte das ſüße Kind einige Jahre, weil es den Fritz ſo lieb hatte, ließ ſich auch manche Neckerei gefallen, die ſie von ihren Geſchwiſtern und von andern wegen des kleinen Junkers ausſtehen mußte, und ſagte dann wohl mit vielen Thränen bei ſich ſelbſt: er iſt es doch! er iſt doch mein Junkerdom! Aber ach! die Sachen änderten ſich ſehr. Der kleine Fritz, der von Natur mild und leicht war, ward immer wilder und leichtſinniger, wie er an Jahren wuchs, und machte manche tolle und übermüthige Streiche, riß und zerrte und

mishandelte auch sein Mariechen zuweilen, worauf aber immer eine Versöhnung folgte. Endlich aber blieb er ganz weg aus dem Hause und kam gar nicht wieder, und Mariechen sah ihn nun mit andern Kindern zuweilen nur auf den Gassen und auf Spaziergängen; und der wilde Knabe sah sie nicht mehr an, sie aber weinte bitterlich und sagte: Es ist doch wahr, was sie mir gesagt haben, der Junkerdom taugt nichts und ist leichtfertig und untreu, und der Fritz ist auch untreu.

Mit dem Verschwinden und der Untreue des kleinen Junkers Fritz verschwand aber der Domsche Traum noch nicht aus Mariechens Herzen. Aus dem kleinen treuen lieben Herzen verschwand so leicht nicht, was einmal darin gewurzelt hatte. Sie trug den schönen Traum immer warm mit sich herum und hegte ihn als ihr Schoßkind, und das Sonderbarste war, daß sie sich nun, da die erste Probe mit Junker Fritzchen so schlecht abgelaufen, den Baurendom auserwählt hatte, denn der Prinzendom war schon lang an ihre Schwester Heidchen vergeben. Mariechen war elf Jahre alt, als ihre Liebe zu Junker Fritzchen zerbrochen ward, und die drei folgenden Jahre hat sie nichts anderes geträumt als die Geschichte von den drei Domen. Nun begab sich, als sie vierzehn Jahre alt geworden, etwas, das aus

dem Mährchen ein Mährchen machte, und das muß ich nun erzählen.

Mariechens Vater war in seinen Geschäften nach der großen Stadt Leipzig auf die Messe gereiset und hatte Mariechen, und noch zwei seiner Kinder mitgenommen. Auf der Rückreise fuhren sie einmal durch eine sehr anmuthige Gegend an der Elbe hin. Die Sonne ging eben auf, sie sahen ein freundliches Dörfchen mit bunten Häusern und lustigen Gärten vor sich liegen, und auf einer grünen Wiese, die von hohen Eichen umwachsen war, trieben muntere kleine Knaben in schneeweissen Hemdärmeln und gestreiften Jäckchen singend und tralleiend ihre Heerden hin. Kaum hatte Mariechen dies alles einige Augenblicke mit ihren lebendigen blauen Aeuglein beschaut, so sprach sie bei sich: Hier ist es! hier ist es! hier muß er seyn und verwandelt werden! Grade so sahen das Dörfchen und die Wiese mit dem grünen Walde und die Heerden aus, wo der kleine Baurendom in dem Mährchen lebte, als er für seine Liebe so oft verwandelt worden ist. — Sie fuhren weiter, aber Mariechen mußte die ganze Reise daran denken, und auch, als sie zu Hause gekommen waren, ließ ihr der Gedanke daran bei Tag und Nacht keine Ruhe. Was that sie also? Als sie es länger nicht mehr aushalten konnte, packte

ſie, als es Nacht war und alles im tiefſten Schlafe lag, ihr kleines Bündelchen zuſammen und nahm es unter den Arm und ging aus der Thüre, das Abentheuer mit dem Baurendom zu erleben. Sie war ſehr fröhlich im Herzen aber mußte doch weinen, wenn ſie an den Kummer dachte, den ſie ihren lieben Aeltern durch ihre Flucht machte. Sie ließ für ſie in dem Kämmerchen, worin ſie ſchlief, ein bewegliches Brieflein zurück, worin ſie ſchrieb: Lebt wohl, liebe Aeltern, bis auf das Wiederſehen mit meinem Bräutigam dem Baurendom. Ich muß in die weite Welt gehen und ihn aufſuchen, eher find' ich keine Ruh, und ihr müßt mir's wohl erlauben, wenn ihr nicht wollt, daß ich ſterben ſoll. Ich weiß wohl, wohin ich gehe, aber ihr wiſſet wohl, daß darum kein Menſch wiſſen darf, denn ſonſt könnte das Mährchen ja nicht fertig werden. Eure liebe Tochter Mariechen.

So war Mariechen um Mitternacht fortgegangen. Den andern Morgen iſt großer Jammer und große Klage um das Kind geworden, wie es dem armen Mariechen mit ſeinen bunten Träumen in der böſen fremden Welt gehen würde, und ihre Aeltern haben Boten ausgeſchickt zu Fuß und zu Pferde auf allen Straßen und ſie ſelbſt ſind auch umhergefahren, ſie zu ſuchen und zu erfragen, aber keiner hat ſie finden können und

traurig ſind ſie alle heimgekommen. Mariechen aber iſt richtig hingekommen, wohin ſie wollte, wiewohl das Dorf, wo der Baurendom verwandelt werden ſollte, an fünfzehn Meilen von ihres Vaters Hauſe war. Und als ſie in das Dörfchen ankam, das Weiſeritz hieß, klopfte ſie an die Thüre eines Hauſes, wo ſie eine freundliche Frau durch das Fenſter gucken ſah, und ihr ward aufgethan. Und ſie hat ſich bei der Frau, die eine Bäuerin war, als kleine Magd verdungen; aber das iſt ſo leicht nicht gegangen. Die Bäuerin ſah das hübſche Kind, als es in ſeinen netten Kleidern hereintrat und fragte, ob ſie nicht eine kleine Magd im Dienſt brauchen könne, ganz verwundert an und ſprach: Mein Kind eine kleine Magd gebrauchte ich wohl, aber eine kleine Magd, wie du mir ausſiehſt, kann ich nicht gebrauchen. Sage mir nur, wie kommſt du hieher? haben deine Aeltern dich verloren? haſt du dich etwa von der Straße verirrt? oder biſt du heimlich aus deiner Aeltern Hauſe gegangen? Sage es mir, und fürchte dich nicht: wir wollen dich gern wieder hinbringen. Das Kind antwortete ganz beherzt: Das kann ich euch alles nicht ſagen, Mutter. Genug ich bin ein chriſtliches ehrliches Kind und will als kleine Magd bei einer Bäuerin dienen; warum ich das aber will, das darf ich keiner Seele ſagen. Ich kann

spinnen und nähen und den Garten bestellen und Gänse Hühner Enten und Tauben füttern das kann ich so gut als eine andere, auch wohl eine Heerde Kühe hüten — und behaltet ihr mich nicht, so geh ich zu jemand anders. Die Bäuerin redete Mariechen auf diese Worte noch weiter zu, da sie aber weder etwas aus ihr herauslocken noch sie von ihrem Vorsatze abbringen konnte, und da ihr das niedliche Kind über alle Maaßen gefiel, so sprach sie: Nun wenn du es durchaus willst, so behalte ich dich, bei mir bist du gut aufgehoben und sollst auch keine zu schwere Arbeit thun. Sie behielt Mariechen und gab ihr sogleich kleine Sachen zu nähen in die Hände, woraus sie sah, daß das Kind geschickt war. Weil es aber Sommer war, hatte das Kind am meisten im Garten zu thun, mußte aber auch oft das Vieh im Walde und auf der grünen Wiese hüten, wo sie jenen schönen Morgen, als sie mit ihrem Vater von Leipzig kam, bei Sonnenaufgange die Heerden hatte treiben sehen.

Warum aber wollte Mariechen durchaus als Magd bei einer Bäuerin dienen? Darum, weil diejenige, welche den Baurendom aus seinen schlimmen Verwandlungen erlösen soll, sich durchaus zur Magd erniedrigen muß. Das hat in den ältesten Zeiten für den Baurendom schon einmal eine königliche Prinzessin gethan und ist

eine glückliche Frau geworden. Denn Mariechen hatte die Domſchen Geſchichten ſo oft erzählen gehört und hatte ſich aus ihnen alles genau gemerkt, was diejenige thun muß, welche den Baurendom erlöſen und ſeine Frau werden will.

Als Mariechen zum erſten Male die Heerde über den Hof und durch das Dorf auf die Wieſe hinaustrieb, da jauchzete und jubelte es in ihrer Seele, wie es in dem Seelchen der Lerche jubelt und jauchzet, wann die Morgenröthe im Oſt aufblühet; ſie dachte: Nun wird die ſüße Geſchichte mit dem Baurendom bald angehen. Sie kam auf der grünen Wieſe zu den andern Knaben und Mädchen, welche dort Heerden hüteten, ſie ſah im Hintreiben durch das Dorf manchen hübſchen jungen Geſellen und Knaben, aber ſie ſah keinen, bei welchem es ihr däuchte, daß er ihr Baurendom ſeyn könnte, und ſie ſeufzete tief: O ſollte er hier im Weiſerich nicht ſeyn? ſollte er hier nicht kommen? Das Dorf und dieſe Wieſe und dieſer grüne Eichwald iſt doch grade ſo wie in der Geſchichte ſelbſt. Aber der Dom kam nicht. Das liebe Kind ſah im Dorfe und auf der Wieſe genau umher, ſie gab an den Kirchthüren Acht, ſie guckte in alle Fenſter, ob nicht ein Baurendom hinter ihren Scheiben lauſche, ſie fragte die Sonne und den Tag, ſie fragte den Mond und die Sterne, ſie

schüttelte alle Büsche und Blumen auf, ob nicht ein feiner und hubscher Jüngling darunter schlafe — ach! aber nicht im ganzen Dorfe, nicht in der Kirche und hinter den Fenstern nicht auf der grünen Wiese und in dem Eichenwalde und nicht bei Sonnenschein und nicht bei Sternenschein konnte sie ihren geliebten Bauerndom finden. Sonst ging es Mariechen sehr wohl. Die Bäuerin, bei welcher sie als kleine Magd diente, war eine fromme und freundliche Frau, welche Mariechen bald überaus lieb gewann sie wie ein Kind im Hause hielt und ihr nichts anderes als reinliche und leichte Arbeit auflegte.

So hatte Mariechen sich in Weiseritz wohl einen Monat gesehnt und oft im Stillen geseufzet und geweint, daß der Dom immer nicht erscheinen wollte — siehe! da ist der Dom wirklich gekommen. Die Bauerin, bei welcher Mariechen als kleine Magd diente, hatte einen einzigen Sohn, der hieß Hans. Diesen hatte sie nach Wittenberg in eine Schule geschickt, daß er ein wenig mehr lernen mögte als gewönliche Bauerkinder und dann seines Vaters Gütchen verstände, welches das ansehnlichste im ganzen Dorfe war. Die Frau war aber eine Wittwe und hieß Else Göbeke. Hans hatte nun seine Schule durchgemacht und kam zu Hause. Er war siebenzehen Jahre alt, ein schöner schlanker Jüngling, mit blauen

Augen und blondem Haar und einem ſchwärmeriſchen Blick, worin viele Mährchen zu lauſchen ſchienen. Er gefiel Mariechen in dem erſten Augenblick, aber weil ſie ihn ſogleich zu lieb hatte, konnte ſie gar nicht an den Dom denken, ſie dachte nur an den Hans und träumte Tag und Nacht von ihm und ſang Reime und Lieder von ihm, wann ſie hinter ihren Kühen auf der Wieſe und im Walde juchheiete. Der Dom war ihr ganz aus dem Köpfchen und ſie faßte alle ihre Träume Gedanken und Gefühle in das Haus und den Garten der Bäuerin Elſe Gödeke ein, und es däuchte ihr von Anfang an ganz natürlich, daß ſie mit ihrem Hans Gödeke als Bäuerin lebte und ſtärbe. Die reine und unſchuldige Liebe gleichet ja alles aus und vergiſſet in ihrer erſten Wonne, wie viele ſcharfe Ecken die unbarmherzige Welt hat, woran auch der Beſte zerſtoßen werden muß. Auch Hans hatte Mariechen bald über ſein Leben lieb, er barg es aber blöd und ſtill im Herzen und durfte es dem Mädchen nicht ſagen. Aber die Liebe findet ihre Gelegenheit, wenn ſie ſie auch nicht ſucht.

Mutter Elſe war nach der Stadt gefahren geweſen und hatte ſich ein paar ſchneeweiſſe Hühner und einen ſchönen weiſſen Hahn zur Zucht mitgebracht. Dieſe wurden den Abend auf der Flur von ihren Fußfeſſeln befreit und ſollten in den

Hühnerſtall geſetzt werden. Hans trug die Hühner und Mariechen den Hahn. Aber o weh! der Hahn gebehrdete ſich wild, ſchlug Mariechen mit ſeinen Flügeln ins Geſicht, und Mariechen ließ ihn fahren und er flog in den Garten. Die beiden jagten ihm nach und er flog auf die Wieſe; ſie jagten weiter, und er flog in den grünen Wald. Dort griffen ſie ihn endlich nach der Jagd einer guten Viertelſtunde und ſetzten ſich ermüdet unter einer grünen Eiche, wodurch das freundliche Abendgeſicht des Mondes ſanft blickte. Die unſchuldigen Kinder bliesen ihren Athem einander an und bliesen einen andern Athem auf, der lange verborgen in ihnen geglommen hatte. Hier unter dieſer grünen Eiche faßte Hans zuerſt Mariechens Hände und rief: O Mariechen! und wollte das holde Kind an ſich ziehen und es umhalſen und küſſen. Aber o Wunder! ſie fuhren in demſelben Augenblick erſchrocken aus einander und ſtanden wie zwei arme Sünder da; denn ein eisgrauer Mann mit einem weiſſen Stabe ſtand im Mondſchein ſchauerlich da, und murmelte leiſe Worte. Er murmelte aber:

Herum! herum! und wieder herum!
Das Glück iſt rund, die Welt iſt dumm.
Das runde Glück muß rollen,
Die dumme Welt muß ſchnellen.
Nun rolle Glück und ſchnelle Welt!
Will ſehn, wie euch der Wandel gefällt.

Und in derſelben Minute, als der Alte ſein letztes Wort ausgemurmelt hatte, war Hans nicht mehr da und der alte graue Mann nicht mehr da, und Mariechen ſtand ganz allein an der grünen Wieſe unter der Eiche und das arme Kind zitterte und bebte vor Furcht und Schrecken an allen Gliedern. Als ſie ſich beſann, ſah ſie ein kleines grünes Dornſträuchlein auf der Stelle ſtehen, wo eben Hans geſtanden hatte. Es war ein Schlehenſtrauch und ſtand da mit ſchneeweiſſen Blüthen und rührte ſeine grünen Blättchen fröhlich im Abendwinde. Und Mariechen, als ſie ſich beſonnen hatte und ihn erblickte, rief auſſer ſich vor Freuden: Mein Dom, mein Dom! mein ſüßer Baurendom! mein Hans! mein Bräutigam! ſo biſt du denn endlich da!

Und das Kind warf ſich auf die Erde und umſchloß das Dornſträuchlein mit ſeinen Armen und herzte es und küßte es und weinte viele Thränen darauf, und es iſt wohl jede Blüthe und jedes Blättchen des Sträuchleins mit einem Thränchen aus ihren Augen benetzt worden. Und Mariechen lag wohl drei Stunden ſo und hielt das Dornbüſchchen zärtlich in ihren Armen; dann hörte ſie es zwölf ſchlagen, ſagte ihm mit tauſend Küſſen Lebewohl, nahm den weiſſen Hahn, dem Hans mit ſeinem Schnupftuche die

Füße zuſammengebunden hatte, und ging zu Hauſe.

Die Mutter Elſe war in Angſt und wachte noch, als Mariechen mit dem weiſſen Hahn ankam. Sie fragte: Aber Mariechen, wo iſt Hans? O der böſe Hans, ſagte Mariechen, der iſt weggegangen ich weiß nicht wohin. Wir hatten lange nach dem Hahn gejagt, da hat er mich verlaſſen und iſt durch den Wald fortgegangen. Ich denke er iſt nach Wittenberg, denn er hat heut geſagt, er habe da noch allerlei vergeſſen, das er ſich einmal holen gehen müſſe. Und die alte Frau ſagte: Hm! Hm! es iſt doch möglich. Und ſie gingen zu Bett.

Und Hans kam den andern Tag nicht zu Hauſe und auch den zweiten und dritten Tag nicht. Und Elſe ward ſehr unruhig und ließ ihren Knecht ſatteln und gen Wittenberg reiten, daß er ſich nach Hans erkundigte. Aber der Knecht kam wieder und ſagte: in Wittenberg hat kein Menſch den Hans geſehen. Und es vergingen Wochen und Monate und er kam nicht wieder. Und ſeine Mutter trauerte ſehr um ihn und ſagte: Den weiſſen Hahn habe ich wieder gegriffen, aber der gelbe iſt mir entflogen. Die Bauerin ſpielte aber mit dieſen Worten auf ihres Sohnes ſchöne lange gelbe Locken an. Und ſie meinte, es ſey ihm etwas

eingefallen und er ſey in die weite Welt gegangen, wie junge Leute oft thun. Sie ſah nun Mariechen immer mehr wie ihr eigenes Kind an und gewann ſie noch lieber. Und Mariechen war auch gegen Elſen ſehr lieb, aber doch hatte ſie das kleine Schlehdornſträuchlein am liebſten in der ganzen Welt.

Es iſt wohl nie ein Strauch ſo geliebt worden als dieſer kleine Strauch. Jeden Tag hat Mariechen ihn wohl zehnmal beſucht und ihn geherzt und geküßt, und wann ſie das Vieh hütete, iſt ſie nicht von ihm gekommen; im Mond- und Sternenſchein iſt ſie immer manche liebe Stunde bei ihm geſeſſen und hat mit ihm geſprochen und ihm vorgeſungen und geküßt und mit mancher Thräne begoſſen und mit den bunteſten Blumenkränzen umwunden. Auch keinen ſchlimmſten Wintertag und keine ſchauerlichſte Winternacht iſt Mariechen von dem Sträuchlein geblieben und iſt ſelbſt faſt erſtarrt an ihm, da ſie ihn an ihrem Herzen erwärmen wollte. Und das liebe Kind hat ſo ganze Stunden mit ihm vertändelt und verflüſtert und verſpielt, als ſeyen es Sekunden, und hat wohl zu ihm geſprochen: Mein allerliebſtes kleines Sträuchlein! mein kleines weißköpfiges niedliches und luſtiges Schlehenſträuchlein! mein kleiner ſüßer und krauſer Bräutigam! und hat ſich eingebildet, daß er es ver-

ſtände und dazu nickte. Und man weiß nicht, ob er es nicht verſtanden hat. Aber oft hat ſie auch über ihn geweint und gejammert und geſprochen: Ach mein armes ſüßes Dornbüſchlein! wie mußt du hier verachtet ſtehen, und trauren und warten! und ich arme muß zittern, daß einmal ein Beil kommt und haut dich ab und daß einmal ein Thier mit ſcharfen Zähnen und rauher Zunge dich halb auffrißt und zerreiſſet. Vor den Beilen und Aexten hatte Mariechen eine unbeſchreibliche Angſt, und wenn ſie ſie irgendwo im Walde ſchallen hörte, konnte ſie das Aechzen und Weinen gar nicht laſſen. Da hat ſie denn das Dornſträuchlein oft ſo feſt umklammert, als wenn ſie an ihm ſterben wollte, und ſich manchen ſcharfen Dorn in ihre ſchneeweiſſe Bruſt gedrückt, daß es geblutet hat. Und wenn ſie ſolches Blut geſehen, hat ſie ſich gefreut und es genommen und auf das Sträuchlein geſtrichen. Sie meinte, er werde es fühlen, daß es ſeines Mariechens Blut ſey, und ſich auch freuen, oder ſie hat vielleicht dabei auch an eine Verwandlung gedacht. Er iſt aber durch ihr Blut nicht verwandelt worden. So hat das liebe Mariechen zwiſchen Freude und Trauer den Sommer und Winter hingebracht und immer an ſein geliebtes Schlehdornſträuchlein denken müſſen. Denn hätte ſie nur

Einen Augenblick an etwas anderes in Liebe gedacht, so wäre es nimmer erlöst worden.

Es war wieder Frühling und das Wetter sehr schön geworden, und ein ganzes Jahr war vergangen seit jenem Abend, wo die beiden dem weissen Hahn in den Wald nachgelaufen waren. Die Sonne war lange unter, Else war zu Bett, da schlich sich Mariechen ihrer Gewohnheit nach durch den Garten über die Wiese in den Wald zu ihrer Eiche und ihrem Schlehendörnlein, das wieder mit grünen Blättern und weissen Blüthen prangte. Sie saß bei ihm, hielt es umschlungen und ihr Herz war ihr so sehnsüchtig und thränenweich und sie mußte sprechen: Ach! du liebstes liebstes Dornsträuchlein, könntest du doch sprechen, daß du es auch weißt, was mein junges Herz um dich leidet! Und Mariechen weinte und sang mit trauriger Stimme:

Grüne Bäume in den Hainen
Und ihr Blümlein bunt und schön,
Sternlein, die so freundlich scheinen
Und der Menschen Leid verstehn,
Und du süße Nachtlaterne,
Mildes frommes Mondenlicht,
Dem mein krankes Herz so gerne
Traul' sein Geheimniß spricht.
er
Höret meine stillen Klagen,
Ach! mir brennt das junge Herz!

Keinem Menschen darf ich sagen
Meine Sehnsucht, meinen Schmerz,
Die gefühllos kalten Lüfte
Wissen meine Noth allein
Und ihr zarten Blumendüfte
Und du frommer Mondenschein.

Oder weiß mein holder Knabe,
Weiß mein kleiner Grüner auch,
Was ich Liebes Leides habe?
Weiß es dieser Dornenstrauch?
Ach! er hört nicht, ach! er fühlet
Drinnen weder Leid noch Lust
Und ein schlimmer Zauber kühlet
Ihm mit kalter Nacht die Brust.

Und als Mariechen noch sang, da rauschte es geschwind durch die Büsche herbei und siehe! der alte Greis mit dem weissen Stabe stand plötzlich wieder da, daß sie vor Schrecken von ihrem Schlehbusche auffuhr. Er berührte den Strauch mit seinem Stabe und winkte und murmelte wieder:

Herum! Herum! und wieder herum!
Das Glück ist rund, die Welt ist dumm u. s. w.

und in einem Hui war der Strauch und er selbst verschwunden und wo der Strauch gestanden lag ein schwarzes Hündlein und bellte und sprang bald an das erschrockene Mädchen hinan.

Und Mariechen besann sich wieder und nahm das Hündchen in ihren Arm und küßte es viel tausendmal und weinte und rief: O mein süßes süßes Hündchen! wie lieb will ich dich haben! wie will ich dich speisen und tränken! wie will ich dich hegen und pflegen! Auf meinem Schooße sollst du sitzen, in meinem Bette sollst du schlafen, wo ich gehe und stehe da sollst du mit mir seyn. Und das Kind sprang und hüpfte mit dem kleinen schwarzen Hunde fort und sah nicht, wie häßlich er war, und trug ihn mit sich in ihr Kämmerlein und legte ihn neben sich in ihr Bettlein und schlief seelenvergnügt ein.

Den andern Mergen kam sie mit dem schwarzen Hündchen in die Stube der Mutter Else, und die fragte sie, woher sie das Hündchen habe. Das durfte die kleine Marie wieder nicht sagen, und sie sprach, das Hündchen sey ihr gestern Abend so zugelaufen und sie habe es mitgenommen, weil es ja ein gar hübsches und schmeichlisches Hündchen sey, und sie wolle es behalten und lieb haben. Da lachte die Else und schalt sie zugleich und sagte: Das Hündchen hübsch und schmeichlisch? Es ist ja ein rechter garstiger kleiner Balg; den behielte ich nicht, wenn er mein Hund wäre, und wenn man mir einen blanken Thaler zugäbe. Schaffe das kleine häßliche Thier wieder hinaus, mein

Kind! ich will dir Geld geben und du sollst dir ein viel schöneres Hündchen kaufen. Ach! Mutter! rief das Kind, laßt mich nur dieses schwarze Hündchen behalten, es ist das liebste und schönste, und thut mir nicht den Schmerz und verachtet mir es so. Und sie drückte der Mutter die Hand und bei diesen Worten liefen ihr die hellen Thränen über die Wangen. Und Else schwieg still und ging weg und dachte ihr Theil; denn sie wußte, daß Mariechen ein besonderes Kind war und auf ihrem Sinn bestand. Also ließ sie es geschehen mit dem Hündlein, weil sie wohl mußte.

Der kleine schwarze Hund war wirklich so garstig, als man nur einen Hund sehen konnte. Wieviel Mariechen ihn auch waschte und striegelte und kämmte, er war gleich wieder rauh und schmutzig; auch sah er aus wie ein Hundsgreis, keinen Zahn hatte er mehr im Munde, seine Augen waren triefend, sein Gebell war jämmerlich, sein Gemüth war er traurig und beissig und kein Mensch konnte ihn ausstehen und alle Leute erstaunten, daß Mariechen dieses häßliche und widerliche Thier so viel herzte und küßte und so zärtlich mit ihm umging, und einige sagten wohl hinter ihrem Rücken: das geht wohl nicht mit rechten Dingen zu, das hübsche Mädchen muß mit dem häßlichen Hunde

behext seyn. Und es sah beinahe so aus. Mariechen stand unbeschreiblich viel mit dem Thiere aus und doch hatte sie es unbeschreiblich lieb. Denn das schwarze Hündchen war nicht allein so häßlich und mürrisch und grämlich sondern es hatte noch die Unart, daß es oft die halben Nächte durch beinahe in Einem fort bellte. Sie konnte dann nicht schlafen und ward ganz blaß und elend darüber, aber doch behielt sie ihn am liebsten und ließ ihn auch nicht einen Augenblick von sich.

Mariechen war ein sehr schönes Mädchen geworden und gefiel allen Leuten, die sie sahen. Die alte Else hatte sich verlauten lassen, sie sehe das niedliche Jüngferchen wie ihr eigenes Kind an und werde ihr eine hübsche Ausstattung geben an Geld und Leinenzeug, wenn sich ein wackerer Freier finde; vielleicht werde sie gar einmal ihre Erbin, wenn ihr Hans nicht wiederkommen sollte. Es fand sich also bald mancher recht hübsche Junggesell, der auch Elsen gefiel, als Freier ein; aber Mariechen wollte von keinem Freier hören und sagte etwas stolz: wenn der nicht kommt, den ich meine, bleib ich in Ewigkeit eine Jungfrau; so daß Else oft ihren Verdruß darüber hatte und den Kopf schüttelte und sprach: es ist sonst ein so freundliches und frommes und gehorsames und christ-

liches Kind und ich kann dieſen Trotz gar nicht begreifen.

Mariechen hatte mit ihrem häßlichen ſchwarzen Hündchen ihr Jahr getreulich ausgehalten. Und als das Jahr um war und Mariechen eben mit ihm im Bette lag und ihm die Zotten kämmete und den Kopf krauete, ſiehe! da klopfte es an die Thüre ihres Kämmerleins und der wohlbekannte Alte trat wieder herein, berührte das Hündchen mit dem weiſſen Stabe und murmelte:

Herum! herum! und wieder herum!
Das Glück iſt rund, die Welt iſt dumm u. ſ. w.

und in derſelben Sekunde war das Hündchen weg und der Alte war auch weg und an der Stelle, wo das Hündchen eben noch im Bette gelegen hatte, kroch eine recht garſtige Kröte. Und Mariechen war zuſammengeſchaudert vor der Erſcheinung und vor der Kröte. Doch beſann ſie ſich ſogleich wieder, nahm die Kröte in ihre Hand, und wiewohl die Hand ſchauderte vor der eiſigen Kälte des kriechenden Unthiers, hielt ſie ſie feſt, ja ſie küßte ſie mit ihren ſüßen Lippen und benetzte ſie mit ihren Thränen und rief: Liebe Kröte, haſt du nur Liebe in deiner Bruſt, ſo will ich es wohl behaupten mit dir. Und ſie küßte die Kröte wieder und ſtreichelte

das rauhe garſtige kalte Thier mit ihren Händchen und legte es an ihr Herzchen und weinte die hellen Thränen auf ſeinen Rücken hinab und rief: Ja gewiß haſt du Liebe, du haſt ein warmes warmes warmes Herz, wohl wärmer als mein Herz, und darfſt es dir nur nicht merken laſſen.

Und Mariechen fiel etwas ein und ſie ſtand auf und ſchlug ſich ein Licht an und holte Zucker und Honig und das feinſte Weißbrod und fütterte die Kröte; und die Kröte war ſehr hungrig und fraß lüſtern. Und Mariechen ſetzte ſich nun voll Freuden hin und nähete ſich aus rothen Seiden ein feines und weiches Beutelchen und that die Kröte da hinein. Und ſie band das rothe ſeidene Beutelchen mit Bändchen um ihren Hals feſt und ließ es auf die Bruſt herabhangen; da mußte die Kröte in dem Beutel auf ihrem Herzen liegen und lauſchen, und es iſt Mariechen oft geweſen, als habe ſie das Thier vor Luſt über ſein anmuthiges Lager leiſe ziſchen hören. Das war aber wohl Einbildung, denn ſie ſagen, die Kröten haben keinen Laut. So hat die Kröte in dem rothen ſeidenen Beutelchen denn immer an Mariechens Herzen gelegen bei Tage und bei Nacht, und nur wann ſie ſie mit Zucker und Honig und andern Süßigkeiten ſpeiſete und

tränkete, nahm ſie ſie heraus. Sonſt that ſie es nie, ſo gern ſie auch ihre Augen an ihr geweidet hätte; denn ſie fürchtete, die Kröte könne ihr weglaufen oder jemand könne auch kommen und ihr was zu Leide thun. Sie war auch ſehr heimlich und ließ ſich vor keiner Menſchenſeele merken, daß ſie eine Kröte hatte; denn was würden Mutter Elſe und die andern Leute dazu geſagt haben?

Man konnte jetzt gewiß von Mariechen ſagen, ſie trug ein ſchweres Geheimniß auf dem Herzen. Denn es iſt ihr wohl ein ſchweres ſchweres Jahr geworden, daß ſie die Kröte ſo getragen hat, und ſie wäre oft beinahe davon vergangen. Sie liebte das garſtige Thier über alles in der Welt und doch hatte ſie auch wieder einen unüberwindlichen Ekel davor, den Menſchen vor Schlangen und Kröten nun einmal von Natur ſo haben. Das Schlimmſte und Schwerſte aber war die eiſige Kälte der Kröte, die ſie durch ihre Bruſt bis tief in ihr Herz hinein fühlte und die oft ſo fürchterlich war, daß das arme Herzchen faſt hätte brechen mögen. Das war aber noch viel ſchrecklicher, wenn die Kröte ſich im Beutel bewegte und wohl zuweilen aufhüpfte. Dann bekam das Kind ein ſo entſetzliches und zuckendes Herzklopfen, als ob ſie den Augenblick des Todes ſeyn müßte.

Und Mariechen mußte immer ein heiteres Gesichtchen dazu machen und es alles in sich verbeissen, und durfte sich nicht merken lassen, welche unsägliche Schmerzen sie litt. Sonst hätten die Leute wohl mal zusehen wollen, ob sie an ihrer Brust auch einen heimlichen Schaden hätte. Den Schaden aber, den sie da hatte, wollte sie keinen sehen lassen. Dabei hatte das arme Kind noch eine Sehnsucht in der Brust, die von Tage zu Tage gewaltiger ward und die sie oft viele Nächte nicht schlafen ließ, so daß sie ganz krank und blaß ward und daß Mutter Else bedenklich kopfschüttelte und alle Leute flüsterten, was es doch mit Mariechen seyn möge, die sonst ein so munteres und rosenrothes Kind gewesen und nun aussehe wie der Schnee im März. Sie durfte aber davon nicht sprechen sondern duldete alles in stiller Treue und hielt es redlich aus mit der Kröte, bis das Jahr um war.

Und als das Jahr um war, da war ein schöner Sommerabend und Mariechen saß unter der Eiche, die ihr der liebste Baum geworden war von allen Bäumen auf Erden, und ihr Herz war ihr so krank und so sehnlich und sie hatte ihr Köpfchen in dem grünen Grase auf die Stelle hingelegt, wo einst der geliebte Schlehenstrauch gestanden hatte, und die Kröte lag

weich und warm in ihrem Beutel und ſtreckte den Kopf heraus und ſchnappte nach den Erdbeeren, die das liebliche Kind ihr hinhielt. Und ſiehe! als ſie ſo da ſaß, ſtand der alte graue Mann mit dem weiſſen Stabe plötzlich vor ihr, legte den Stab auf ihren Kopf und ſang:

Dreimal haſt du's wohl vollbracht
Und nun tritt es aus der Nacht
Und die ſeltne Liebestreu
Macht den ſchlimmen Zauber frei,
Haſt es ritterlich gewonnen:
Baurendom, komm an die Sonnen!

Und er nahm den weiſſen Stab von Mariechens Haupte und berührte die Kröte damit. Und die Kröte ſprang ſtrax mit Gewalt aus dem Beutel auf die Erde und ſchwoll auf und ward jede Sekunde größer und größer und ſtand zuletzt wohl wie ein Ochs da, ſo daß Mariechen vor Angſt zitterte und bebte und fliehen wollte, aber ſie konnte nicht. Und auf dem Rücken dieſer ungeheuren Kröte ſtrahlte etwas gleich dem helleſten Karfunkel und Diamant und glänzte, als hätten ſie ihm eine kleine Sonne hineingeſetzt. Und der Alte nahm den Stab wieder und berührte den Glanz und murmelte wieder:

Herum! herum! und wieder herum!
Das Glück iſt rund, die Welt iſt dumm u. ſ. w.

und in demſelben Augenblicke krachte es wie ein Donnerſchlag und Mariechen ſah den allerköſtlichſten Edelſtein aus dem Rücken der Kröte ſpringen und zu ihren Füßen hinrollen — und o liebliches Wunder! die Kröte war weg und der allerſchönſte Jüngling ſtand da. Und Mariechen ſchrie laut auf vor Freuden und fiel ihm in die Arme und rief: O lieber lieber Hans! o mein Dom!, o mein ſüßeſter Baurendom! Und die beiden hielten ſich umſchlungen und der aufgehende Mond und die lieben Sternlein lächelten freundlich dazu und auch der Alte mit dem Stabe ſchaute freundlich darein und ſprach: Ja dies iſt dein Baurendom, liebes Mariechen, den du durch die unvergleichlichſte Treue und Liebe, welche die härteſten Proben beſtehen mußte, gewonnen und erlöſet haſt. Du ſüßes Kind haſt wieder zu Ehren gebracht, was die Welt nur noch als ein verſchollenes Mährchen gehört hat, daß es Liebe giebt, die über den Tod aushält. Nimm nun den Lohn deiner Schmerzen, und freuet euch und ſeyd glücklich. Du Hans ſey immer lieb und treu, denn ſolch ein Weib findeſt du auf Erden nicht mehr als Mariechen, und du, liebes Mariechen, bleibe lauter und rein wie dieſer Diamant, der zu deinen Füßen liegt, das Zeichen und der Lohn.

Und der Alte verschwand mit diesen Worten und sie haben ihn nie wieder gesehen. Wie lange Hans und Mariechen da noch im Mondschein gestanden und wie viel sie sich geküßt und was sie sich alles erzählt haben, das wäre zu lang zu beschreiben. Genug als es schon nach Mitternacht war und alle Leute im Dorfe im tiefsten Schlafe lagen, da hat die Glocke, die ihr Eins vom Thurme brummte, Mariechen erinnert, daß sie zu Hause gehen müßten. Und sie haben gleich Licht angemacht und Mutter Elsen aufgeweckt und ihr alles bekannt und erzählt, wie wundersam es ihnen ergangen, und die Mutter hat gern den Segen über sie gesprochen und zu Hans gesagt: Lieber Sohn, du bekommst das treueste und schönste Weib auf Erden und wenn du der Baurendom heissest, so sey auch freundlich und lieb und treu gegen dein Mariechen, wie die früheren Baurendome immer gegen ihre Herzallerliebsten gewesen sind. Und Hans hat es versprochen und gesagt: Liebe Mutter, ich muß es ja wohl seyn, nicht bloß deswegen, weil ich der Baurendom bin und heisse, sondern Mariechen ist ja hold und freundlich wie die Engel im Himmel; wer könnte einem so lieben Kinde was zu Leide thun?

Und Hans und Mariechen haben bald eine lustige Hochzeit gehalten und Mutter Else hat

ihnen, das ganze Gut übergeben. Sie waren aber sehr reich geworden, denn der Stein, der aus dem Rücken der Kröte gesprungen, war ein reiner, heller Diamant und den haben sie um fünf Tonnen Goldes verkauft. Und Hans hat ganz Weiserig dafür erworben und mehrere andere Güter und Forsten.

Und Mariechen hat zu ihrem Hans gesagt: Nun, mein lieber Hans, sey recht frisch und flink und zeige, daß du der ächte Baurendom bist. Baue nun hier am Walde, wo die Eiche steht und wo wir nach dem Hahn gejagt haben und wo du als Schlehdorn geblüht hast und als Hündchen gebellt und als Kröte wieder in den alten Hans verwandelt bist, drei nette Häuser hin, zwei große und ein kleines, und bei jedem Hause lege mir einen hübschen Garten an mit allerlei Bäumen und Blumen. Das eine Haus soll für uns Beide seyn das zweite für die Aeltern und Geschwister und das dritte kleine für den Mährchenerzähler, wenn die mal kommen und uns besuchen. Denn der Mährchenerzähler hat mir gesagt, so sey es bei dem Baurendom, er habe die nettesten und schönsten Häuser und Gärten und Wälder und Wiesen, und es wird mir eine Lust seyn, wenn ich ihn hier bei uns in seinem eigenen Häuschen einquartieren kann und wenn er in meinen Wäldern spazieren und

ſich dort von unſern Bäumen und Blumen und Vögeln Mährchen zuflüſtern laſſen kann; denn er hat immer geſagt, die erzählen ihm alles, was er weiß. Und wir müſſen nun ſeine Prophezeihung wahr machen und ihm zeigen, daß es bei uns wirklich ſo iſt, als es bei dem Baurendom ſeyn ſoll, und daß du der ächte Baurendom biſt.

Und der Baurendom hat Mariechens Worte mit Luſt angehört und alles gethan und gemacht, wie ſie es wünſchte, und im zweiten Jahre ſind die drei Häuſer und die Gärten fertig geweſen. Und da haben ſie ſich beide aufgemacht und ſind zu Mariechens Aeltern gereiſt und haben auch ihnen alles erzählt, wie es ſich mit ihnen beiden wunderbar begeben hatte. Und auch da iſt große Freude geworden über das wiedergefundene Töchterlein und daß ſie einen ſo ſchönen und reichen und treuen Baurendom gefunden hatte. Mariechen hat aber ihre Schweſter Heidichen auch nicht mehr zu Hauſe getroffen. Die hatte richtig ihren Prinzendom gefunden und ihn auch durch manche harte Probe aus der Verwandlung erlöſt und war nun eine große Königin geworden. Sie hat Mariechen nachher auch in all ihrem königlichen Glanze beſucht, und Mariechen hat ſich ſo glücklich gedünkt, daß ſie ihren lieben Baurendom nicht

gegen den König vertauſcht hätte. Aber von dem Junkerdom haben ſie nichts erfahren können; das haben aber alle Leute gewußt, daß der kleine Junker Fritz kein Edelmannsdom geworden war, ſondern er trieb es etwas windbeutelisch in der Welt und es ging ihm auch windbeutelisch; bald ſchlecht bald gut bald oben bald unten, wie es ſolchen Leuten gewöhnlich geht, von welchen man ſagen kann Wie der Wind wehet.

Und Mariechens Aeltern ſind mit ihr gereiſt und auch der Mährchenerzähler und haben ſich manchen ſchönen Sommermonat bei ihren Kindern gefreuet, und ſie ſind immer alle Sommer wiedergekommen. Und wann der alte Mährchenerzähler dann in ſeinem niedlichen bunten Häuschen wohnte und in ſeinem hübſchen Gärtchen auf und ab ging und durch den Wald und über die Wieſen ſtrich und mit den Blumen und Vögeln tauſend Spiele und Vertraulichkeiten hatte, da hat er Mariechen auf die Wangen geklopft und wohlgefällig geſprochen: Siehſt du wohl Mariechen, daß es alles genau ſo geworden iſt, wie ich dir erzählt habe? daß es alles ganz ſo iſt? der Wald und die Wieſen die Häuſer und Gärten und Felder und Heerden und Aepfel und Birnen und Pflaumen und Puter und Gänſe und Hühner und Tauben —

alles ganz so? Da hat Mariechen denn gelächelt und geantwortet: Ja wohl, ja wohl, lieber Ohm, es ist alles so. Ich sehe wohl, daß ich den rechten Baurendom gekriegt habe; aber ein wenig haben wir es auch eingerichtet nach unserm Mährchen, denn von selbst wollen die Mährchen auch nicht so werden, wie du sie erzählst.

Verbeſſerungen.

S. 56 Anmerk. Z. 1 ſtatt: Munkeln lieſ: Munken
— 58 Z. 14 ſtatt: fromm und kühn, l.: kühn und fromm,
— 62 — 12 hinter Edelleute ſtatt des Punkts ein Komma.
— 68 — 1 ſt.: es l.: ſie
— 91 — 7 ſt.: wußte, l.: mußte.
— 290 — 22 hinter Hochzeit l.: und
— 295 — 8 ſt.: hing l.: hängte
— 351 — 20 ſt.: Minskäpchen l.: Mieskäpchen
— 368 — 9 ſt.: mich l.: mir
— 419 — 10 ſt.: hing l.: hängte
— 449 — 25 ſt.: mild l.: wild
— 457 — 15 ſt.: ſtärbe, l.: ſtürbe.

An die

Preuſſen.

Hic est obstandum, cives, velut si ante ipsa moenia pugnemus; unusquisque se non corpus suum, sed conjugem ac liberos parvos armis protegere putet, nec domesticas solum agitet curas, sed identidem hoc animo reputet, nostras nunc intueri manus omnes Germaniae civitates; qualis nostra vis virtusque fuerit, talem deinde fortunam imperii Teutonici fore.

Liv. XXI, 41.

Wackere Preussen! Geliebte Landsleute!

Gott hat der Welt ein herrliches und fröhliches Neues Jahr gegeben; er hat ein fürchterliches Gericht gehalten; er hat gnädig und gewaltig bewiesen, daß er noch der alte Gott ist und daß er stehet und streitet mit denen, die fest auf ihn bauen; er hat die Bösen geblendet, gestraft, zerschmettert, damit die Guten sich erheben und ermannen können.

Ihr habt das blutige und unerbittliche Ungeheuer gesehen und gefühlt, welches in seinem stolzen Wahn und Uebermuth sich nichts kleineres angemaßt hatte als alle Länder zu bezwingen, alle Thronen zu schänden, alle Völker zu erniedrigen und endlich in satanischer Einsamkeit über einen verworfenen Haufen von Sklaven zu herrschen. Er kam im Sommer des verflossenen Jahres, er zog euch nicht fern vorüber, er zog durch euch hin mit seinen Schaaren, ja er zog über euer Glück und eure Ehre dahin, wie der giftige Bauch der Boaschlange verwüstend und verpestend über ein fruchtbares Gefilde zieht. Der Westen war ihm fast dienstbar, Frankreich, Italien, Deutschland, das Niederland, die Schweiz, Polen schwellten die zerstörende Masse der Völker: nie war in Europa ein Heer gesehen worden, so zahlreich und trotzig als das, welches er im Junius 1812 über die Weichsel und den Niemen trieb. Er gelobte binnen wenigen Wochen Rußland zu zertrümmern und die Schändung und Entehrung des unglücklichen Europa's zu vollenden. Seine Schmeichler und Knechte posaunten es über die Welt aus, der Unbezwingliche, der Unbesiegliche, der Weltbefreier, der Zeitverjunger, der Einzige, der Unvergleichliche komme sich und Europa an dem treulosen Beherrscher der Russen zu rächen und den Osten unsers Welttheils gleich dem Westen zu beglücken und zu befreien. Diese Stimmen der Nichtswürdigkeit krächzeten fern und nah alle Buben und Knechte nach; die Matten und Feigen glaubten und zitterten; selbst manche Gute und Wackere wollten fast verzweifeln; nur wenige ehrenfeste und herzenfeste Seelen hofften und vertraueten, denn ihnen war in dem schmutzigen Strom der Zeit die Zuversicht auf Gott uns das Licht der Geschichte nicht untergegangen. Auch sie sahen ein Heer zahllos wie der Sand am Meer seine gefürchteten Legionen fortwälzen; aber sie sahen auch Unordnung, Ungehorsam, Uebermuth, Wohllust, Weichlichkeit, Habsucht, Grausamkeit, Verruchtheit, Schande — sie sahen alle Laster und Verbrechen mit ihm ziehen; sie erkannten die nie vergessenden, die schlummerlosen Göttinnen, die als Votinnen und Richterinnen den Unthaten vorangehen und folgen, sie erkannten die Furien, die zugleich verwirren und strafen; sie erkannten die Sicherheit, den Uebermuth und die Verblendung, gewisse Zeichen des Umsturzes, in dem Tyrannen und in seinen verbrecherischen Großschergen, die sich Könige und Herzöge und Marschälle von Frankreich nennen; sie erkannten mit Freuden, daß das Laster und die Verruchtheit wie durstige Vampyre den Geist, den Muth, die Geschwindigkeit, die das bezauberte Europa sonst in ihnen anstaunte, ausgesogen hatten.

Bonaparte drang in Rußlands Gränzen ein, die rußischen Heere wichen zurück, er verkündigte Polens Eroberung, Rußlands Zerstückelung, Flucht und Zerstreuung der russischen Heere, Zulauf und Jubel der Russen, welchen die französische Freiheit gefalle, bald Ruhe, Frieden, Glück der ganzen Welt. Die russischen Heere, kleiner an Zahl, mächtiger an Muth, stärker durch Gott und ihr Recht, fochten mit Löwenmuth: Kliastiçi, Polocj, Smolensk, Borodin und wie viele andere Orte des weiten Reichs sind unvergängliche Denkmäler russischer Tapferkeit geworden; so lange die Düna ihre Wasser ins Meer wälzt, wird Wittgenstein genannt werden, Barclay und Kutusow werden unsterbliche Namen bleiben. Doch kam Bonaparte nach Moskau

durch die Ueberlegenheit seiner Heere, die er blutig aufopferte, durch die immer nachrückenden Massen, die er aus Polen und Deutschland ins Verderben sich nachriß, durch List des russischen Feldherrn, und durch Gott, welcher ihn verderben und die Welt erlösen wollte.

Bonaparte hatte gehofft, wie es ihm zu oft gelungen war, mit Moskau den Frieden zu erobern. Europa seine Lügen vorzugaukeln, Rußland durch Unterhandlungen, Waffenstillstände, Friedensschlüsse zu bethören, zu erniedrigen und zu zerstören. Was fand er? Er fand in dem Kaiser von Rußland die Standhaftigkeit und Großherzigkeit, welche Angesichts der Welt und des Volks erklärte, nimmer werde er sich und sie durch einen unrühmlichen Frieden beflecken, er werde aushalten im Kampfe, wenn auch beide Hauptstädte und die besten Landschaften in des Feindes Gewalt fallen und wenn er und seine Gemahlin auch bis an die äussersten Gränzen fliehen müßten; er fand bei den Kaiserinnen, den Fürsten, dem Adel, dem Bürger, dem Bauren denselben Stolz, denselben Muth, denselben Geist, alles hinzugeben, damit die Ehre, die Freiheit und das Vaterland unverloren blieben; er fand endlich in dem ganzen großen Volke durch seine und seines Heeres Schanden und Gräuel den Zorn und die heilige Wuth für ihr Land und ihr Recht, wodurch er untergehen sollte. Moskau loderte in Flammen auf, Städte und Dörfer, die Schätze langer Geschlechter, die Vorräthe glücklicher Jahre verzehrte das Feuer, von Smolensk bis Moskau ward das Land zu beiden Seiten der Straße funfzig deutsche Meilen lang in eine Wüste verwandelt. Aber aus diesen Flammen stieg die Rache und aus dieser Verwüstung der Grimm auf; jeder Bauer ward ein Held, jeder Bürger ein Krieger; Sieg oder Verderben, Freiheit oder Untergang — das wollten die stolzen Seelen. So strömten zu Tausenden bewaffnete Schaaren herbei zu Fuß und zu Roß und verstärkten das russische Heer und entflammten durch die Menge und durch die Gesinnung das Vertrauen und die Gewalt.

Bonaparte hatte, auf dem Unglück und den Ruinen von Moskau lagernd, fünf Wochen vergeblich verloren; man hatte ihm keinen Frieden angeboten, man hatte den angebotenen und angeschmeichelten stolz verworfen; die russischen Heere verjüngten sich wieder, die ergrimmte und wimmelnde Kraft des ganzen großen Volkes wälzte sich von Tage zu Tage reissender und angeschwollener gleich einem Bergstrom heran. Mangel, Herbst, Kälte, Oedenei, die Entfernung der Orte und die Entfernung der Hoffnung droheten gleich schrecklich — er erwachte aus seinem starken Traum und erstaunte und erschrack. Noch versuchte er zu täuschen durch verstellte Märsche und Angriffe der Russen. Er täuschte sie nicht, er ward geschlagen, er zog nicht mehr zurück mit seinem Heere — er floh; und Wuth und Rache und Hunger und Pest, das Schwerdt der Russen, und Gott und die Elemente folgten ihm in vernichtender Begleitung. Bei Malojaroslawetz, bei Mojaisk, bei Krasnoi, bei Witezsk, an der Beresina geschlagen, zuletzt ohne Kanonen, Waffen, Pferde, Gepäck, von der grimmigen Kälte und dem grimmigeren Hunger verfolgt, fliehen die traurigen Trümmer des gewaltigen Heeres: an 400000 Mann waren getödtet, gefangen, verhungert, erfroren, in Hospitälern für einen gewissen Tod aufgeschichtet. Gott hatte ein fürchterliches Gericht gehalten.

Preussen! ich erzähle euch nichts Fremdes noch Neues, ihr habt dieses Weltgericht der gerechten Vorsehung vorübergehen sehen; ihr habt gesehen, was jedem, der es nur hörte, unglaublich dünken wird, ein Unglück, eine Schande, eine Demüthigung des Stolzes, wie die europäische Geschichte keine erzählen konnte bis diesen Tag. Der dieser Tag, der Tag des Verderbens der bonapartischen Rotten, gieng auf als das Licht eurer Befreiung. Bald flogen die russischen Heere den zertrümmerten Haufen nach; sie kamen in euer Land nicht als Feinde, sondern als Freunde; mit ihnen kam ihres großherzigen Kaisers Versicherung, er wolle eures Landes und eurer Güter nicht, die Erlösung eures Vaterlandes und eures Königs, die Wiederherstellung Deutschlands, die Beruhigung Europens — das sei der einzige Gedanke seiner Seele.

Preussen! für die Welt und für euch ist ein neuer Stern der Glorie und des Heils aufgegangen, nach welchem ihr alle schauen müsset. Ihr habt das hohe Beispiel vor euch, was ein Volk vermag, das Gott fürchtet und sein Vaterland und seine Freiheit über alles liebt. Der Wahn, der euch und die Welt hielt, ist verwehet, eure Fesseln sind zerbrochen, ihr seid frei — auf denn! waget euren Vätern zu gleichen, euren neuen Bundsgenossen zu gleichen! wohlan! ihr habt das Beispiel, so gebt auch das Beispiel!

Ihr Glücklichen! euch fällt das schöne Loos, die ersten Deutschen zu seyn, welche in dem neuen Leben und der neuen Kraft des Volkes allen als ein glänzendes Muster der Ehre, der Vaterlandsliebe, der Aufopferung der Begeisterung voranschreiten. Es ist für die ganze deutsche Nation eine große eine herrliche Zeit erschienen, es wird mit der Schande und der Verruchtheit ein heiliger und schwerer Kampf beginnen, aber ihr werdet ihn durchführen, wenn ihr die Tugenden wieder erfasset, wodurch eure Väter so gepriesen waren. Ihr seid die ersten Deutschen, die aufstehen; ihr müsset mit der Hand, mit dem Herzen, mit den Waffen, ihr müsset mit Worten und Thaten, mit jeder großen Gesinnung und jedem edlen Stolz die ersten seyn, damit eure Brüder das Beispiel haben, den jeder hinten zu bleiben sich schäme.

Preussen! viel Unglück muß in Glück, viele Schande in Ehre, viele Verwirrung in Ordnung, viele Unzucht in Zucht verwandelt werden ehe der deutsche Name wieder mit Glanz in der Reihe der Völker steht. Preussen! die Schatten eurer edlen Vorfahren, die Geister eurer großen Herrscher; der Erst eures unsterblichen Friederich, die Tugenden und Werke und Künste so vieler wackeren deutschen Männer, welche die Weltgeschichte verherrlichen, ermahnen euch wacker und frisch zu seyn; das schwere Unglück, die schwerere Schande der letzten Jahre, die Drangsale, die ihr erlitten, die Gräuel, die ihr erlebt habt, ermahnen euch zum Muth, zum Stolz, zur Rache, daß auch durch euren Heroismus die verruchten Fremdlinge in den deutschen Gränzen vertilgt und die deutschen Ehren wieder aufgerichtet werden.

Es ist eine große und gewaltige Zeit. Gott, der ewige und mächtige Walter aller Dinge, hat gerichtet, sein Finger hat sich sichtbar gewiesen, er hat das Seinige gethan — es ist an euch, das Eurige zu thun. Eine neue Zeit wird beginnen, eine große und herrliche deutsche Zeit, wenn jede lebendigste Kraft, jedes glühendste Herz, jede freudigste Tugend und jede reinste Gesinnung, wenn die ganze Liebe und Treue des deutschen Volkes in den großen Kampf gesetzt wird. Haß gegen die Fremden, Haß gegen die Franzosen, gegen ihren Tand, ihre Eitelkeit, ihre Liederlichkeit, ihre Sprache, ihre Sitten, ja brennender Haß gegen alles, was nur von ihnen kommt, das muß alles Deutsche fest und brüderlich vereinen und deutsche Tapferkeit, deutsche Freiheit, deutsche Zucht, deutsche Ehre und Gerechtigkeit oben schweben lassen und wieder in die alte Würde und Herrlichkeit stellen, wodurch unsere Väter vor den meisten Völkern der Erde leuchteten.

Und wofür wird gestritten werden in dem großen Kampfe? Für das Heiligste und Ehrwürdigste: für die Ehre, die Freiheit, die Gerechtigkeit, für die Wissenschaft und für die Kunst, für jede schönste Tugend und jedes höchste Gut des menschlichen Geschlechts, die der abscheuliche Tyrann von der Erde vertilgen möchte; für das Liebste und Theuerste: für die Aeltern und für die Kinder, für die Weiber und für die Bräute, für das gegenwärtige Geschlecht und für die künftigen Geschlechter, die elende Sklaven seyn werden, wenn ihr nicht kühne Männer seyn wollet.

Eures Unterdrückers und Schänders Macht liegt zerschmettert durch Gottes Arm, eure hinterlistigen Feinde, die Franzosen, sind durch seine Wuth erniedrigt, entkräftet und entgeistert; aber wäre der Krieg, den ihr als redliche Deutsche mit ihnen zu führen habt, auch der schwerste und längste — ihr müßtet davor nicht zittern. Was euch in Schande gebracht hat, muß euch wieder zu Ehren bringen. Nur ein blutiger Franzosenhaß kann die deutsche Kraft vereinigen, die deutsche Herrlichkeit wieder herstellen, alle edelsten Triebe des Volkes hervorreiben und alle niedrigsten versenken; dieser Haß, als Palladium deutscher Freiheit den Kindern und Enkeln überliefert, muß künftig an der Schelde, an dem Vogesus und den Ardennen Germaniens sicherster Gränzhüter seyn.

Preussen! das Zeitalter, das Vaterland, die Welt sieht au euch: die ersten müssen die glänzendsten seyn. Ihr werdet nicht kleiner seyn wollen als euer Beruf ist, ihr werdet nicht schlechter seyn wollen, als eure Väter waren. Auf denn! wackere Beginnet der Fraheit und Ehre! auf mit euren Herzen zum deutschen Gott und zur deutschen Tugend! auf zu jedem kühnsten Muth und zu jeder reinsten Hingebung! und ihr werdet wieder in Ehren leben und eure Kinder und Enkel in Freiheit wohnen. Gott hat Gericht gehalten, Gott hat die Bahn geöffnet, Gott will, wollet auch!

Herr Wittich in Berlin hat mich ersucht als einen, dem die Sache, die er jezt vor hat, lieb seyn könnte, derselben gleichsam als Einleitung und Einführung in die Welt ein paar Worte voranzuschicken; welches ich sehr gern thue, sowohl ihm zu Gefallen als der Sache wegen. Dieses neue Unternehmen nehmlich, wodurch er seinen Landsleuten zugleich etwas Erfreuliches und Nüzliches zu liefern gedenkt, bezieht sich auf eine allgemeine Angelegenheit unsers Volkes, auf eine deutsche Volkstracht. Nicht blos ich, sondern viele bessere Männer als ich, haben die Vortheile zu zeigen gesucht, welche es für das Gemüth und den Karakter der Deutschen haben würde, wenn es gelingen könnte, allmälig eine allgemeine Volkstracht einzuführen, welche unserm Himmel und unsern angebohrnen Anlagen und Neigungen, die uns als ein eigenthümliches Volk hinstellen, angemessen wäre. Da aber bei diesem Gegenstande die Menschen durch die Augen weit leichter überzeugt werden, als durch die Ohren, da die unmittelbare Anschauung für die meisten unendlich wirksamer zu seyn pflegt, als alle Lehren und Worte, so glaube ich mit Herrn Wittich, daß es in dem großen Zeitalter, worin wir leben und worin alle Herzen mehr denn je vorher auf etwas Gemeinsames und Volksthümliches gerichtet sind, löblich und wohlgethan sey, die Angelegenheit einer deutschen Volkstracht einmal in Bildern vor Augen zu legen.

Er hat sich zu diesem Zwecke mit einigen der berühmtesten Künstler der Hauptstadt vereinigt, und der Plan ihres Unternehmens ist etwa folgender:

Sie werden aus den Jahrhunderten, wo Deutschland noch seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit und Tüchtigkeit hatte und nicht bloß von Nachahmerei und Nachäfferei der Fremden abhing, in mehreren Lieferungen Abbildungen von altdeutschen Trachten geben.

Es werden aber außer diesen Abbildungen wirklich einmal bestandener Trachten von den Künstlern noch einzelne Entwürfe idealischer (d. h. blos in der Idee empfangener) Trachten hinzugefügt werden, wie sie meinen, theils, daß sie der menschlichen Gestalt überhaupt angemessen sind, und eine würdige und schöne Darstellung derselben geben, theils und mehr noch, wie ihnen däucht, daß sie für unser Land und unser Volk nach deren besonderen Eigenthümlichkeit die zweckmäßigsten und schönsten wären.

Dann, meinen sie ferner, werden diese Bilder nothwendig die Folge haben müssen, daß sie durch die Augen die Herzen überführen und sie von dem Gekischen, Eitlen und Gleißenden der neueren Trachten auf das Würdige, Einfache und Wahre hinführen. Sie denken, daß durch die Beschauung des Schönen und Zweckmäßigen das in jedem Menschen liegende Gefühl des Ächten und Rechten geweckt werden, und daß auf die Weise allmälig eine stille Übereinstimmung Vieler entstehen kann, welche uns von der Albernheit, Nichtigkeit und Häßlichkeit erlöst, die wir nun seit beinahe drei Jahrhunderten mit der größten Geflissenheit von den Franzosen und Engländern und von vielen andern Völkern angenom-

men und nachgeäfft haben. Sie denken, daß sich endlich eine Regel des Würdigen und Wohlanständigen, die zugleich mit dem Zweckmäßigen und Nothwendigen auf Einer Linie geht, in den Gemüthern festsetzen kann, welche die flatterhafte, eitle und unstäte Mode, die auf unser ganzes Leben den nachtheiligsten, ja oft den gefährlichsten Einfluß behauptet, auf das engere Gebiet einschränkt, worin sie herrschen soll. Kunst und Wissenschaft haben mit allen himmlischen Mächten, deren Geschwister sie sind, das gemein, daß sie nichts durch Gewalt und Zwang, sondern alles durch Liebe und Anerkennung wirken. Der Unternehmer und die Künstler, welche für diesen löblichen Zweck zusammengetreten sind, meinen nicht, daß ihre Bilder unmittelbares Gesetz werden sollen, welcher alle folgen müssen; sie meinen nur, daß sie beleben und erwecken sollen, daß sie Viele dahin bringen sollen, über den keineswegs unwichtigen Gegenstand einer deutschen Tracht nachzudenken: so daß endlich etwas gefunden werden könnte, was, einfach würdig und zweckmäßig zugleich, den jetzigen Verhältnissen unserer Bildung und unsers Lebens und den unveränderlichen und nothwendigen Bedingnissen, worin wir mit unserm Himmel und unserer Erde stehen, angemessen wäre. Das wollen sie aber zuerst am meisten bezwecken, daß die jetzigen Trachten, die wir gebrauchen und mit rechtem Sklavensinn von den Modenkrämern und Modenschneidern Englands und Frankreichs annehmen, eitel, armselig, häßlich und unsittlich sind; denn unsittlich muß wohl alles genannt werden, was den Menschen aus stätiger und stiller Sitte und Würde herausreißt und ihn flatterhaft, unbeständig und dienstbar macht. Die Kunst selbst ist der beste Prüfstein solcher Gegenstände, von welchen wir hier reden; man sehe das erste beste Bild auf der Leinwand oder aus Stein und Erz geformt nach englischem und französischem Schnitt, und halte Bilder der alten Völker oder Bilder des Mittelalters dagegen — und man wird auf dem ersten Blick gewahren, wo die Würde und Schönheit und wo die Eitelkeit und Häßlichkeit ist. Unsere Trachten, welche wir jetzt gebrauchen, vorzüglich die Trachten der Männer, sind fast durchaus verschnitten, armselig und würdelos, kurz solche, worin die alten Völker und auch unsere Vorfahren, welche sich auf das Würdige und Schöne viel besser verstanden als wir, Kinder und Knaben, welche noch keine Würde haben können, und Gecken oder Lakaien und Sklaven kleideten, welche Würde und Ehre nimmer erlangen können.

Ich habe es in mehreren kleinen Schriften geäußert und andere Männer haben dasselbe gesagt, daß eine würdige, einfache und zweckmäßige Volkstracht, welche von allen Deutschen gemeinsam gebraucht würde, einen sehr wohlthätigen Einfluß haben würde auf unsere Sitten und unsern Karakter und gewiß einen sehr fördernden Einfluß zur Einigung deutscher Menschen der verschiedensten Landschaften und Herrschaften unter einander. Das ist häufig lächerlich gemacht und verhöhnt worden von solchen, die den Namen deutsch und Deutschheit und alles, was eine abgeschlossene Volksthümlichkeit bezeichnet, lächerlich,

ja abgeschmackt finden. Diese sagen, Abschaffung der französischen Sprache, Austreibung fremder Sitten, Ablegung fremder Trachten und Moden — das schaffe noch keine deutsche Tugend noch einen tugendhaften und frommen deutschen Menschen; bei dem Herzen müsse man anfangen, auf das Herz müsse man alles gründen, in dem Herzen müsse die rechte Tugend gepflanzt werden, die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit aber, die man auf diese Äußerlichkeiten lege, sey, gelindest gesagt, eine alberne Kinderei. Wir glauben so gut zu wissen als diese Spötter und Hohnlächler, was Tugend ist, und daß sie in einer deutschen Redensart für eine wälsche und in einem deutsch zugeschnittenen Rock für einen englischen nicht besteht. Aber die Tugend steht nicht so rund und so allein im Leben, als diese sich gebehrden; sie hat ihre Sitten und Gewohnheiten, wodurch sie sich in dem Menschen behauptet, sie hat ihre Hülfsmittel und Werkzeuge, wie das Laster auch Hülfsmittel und Werkzeuge hat, und diese mancherlei Nebensachen, Beigeräthe und Kleinigkeiten und Einzelnheiten fördern oder hindern die Tugend. Das Volk kann man ein glückliches Volk nennen, bei welchem alle politische, häusliche und künstlerische und wissenschaftliche Einrichtungen, Ordnungen und Verhältnisse so stehen, daß sie Mithelfer und Mithalter und Mitentwickler der Einen großen Tugend sind, die freilich etwas ganz Innerliches ist, die aber von außen her auf den mannigfaltigsten Wegen und Weisen kann unterstützt und gepflegt werden. Denn welcher Sterbliche ist so stolz, daß er sich vermessen wollte, immer das Höchste und Heiligste erstreben zu wollen, wenn rings um ihn nur das Niedrigste und Verworfenste ihm gezeigt würde, und zwar als herrschend gezeigt würde.

Auch diese wenigen Worte werden ausgelacht werden. Viele werden sagen: Was soll uns der ewige und langweilige Bänkelsängergesang dieser Aufbauer der Deutschheit? Was thut das? Laß sie auslachen und verspotten, wenn die Person und die persönliche Eitelkeit nichts für sich will, sondern die Sache durch sich selbst spricht. Auch der Prediger des göttlichen Wortes sagt immer dasselbe, und wird von Vielen ausgelacht; aber das Wort bleibt ewig, und die Auslacher vergehen. So glauben auch wir mit dem alten deutschen Gott und durch den alten deutschen Gott, daß das Gute siegen wird über das Böse und das Deutsche über das Fremde. Wir schämen uns nicht, uns auslachen zu lassen, weil wir unser Vaterland und unser Volk lieben und ehren, und weil wir meinen und glauben, es könne sich auf seine eigene Weise in allen Dingen, auch in unscheinbaren und kleinen Dingen auf eine eigenthümliche und ihm selbst angemessene und gleiche Weise einrichten, entwikkeln und gestalten. Aus vielen unscheinbaren und kleinen Dingen wird ein großes Ding, s vielen unscheinbaren Einrichtungen, Sitten, Gewohnheiten und Weisen wird ein großes ben und eine große Tugend; und willst du einen herrlichen und prangenden Kranz win-

den, du pflückest die reichste Mannigfaltigkeit der Blumen und Blätter des Waldes zusammen. — Also nur immer frisch vorwärts! nur viele kleine Übel getilgt und kleine Mängel bei uns gebessert, und an der Stelle jedes ausgerauften kleinen Unkrauts wird ein Samenkörnlein für die Tugend sproßen können. Dies hoffen wir und dies wollen wir im stillen und bescheidenen Wirken und Glauben, ohne persönliche Anmaßung und Eitelkeit.

Berlin im April 1815.

E. M. Arndt.

Altdeutsche Trachten

C. Vohs del. F. W. Meyer sculps.

Altdeutsche Trachten.

Berlin bei L. W. Wittich.

Altdeutsche Trachten.

Berlin bei L. W. Wittich

Deutsche Trachten.

Berlin bei L. W. Wittich.

Prinz Victor

von

Neuwied.

Eine deutsche Mähr

von

E. M. Arndt.

Als Handschrift gedruckt.

Deutschland, 1813.

Dulce et decorum est, pro patria mori.

Hor.

Vorwort.

Die folgende Herzensergießung wurde schon vor einigen Jahren von unserm Arndt niedergeschrieben, als er nehmlich den besungenen jungen deutschen Helden aus seinen Briefen, welche 1814 unter dem Titel: „Schattenbild eines für „sein Vaterland als Opfer ritterlich „gefallenen deutschen Prinzen," bey H. L. Brönner in Frankfurt am Mayn herausgekommen sind, näher kennen lernte.

Von jenen Briefen begeistert, schließt der Recensent derselben sein Urtheil in der allgemeinen Literatur-Zeitung (Nro. 80. April 1815) mit folgenden Worten:

„Welche Mutter wird nicht solchen Sohn, „welcher Feldherr nicht solche Anführer, welches „Reich nicht solche Fürsten sich wünschen! Be„sonders werden deutsche Jünglinge, die mit „dem Vollendeten gleichen Beruf haben, von „ihm lernen, was unsere Zeit und Ehre und „Beruf von ihnen fodert."

„Das, was den Mann bewährt, die römi-
„sche virtus, Thatkraft nach festen Grundsätzen,
„die war in dem Prinzen; für sie begeistern
„diese Briefe, worin er seine Seele gelegt und
„mit denen er dem Vaterlande, und Deutsch-
„lands Jünglingen, die leben, und Deutschlands
„Jünglingen, die kommen, ein heiliges Vermächt-
„niß hinterlassen hat.“

Mit dem heißen Wunsche, daß dieses „hei-
lige Vermächtniß“ dem Vaterlande reichen Segen
bringen möge, hängen wir den dem schön Gesal-
lenen von Arndt geflochtenen Ehrenkranz an
das ihm von Niemeyer im Heldenbuche errich-
tete Denkmal und erneuern damit sein Andenken
in den Herzen seiner hinterlassenen Lieben, wozu
jeder edle Deutsche gehört, der denkt und han-
delt wie er, der mit ihm ausruft: „Es liegt ein
„mächtiger Trost in der Idee, frey zu seyn: —
„die Liebe zu dir, o Freyheit! ist allmächtig. —
„Freyheit oder Tod!“ *)

Im July 1817.

*) Heldenbuch, zweyte Aufl. S. 51. 48. 50 und Schat-
tenbild ꝛc. S. 317. 52. 71.

Dem Prinzen Viktor von Neuwied.

Von Freiheit will ich klingen —
Das ist der höchste Klang —
Von Freiheit will ich singen
All all mein Lebenlang,
Daß mächtig ihr Geläute
Die kühnen Herzen weckt
Und für die schönste Beute
Der Tugend Sehnen streckt.

Auch klingt mein Lied von denen,
Die stolz auf Recht und Gott
Des Busens hohes Sehnen
Gelockt in edlen Tod,
Die ritterlich verblutet
Das Leben jung und schön,
Getrieben und gemuthet
Durch das, was wir nicht sehn.

Denn das, was wir nicht sehen,
Heißt Gott und Vaterland,
Die Freiheit in den Höhen,
Ein unsichtbares Land,
Geliebt, geschaut im Glauben,
Im stillen frommen Muth,
Durch keine List zu klauben,
Weil's ist ein hehres Gut.

Von hohen Bergen fließet
Ein Flüßlein in den Rhein,
An dessen Ufern sprießet
Ein Knabe fromm und fein,
Aus altem Heldenstamme
Mit Wälschen nie im Kauf:
Drum schlägt auch edle Flamme
Aus Stamm und Wurzeln auf.

Das Flüßlein, welches fließet
Zum Rheine, heißt die Wied,
Der Knabe, welcher sprießet
Am Fluß, heißt von Neuwied.
Sie haben ihn genennet
Den Viktor Siegerich;
Der stolze Name brennet,
Auf Thaten schickt er sich:

Er hatte seinen Weiser —
So galt es im Geschlecht —
Zu dienen Teutschlands Kaiser,
Das däucht ihm Pflicht und Recht;
Wo teutsche Fahnen wehen,
Wo teutsche Losung schallt,
Da muß der Siegrich stehen,
Da treibt's ihn mit Gewalt.

So zog in Franzens Schlachten
Er zweimal fröhlich aus,
Doch ach! die Männer brachten
Den Sieg nicht mit ins Haus:
Da hat die wälsche Rotte,
Kühn durch des Teufels Macht,
Den Spruch vom teutschen Gotte
Bei vielen klein gemacht.

Auch Siegerich den jungen
Hat da das wälsche Glück
Verwundet und bezwungen —
Das teutsche wich zurück —
Er kam in harte Bande
Gen Straßburg an dem Rhein:
Da weint er teutsche Lande
Verwälscht und teutschen Wein.

Er mußt' in Kerkers Mauren
Zwei Monden oder drei
Verſehnen und vertrauren,
Da war der Kampf vorbei:
Die Schwerdter und die Lanzen,
Ihr Krieger, ſteckt ſie ein,
Ihr ſollt zur Hochzeit tanzen,
Das ſoll der Friede ſeyn.

O Friede, ſchnöder Friede!
Wie biſt du ehrenſiech!
Iſt das der Schluß vom Liede?
Viel beßer wäre Krieg.
So klingt im teutſchen Lande
Ringsum der Jammerſchall:
Wir tragen ſchwer die Bande,
Ihr ſpringt den Hochzeitball.

Nun ſteht der Kerker offen
Dem Viktor Siegerich,
Doch hin iſt Luſt und Hoffen,
O Vaterland für dich;
Noch giebt die alte Sonne
Dir Licht und Liebesſchein,
Doch weh! Der Freiheit Wonne
Und Stolz iſt nicht mehr dein.

Er sieht die Wälschen meucheln
Die Ehre und das Recht,
Er sieht die Fürsten heucheln
Und schmeicheln gleich dem Knecht,
Er sieht in Diademen
Den neuen Sklavenprunk,
Wie sie sich übernehmen
In Babels Hurentrunk.

Er hört die Hochzeit schallen
Von Habsburgs edlem Sproß,
Hört auf den Hofer knallen
Das feige Mordgeschoß:
In Wien erklingt der Reigen,
In Mantua knallt der Schuß,
Wodurch zur Gruft sich neigen
Der beste Teutsche muß.

Da hat's ihn weggetrieben,
Da war die Freude todt;
Er wäre nicht geblieben
Um alles Goldes Bot,
Um Scepter und um Kronen,
Die nicht die Ehre giebt:
Er muß mit solcher wohnen,
Die edle Freiheit liebt.

Er muß mit solchen stehen,
Die mit der Freiheit stehn:
Drum läßt er Wimpel wehen,
Die hin nach Westen sehn,
Nach Spanien hin, nach Westen —
Es klingt daher so schön —
Da will er mit den Besten
Den wälschen Trug bestehn.

Nach Spanien will er reisen,
In's stolze Wunderland,
In Spanien will er weisen
Teutsch Herz und teutsche Hand —
Nach Spanien will er reisen,
Der Freiheit Heim und Haus:
Da hofft sein gutes Eisen
Auf manchen wälschen Strauß.

So haben ihn die Wogen
Und Winde und Gewalt
Des Herzens fortgezogen,
Wo Krieg um Kadix knallt:
Da blüht ihm erste Freude
Nach langer trüber Zeit,
Sein Schwordt fährt aus der Scheide,
Sein Fuß fliegt in den Streit.

Und wohl, wohl ist's gelungen
Dem Eisen und dem Fuß,
Daß unter ihm bezwungen
Manch Wälscher sterben muß:
Auf Andalusiens Feldern
Da trat er rothe Spur,
Aus der Pyrene Wäldern
Bedräut' er Wälschlands Flur.

So in zwei schönen Jahren —
O stolzer Freiheitskampf! —
Er ist hindurchgefahren
Der Wälschen Furcht und Dampf;
Sie sahn sein Eisen blitzen,
Sein Auge blitzte mehr,
Stets flog er an den Spitzen
Der Vordermann im Heer.

So ist er einst geflogen,
Durch Himmelsflammen wild,
Auf rothen Schlachtenwogen,
Der Katalanen Schild,
Hat mit den rothen Wogen
Die Feinde weggespült;
Da ist von Gottes Bogen
Der Pfeil auf ihn gezielt;

Da deckt vom teutschen Lande,
Von teutscher Liebe fern,
Der Hasser wälscher Schande,
Der teutschen Fürsten Stern,
Der Preis der teutschen Jugend,
Der junge grüne Held,
Das fromme Bild der Tugend,
Erblaßt das fremde Feld.

Da ist der Held gefallen
In jenem großen Jahr,
Als des Tyrannen Wallen
Gen Moskau schaurig war;
Er hat nicht mehr gesehen,
Was seine Seele rang,
Das Vaterland erstehen
Aus Jammers Ueberschwang.

Doch ist er auch gestorben
Fürs teutsche Vaterland,
Und hat den Kranz erworben,
Der Ehre schönstes Pfand,
Den Kranz, wodurch die Freien
Im Himmel herrlich stehn,
Die gegen Tyranneien
Durch Feu'r und Eisen gehn.

Drum schreibt die teutsche Treue
Mit goldnem Strahlenschein
Dich kühner Schlachtenleue
In ihre Tafeln ein;
So lang' in festen Kreisen
Noch Mond und Sonne reist,
Wird man dich, Siegrich, preisen,
Wo man die Freiheit preist.

O Land der Katalanen
So stolz und ritterlich,
In dir pries seine Ahnen
Der Viktor Siegerich,
In dir hat er vergossen
Sein junges frisches Blut,
In dir ist ausgeflossen
Sein Leben und sein Muth.

O Land der Katalanen,
Du Land der alten Kraft!
Srets wehten deine Fahnen
Für hohe Ritterschaft:
Drum Klagen weint und Sorgen
Hier keinem Ritter nach,
Hier schläft er wohl geborgen
Bis an den jüngsten Tag.

O Land der Katalanen,
O hohe Pyrenä'n!
Ihr müßt mit hehren Wahnen
Der Männer Brust durchwehn;
So lange Freiheit blühet,
Blüht ihr in Herrlichkeit,
So lange Tugend glühet,
Glüht ihr für edlen Streit.

Von Freiheit muß ich ſingen —
Das iſt der höchſte Klang —
Und ihre Glocken ringen
All all mein Lebenlang.
Drum hab' ich auch geſungen
Vom Siegerich die Mähr,
Die weit und breit erklungen
Wohl über Land und Meer.

Zum 19. Juni 1842.

E. M. Arndt.

Ihr Treuen, her die gute Hand!
Ihr Tapfern, her das warme Herz!
Auch uns ward mancher Fels zu Sand,
Auch uns ward manche Luſt zu Schmerz;
Doch die unendlichen Gewalten,
Die wir geträumt, geglaubt, geliebt,
Die werden Land und Volk erhalten
Wenn unſer Staub zu Staub zerſtiebt.

Auf dieſen Himmel laßt uns bauen,
Den Himmel unſrer eignen Bruſt;
In dieſen Spiegel laßt uns ſchauen,
Den Spiegel ungetrübter Luſt!
Schlagt ein, auf alles, was wir lieben!
Auf alles Höchſte, ſchlaget ein!
Mag Vieles welken und zerſtieben,
Die Treue wird unſterblich ſein.

---

n
21 876

BETTINA VON ARNIMS

Sämtliche Werke

ERSTER BAND

Herausgegeben
mit Benutzung ungedruckten
Materials von
Waldemar Oehlke

Berlin
Im Propyläen-Verlag
MCMXX

BETTINA VON ARNIM

Clemens Brentanos FRÜHLINGSKRANZ

21,9053

Aus Jugend-
briefen ihm geflochten
wie er selbst
schriftlich verlangte

L. germ. 30 : 1

Berlin
Im Propyläen-Verlag
MCMXX

He R 11 4

Geſamt-Inhaltsüberſicht,
Verzeichnis der beigegebenen Abbildungen, ſowie Namen- und Sachregiſter am Ende des ſiebenten Bandes

Einband nach Entwurf von Hugo Steiner-Prag
Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1920 by Propyläen-Verlag G. m. b. H.
in Berlin

Bettinas
Leben und Persönlichkeit

Nur als Kobold der Romantik, als Kind, das zu Goethes und ſeiner Mutter Füßen ſaß und doch kein Kind mehr war, allenfalls als Schweſter Clemens Brentanos, als Tochter Maximilianens, als Enkelin Sophie La Roches und als Gattin Achim von Arnims iſt Bettina heute weiteren Kreiſen bekannt. Es zeugt ſchon von einer gewiſſen Beleſenheit, wenn der eine oder andere in ihrem Buche „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“ geblättert hat. Wie wenig bedeutet das angeſichts der Tatſache, daß ſie ſelbſt noch ihre ſechs Hauptwerke in zweiter Ausgabe als „Sämtliche Schriften“ herausgeben durfte! Sogar die Neuromantik, die doch mit ſo großer Liebe und Entſchiedenheit zurückgeblickt hat zu Novalis und Tieck, zu Hölderlin und Jean Paul, ja auch zu Arnim und Brentano — an der Schriftſtellerin Bettina iſt ſie mehr oder minder gleichgültig vorübergegangen.

Auch die Wiſſenſchaft hat ihr bei weitem nicht die Aufmerkſamkeit geſchenkt, die ſie verdient. Spät und in anfechtbarer Form iſt der Arnimſche Nachlaß verwertet worden. Die Bettinen gewidmeten biographiſchen Skizzen ruhen auf ihren eigenen Briefromanen, denen Quellenwert auch für das äußere Erlebnis zuerkannt wird. Für eine große Biographie fehlen, beſonders hinſichtlich des „Ilius Pamphilius“ und der „Geſpräche mit Dämonen“, noch notwendige Vorarbeiten.

Es iſt auch gar nicht leicht, Bettinens innerem und äußerem Werden nachzuſpüren. Einen großen Teil ihrer

Papiere hat ſie im Alter dem ihr befreundeten Varnhagen von Enſe zur Bearbeitung gebracht (vgl. darüber ſeine Tagebücher Bd. 13, S. 95 ff., 124, 134 ff., 144 ff., 155, 191); nach ſeinem Tode ſind ſie dann in die Berliner Bibliothek gekommen, wo ich ſie vor faſt zwei Jahrzehnten und jetzt wieder neben ſeinen unerſchöpflichen Tagebüchern und den Publikationen aus ſeinem Nachlaß durchgearbeitet habe. Dazu kommt ein ſo verſtreutes und weitſchichtiges Briefmaterial — ich erinnere nur an Hans v. Bülow und Joſeph Joachim —, daß man das Zögern, ihr ein Denkmal großen Stils zu ſetzen, begreift. Vielleicht gelingt es dieſen Zeilen, mit denen ich zugleich Bettinens Werke vorlege, andere zur Löſung einer ſolchen gewiß lohnenden Aufgabe anzuregen.

Es ſtand Bettinen bisher im Wege, daß ihre Geiſtesart in der romantiſchen nicht bis zu Ende aufgegangen iſt, der geſchichtlichen Auffaſſung alſo Schwierigkeiten bereitet, während ſie andererſeits als Individualität mannigfach zum Widerſpruch herausgefordert hat und ihre Gedanken, namentlich über Religion und Politik, für Freund und Feind im 19. Jahrhundert gleich unannehmbar waren.

Der Augenblick iſt gekommen, ſolche Hinderniſſe für immer zu beſeitigen. So wertvoll auch Bettinens Werke als hiſtoriſches Quellenmaterial ſind: heute nähern wir uns ihnen nicht mehr mit der Frage, ob Bettine wohl wirklich auf Goethes Knien geſeſſen und dieſen oder jenen Brief von ihm empfangen habe, ſondern ob ihre Schriften uns nicht durch ſich ſelbſt etwas zu ſagen haben, in doppelter Beziehung: als Kunſtwerke und als Dokumente einer überraſchend modernen Weltanſchauung, die faſt auf jeder Seite, zumal der letzten Werke, an die Gedanken und Kämpfe unſerer Tage rührt. Jedoch nur entwicklungsgeſchichtlich iſt dieſe dämoniſche Frauengeſtalt ganz zu begreifen: die greiſe Verfaſſerin des zweiten Königsbuches iſt nicht dieſelbe, die mit den erſten Mädchenträumen von romantiſcher

Liebe in Frankfurt zu Frau Rats Füßen ſaß und ſich erzählen ließ von ihm, dem Einzigen, ihrer Mutter Jugendfreund, ihrem eigenen Lebensmärchen und Gedankenmittelpunkt. Zwei ganz verſchiedene Perſönlichkeiten ſcheinen da an uns vorüberzuwandeln, und doch rechtfertigt ſchon das Kind das ſpäte Lob Varnhagens (1844): „Sie iſt in dieſer Zeit der eigentliche Held, die einzige wahrhaft freie und ſtarke Stimme."

Durch den kritiſchen Geſichtspunkt alſo — das muß im Intereſſe der Wiſſenſchaft und des weiteren Leſerkreiſes ausdrücklich betont werden — unterſcheidet ſich das wenige, was ich in dieſem Lebensbilde und in den geſonderten Einleitungen über Bettine ſage, von dem, was außerhalb der einzelnen wiſſenſchaftlichen Abhandlungen (Rohde, Geiger, Frels, Leitzmann) bisher über ſie zu leſen war. Namentlich nach zwei Seiten hin iſt die Kritik eine unbedingt notwendige Vorausſetzung: ich übernehme im erſten Teil dieſer Skizze aus ihren Werken nichts für die Darſtellung ihres Lebenslaufs, es ſei denn durch andere Zeugniſſe beſtätigt, und ich übernehme im zweiten Teil ihre Schriften nicht als bloße Äußerungen der Romantik, ſtelle vielmehr in beiden Fällen Bettine auf ſich ſelbſt, auf die von ihr erlebte Wirklichkeit einerſeits, auf die von ihr geſchriebenen Werke andererſeits. Dann erſt kann ſich klar ergeben, was ſie für ihre und für unſere Zeit bedeutet, dann erſt rechtfertigt ihre Erſcheinung, die mehr war als ein Anhängſel Goethes und der Romantik, den Zeitgeiſt, der ſie ſchuf, ſich in ihr ſpiegelte und verewigte. Man muß Bettine aus den Geweben ihrer eigenen Phantaſie befreien, will man ſie als Perſönlichkeit begreifen, die es wert iſt, menſchlich und ſchriftſtelleriſch in dem unerhört neuen Weltgeſchehen der Gegenwart als eine der erſten Frauen voranzuſchreiten und mit fein deutendem Seherblick die Zukunft aufzuſchließen.

In Bettina, eigentlich: Eliſabeth Katharina Ludowika Magdalena, miſcht ſich deutſches Blut mit italieniſchem. Ihr Vater war Pietro Antonio Brentano, geboren 1735 am Comerſee zu Tremezzo. In jungen Jahren wanderte er aus. Er vermählte ſich 1763 in Frankfurt a. M. mit Paula Maria Walpurga, die ebenfalls eine geborene Brentano war und ihm mehrere Kinder ſchenkte. Von dieſen blieben am Leben Anton, Franz, Dominikus und Paula. In der Frankfurter Sandgaſſe begründete er ein neues Handelshaus, im „Goldenen Knopf", beſonders für Kolonialwaren.

Vier Jahre nach dem Tode ſeiner erſten Frau verheiratete er ſich (1774) mit der ſiebzehnjährigen Maximiliane Laroche, der Tochter jener Sophie Gutermann von Gutershofen, die als Wielands Geliebte und Verfaſſerin der „Geſchichte des Fräuleins von Sternheim" in der Literaturgeſchichte unvergeßlich bleibt. Brentano war katholiſch, Maximiliane proteſtantiſch.

Eine eigentümliche Liebestragik ruht auf dem Leben derer, die Bettina das Leben gaben. Sophie war die Tochter eines Augsburger Arztes. Ihr Verlöbnis mit dem katholiſchen Arzt Branconi wurde gelöſt, da ihr Vater von dieſem verlangte, daß wenigſtens Töchter aus der Ehe lutheriſch erzogen werden ſollten. Im Hauſe ihres Oheims Wieland ſpannen ſich dann die zärtlichen Fäden zu deſſen Sohn, dem Dichter. Schließlich aber heiratete ſie 1754 im Alter von 23 Jahren den Kurmainzer Hofrat Georg Michael Frank von Lichtenfels, genannt La Roche, wie es ſcheint, auf den Wunſch des Vaters. Sie hat mit wohl etwas verhärtetem Gefühl — wenn ſie dieſes nicht doch ſchon geerbt haben ſollte — ihre eigenen Lebensenttäuſchungen auf ihre Kinder übertragen, gewiß nicht aus Rache, wie man bisweilen geſagt hat — wie ſollte man derartiges einer Mutter zutrauen! — vielleicht aber aus dem Bewußtſein heraus, daß bei einer Ehe die materielle Frage

über jeder anderen ſtehe und allein dauernde Zufriedenheit verbürge. Man darf auch nicht vergeſſen, daß ihr die aus Liebe geſchloſſene und doch unglückliche Ehe ihrer Eltern vor Augen ſtand und ſie ſich durch ihre eigene Heirat aus bedrängter Lage befreite, denn nach dem Tode ihrer Mutter, alſo der Urgroßmutter Bettinas, ging ihr Vater eine zweite Ehe ein.

Angeſichts der in den Werken Bettinas zutage tretenden Erinnerungen an die Großmutter (während die Mutter im Hintergrunde bleibt) müſſen wir Sophie Laroche auf ihrem Lebenswege noch ein wenig begleiten. Ihr Gemahl, Bettinas Großvater, war in ſeinem fünften Lebensjahre von dem Grafen Stadion, deſſen unehelicher Sohn er geweſen zu ſein ſcheint (vgl. Asmus, „G. M. Laroche", Karlsruhe 1899, S. 81), an Kindes Statt angenommen worden. Laroche hatte die juriſtiſchen Angelegenheiten des feingebildeten Grafen zu erledigen und deſſen Güter in Schwaben, Württemberg und Böhmen zu verwalten. Außerdem aber hatten er wie nun auch ſeine Gattin Sophie in dem Mainzer Schloſſe für die Unterhaltung und Anregung des in ſchroffem Gegenſatz zu Sophiens Eltern ganz weltlich und auch religiös freigeſinnten Grafen zu ſorgen. Sophie ſetzte, unterſtützt von ihrem Gatten, Stadions Briefwechſel mit bedeutenden Ausländern fort, machte für ihn Auszüge aus Büchern, die Laroche auswählte, und hatte immer neuen Geſprächsſtoff, zumal für die Unterhaltung bei Tiſche, vorzubereiten. Dieſe geſellſchaftliche Pflicht, ſo geiſtig anregend ſie ſein mochte, war um ſo ſchwerer, als Sophie in den ſieben Mainzer Jahren fünf Kinder gebar, von denen zwei freilich ſtarben.

Es iſt auch hinſichtlich Bettinas nicht gleichgültig, zu wiſſen, daß ſich aus ſolchen Aufgaben einer Weltdame für Sophie unwillkürlich eine vielſeitige, aber oberflächliche und ſprunghafte Betrachtungsart ergab. War doch nur leichter

franzöſiſcher „Eſprit“ geſtattet, dagegen jede Tiefe, Gründlichkeit und Leidenſchaft ſtreng verbannt. Vergeiſtigte Sinnlichkeit, mit der man ſpielte, war der Grundzug dieſes Kreiſes, der dann ja auf Wieland entſcheidend weiter wirkte. Sophie aber hatte ſchwer darunter zu leiden. Durfte ſie doch nicht einmal ihre Jüngſten ſelbſt nähren, damit ihre gleichmäßig leichte Laune nicht leide. Im Jahre 1761 ſiedelten ſie mit Stadion nach deſſen Gut Warthauſen über, wo ſie ſchon die erſte Zeit verlebt hatten. Ganz nahe lag Biberach, wo Wieland jetzt Senator war. Der Graf ſtarb 1768. Drei Jahre darauf ging die Familie Laroche nach Tal Ehrenbreitſtein, wo Sophiens Gatte als Geheimer Rat des Kurfürſten von Trier tätig war. Hier wurde ihr Haus zu einem Mittelpunkt deutſcher Geſelligkeit und Geiſtigkeit, zumal als in demſelben Jahre 1771 Sophiens Erſtlingsroman und ihres Gemahls „Briefe über das Mönchsweſen“ die allgemeine Aufmerkſamkeit erregten, auch diejenige Goethes, der die „Briefe“ rühmte und durch die „Geſchichte des Fräuleins von Sternheim“ auf den literariſchen Wertherton geſtimmt wurde.

Im Mai 1772 lernte Goethe durch die Vermittlung ſeines Freundes, des Darmſtädter Kriegsrats Merck, die damals 41jährige, noch immer ſchöne Sophie in Frankfurt kennen. Sie zog ihn ſo lebhaft an, daß er ſie im Herbſte desſelben Jahres nach der Trennung von ſeiner Wetzlarer Lotte in ihrem Heim aufſuchte, wo ihn nun aber ihre älteſte Tochter, die ſechzehnjährige Maximiliane, genannt Maxe, gefangennahm, die ſeinen Wertherſchmerz linderte. Dieſe ſchönen Tage am Rhein, ſpäter von ihm im 13. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ geſchildert, bilden die erſte Grundlage für Bettinas Goethe-Schwärmerei. Aber man darf nicht vergeſſen, mit welcher Kühle Goethe jedenfalls über Sophie, die „liebe Mama“ der Wertherzeit, ſchon am 24. Juli 1799 aus Weimar an Schiller ſchrieb: „Frau von Laroche

BETTINE

habe ich zweimal, erſt in Tiefurt, dann in Osmannſtädt geſehen und ſie eben gerade wie vor zwanzig Jahren gefunden. Sie gehört zu den nivellierenden Naturen, ſie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an; übrigens möchte man ſagen, daß ihre Unterhaltung intereſſante Stellen hat."

Im Auguſt 1773 ſah Goethe die „liebe Mama" mit ihrer Maxe in Frankfurt wieder. Aber ſchon ein Jahr darauf fand die Vermählung mit Brentano ſtatt, dem nun der Einfluß ſeines Schwiegervaters den Titel eines Kurtrieriſchen Reſidenten verſchaffte. Die junge ſchöne Maxe wurde ſehr unglücklich, und vergeblich verſuchte der feurige Liebhaber Goethe ſie „über den Geruch von Öl und Käſe und das Betragen ihres Mannes" zu tröſten, wie Merck ſpottete: es gab „eine ſchreckliche Szene", offenbar zwiſchen den Eheleuten, die Goethe veranlaßte, dem „Goldenen Knopf" in der Großen Sandgaſſe, dem Hauſe der Brentanos, fernzubleiben. Maxe aber machte er in „Werthers Leiden" unſterblich: er ließ ſie nicht nur als Fräulein von B. auftreten, ſondern lieh der Lotte, deren Wetzlarer Urbild blauäugig war, ihre dunklen Augen. An Albert laſſen ſich deutlich Züge des eiferſüchtigen Pedanten Brentano erkennen. Man ſieht, wie tief Bettinas Leben mit demjenigen Goethes auch literariſch verwurzelt war.

Das Schickſal des Hauſes Laroche geſtaltete ſich weiterhin wenig freundlich. Die Söhne enttäuſchten zum Teil die auf ſie geſetzten Hoffnungen, und die andere Tochter Luiſe fand in der Ehe mit dem Hofrat Möhn ebenfalls ihr Glück nicht. Als Laroche 1780 in Ungnade fiel, wurde auch die äußere Lage der Familie bedrängt. Die ſchriftſtelleriſche Arbeit wurde jetzt für Sophie eine bittere Notwendigkeit. Das alternde Paar überſiedelte nach Speier und ſpäter, nachdem Sophie aus geſchäftlichen Gründen Frankreich,

Holland und England beſuchte hatte, nach Offenbach, wo ihnen beſonders der Lyriker Wilhelm Buri in vertrautem Verkehr nähertrat. Hier iſt Laroche, Bettinas Großvater mütterlicherſeits, ſchon 1788 geſtorben, von ſeiner Gattin Sophie um faſt zwei Jahrzehnte (1807) überlebt.

Im Hauſe Brentano kehrte inzwiſchen ein reicher Kinderſegen ein: zu den vier Sprößlingen erſter Ehe ſchenkte Maxe ihrem Mann noch gerade ein weiteres Dutzend. Am 8. September 1778 wurde Clemens, der ſpätere romantiſche Dichter, am 4. April 1785 Bettina geboren. Von ihren Geſchwiſtern ſeien genannt Georg (1775 geb.), Sophie (1776 geb.), Kunigunde (1780 geb.), Chriſtian (1784 geb.), Ludowika und Melina.

Ihre Eltern hat Bettina nicht lange behalten. 1793 ſtarb die Mutter, 1797 der Vater, nachdem er ſich zwei Jahre vorher zum dritten Male verheiratet hatte. Bettinas einziger Halt wurde nun die Großmutter, bei der ſie denn auch, allein oder zuſammen mit ihren Schweſtern Lulu und Meline, oft genug in Offenbach weilte. Was weiß ſie alles von der Großmama zu fabeln! Zu ihrer wirtſchaftlichen Erleichterung nahm Sophie außerdem den Sohn einer Frankfurter Freundin in Pflege, Simon Moritz von Bethmann, mit dem Bettina alsbald gute Freundſchaft ſchloß. Dieſe Freundin, Eliſe von Bethmann, iſt die Ahnfrau des deutſchen Reichskanzlers im Weltkriege, von Bethmann Hollweg: ihre Tochter Suſanne Eliſabeth, alſo Simon Moritz' Schweſter, heiratete einen Hollweg, den Aſſocié der Firma.

Bettinas Erziehung blieb indeſſen ebenſowenig wie die ihrer Geſchwiſter allein der Großmutter überlaſſen. Während z. B. Clemens ſchon früher eine Zeitlang ſeinem Oheim anvertraut worden war, kam Bettina jetzt in das nahe bei Kaſſel an der Eder gelegene Kloſter Fritzlar, wo ſie die vielſeitige, freilich oberflächliche Bildung der Mädchen aus

wohlhabenden Familien erhielt, auch in der Muſik (Gitarre), der Malkunſt, ja ſelbſt im Modellieren ausgebildet wurde und bis zu ihrem dreizehnten Jahre blieb. Dann kehrte ſie nach Frankfurt zurück. Die Schweſtern Brentano wirbelten nun hin und her, beſonders zwiſchen dem Hauſe ihres Bruders Franz, der Kaufmann geworden und mit der Wienerin Antonie Birkenſtock in Frankfurt verheiratet war, dem Hauſe der Großmutter in Offenbach und dem des berühmten Juriſten F. K. v. Savigny in Marburg, der 1804 Gundel (Kunigunde) Brentano heiratete.

In dieſem Zuſammenhange und mit Rückſicht auf Bettinas Briefromane, in denen faſt alle Familienmitglieder ihre Rolle ſpielen, müſſen wir noch auf drei andere Geſchwiſter (außer Franz, Clemens und Gundel) zurückkommen: Chriſtian, Sophie und Lulu. Chriſtian, um ein Jahr älter als Bettina, hat größere Bedeutung durch engere Verbindung mit ihr und beſonders mit Clemens, den er ſpäter auch auf die Nonne Katharina Emmerich aufmerkſam machte. Seit 1808 leitete er im Namen der Seinen das böhmiſche Familiengut Bukowan, bis es 1815 verkauft wurde. Mit Clemens zuſammen ging er zu ſtrenger und myſtiſcher Auffaſſung des katholiſchen Glaubens über. Er iſt auch als Dichter und religiöſer Schriftſteller hervorgetreten. Geſtorben iſt er acht Jahre vor Bettina. Ihre gemeinſame Schweſter Sophie, die, 1776 geboren, an ihnen beinahe hätte Mutterſtelle vertreten können, iſt beſonders bekannt geworden als Verehrerin Wielands, den ſie zuſammen mit ihrer Großmutter Sophie im Sommer 1799 beſuchte, und auf deſſen Gut Oßmannſtädt ſie im nächſten Jahre ſtarb. Ihr Grab liegt neben dem Wielands und ſeiner Frau. Wieland hat ſie im „Ariſtipp" (Lais) und Clemens im „Godwi" unſterblich gemacht. Lulu, eigentlich Ludowika oder Luiſe, ſtand neben Clemens der um zwei Jahre älteren Bettina in der Jugend wohl am nächſten.

Genoß ſie doch auch mit ihr zuſammen die klöſterliche Erziehung zu Fritzlar. In erſter Ehe heiratete ſie den weſtfäliſchen Hofbankier Jordis, in zweiter den Freiherrn Rozier des Bordes. Auch ſie hat ſich dichteriſch verſucht. Sie ſtarb fünf Jahre vor Bettina, deren Leben an Glanz das aller ihrer Geſchwiſter überſtrahlt hat.

In ihren erſten Mädchenjahren bereits war Bettine der dämoniſch übermütige Wildling, der ſie im Grunde bis in ihr Greiſenalter geblieben iſt. Aus ihren Jugendbriefen, ſoweit ſie ſich als ſolche nachweiſen laſſen, ſprechen ſprühender Geiſt, Witz, Edelſinn, koboldartige Tollheit und künſtleriſches Talent.

Es iſt kaum notwendig, zu beſtätigen, daß Bettine in ihren Verwandten- und Bekanntenkreiſen die Perſönlichkeiten, von denen ſie erzählt, wirklich kennengelernt hat. Wieweit aber die von ihr berichteten Anekdoten auf Wirklichkeit beruhen, hängt in jedem einzelnen Falle von einer kritiſchen Unterſuchung ab, und dieſe liefert natürlich meiſt höchſt zweifelhafte Ergebniſſe, beweiſt aber auch oft die Unmöglichkeit des Vorganges. Da wir uns hier an Tatſachen halten wollen, tun wir gut, alle ihre hübſchen Geſchichten, die ja in den folgenden Briefromanen ſtehen, auch die Darſtellung der Epiſode mit Herder und der drei Küſſe, ganz beiſeite zu laſſen. Das rechte Bild von ihr gewinnt man freilich nur durch ſie ſelbſt.

Zu ihren nächſten Vertrauten gehörten außer ihren Schweſtern und einer Marburgerin, der Klaudine Piautaz, die ſie im Scherz — und wann hätte ſie nicht gern geſcherzt! — den „Klausner" nannte, der Bruder Clemens, der ſie zu einer großen Dichterin machen wollte, und die Dichterin Karoline von Günderode. Die beiden Mädchen lernten einander kennen, als die um fünf Jahre ältere Karoline in das adelige evangeliſche Damenſtift zu Frankfurt a. M. aufgenommen wurde. Das geſchah im April 1797, alſo in Bettines 17. und Karolines 22. Lebensjahre. Von dem

weiteren Verlauf dieſes Freundſchaftsverhältniſſes und Karolines unglücklicher Liebe zu Savigny und dann zu dem Profeſſor Creuzer iſt in der Einführung zur „Günderode“ näher die Rede. Das innige Freundſchaftsband der beiden begabten, von hochfliegenden Idealen träumenden Mädchen löſte ſich, noch ehe Karoline ſich um Creuzers willen das Leben nahm, wenngleich dieſer den Anſtoß zur Trennung gab. Am 23. Juni ſchrieb er an Karoline: „Daß das Weinen der Bettina Dir ſchmerzlich war, begreife ich, und ich fühle, wie ich Veranlaſſung bin.“

Bettine hat ſpäter angedeutet, der ſeeliſche Verluſt der Freundin habe ſie zu Frau Rat getrieben, damit dieſe ihr Karoline erſetze. Wie dem auch ſei, ſo iſt es andererſeits gewiß, daß ſie für Goethes Mutter, bei der ſchon Maximiliane als ſtets willkommener Gaſt aus- und eingegangen war, keiner beſonderen Einführung bedurfte. Und wenn Bettina von dem Brentanohauſe aus zu dem Cronſtettenſchen Stift eilte, um Karoline zu beſuchen, ſo war es derſelbe Weg, der ſie zu Frau Rat führte: beide Häuſer lagen am Roßmarkt. Schon 1795 hatte Frau Rat das alte Haus am Hirſchgraben mit dem „Goldenen Brunnen“ vertauſcht. Da ſaß denn nun das ſchwarzlockige und ſchwarzäugige Mädchen zu Frau Rats Füßen auf der „Schawell“, ließ ſich Märchen erzählen und lauſchte namentlich den Erinnerungen an Wolfgangs Kinderzeit, die ſie eifrig niederſchrieb, um ſpäter eine begeiſterte, liebesgetränkte Biographie daraus machen zu können. Über dieſen Vorſatz zeigte ſich ihr Bruder Clemens ſchon im Oktober 1806 unterrichtet, und deſſen Freund Arnim erhielt wenige Wochen vorher einen Brief Bettinas, in dem es heißt: „Ich bin ſehr glücklich mit dieſer Frau, ich ſehe ſie alle Tage, ich darf bei ihr gute und böſe Launen äußern wie ein verzogenes Kind bei der liebenden Mutter. Sie läßt mich machen, wie ich will, und es freut ſie, wenn ich mit ihr bin wie ganz allein.“

In demſelben Jahre beſeitigte Napoleon die republikaniſche Regierungsform Frankfurts und erſetzte ſie durch eine monarchiſche, die ſich in dem Fürſten-Primas des Rheinbundes Karl Theodor A. M. v. Dalberg (Bruder von Schillers Mannheimer Gönner W. H. v. D., † 1806) verkörperte. Auch in ſeinem Hauſe hat Bettine viel verkehrt und mancherlei Anregungen empfangen. Reiſen nach Savignys Landgut Trages bei Hanau, nach Winkel a. Rh. und Schlangenbad im Taunus erweiterten ihren Geſichtskreis.

Einen der bedeutendſten Eindrücke ihres Lebens brachte ihr das Jahr 1807: die perſönliche Bekanntſchaft mit Goethe. Als ihre Schweſter Lulu Jordis, bei der ſie in Kaſſel, Jérômes Reſidenz, zu Beſuch weilte, mit ihrem Mann nach Berlin fuhr, da bettelte ſie ſo lange, bis die beiden ſie mitnahmen mit dem Verſprechen, über Weimar zurückzufahren. So geſchah es denn auch. „In Weimar", ſchrieb Bettine unmittelbar darauf (am 23. April 1807) an Arnim, „ward mir ein einziger Wunſch erfüllt, die vier Stunden, die ich dort zubrachte, ſchaute ich in Goethes Antlitz, der mich wieder ſo freundlich anſah, ſo freundlich! Kein Weſen in der ganzen Natur war mir ſo angemeſſen, gab ſo, was ich begehrte, als eben das ſeinige." Weniger zuverläſſig iſt ſchon das, was ſie Clemens mündlich über die Begegnung anvertraut hat, ganz zu ſchweigen von den dichteriſchen Phantaſien, die ſie im Alter als Schriftſtellerin um dieſes Zuſammenſein wob. Frau Rat aber ſandte ihr darauf das folgende Schreiben, das einzige wirklich entſcheidende Zeugnis, das wir über Stimmung und Wirkung jenes Beſuches beſitzen: „Gutes, liebes, beſtes Kind! Dein Andenken geht über alles und macht mich glücklicher, als es der tote Buchſtabe ausdrücken kann. O erfreue mein Herz, Sinn und Gemüt, und komm bald wieder zu mir. Du biſt beſſer, lieber, größer als die Menſchen, die um mich herum krabbeln, denn

eigentlich Leben kann man ihr Tun und Laſſen nicht nennen. Da iſt kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — ſie ſperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im Abc-Buch ſteht. Laſſen wir das und kommen zu etwas, das uns ſchadlos hält. Meine Freude war groß, da ich hörte, daß Du in Weimar geweſen wäreſt; — Du haſt viel Vergnügen dort verbreitet — und bedauert man, daß Dein Aufenthalt dort ſo kurz war. Nun, es iſt noch nicht aller Tage Abend, ſagt ein altes Sprichwort. Was werden wir uns nicht alles zu ſagen haben!! Darum komm bald, und erfreue die, die, bis der Vorhang fällt, iſt und bleibt Deine wahre Freundin Eliſabeth Goethe."

Über Bettinas Verhältnis zu Goethe wird noch in der Einleitung zu „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde" zu ſprechen ſein. Hier genüge die Feſtſtellung, daß von einer Liebe im gewöhnlichen Sinne weder bei Goethe noch Bettine die Rede ſein kann. Er ſah in ihr eine jugendliche Verkörperung eigener Jugend, die ſich jetzt erneut darzubieten ſchien, und zudem die Altersfreude ſeiner Mutter. In ihr dagegen lebte ein ausgeprägter Sinn für alles Hohe und Bedeutende, der in dieſem Falle Nahrung fand im Umkreiſe perſönlichen Erlebens, ausſchwärmender Mädchenträume. So flog ſie Goethe in die Arme, nicht nur in der Vorſtellung oder der dichteriſchen Phantaſie — wie hätte ſie ihm ſonſt in dem Briefe, den ihm kurz vor ſeinem Tode ihr Sohn auf der Durchreiſe in Weimar überreichte, die Worte ſagen können: „In die Arme, die mich einzig mit Liebe umfaßt haben, darf ich mich nicht denken." Wie dieſe Reſignation bereits andeutet, blieben die Beziehungen nicht ungetrübt, obwohl Bettine den eigentlichen Anſtoß zu Goethes „Dichtung und Wahrheit" gab und ihm nach dem Tode der Frau Rat (13. September 1808) mitteilte, was dieſe ihr aus ſeiner Kinderzeit erzählt hatte. Es kam

1811 infolge eines böſen Auftritts zwiſchen Bettine und Goethes Gattin Chriſtiane zum Bruch, und erſt die Zeit milderte die zurückbleibenden Eindrücke, gab den alten herzlichen Geſinnungen wieder einigen Raum. Auf die Dauer war ohnehin ein vertrauliches Zuſammengehen Goethes mit ſeiner olympiſchen, harmoniſch abgetönten Ruhe und Bettines mit ihrer ſtets zu körperlichem wie geiſtigem Sprunge geneigten Unruhe unmöglich. Klagend mußte ſie es ſchließlich über ſich ergehen laſſen, daß er ſie abwehrte wie eine „leidige Bremſe", die ihm als Erbſtück ſeiner guten Mutter ſchon viele Jahre ſehr unbequem ſei.

Munter, ja unbändig blieb ihr Weſen. „Unter dem Tiſch iſt ſie öfterer zu finden wie drauf, auf einem Stuhl niemals," ſchrieb Karoline Schelling über ſie aus München. In die bayeriſche Hauptſtadt kam Bettine mit der Familie Savignys, der einen Ruf nach Landshut angenommen hatte und 1808 dorthin reiſte über München, wo er zunächſt Bettine mit ſeinen Kindern ließ. In München verkehrte ſie viel mit Friedr. Heinrich Jacobi, Tieck und Boiſſerée. Mit Winter trieb ſie Muſik, mit Rumohr Malerei. Um die Wende des Jahres überſiedelte auch ſie nach Landshut, kehrte aber bald nach München zurück, wo ſie nun den Ausbruch des Krieges erlebte. Begeiſtert ſetzte ſie ſich, wo und wann ſie konnte, für die Sache der armen Tiroler ein, deren verzweifelten Kampf um die Freiheit im Jahre 1809 ſie bewunderte.

Mit Savigny, der 1810 als einer der erſten Dozenten an die neugegründete Friedrich-Wilhelms-Univerſität berufen wurde, ging ſie dann nach Berlin. Auf dem Wege dahin wurde außer dem Familiengut Bukowan auch Wien berührt, wo Bettine ſich ſelbſt einen ihrer ſehnlichſten Wünſche erfüllen konnte: ſie lernte Beethoven perſönlich kennen.

Auf Bettinas Beziehungen zu Beethoven iſt durch Albert Leitzmanns Forſchungen im Jahre 1918 („Deutſche Revue")

STAMMHAUS DER BRENTANO'S
IN AZZANO BEI TREMEZZO

neues Licht gefallen. Über ihr Zuſammentreffen mit ihm ſchrieb ſie unmittelbar darauf — alſo nicht nur phantaſtiſch dichtend im Alter — einen Bericht an einen Landshuter Schüler Savignys namens Alois Bihler, der ſie in die Lehre der Harmonie eingeführt hatte und ihr freundſchaftlich nahegetreten war. Daß Bettine auf Beethoven einen großen, freundlichen, belebenden Eindruck gemacht hat, bezeugt der eine von ihm wirklich an ſie gerichtete Brief vom 10. Februar 1811. Die anderen beiden von ihr mitgeteilten Beethoven-Briefe ſowie das Sonett, das er für ſie gedichtet haben ſoll, ſind freilich unecht, ſind poetiſche Ranken, die ſie um eine große Perſönlichkeit winden möchte.

Es iſt nun an der Zeit, eine zuſammenhängende Charakteriſtik Bettinas durch einen vertrauenswürdigen Augenzeugen zu geben. Eine gewiſſe Objektivität können wir nur dann vorausſetzen, wenn verwandtſchaftliche und ähnliche Rückſichten ausgeſchloſſen ſind. In weitem Umblick finde ich keinen beſſeren Bericht als den des genannten Bihler, aus deſſen handſchriftlich hinterlaſſenen Jugenderinnerungen dieſe intereſſante Schilderung in der „Gartenlaube“ erſt 1870 – Bihler ſtarb 1857 – von einem Verwandten veröffentlicht wurde. Da ſagt er von ſich und Bettine: „Wir ſtudierten und komponierten nach Herzensluſt und mit übereinſtimmendem Geſchmack. Einmal jedoch liefen unſere Anſichten weit auseinander. Bettina hatte nämlich die kühne Idee, eine Ouvertüre zu Fauſt komponieren zu wollen, und beſtand darauf, hierbei der Trommel eine überragende Rolle zuzuweiſen, was ich begreiflicherweiſe nicht zugeben konnte, und ſo ſcheiterte das gewagte Projekt ſchon im Beginnen. Unwiderſtehlich dagegen herrſchte Bettina auf dem Gebiet des Geſanges. Hier entfaltete ſie völlig ihre wunderbare Eigentümlichkeit. Selten wählte ſie geſchriebene Lieder, ſingend dichtete ſie, und dichtend ſang ſie mit prachtvoller Stimme eine Art Improviſation. So z. B.

wußte ſie in die einfach getragene Skala ebenſowohl als in die ihr momentan entquellenden Solfeggien eine Fülle der Empfindung und des Geiſtes zu legen, daß ich hingeriſſen ihrem ſchöpferiſchen Genius lauſchte. Gewöhnlich ſaß Bettina während des Muſizierens auf einem Schreibtiſche und ſang von oben herab wie ein Cherub aus den Wolken. Ihre ganze Erſcheinung hatte etwas Beſonderes. Von kleiner, zarter und höchſt ſymmetriſcher Geſtalt, mit blaſſem, klarem Teint, weniger blendend ſchönen als intereſſanten Zügen, mit unergründlich dunkeln Augen und einem Reichtum langer, ſchwarzer Locken ſchien ſie wirklich die ins Leben getretene Mignon oder das Original dazu geweſen zu ſein. Abgeneigt modiſchem Wechſel und Flitter, trug ſie faſt immer ein ſchwarzſeidenes, maleriſch in offenen Falten herabfließendes Gewand, wobei nichts die Schlankheit ihrer feinen Taille bezeichnete als eine dicke weiße oder ſchwarze Kordel, deren Ende ähnlich wie an Pilgerkleidern lang herabhing. Eines Abends, im Begriff zu einer Geſellſchaft zu gehen, bemerkte ſie erſt, daß ihre Kleidung zu dieſem Zwecke allzu abgetragen war. Augenblicklich entſchloſſen, ließ ſie ſchwarzen Taffet holen, ſchnitt denſelben in mehrere einfache, gerade Teile von verſchiedener Länge, heftete dieſe Teile mit unzähligen Stecknadeln zuſammen, gürtete ſich mit der bekannten Kordel und beſuchte auf ſolche Weiſe die Soiree, wobei die wenigſten ahnten, auf welche leichte Art das äußerſt maleriſche Gewand zuſtande gekommen war. Faſt immer traf ſie der Eintretende auf niedrigen Fußbänken oder Fenſterniſchen ſitzend, bequem zuſammengekauert, einen Band aus Goethes Werken auf dem Schoße haltend. Mit weiblichen Arbeiten ſcheint ſie ſich wenig befaßt zu haben. Wer dieſem eigentümlichen Weſen jemals nahegetreten war, konnte es im Leben nicht mehr vergeſſen. Ihr reicher Geiſt, ihre ſprudelnde Regſamkeit voll poetiſcher Glut und Phantaſie, verbunden mit ungeſuchter Anmut und

grenzenloſer Herzensgüte, machten ſie im Umgang unwiderſtehlich. Großmut, dieſe gemeinſame Eigenſchaft genialer Naturen, trat auch bei ihr in glänzender Weiſe hervor. So brach ſie einmal, da ſie veranlaßt war, eine unbemittelte Perſon zu unterſtützen, raſch eine Rolle Geldes mitten auseinander und reichte, ohne zu überlegen oder nachzuzählen, der Betreffenden die eine Hälfte dar.“ Eine ähnliche Feſtſtellung findet ſich in Varnhagens Tagebüchern (November 1856): „Wie gern ſie teilt und gibt, erweiſt ſich wieder aufs ſchönſte an einem armen Literaten, der ſich in ſeiner Not an ſie gewendet, und dem ſie das letzte Bare ſchickte, was ihr im Augenblick verfügbar iſt.“

Immer wieder kommt in den Zeugniſſen der Zeitgenoſſen das Erſtaunen zum Ausdruck über dieſe ſeltſame Miſchung von Genialität, Edelſinn und knabenhaftem Mutwillen. Nach dem Bericht der Frau Steffens hat ſich Bettine in München einmal unter Ludwig Tiecks Bett verſteckt und ebenſo in Berlin bei dem Bildhauer Schinkel zum größten Entſetzen von deſſen Frau.

Bettine kam alſo 1810 nach Berlin, und Arnim ſorgte dafür, daß die preußiſche Hauptſtadt ihr zur zweiten Heimat, zum Mittelpunkt ihres inneren und äußeren Lebens wurde.

Ludwig Achim von Arnim wurde am 26. Januar 1781 in Berlin geboren, war alſo vier Jahre älter als Bettine. Da ſeine Geburt der Mutter das Leben koſtete, wuchs er zuſammen mit ſeinem älteren Bruder Karl im Hauſe der Berliner Großmutter auf. Nach dem Abſchluß der Schulzeit 1798 gingen ſie nach Halle, wo Achim Phyſik, dem Namen nach freilich Jura, ſtudierte. Im Jahre darauf wandte er ſich nach Göttingen, wo er ſich als Student der Mathematik einſchreiben ließ.

In Göttingen ſchlug für ihn die Schickſalsſtunde durch die Bekanntſchaft mit Goethe und Brentano. Als Goethe im

Juni 1801 durch Göttingen fuhr und in der „Krone" abſtieg, brachten ihm die Studenten unter Führung Arnims eine öffentliche Huldigung dar. Dadurch war es dieſem möglich, dem verehrten Dichter näherzutreten. Erinnerte ihn an deſſen Jugend doch auch der Umgang mit dem Göttinger Kommilitonen Keſtner, dem Sohn der Wetzlarer Lotte. Die Freundſchaft des ebenfalls damals in Göttingen ſtudierenden Clemens Brentano aber gab ihm für ſeine Zukunft weit mehr: den Übergang zum dichteriſchen Schaffen und ſpäter die Lebensgefährtin.

Arnim lernte Bettina kennen, als er auf ſeiner dreijährigen (1801—1804) Reiſe durch das weſtliche und ſüdliche Europa im Juni 1802 in Frankfurt zum Beſuche des Freundes eintraf. Sein Äußeres war ungewöhnlich anziehend. Er war, ſo bezeugt Eichendorff, „von hohem Wuchs und ſo auffallender männlicher Schönheit, daß eine geiſtreiche Dame einſt bei ſeinem Anblick und Namen in das begeiſterte Wortſpiel: ‚Ach im Arm ihm!' ausbrach." So hat denn auch Bettine ſogleich bekannt: „Der Arnim ſieht doch königlich aus!" und ein anderes Mal: „Arnims wunderſchöne Jugendnähe elektriſierte mich." An der Echtheit dieſer Empfindungen und Bekenntniſſe dürfen wir nicht zweifeln.

Von Liebe im ernſten Sinne war indeſſen bei beiden noch längere Zeit nicht die Rede, bei Bettine höchſtens von einer harmloſen Schwärmerei, die ſie in den nächſten Jahren nicht hinderte, noch viele andere zu „lieben", Goethe in die Arme zu fliegen und an den Dichter Ludwig Tieck in Gotha „poste restante" die folgenden Zeilen zu richten, die in Varnhagens Nachlaß liegen: „Ich möchte nicht, daß Sie von hier gingen, ohne daß ich nochmals ſagen dürfte: — Ich habe Sie lieb. Und abermals — Ich habe Sie unendlich lieb. Und doch, was iſt dieſe Liebe — als vom Zaune gebrochen. Ein friſch grünend Reis, ein ſtolz, ein ſtrahlend Haupt.

Und deswegen bin ich es auch. Jung — im Frühling muß man es ſuchen, wenn man es haben will. Ein einziger Sonnenſtrahl zuviel nimmt die glänzende Farbe hinweg. Und hiermit Ihnen ans Herz, lieber Tieck. Bettine."

Der Begriff der romantiſchen Liebe war Bettine von Jugend auf natürlich und durch den Umgang mit dem Bruder Clemens noch ſelbſtverſtändlicher geworden. Beſtändigkeit und Treue für das ganze Leben waren nicht die Grundlagen für dieſen Begriff. Um ſo ſchöner hebt ſich Bettines doch immer feſter werdender Herzensbund mit Arnim ab von den erotiſchen Wirren ihrer weiteren Umgebung, beſonders ihres Bruders Clemens und anderer romantiſcher Dichter. Andererſeits hat das dauernde Zuſammenleben und Zuſammenarbeiten des Bruders mit Arnim deſſen weitere Verbindung mit Bettine gefördert.

Schon in ſeinem Göttinger Gartenhauſe hatte Clemens dem Freunde die Zueignung ſeines zweiten Godwiteiles an Bettine vorgeleſen. „Ihr ſeid die Dualität, die mich konſtruiert, und kennt Euch nicht", hatte er ihm dann im Frühling 1802 geſchrieben. Nun war Arnim gekommen und hatte auch bei der zweiten Durchreiſe, als er nach romantiſcher Rheinfahrt, die er zuſammen mit Clemens unternahm, ohne dieſen wieder Frankfurt berührte, Bettine dreimal geſehen. Ausführlich äußert er ſich über ſie zum erſtenmal einige Wochen ſpäter in einem Briefe, den er aus Bern an Clemens richtete: „Was anderen Mädchen ſchon hohe Liebe wäre, iſt für Bettinen Freundſchaft, ihre Liebe aber muß etwas werden, wovon kein anderes Mädchen etwas ahndet. Ich war ein freundlicher Ruf in ihre Einſamkeit, wo Du ſie leider alle verachten gelehrt haſt, und ich kam an Deiner Hand. Der Frühling iſt ein Unding, und doch lieben wir ihn wie einen Freund, weil ihn die kleinen Veilchen und hohen Roſen herbeiführen; es iſt das einzige Gute an mir wie am Frühling, daß wir keinen mit unſrer Kälte oder Hitze

beläſtigen, der Weſen Mannigfalt kann ſich frei entfalten. Das nannte Bettine meine Höflichkeit, ſie glaubte nie einen höflicheren Menſchen geſehen zu haben. Du wirſt Dich erinnern, das machte ſie wohl, ſie wurde freier, aber lieber; jede Pflanze braucht einen feſten Boden, und den gibt ihr der Frühling nicht. Sie hat das einen Augenblick gefühlt, es war der einzige, wo wir uns gekannt haben. Sie begleitete mich auf den Fußweg nach Frankfurt, die gebognen Apfelbäume beſchatteten uns, und die unterſinkende Sonne blickte neben den Baumſtämmen zu uns hin. Wir liefen zwiſchen den Kornfeldern um die Wette, die ſchwankend mit uns zogen, ſie verwickelte ſich in ihrem Kleide und fiel, ich war zu ſehr im Laufe, um ihren Fall aufzuhalten, das ſchmerzte mich; ich war im letzten Augenblicke dadurch weniger zurückhaltend als ſonſt, ich küßte ſie zum Abſchiede, ſie aber ſchien kalt, und ſie ſagt es in ihrem Briefe. Lieber, Du müßteſt Bettinen nicht kennen, wenn ſie liebte, wäre ſie hier nicht kalt geblieben; und Du mußt mich nicht kennen, daß alle Elemente mich von Frankfurt nicht hätten wegbringen können, wenn ich nach meiner ganzen Weſenheit liebte." Clemens freilich erkannte ſofort den Keim ernſter Liebe bei der Schweſter. Er erwiderte dem Freunde: „Da ich von Koblenz kam und ſie ſah, war ſie ſehr geſchämig gegen mich wegen der Liebe zu Dir; Du kannſt wohl begreifen, daß ich ſie von dieſer Liebe zu heilen ſuchte, und dazu gibt es kein Mittel als Neckerei. Sie weinte im Anfang, dann aber hörte ſie ruhig zu und geſtand mir endlich, wenn ſie alle die andern erzählen höre, was Du alles mit ihnen geſprochen habeſt, und daß ſie von Dir ſo vieles erzählen könnten, ſo mache ſie das traurig, und ſie liebe Dich dann nicht mehr ſo."

Nachdem Arnim von ſeiner großen Reiſe zurückgekehrt und nach Heidelberg übergeſiedelt war, begann wieder ein lebhafterer Gedankenaustauſch mit Bettine, die ja auch

für das „Wunderhorn", Arnims und Brentanos berühmte Volksliedſammlung, beiſteuerte. Um den Druck zu überwachen, ging Arnim perſönlich nach Frankfurt, wo er fünf Monate (bis Dezember 1805) blieb. Ein Ausflug nach Savignys Landgut, dem Trages bei Hanau, vereinte ihn mit einem großen Teil der Familie Brentano. In dieſer Zeit gründete ſich zunächſt ein engeres Freundſchaftsverhältnis zwiſchen ihm und der nunmehr zwanzigjährigen Bettine. Es hatte dann eine harte Belaſtungsprobe zu beſtehen. Arnim, der als märkiſcher Junker 1806 mit aller Kraft dem preußiſchen Vaterlande diente, ging nach der Niederlage bei Jena zuerſt nach Berlin und auf ſeine Güter, dann über Stettin und Danzig nach Königsberg, wo er u. a. im Auftrag der Kriegspartei Proklamationen verfaßte, darunter einen Aufruf zur Erhebung der Pommern und Märker. In ſeinen Briefen an Bettine vertraute er ihr nun (1807) ſeine unglückliche Liebe zu Auguſte Schwinck an, der Tochter eines Kommerzienrats, die ſpäter den Präſidenten Wißmann heiratete. Sein Abc ſei fertig, ſchrieb er: Auguſte, Bettine und Clemens. Bettine ſuchte ihm tröſtlich zuzuſprechen, ihn zu erheben und trug ſo ſicherlich bei zu ſeinem Erkennen, ſeine Leidenſchaft für Auguſte ſei unnatürlich geweſen und habe ſich überlebt: dieſe Paſſionsblume habe mit dem Abendrot ausgeblüht. Um ſo heller, verſicherte er, leuchte ihm von fern die Freundſchaft, und ſo bat er denn Bettine um eine ihrer Locken: er wollte ſie ſich auf die Augen legen und in dieſer Dämmerung ſeinen ſchönſten Tag träumen.

Ende 1807 waren ſie einige Wochen in Weimar, Kaſſel und Frankfurt wieder zuſammen, und jetzt kam es zur entſcheidenden Ausſprache und in der Anrede zum „Du". Schon daraus allein ergibt ſich deutlich der Charakter der Liebe Bettinens zu Goethe, den ſie wenige Monate vorher zum erſtenmal geſehen hatte, als reiner Geiſtigkeit. Der Briefwechſel zwiſchen Arnim und Bettine iſt ein Hin und

Her romantiſcher Neckerei, bei der die ganze Verſchiedenheit ihrer zu gegenſeitiger Ergänzung beſtimmten Naturen zutage tritt. Er, ernſt und gehaltvoll, verſuchte von Heidelberg aus kritiſch auf ſie einzuwirken, ihr einen Halt zu geben. Sie aber erwidert (Frühjahr 1808): „O, Du brummige Natur.“ Er ſtudiere und zergliedere ſie ja wie eine Wiſſenſchaft, während ſie das von ihm beſchriebene Papier unſinnig an die Lippen drücke und küſſe. Einmal träumt ſie ihm ein Märchen vor: als Nixe entführt ſie den Geliebten zum Waldſee hinab auf den Grund, und da ſpielen ſie zuſammen in alle Ewigkeit. Als ſie einander (März 1808) in Frankfurt flüchtig wiederſahen, blieben Diſſonanzen nicht aus, obwohl Bettine den Tadel des Geliebten über ihr ungezügeltes Weſen mit der Hingebung des Weibes hinnahm. Sie wußte ja auch beſſer als er, was er ihr inzwiſchen geworden war und in Zukunft werden mußte, und rührend ſchöne Liebesklänge tönten von ihr zu ihm, dem immer noch Zurückhaltenden hinüber: „Mein Herz, hab' Ruh, ſchlaf jetzt, es geht draußen der Wind, es regnet und iſt ſchon ſpät. Sag', liegſt Du gut ſo, ganz umgeben von meiner Liebe, ganz verdeckt? Nun, dann gib mir noch die Hände an meinen Mund.“ Als er einmal ſchrieb, eines Katarrhs wegen ſende er ihr keinen Kuß, erwiderte ſie, von dieſem hätte ſie auf ſo weite Entfernung ſicherlich keinen Huſten bekommen, die Winde würden ihn auf dem Wege ſchon gehörig durchwehen und alle Krankheitskeime ertöten.

Im Mai 1808 trafen die beiden Liebenden in Winkel am Rhein zuſammen, wo ſie nun mehrere Wochen in glücklicher Harmonie ihre Anſchauungen austauſchten. Immerhin war Arnim nach der Abreiſe brieflich wieder zurückhaltender, zumal Frau von Staël, die auf der Reiſe in Frankfurt mit Bettine ſprach, ſich über dieſe in Heidelberg zu Arnim ungünſtig äußerte. Als er nun Bettine bat, doch mit Menſchen, die ihr nichts ſein könnten und ſie ſelbſt bizarr genannt

hätten, nicht vertraulich zu verkehren, war ſie ganz unglücklich: ſein Brief habe ihr die Tränen aus der Bruſt in die Augen gejagt; die Eitelkeit, „ſich mit berühmten Leuten vertraulich zu machen", ſei ihrem Charakter fremd. Schon damals alſo erregte ſie in dieſer Beziehung Anſtoß. Im Auguſt desſelben Jahres kam Arnim nach Schlangenbad, wo Bettine mit Schwager und Schwägerin Savigny wie ſchon früher weilte. Sie machten nun auch eine Rheinfahrt zuſammen nach Köln. Im September verlebten ſie dann noch ſchöne Tage in Frankfurt. Bettine ging nun mit Savignys nach Süddeutſchland, von Arnim bis Aſchaffenburg geleitet.

Bettine war die Ungenannte, der er ſeine Novellenſammlung „Wintergarten" in Stanzen zueignete.

Des Fernen Troſt mußt Du mit Luſt nun leſen,
Denn mir gilt nichts, was mir allein geweſen.

Während Bettine mit der Familie Savigny, wie wir früher ſahen, nach Landshut und München überſiedelte, ging Arnim wieder nach Heidelberg. Um die Weihnachtszeit verlebte er einige Tage in der Geſellſchaft Goethes, dem er auch die erſte ſeiner Wintergarten-Novellen vorleſen durfte. Bettine aber ſchrieb ihm im Sommer 1809: „O Arnim! o Goethe! Ihr ſeid mir zwei werte Namen! Hätte die Welt gleich hinter Euch ein End' gehabt, ſo wäre ich auf ewig bei und mit den Guten geblieben; aber ſo mußte ich noch in die leere wüſte Ferne, die dahinter lag."

In Berlin liefen ihre Wege endlich wieder zuſammen. Im März 1810 ſtarb Arnims Großmutter, Frau von Labes, deren Vermögen nun ſeine Zukunft ſicherſtellte. Savignys mit Bettine reiſten, wie erwähnt wurde, über Salzburg, Wien und Bukowan, wo ſich im Juni auch Clemens und Arnim einfanden. Zu entſcheidenden Erklärungen kam es aber erſt, als Arnim wieder in Berlin war und nun noch vor

Bettinens Ankunft brieflich Gewißheit verlangte. Im Juli wurde dieſe ihm denn auch zuteil. Bettine erinnerte ihn in ihrer Antwort auch an ſeine alte Paſſionsblume, aber verſtehend und verſöhnend: „Wie Du mir von Königsberg aus ſchriebſt die ganze Geſchichte Deines Herzens, da frohlockte ich, daß Du Dich zu mir wendeteſt, um Schmerz und Freude zu vertrauen, und ich dachte, daß ich auf der rechten, mir der liebſten, Stelle ſtände in Deinem Herzen ... Liebes Kind meines Herzens, warum ſoll ich nicht Dein ſein? warum, wenn Du an mich verlangſt, ſoll ich Dir nicht geben? ... Sei von mir geliebt, ſei mein, ſei getroſt.“ Fröhlich ſchrieb Arnim zurück: „Ich meine, wir heiraten uns, wann und wo es ſei, nur bald. An Mobilien brauchſt Du ſo nicht viel, wenn Du ein Fortepiano haſt, ich hab' mein Schreibpult.“

Im Auguſt 1810 trat die Familie Savigny mit Bettine die Weiterreiſe nach Berlin an. In Teplitz wurde Goethe begrüßt. Dann fuhr ihnen Arnim bis Bärwalde entgegen, wo Bettine ſpäter lange als Gutsherrin ſchalten und walten ſollte. Am 4. Dezember bei kaltem ſchauerlichem Wetter, wie Bettine an Goethe ſchrieb, hielt ſie mit Arnim Verlobung „unter freiem Himmel um $^1/_2$9 Uhr abends in einem Hof, wo hohe Bäume ſtunden“, von denen der Wind von ungefähr den Regen auf ſie herabſchüttelte. Am Weihnachtsabend wechſelten ſie in Savignys Familie die Ringe.

Echt romantiſch war die Art, wie ſie nach vollzogenem Aufgebot die Heirat verwirklichten. Wir beſitzen darüber einen köſtlichen Brief Arnims vom 12. April 1810 an Wilhelm Grimm: „Es war“, ſchreibt er, „die Aufgabe zu löſen, wie zwei Verlobte, von denen der eine mit dem Bruder der Braut, die Braut aber mit ihrer Schweſter (Frau v. Savigny) zuſammenwohnt, ſo daß Braut und Bräutigam durch eine halbe Stunde Weges voneinander geſchieden

ſind, unbemerkt miteinander verheiratet werden können. Mittel dazu — die Kammerjungfer Liſette ... Den 11. März hatten wir dazu beſtimmt, nachdem das Aufgebot in lutheriſcher und katholiſcher Kirche den 10. vollendet war, uns zu verheiraten. Die Unterſchrift von Ehepakten gab mir die Veranlaſſung, Bettinen allein abzuholen, und ihr die Gelegenheit, ſich ſorgfältiger als gewöhnlich anzukleiden. Aber ein unſeliger Umſtand hätte beinahe alles geſtört. Der katholiſche Küſter, ſtatt mir den Aufgebotsſchein zu ſchicken, war damit zu Bettinen gelaufen, dort von der Savigny an mich zurückgeſchickt worden, und ſo ſchwebte ich ihm nach, ohne ihn zu treffen, ungeachtet ich in dem Ärger die meiſten Leute, die etwas Küſterhaftes in ihrem Anſehen hatten, auf der Straße anrief, worauf mir einer mit ‚Gott bewahre mich davor!' antwortete. Ganz in Schweiß gebadet, beſchloß ich endlich mit Bettinen ohne Aufgebotsſchein zum alten Prediger Schmid zu fahren, deſſen goldene Amtsfeier Bettine einen Monat vorher mit beſingen half. Der würdige Alte machte auch keine Umſtände wegen des mangelnden Scheines, auf ſeiner Bibliothek ruhten wir erſt in einem grünſeidenen Sofa aus und ließen die erſten ungeſtümen Bewegungen des Herzens vorübergehen ... Nach der Trauung führte ich eilig Bettinen nach Hauſe und aß in einer freudigen Einſamkeit beim Reſtaurateur. Erſt abends kam ich wie gewöhnlich zu Savigny ... Zum Glück für unſre Heimlichkeit war Clemens ſchon ſeit einiger Zeit gewöhnt, weil ich gern mit Bettinen noch etwas zuſammenblieb, voran nach Hauſe zu gehen; ich mußte ihm meinen Schlüſſel geben, er wollte ihn aufs Fenſter für mich legen. Als er fort war, gingen Savignys auch zu Bette, ich tat, als wenn ich Abſchied nähme, trappte die Treppen in Begleitung der kleinen Kammerjungfer hinunter, als ob ich ſchwere beſchlagene Hufeiſen trüge, unten aber ſchlug ich die Türe ſcheinbar zu, zog dann die Stiefel ſchnell aus

und war in drei Sprüngen in Bettinens Zimmer, das mit großen Roſenſtöcken und Jasminen, zwiſchen welchen die Nachtlampe ſtand, ſowohl durch den grünen Schein der Blätter wie durch die zierlichen Schatten an der Decke und Wand verziert war. Die Natur iſt reich und milde, was aber von Gott kommt und zu Gott kehrt, iſt das Vertrauen. Früh ſchlich ich mich unbemerkt fort. Fünf Tage darauf erzählte Bettine Savigny und der Gundel das ganze Ereignis. Da ſie aber an ihr dergleichen Erdichtungen gewohnt waren, womit ſie ihnen unſchuldig die Zeit vertrieben, ſo wurden ſie diesmal etwas böſe, daß ſie ihnen ſo leichtſinnig von etwas vorſchwatze, das ihr heilig ſein ſollte. Erſt am andern Morgen überzeugten ſie ſich von der Wahrheit des ganzen Vorgangs, und nachdem ihnen die üble Laune vergangen, um einige Beobachtungen betrogen zu ſein, gaben ſie mir ſowohl wie Clemens recht, daß wir, die wir beide in mancherlei Art bekannt mit vielerlei Leuten, beide nicht ſo jugendlich unbeſonnen, um alles um uns her zu überſehen, beide abgeſagte Feinde aller Gratulationen und Hochzeitsſpäße, uns auf dieſem Wege allen entzogen hatten. Nach zehn Tagen ungefähr ſchlieſen wir bei Savignys, unter der Zeit wurde täglich an der Einrichtung unſerer jetzigen Wohnung gearbeitet."

Dieſe Wohnung lag im Garten des gräflich Voßiſchen Palais, Wilhelmſtraße 78, da wo heute die Voßſtraße auf den Wilhelmsplatz mündet. Bei dieſer Gelegenheit nenne ich zuſammenfaſſend ſogleich auch Bettines ſpätere Berliner Wohnungen: ſeit 1820 Unter den Linden 76, dann Friedrichſtraße 101; ſeit 1830 Dorotheenſtraße 31; ſeit 1836 Unter den Linden 14; 1836—38 Unter den Linden 21; 1844/45 Hinter dem N. Packhof; 1845—46 Köthener Straße 8/9; 1847 ebd. 44; ſeit 1848 In den Zelten 5.

Bettine ſowohl wie Arnim ſind in ihrer Ehe vollkommen glücklich geworden, wie auch die drei in dieſer Ausgabe

zum erſten Male veröffentlichten Briefe bezeugen. Der lange Briefverkehr hatte ihre Seelen einander bis in die letzten Winkel hinein erſchloſſen, ſo daß ſie vor Überraſchungen hinſichtlich verſchiedener Weltanſchauungen von vornherein bewahrt waren. An Goethe ſchrieb Bettine zwei Monate nach der Hochzeit einen Brief, den ſie für „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“ natürlich nicht als Vorlage benutzen konnte, da er den Blick von Goethe hinweg zu Arnim hinübergelenkt hätte. „Es iſt billig,“ ſagt da das nun ſechsundzwanzigjährige verheiratete „Kind“, „daß man die Menſchen, die man liebt, in jeden neuen Wechſel des Lebens mit einführt, und doch war's ſo natürlich, daß ich ſo lange ſchwieg, mein Glück iſt, daß ich nicht glücklicher werden konnte, als ich geboren war. — Ich wohne hier in einem Paradies! Die Nachtigallen ſchmettern in den Kaſtanienbäumen vor meinem Schlaffenſter, und der Mond, der nimmer ſo hell geſchienen, weckt mich mit ſeinen vollen Strahlen; da ſchau' ich denn wie in einer Optik die vergangenen Tage, was mich Dein Geiſt ſo früh ſchon gelehrt, und alles reihet ſich glücklich aneinander. Rein von Lügen nur, und keine Dürre wird das Herz befallen, wird nicht ausſterben. — Ich weiß nicht, warum ich ſo glücklich bin?... Und uns geht unſer Tagewerk folgendermaßen vor ſich: von morgens früh gehe ich der Muſik nach, und Arnim treibt ſeine eignen Geſchäfte, gegen Abend bearbeiten wir ein kleines Gärtchen hinter unſerem Häuslein, das mitten in einem großen Garten ſteht — und nun, Philemon und Baucis konnten nicht ruhiger leben!“

Der Ehe entſproſſen vier Söhne und drei Töchter, von denen die jüngſte, Giſela (1827—1889), bekannt auch als Dichterin, ſich 1859 mit Herman Grimm, dem Sohne Wilhelm Grimms, vermählte. Die älteſte Schweſter Maximiliane heiratete den Grafen Oriola, die zweite, Armgart, den Grafen Flemming. Dieſer Ehe entſtammen Eliſabeth,

Freifrau von Heyking, und Irene Forbes-Moſſe, die ſich beide als Schriftſtellerinnen einen hochgeachteten Namen erworben haben. Die Söhne hießen Freimund, Siegmund, Friedmund — der Volksmärchen ſammelte und herausgab — und Kühnemund.

Die beiden Jahrzehnte, die Bettine mit ihrem Gatten verlebte, ſind ſicherlich die ſchönſten ihres Daſeins geweſen. Varnhagen erzählt, ſie habe ihm ſpäter zwanzigmal geſagt, daß ſie Arnim eigentlich nie geliebt, ſondern nur hochgeachtet habe, fügt aber ſelbſt hinzu, man müſſe ihre Behauptung umkehren: Arnim habe ſie mehr geachtet als geliebt. Sie habe ihm (V.) auch mehrfach erklärt, in ihrer Hochzeitsnacht ſei ſie „gar nicht dabei geweſen". Er meint, das könne wahr ſein, aber nicht infolge geiſtiger Erhabenheit, ſondern ſinnlicher Trunkenheit. Man erkennt hieraus nur, wie es im tiefſten Seelengrunde um die einſt ſo viel — auch noch von Alberti alias Sittenfeld 1885 — gerühmte Freundſchaft zwiſchen dem Hauſe Bettinas und dem Varnhagens von Enſe ſtand, deſſen Gattin Rahel mit ihrem Salon und Goethekultus nicht den einzigen Mittelpunkt feingeiſtig-geſellſchaftlichen Lebens in Berlin bildete. Treulich zeichnete Varnhagen auf, was Rahel erhöhen und Bettine herabſetzen konnte. Einmal vergleicht er die beiden auf ſeine Art: „Der Hauptunterſchied zwiſchen Rahel und Bettine iſt der, daß bei großer und reicher Begabung, die beiden gemein, wenngleich nicht dieſelbe war, Bettine alles aus oder wenigſtens mit Eitelkeit tat, Rahel ſtets alles aus dem Herzen und aus der Vernunft, ohne alle Eitelkeit. Dies unterſcheidet auch ihre Neigungen zu Menſchen, ihre Urteile über ſolche. Das Echte in Bettina iſt nur der Geiſt und die Phantaſie, ihre Menſchenliebe bedarf ſchon äußerer Anläſſe und Stützen." Wenn z. B. von Alberti ein höfliches Schreiben Bettinens an Rahel zitiert wird, in dem jene auch Varnhagens freundliches Intereſſe für ſie dankend zu

rühmen weiß, ſo ſei demgegenüber an ihre ſpäteren Briefe (an Pückler) erinnert, in denen ſie ihn als ein „unerfreuliches Rätſel" bezeichnet und luſtig hinzufügt: „Gott, der ihm den Odem eingeblaſen, der wird ihn wohl auch verſtehen und wiſſen, was daraus werden ſoll." Einmal (16. Januar 1836) nennt ſie ihn eine Spinne, die die Fliegen ins Netz locke.

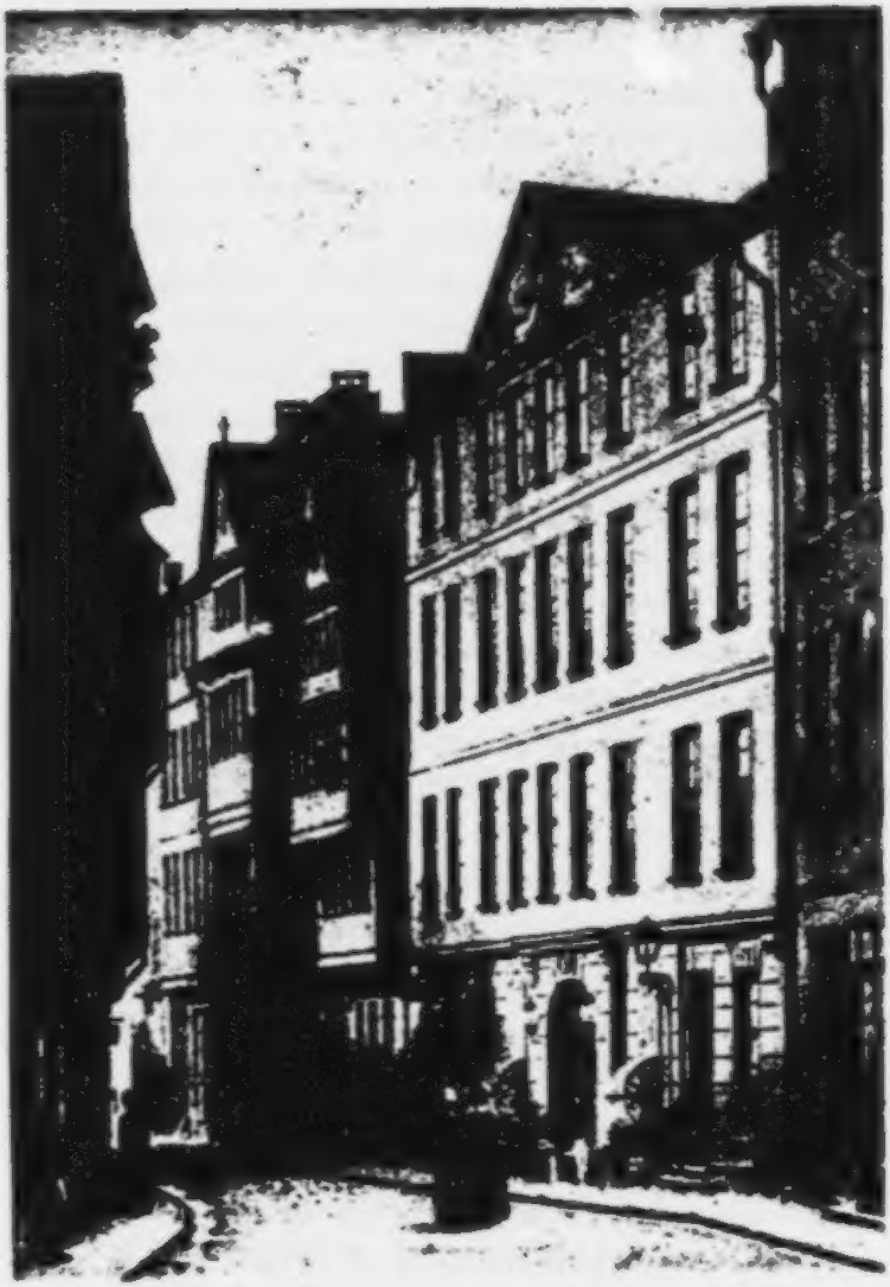
Bei den großen Anforderungen, die Haus und Geſellſchaft an Bettine ſtellten, war es ein Glück für ſie, daß ſie — wie auch Herman Grimm noch ausdrücklich verſichert hat — nie krank, nie bis auf die letzten Lebensjahre auch nur leidend war.

So vermochte ſie auch die ſchweren Jahre des Befreiungskrieges leichter zu überſtehen, in dem Arnim als freiwilliger Offizier Landwehr und Landſturm organiſieren half, Savigny mit einem Spieß, Fichte mit Schild und Dolch, F. A. Wolf mit Piſtole und Meſſer zum Exerzieren kamen, während Bettine mit den Kindern auf Arnims Familiengut Wiepersdorf (im Kreiſe Zauche bei Jüterbog in der Mark) lebte und, wie ſie an ihre Schweſter Meline Guaita ſchrieb, wohl auch für alle Fälle ein paar Hiebe mit einem großen Säbel in die Luft ſchlug. „Manches", fügt ſie hinzu, „hat uns die Zeit gelehrt, was wir unter anderen Umſtänden viel ſchwerer gelernt haben würden. Ich kann jetzt mit einer Schüſſel mittags auskommen, ich kann grobe Strümpfe und geflickte Hemden tragen und brauche keine batiſtne Sacktücher mehr; auch Arnim hat in den Landſturmzeiten die verfluchten franzöſiſchen Jabots von ſeinen Hemden geriſſen, an denen man immer zu kneipen und zu fälteln hatte, kurz der Luxus iſt bei uns und bei den meiſten honetten Leuten ſo verbannt, daß es beinah überall wie bei Diogenes im Faſſe ausſieht. Mein ſilbernes Patengeſchenk von der alten Bethmann hat ſich auch damals in einen freiwilligen Reiter verwandelt. Mein ganzer Haushalt lebte ſechs Wochen lang von einem Sattel und einem Paar Piſtolenhalftern."

Im Frieden war die Familie je nach der Jahreszeit abwechselnd in Wiepersdorf (Arnims „Landhausleben") und Berlin, wo Bettine auch zu Schinkel, Ranke und Schleiermacher, der ihre Kinder konfirmierte, in freundschaftliche Beziehungen trat. Mit Goethe wollte sich kein näheres Verhältnis anknüpfen lassen, obwohl Bettine nach wie vor mit Verehrung zu ihm aufschaute und seit dem Jahre 1820 unablässig für sein Denkmal in eigenen Entwürfen und durch Propaganda für die Idee tätig war.

Ganz plötzlich starb Arnim am 21. Januar 1831 in Wiepersdorf, während Bettine in Berlin weilte. Varnhagen, zu ihr gerufen, fand sie zu Bette, bei ihr Savigny und Gundel. „Bettine", berichtet er, „weinte und schrie dazwischen heftig, rang die Hände und wußte in ihrem Schmerze sich nicht zu lassen." Die Kinder aber standen als von ihrem Geliebten hinterlassene Pflichten vor ihrer Seele, ihnen widmete sie ihr Leben, und was dann übrig war, das ging auf in der Kunst und in dem Verkehr mit hochgesinnten, geistig in höhere Sphären gehobenen Menschen.

Nach Arnims Tode trat in ihrem Wesen wieder stärker der Brentanosche Familienzug hervor, der die Kritik der Umwelt herauszufordern schien und von Tieck, wie Försters Tagebücher 1831 (S. 393) berichten, einmal scharf umschrieben wurde: die Brentanos hätten alle einen Anflug von Narrheit, vorzugsweise die Schwester Bettina, deren affektierte Naivität alle Grenzen überschreite. Unzählige Anekdoten über sie aus ihren jüngeren Jahren sind im Umlauf geblieben: wie sie Mauern und Bäume erstieg, in einer Abendgesellschaft ihren Kopf auf Gneisenaus Knie legte und einschlief. Besonders Varnhagen ist unermüdlich zu erzählen, was er über sie und von ihr gehört hat. „Welch eine Natur ungebändigter Fülle", schrieb Ranke von ihr, und Rahel: „In alle ihrer Launenhaftigkeit und Schroffheit eine anmutige Erscheinung." Ihre beste Zeit sei nach Tische,



DER GOLDENE KNOPF IN FRANKFURT A/M

meinte Ranke, nach dem Kaffee ſetze ſie ſich auf das Sofa und treibe Poſſen.

Ihr nordiſch ernſter und tiefer Gatte war ihr ein Halt geweſen, hatte ihre Laune vor dem Überſtrömen bewahrt. Jetzt kam ihre Koboldnatur wieder ſtärker zum Vorſchein, immer aber hochgeſtimmt zu edler Geiſtigkeit. Nie hab' er ſie kleinlich oder für den eigenen Vorteil bemüht geſehen, berichtet Herman Grimm von ihr, und er fügt hinzu: „Nur von wenigen vornehmen Geiſtern hat das zu allen Zeiten geſagt werden können."

Das gilt auch für Bettinens ſpätere Beziehungen zu anderen Männern. Wenn ſie da von Liebe ſpricht, ſo iſt es nicht die gewöhnliche. Varnhagen verſichert ſogar, ſie habe nie ein Herz, nie einen Menſchen geliebt, ſondern glänzende Eigenſchaften, Berühmtheiten, Wirkungen, Stellungen. Als ihre Lieblinge zählt er einmal auf Clemens, Goethe, Tieck, Ludwig von Bayern, Beethoven, Schleiermacher, Schinkel, Gneiſenau, Wilh. v. Humboldt, Ph. Nathuſius, Liſzt, Ole Bull, Friedrich Wilhelm IV., Wildermeth, die de Gachet (das Urbild zu Goethes „Natürlicher Tochter") und die Günderode. Wildermeth war ein Offizier, der noch zu Arnims Lebzeiten 1822—24 von ihr Briefe über die verſchiedenſten Themen erhielt, auch über männliche und weibliche Sinnlichkeit, wie Varnhagen andeutet. Das alles blieb groben Auffaſſungen unverſtändlich. So hat ſie denn auch mit dem Fürſten Pückler-Muskau in freier, immer aber geiſtiger Form korreſpondiert und verkehrt — am Schluß des letzten Bandes unſerer Ausgabe findet ſich darüber Näheres. Es machte ihr geradezu Vergnügen, die weniger fein organiſierten Menſchen Böſes glauben zu laſſen. Sie brachte Schleiermachers Frau einmal auf den Gedanken, Pückler habe ſie verführt, bis dann unter Lachen eine ganz andere Wendung kam. Schleiermacher ſelbſt meinte, ſie ſei lauter Sinnlichkeit, die ſich aber niemals konzentriere.

Varnhagen fügt hinzu, ſie treibe die Vorſtellungen in die größte Lüſternheit, um dann plötzlich abzubrechen. Im Denken und Reden ſei ſie frei bis zur Verwegenheit, ſinnliche Dinge verfolge ſie über alle Grenzen des Herkömmlichen hinaus, und ſie habe ein ſchadenfrohes Vergnügen, in andern unziemliche Vorſtellungen zu wecken, aus denen ſie ſich dann engelrein herausziehe, während die andern beſchämt ſitzen bleiben. „Sie hat mir", fährt er fort, „ſelbſt einmal erzählt, wie ſie in dieſer Art die Frau Schleiermacher arg angeführt. Die glaubte feſt an die Unſchuld und Keuſchheit der Beziehungen zwiſchen Bettinen und Goethe; Bettina jedoch wußte ſie durch zweideutige Bekenntniſſe und Schilderungen irrezumachen und ſie in die neugierigſte Spannung zu verſetzen, um auch das letzte Bekenntnis zu hören, das aber immer ausblieb, und endlich, nachdem die Schleiermacher ſich hatte in allerlei nachſichtiges Zureden und Fragen verleiten laſſen, als ſtolzer Anſpruch auf engelreine Keuſchheit hervortrat! So hat ſie einſtmals auch mich verleiten wollen und mir — kaum iſt es zu glauben, aber bei meiner Ehre wahr! — die umſtändliche Schilderung ihrer Brautnacht vorgetragen! Wäre ich da mit einigem Eifer eingegangen, ſo würde ſie mich haben ſitzen laſſen als den Unreinen, der ſolcherlei Bilder nur falſch aufzufaſſen vermöge, während ſie ſelber als hehre Keuſche ſich ſtolz erhoben hätte! Ich aber blieb feſt und kalt, tat keine Frage, zeigte keine Neugier und hörte ſie mit höflichem Gleichmut an, ſo daß ſie nur ſich ſelber gefährden konnte, nicht aber mich. Sie brach auch bald ab. Indes hatte ich genug gehört, um die Sache als einzig anzumerken, wozu nur ſpät erſt ein zweites Beiſpiel in Lord Byrons Erzählung ſeiner Brautnacht mir vorgekommen iſt. Bei dieſer faſt frevelhaften Freidenkerei und Erhebung über Hergebrachtes wollte Bettina denn doch nachher oft mit ihrer weiblichen Tugend und Ehrbarkeit prahlen, ſich andern

voranſtellen und beſſer ſein als dieſe auf eine Weiſe, die ſie ſelber an andern würde verachtet haben! Ich konnte ihr das nicht immer durchlaſſen und erinnerte ſie, daß Beſſeres in ihr ſei als dieſer Dünkel."

Das iſt derſelbe Varnhagen, der mit Bettine bis zu ſeinem Tode (ein Jahr vor dem ihrigen!) vertraut freundſchaftlich verkehrte und ſie zugleich in ſeinen Tagebüchern mit heimlichen Giftpfeilen überſchüttete, ohne daß ſie hiervon das mindeſte geahnt hätte. Realpolitiſch, wenn man ſo ſagen darf, blieb ſie auf allen Gebieten auch als Greiſin ein Kind, wehrlos einem heuchleriſch wohlwollenden Manne gegenüber, den Treitſchke in anderem Zuſammenhange ſo hübſch charakteriſiert hat („Deutſche Geſchichte", Bd. 2, S. 370): „Der Verräter war Varnhagen von Enſe, der eitelſte und unzuverläſſigſte aller Diplomaten Preußens ... In endloſen Berichten teilte er dem Staatskanzler ſeine Urteile über die große Politik und ſeine tiefgeheimen Nachrichten mit, faſt durchweg wertloſe Klatſchereien, ganz im Stile ſeiner ſpäteren Tagebücher. Zuverläſſige Nachrichten über die geheimen Vorgänge am Karlsruher Hofe erhielt er nur ſelten, da niemand der Katzenfreundlichkeit des glatten Mannes recht traute."

Mit welchem Glücksgefühl berichtet Varnhagen am 23. Juli 1858 nach einem Beſuch Bettinens: „Heute will ſie wieder einmal nicht im Jahre 1785 geboren ſein, ſondern 1786, dann ſogar erſt 1787." Inzwiſchen iſt ja auch der Verſuch mißglückt, das Jahr 1788 als ihr Geburtsjahr nachzuweiſen. Welches hämiſche Frohlocken über die Vergeßlichkeit oder Phantaſie, jedenfalls die Schwäche einer 73jährigen Frau!

Bettinas Spiegelung in der Seele Varnhagens, den ſie mit weiblich ſicherem Inſtinkt als eine untergeordnete Natur und obendrein als ihren inneren Gegner erkannte, läßt ihr Bild beſſer als durch Ausſprüche ihrer wirklichen Freunde

und der ihrer würdigen Bekannten hervortreten. Wehe ihr, wenn ſie ſich wirklich etwas vergeben hätte: wie wären wohl Varnhagen und die anderen ſeines Schlages dahinterher geweſen! So aber blieb ſie für niedrige Verleumdung unerreichbar, während ſie nicht ohne Bosheit die ihr feindlichen Elemente zu narren wußte. Von Göſchel, der nach dem erſten Beſuche nicht wiederkam, ſagte ſie: „Das Weib in ihm fürchtet ſich vor dem Mann in mir.“ Noch ſchwieriger war es natürlich für Frauen, das rechte Verhältnis zu ihr zu gewinnen. Bewunderung aber hat ſie auch von ihnen, nicht nur als Schriftſtellerin, geerntet, wenngleich es dabei nicht ohne Spitzen abging. So erklärte Helmine von Chezy am 7. Dezember 1851 Maltitz: „Bettina hat doch viel Schönes und hat manches Gute vollbracht, und ſie lügt nicht immer.“

Doch zur Charakteriſtik ihrer Perſönlichkeit außerhalb ihrer Werke in der Zeit nach ihres Gatten Tode möchte ich nicht nur andere, ſondern vor allem ſie ſelbſt zu Worte kommen laſſen. Ich wähle dazu einen Brief an Stahr vom 2. 11. 1840 (Goethe-Jb. 24, 206). Nach einleitenden Bemerkungen über eine Rezenſion und den Freund des Adreſſaten fährt ſie fort: „Selig, wer ſich vor der Welt ohne Haß verſchließt; — alles aber, was Herr von Buttel über mich ſagt, kann ich nicht auf mich beziehen, aus dem einfachen Grund, weil ich nie traurig bin. Sie ſchreiben mir aber, ein Hauch bitterer Trauer habe Sie aus meinem Briefe angeweht' — ich wußte nicht mehr, was ich geſchrieben hatte, allein das kann ich wohl beteuern, daß ich in der heiterſten Stimmung war. — Die Kinder führten abends um 11 Uhr ein Konzert mit nachgemachten Inſtrumenten auf, worin ſie die bedeutendſten Künſtler nachahmten, ſie ließen mir keine Ruh, ich mußte den Schreibtiſch verlaſſen, um ihrer Vorſtellung beizuwohnen und ſelbſt dabei eine Rolle zu übernehmen, wir lachten alle ſo herzlich, nur in den Zwiſchenakten ſchrieb ich an meinem Brief.

Nachher zeichneten wir Bilder, wo die Figur des zweiten immer der des erſten einen Streich ſpielte und ihre tragiſche Repräſentation ins Lächerliche zog. Das Ganze mußte etwas Komplettes vorſtellen, zum Beiſpiel einen Jahrmarkt, oder das Theater von Polichinell. — Unter allen dieſen Anforderungen, denen ich zu genügen hatte, ward jener Brief fertig, wir kamen erſt gegen 3 Uhr morgens zu Bett, und als die Botenfrau am andern Morgen kam, mußte ich geweckt werden, um meine Briefe zu ſchließen, ich hatte keine Zeit zum Überleſen und rechnete auf Ihre Güte, wenn er allenfalls eines Inhalts ſein möchte, der Ihnen nicht genügt; jedoch von Melancholie ahnte ich nicht, daß er auch den geringſten Hauch enthalte. — Sie ſehen alſo, wie es mit Briefen geht, man ſchreibt ſie in einem Sinn, der andre lieſt ſie in einem andern. Zu einem Briefwechſel, der ſich verdient machen ſoll, gehört eine glückliche Konſtellation, die Sterne müſſen es wollen, daß alles Mitteilen ſich ineinander fortpflanze, die müſſen den Gehalt dazu im Herzen reden, oder ich weiß nicht, wie ſich Ihre Stimme vernehmlich mache. — Die Stelle aus dem Briefe Ihres vortrefflichen Freundes verneine ich gänzlich, er ahnt eine Trauer in mir, nicht um irdiſche Verluſte, ſondern in und um mich ſelber, — Darum weil die Seele im eigenen Selbſtvernehmen nicht mehr wie einſt den ‚vollen Frieden finde'; — ich mußte darüber lachen, weil das alles auf mich paßt wie die Fauſt aufs Auge. — Ich wähle expreß dieſen trivialen Ausdruck, denn er hat den Vorzug, daß er in mehr als einem Sinn auf mich paßt, wenn ich Ihnen ſage, ich bin trivial, ſo nehmen Sie dies nicht in einem gemeinen Sinn, aber ſuchen Sie es mit dem, was Sie von mir Gutes glauben, zu vereinen, ſo werden Sie mich beſſer verſtehen als durch das Vorausſetzen hoher Eigenſchaften und geiſtiger Bedürfniſſe, von deren Befriedigung mein Glück abhängt. Vergleichen Sie mich mit einem Sperling, der einen lauen Tag als Frühling

begrüßt, ohne ſich zu grämen, daß am andern wieder Schnee fällt, ſo unterzeichne ich mit Vergnügen. Das haben mir die verdammten Briefe getan, daß die Leute mich für erhaben halten oder für eine ſtrebende Natur. Ich kann wohl ſtrebend ſein, aber in dem ſinnlichen Sinn meines Geiſtes, nicht im reflektierenden. — Z. B. ich freue mich unendlich darauf, in Berlin mit einem Griffel auf eine große Schiefertafel zu zeichnen, was ich jetzt ſchon längere Zeit gänzlich entbehren mußte, was ich allein mit vollem Genuß meines Geiſtes tue, was mich zwar von allem, was ich vornehme, am meiſten anſtrengt, aber auch mich am leidenſchaftlichſten einnimmt. — Und alles andere, was ich vornehme, iſt mir nur Zwiſchenarbeit, wobei ich nicht weilen mag, aber jenes iſt mir eine heimatliche Exiſtenz. — Dies nenne ich die ſinnliche Natur meines Geiſtes. — Wenn alſo Ihr Freund ſchreibt: ‚Der Geiſt, mächtig über ſeine Naturbeſtimmtheit, kann in den Kampf der Vermittlung eingehen wollen‘, ſo iſt das eben die Fauſt auf meinem Auge. — Und wenn er ſagt: ‚Ein ſolches Bedürfnis ſcheint der Brief der Frau v. Arnim durchweg zu atmen‘, ſo lach' ich ihn aus, weil dumme Menſchen oft über etwas Ernſtes, was ſie nicht verſtehen, lachen, und weil ich dumm bin. — Und wenn er ferner ſagt, es drücke ſich in meinem Brief eine gewiſſe zögernde und widerwillige Angſt vor der Menſchweisheit aus, ſo muß ich ihn wieder auslachen, denn wo hätte ich mich je vor etwas gefürchtet, als bloß vor meinem eigenen Schatten und das bloß vor innerem Grandplaiſir, und mein Schatten hat nichts gemein mit Menſchenwitz, mit Menſchenſinn, ich bin mit dieſer Weisheit noch nie in Kampf geraten, mag ſie ſein wie und was ſie will, die Ehre werd' ich ihr nicht abſchneiden, als ob ſie vor mir nichts gelte, aber Furcht hab' ich deswegen nicht vor ihr, wie ein Blinder auch nicht vor einem Wolf, der des Wegs kommt, denn bekanntlich fällt der Wolf kein lebend Weſen an, was nicht die Flucht

ergreift oder ſich zur Wehr ſetzt. — Wenn alſo jene zu fürchtende Lebensweisheit wie ein Nachtfroſt zu fürchten iſt für die zarten Blüten des Erhabenen und Schönen, ſo bin ich eine Diſtel, der es eins iſt, wie der Wind ſie dreht, und deren Beſtimmung es iſt, daß die Eſel ſie freſſen, worüber ich Diſtel mich gar nicht gräme, wenn ich nur mit meinem Stachelbärtchen ihren Gaumen kitzle. — Sehen Sie, ich bin eine undankbare Diſtel, mache mich darüber luſtig, daß beſſere und tiefer denkende Menſchen, als ich bin, mich gern zu den Ihren zählen wollen, ſtatt daß ich mich ſchämen ſollte ſo unnützer und gemeiner Art zu ſein. — Nehmen Sie alſo meine Anſicht über die Sinnlichkeit des Geiſtes ſo, daß ich ſo albern bin zu glauben, daß alle Menſchen, die nicht ſo ſind wie ich, nämlich die nicht in den Tag hinein leben und mit ihren Geiſtes-Sinnen dies kurze Erdenleben durchſchwimmen, mit heiterer munterer Lebensbegier wie's Fiſchlein auf dem Grund endlich aufs Trockne zu ſitzen kommen. Dieſer ungeheure Aberwitz von mir iſt nun aber jener triviale Grund meines Charakters, zu dem ich mich bekenne."

Wer ſo ſchreibt, der hat auch noch andern Menſchen als denen des perſönlichen Bekanntenkreiſes etwas zu ſagen. Bettinens ſämtliche Briefe waren und ſind es wert, gedruckt zu werden, ſelbſt wenn ſie nichts wären als Lebensbekenntniſſe, und man könnte mit ihnen Bände füllen, ohne Langeweile aufkommen zu laſſen. Eine ſo reiche Natur wie die ihrige ſieht ſich ohne weiteres zu ſchriftſtelleriſcher Äußerung gedrängt. Da war es nicht Anmaßung, ſondern eher das Gegenteil, wenn ſie zurücktrat hinter die großen Geſtalten ihrer Jugend, die ſie mit neuem Lorbeer ſchmückte. War ſie doch groß geworden im Werden und Weben der Romantik, deren Weltanſchauung und Dichtung ſich ihr im Bruder und im Gatten verkörperten, aber ohne tätige Teilnahme der im 19. Jahrhundert ganz neu orientierten Frauenſeele überhaupt nicht zu denken ſind.

Und hier ſetzte denn auch Bettine als Schriftſtellerin ein, indem ſie zugleich ganz im Sinne der jüngeren Romantik ihre Zuhörer um Goethes Denkmal verſammelte. Romantiſch iſt aber auch die Form, beſſer: die Formloſigkeit deſſen, was ſie ſchrieb, und vieles andere. Der Romantik vertieftes Naturgefühl, ihre Liebe zur Landſchaft, zum Geheimnisvollen, Dunkelklaren, Märchenhaften, Volkstümlichen, ihre Betonung des Ichs und zugleich doch auch das Aufgeben des Perſönlichen, das Aufgehen im All, das Schweben und Springen von einem Punkte zum andern und daneben das kindhaft Tolle, traumhaft Übermütige, das Schwelgen im Geiſt, das Nippen an fremden Gedanken und Empfindungen, die Vereinigung aller Künſte, die Geſtaltung des ganzen Seins zur Kunſt — das ſind romantiſche Elemente, die ſich auch bei Bettina finden. Was ſie aber hinzutat: die große Auffaſſung der Menſchheit in religiöſer, künſtleriſcher, politiſcher und ſozialer Beziehung und damit der modernen Perſönlichkeit, das gehörte ihr allein, es war nicht romantiſch, ſondern bettiniſch.

Ihre Werke erſchienen in dieſer Reihenfolge: 1835 „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde", 1840 „Die Günderode", 1843 „Dies Buch gehört dem König", 1844 „Clemens Brentanos Frühlingskranz", 1848 „Ilius Pamphilius und die Ambroſia", 1852 „Geſpräche mit Dämonen". Ihre Gedichte und Märchen gehören der Jugend an und ſind in ihren „Sämtlichen Schriften" 1853 geſondert nicht vorhanden.

Am treffendſten hat Heinrich von Treitſchke im 4. Bande ſeiner „Deutſchen Geſchichte im 19. Jahrhundert" die ſchriftſtelleriſche Seite dieſer Frau zu ihrer perſönlich-menſchlichen in Beziehung geſetzt. „Bettinas Stärke", ſagt er (S. 418), „lag da, wo das Genie der Weiber immer liegt, in der Kraft des Verſtehens und Empfangens; ſie wußte das und blieb immer der Efeu, der ſich

am feſten Stamme emporrankt. Männerarbeit zu tun, hat ſie ſich nie erdreiſtet; was ſie ſpäter noch ſchrieb, erhob nicht den Anſpruch, für eine ſelbſtändige Schöpfung zu gelten, ſondern entſprang entweder der verſtändnisvollen Erinnerung oder der werktätigen Menſchenliebe eines reichen Herzens. Auch ihre Schwächen blieben weiblich und darum verzeihlich; von der halb unbewußten Gefallſucht ihres Geſchlechts hielt ſie ſich nicht frei, ‚das Kind, das nicht fragt, was da bös ſei, was da gut‘, wußte ſich zuviel mit ſeiner Natürlichkeit.“ Indem Treitſchke ſie zu ihren Gunſten mit Rahel Varnhagen vergleicht, fährt er fort: „Bettina war ein Kind der Sonne, halbwelſchen Blutes, aufgewachſen in der freien Luft am grünen Rhein, die Gattin eines edlen geiſtvollen Dichters, die ſchöne Mutter ſchöner Kinder, für alle Künſte wunderbar begabt, ganz Phantaſie und Gemüt, ſo daß ihr die herzbewegenden Worte und die farbigen Bilder von ſelber kamen, bei allen ihren ſeltſamen Nixenlaunen doch eine fromme, tapfere, mildtätige Frau.“

Über das Verhältnis der Briefdichtungen Bettinens zu den echten Vorlagen herrſcht kein Zweifel mehr: wir haben es im weſentlichen mit künſtleriſch loſe aufgebauten Romanen, nicht mit Publikationen zu tun. Wie Bettina verfahren iſt, habe ich 1905 („B. v. A.s Briefromane“, Palaeſtra 41, Mayer und Müller, Berlin) feſtgeſtellt. Ich wiederhole, kurz zuſammenfaſſend. Sie zerpflückt die Vorlagen und verſtreut die Teile an geeignete Stellen; aber ſie zieht auch verſchieden Datiertes unter ein Datum zuſammen. Selten läßt ſie etwas unverändert, wenn ſie auch bemüht iſt, den einheitlichen Charakter zu wahren. Sie ergänzt nicht nur, was Kompoſition und Zuſammenhänge fordern, ſondern ſie erfindet Motive und geſtaltet ſie aus. Jahreszeiten ſind ihr kein Hindernis für Konzentrierung unter ein Datum. Sie ſorgt für ein einheitliches Kolorit und bevorzugt, wenn ſie es neu ſchafft, den

Frühling. Je oſtentativer ein Datum von ihr genannt wird, um ſo weniger iſt ihm zu trauen. Sie drängt zeitlich zuſammen und vermeidet größere unmotivierte Lücken in der Korreſpondenz. Sie nutzt Erlebtes und ſeine Stimmungen für anders dargeſtellte Situationen aus und zieht Vorlagen ihrer ſonſtigen Korreſpondenz zur Aushilfe heran. Aus einem Briefganzen verſteht ſie ohne Veränderung des Wortlauts durch Einfügung neuer Partien, Übergänge und Milieuzeichnung ein neues Briefganzes zu ſchaffen. Sie verwertet gedruckte Werke als Quellen mit der Vorſpiegelung, das aus ihnen Geſchöpfte ſei ſo, wie ſie es darſtelle, von ihr erlebt oder mündlich, perſönlich ihr übermittelt worden. Sie imitiert fremden Stil und ſchaltet dabei mit dem Inhalt vollkommen willkürlich. Ihre auf die künſtleriſche Einheit des Ganzen gewendete Sorgfalt bringt es zum Teil mit ſich, daß ſie ſich ſelbſt widerſpricht, Irrtümer ſtehen läßt, chronologiſche oder gar anachroniſtiſche Verſtöße begeht. Sie vervollſtändigt die Bilder von Perſonen, Charakteren, Ereigniſſen mit Hilfe eines außerordentlichen Gedächtniſſes, vortrefflicher Menſchenkenntnis und eines alles Große herauserkennenden Scharfblicks und iſt ſo in höherem Sinne hiſtoriſch tätig, als wenn ſie ſich ſklaviſch an ſchriftlich ihr überlieferte Jugendeindrücke hielte. Dabei mag es freilich vorkommen, daß Sympathie und Abneigung im Augenblick hier oder dort ihre Feder nur nach einer Seite führen. Aber ſie ſchrieb keine Chronik und auch keine Geſchichte: ſie ſchrieb das Gute, Schöne und Große, was ſie den Menſchen ſein und ſagen wollte. Da ſie Material benutzte, nannte ſie Namen. In dem ſicheren Gefühl, ihren Lieben ein ihrer würdiges Denkmal zu bauen, glaubte ſie zu den künſtleriſchen Änderungen berechtigt zu ſein, und ſo ſagte ſie ruhig: „Wenn die ſcharfe Nachrede auch tauſendfach auf mich einſchmettert, was kann es mir ſchaden!“

Es konnte nicht verborgen bleiben, daß die im Alter von ihr bearbeiteten und herausgegebenen eigenen Briefe ſich ſtiliſtiſch oft ſehr von ihren Jugendbriefen unterſchieden, wieviel mehr von denen des Bruders, der Freundin, der Frau Rat und Goethes, die von ihr ebenfalls mit einiger Verwegenheit verändert, ja erfunden wurden. Je mehr es ihr gelang, die Vorlagen zweckentſprechend umzubilden, um ſo mehr ſtellt ſie ſich oft perſönlich bloß, um ſo höher aber ſteht ſie als Künſtlerin, um ſo größer wurde die Wirkung ihrer Werke.

Aus dem Ichgefühl der Romantik heraus will auch die Schrankenloſigkeit bei dieſer ſchriftſtelleriſchen Bearbeitung verſtanden werden. Die Unwahrheit, die Bettine ſagte, war keine, weil ſie ſie ſagte, denn dadurch trat ſie in einen höheren Dienſt, deſſen Wert ſich dem Urteil gewöhnlicher Menſchen nach Bettinens Überzeugung entzog. Ein ſolches Bewußtſein mußte ihr, muß jedem verhängnisvoll werden, und es gewann mehr als romantiſche, es gewann bettiniſche Geſtalt. Sie iſt im 19. Jahrhundert die einzige, von der wir um ihrer Perſönlichkeit und Ideen willen eine derartige Belaſtung und Verzeichnung großer hiſtoriſcher Figuren, zumal Goethes, ertragen, denn wir dürfen beiſpielsweiſe auch Goethes Eintragung in ſein Tagebuch zwei Jahre vor ſeinem Tode nicht überſehen: „Frau von Arnims Zudringlichkeit abgewieſen.“

Gewohnt, ſich auszuſtrömen, ſich angeſchaut und bewundert zu wiſſen, ließ ſie den Empfindungen ihren Sturmlauf, den Gedanken ihre Konfuſion. Nur das Neue, Bedeutende, Eigenartige, Ungewohnte und Seltſame galt ihr als Ding, als weſenhaft. So blieb ſie frei von der Phraſe, wurde die Natur freilich bisweilen in ihrem Anſchauen und Reden zur Unnatur.

Die Gefährten der Jugend hatten ihrem ſtürmiſchen Begehren nach unerhörten Erkenntniſſen nicht bis zu Ende

entſprochen. Um wenigſtens im Alter auf den eigenen Ausdruck perſönlichſten Empfindens und Denkens reagieren zu können, flieht ſie ins Irreale. Jetzt vernimmt ſie, ſcheinbar von andern, was ſie von jeher hat hören wollen. Durch Antworten, die ſie diktiert, zeigt ſie, was ſie einem ſchöpferiſchen Genius immer hätte ſein können. Von hiſtoriſchen Geſichtspunkten hat ſie nicht viel wiſſen wollen — ſie ſpricht einmal von dem „Abgrund der vermoderten Geſchichte". Aber gerade dieſe Eigentümlichkeit hob ſie über die politiſchen Grenzen ihrer Zeit hinaus und ermöglichte ihr in den ewigen Menſchheitsfragen Erkenntniſſe, die mitten in unſere Gegenwart hineinführen.

Nur künſtleriſche Auffaſſungen waren ihr ganz kongenial und des Lebens wert. Namentlich in der Muſik ging ſie auf, wie alle ihre Werke zeigen, wie ſich ja auch aus ihrer Biographie ergibt. Daher rührt die leidenſchaftliche Verehrung Beethovens, über den ſie, wie mir der berühmte Geiger und ſpätere Direktor der Berliner Akademie für Muſik, Joſeph Joachim, früher mündlich mitteilte, auch im perſönlichen Umgang die treffendſten Urteile abgegeben hat. Der Sohn Joachims, der Göttinger Oberbibliothekar Dr. Joh. Joachim, ſchreibt mir, in ſeinem Beſitz ſei ein kleines Gipsmedaillon Beethovens unter Glas und Rahmen, auf deſſen Rückſeite von Bettinens Hand folgende Dedikation an ihren jungen Freund Benjamin — ſo nannte ſie den Künſtler — ſteht: „Bet: an Benjamin. Es bleibt aber mein, und wenn ich ſterbe, wird's in die Erde gebuttelt, die mich deckt" („Was zum Glück nicht geſchehen iſt", fügt Joachims Sohn hinzu). Im Rauſchen der Muſik, ob ſie nun von Beethovens Piano oder Joachims Geige kam, war ihre Seele zu Hauſe, und es iſt, als gingen ſolche Tonwellen auch über den Geiſt, der aus ihren Werken ſich offenbart, unrhythmiſch, der Melodie feindlich, aber dithyrambiſch, improviſatoriſch, himmelſtürmend. (Hierzu nehme man

Varnhagens Bemerkung vom Auguſt 1856, Tagebücher 13, S. 132: „Sie erzählte von Joachim, von Beethoven, der nicht bloß platoniſch in ſie verliebt geweſen, ſondern ſie habe heiraten wollen.“)

Von dem Kinde Bettine ziehen die Klänge aus, zu ihm kehren ſie zurück. Auch die Gedanken in den Briefen und Reden der andern in Bettinens Werken ſind nur Züge in ihrem Selbſtporträt. Eine ſolche Verwertung ſeiner wenigen echten Briefe an ſie hätte mindeſtens Goethe abgelehnt. Darum aber darf man Bettine auch nicht um der Namen willen, die ſie anführt, ſondern man muß ſie um ihrer ſelbſt willen leſen, will man ſich vor Enttäuſchungen ſichern. Wenn etwas in den Briefromanen wirklich auf echte Äußerungen anderer zurückgeht, ja ihnen ſtellen- und ſeitenweiſe genau entſpricht, ſo iſt es doch nicht aus dieſem Grunde von Bettine verwertet worden, ſondern deshalb, weil es ſich in ihr eigenes Weltbild hineingefügt hat. Waren Stoff, Empfindung, Gedanke, ſei es auch nur als Reflex oder gegenſätzliche Anregung, nicht irgendwie bettiniſch, ſo konnten ſie in ihren Werken auch keine Stelle finden. Mit ihr allein, nicht mit Goethe und ſeiner Mutter oder mit Clemens, der Günderode und Nathuſius haben wir es in ihren Schriften zu tun.

Das gilt nicht nur für die Gebiete der Kunſt, ſondern für das geſamte öffentliche Leben, in dem Bettine eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt hat, im höchſten, edelſten Sinne, wie ſich in Zeiten der Gefahr zeigte. Als im Jahre 1831 die Choleraepidemie in Berlin herrſchte, der am 14. November auch der Philoſoph Hegel erlag, da war Bettine allen voran in der Hütte der Armen und Elenden zu finden. Ein Engel vom Himmel iſt ſie immer wieder genannt worden, wie aus handſchriftlichen Zeugniſſen hervorgeht. Sie brachte ohne Furcht vor Anſteckung den Kranken Arznei, ihnen und den Geneſenden Nahrungsmittel und Kleidungsſtücke.

Mit ungewöhnlicher Tatkraft überwand die kleine, behende, dunkeläugige Frau die Schrecken und den Jammer jenes Jahres. Der Armut galten aber auch ſonſt ihre Beſuche, beſonders in dem ſogenannten Berliner Vogtlande vor dem Hamburger Tor, wo die niedrigſte Bevölkerung ein armſeliges Daſein friſtete. Dorthin führten ſie ihre Spaziergänge. Sie brachte Geld, ſie brachte Troſt, ſie half Bittſchriften aufſetzen und beförderte ſie weiter, ohne Unterſchied der Geburt und Konfeſſion. Des Verbrechers nahm ſie ſich ebenſo hilfreich an wie der gefallenen Frau. Das war nicht die Eigenart der vornehmen Damen jener Zeit. Bettine verkörperte den ſozialiſtiſchen Gedanken in ſeiner feinſten Form: der allgemeinen Menſchenliebe, die vom Weibe kommt, die lindert, hilft und nie verletzt. Sogar Varnhagen muß (September 1856, Tagebücher 13, S. 172) bekennen: „Ich las in dieſen Tagen viele Zeugniſſe von Bettinens vielfacher, eifriger und ſegensvoller Wirkſamkeit für die Armen; was ſie alles erſtrebt und vollbracht, iſt zum Erſtaunen.“

Mit demſelben Opfermut trat dieſes dämoniſche Kind auch den geiſtig Großen zur Seite, wenn ungeiſtige Mächte ſie verdrängen und ſtürzen wollten. Der hannoverſche Staatsſtreich im Jahre 1837 und die Amtsentſetzung der ſieben Profeſſoren, die dagegen proteſtiert hatten, forderten ihre ganze Energie heraus. Sie wirkte unermüdlich für die nationale Sammlung im Intereſſe der Vertriebenen, und ihr iſt es zum Teil zu danken, daß die Brüder Grimm am Ende wirklich nach Berlin berufen wurden. Ebenſo verwandte ſie ſich für Gottfried Kinkel, Hoffmann von Fallersleben und viele andere.

Ihre Stellung zu den politiſchen und religiöſen Fragen ihrer und unſerer Zeit iſt das Thema beſonders ihrer letzten Werke, kann alſo hier nur geſtreift werden. In religiöſen Dingen iſt ihre Auffaſſung bisweilen ſo „bettiniſch“, daß

ich es mir nicht verſagen möchte, aus einem noch ungedruckten Brief von ihr an einen unbekannten Adreſſaten aus Varnhagens Nachlaß eine Stelle zu zitieren, die über das Chriſtentum handelt: „Denken Sie doch, Sie wenden die Frage an mich, wie gemeinſame religiöſe Erbauung möglich ſei. — Drei Worte, Dinge, von welchen ich das letzte haſſe, das mittlere mich langweilt und das erſte mich von Jugend auf angeekelt hat. Die Ungerechtigkeit, daß Chriſtus der allgemeine Seelenbräutigam ſein ſolle, während er doch ein chriſtliches Geſetz ſanktionierte, daß jeder Chriſt der Bräutigam nur von einer liebenden Seele ſein ſolle, die hat mich ihm abtrünnig gemacht, es war die Eiferſucht, eine ganze Kirche voll liebender Seelenbräute zu ihm ſeufzen zu hören, die mich wieder aus der Kirche treibt... Könnte ich den Chriſtus allein haben ohne die Liebesgabe ſeiner Seelenbräute, ich würde ihm die Hölle heiß machen. ... Was ſind Offenbarungen? Die Sonnenſtrahlen, die das Auge als Nahrung in ſich ſaugt, geben ihm plötzlich Sehkraft einen Augenblick." Mit Jubel begrüßte Bettine das Toleranzedikt vom 30. März 1847.

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1840 gab ihrer Wirkſamkeit eine neue Wendung und beſchwingte ihre Hoffnungen. Ein geiſterfülltes, ſozial gerichtetes Volkskönigtum, ein Staat, der auf den Säulen der Freiheit und Menſchenliebe ruht — das waren die Ideale, die ſie in ihrem perſönlichen und brieflichen Umgang mit dem König ſowie in ihren letzten Werken zu verwirklichen bemüht war. Der König, ſchreibt ſie an Hardegg (V. N.), müſſe lernen, daß Opfer für das allgemeine Wohl die einzigen fürſtlichen Genüſſe ſeien. „Wir haben", erklärt ſie, „keine andere Gattung Staatsmänner als nur eingebildete."

Es würde zu weit führen und den Einleitungen zu den Werken vorgreifen, wollten wir hier alle ihre Gedanken und Handlungen wie auch andererſeits die Konflikte, in

die ſie hineinkam, auf politiſch-ſozialem Gebiet im einzelnen verfolgen. Auch die Herausgabe ihrer Schriften und der ihres Gatten, die ſie in freundſchaftliche Beziehungen zu dem Buchhändler, Politiker und Stadtverordneten Moritz Veit (1808—1864) brachte, verwickelte ſie in vielerlei Streitigkeiten und ſogar in einen Prozeß mit dem Berliner Magiſtrat. Aber ungebeugt und furchtlos trat ſie bis in ihr Greiſenalter für die großen fortſchrittlichen Ideen ein, die ſie und ihre Zeit bewegten. Namentlich in der heranwachſenden Jugend ſuchte ſie das Bewußtſein einer neuen Zeit mit neuen Aufgaben zu wecken und zu nähren, die durch die Revolution von 1848 für Regierung und Volk gewieſen und unter ſchweren Kämpfen für Preußen noch beſonders präziſiert wurden. Doch ſchon lange vorher ſuchte Bettine zwiſchen dem Königtum und dem Liberalismus zu vermitteln.

In mündlichem und ſchriftlichem Verkehr mit Friedrich Wilhelm IV. und ſonſt forderte ſie nachdrücklich konſtitutionelle Einrichtungen, praktiſch vor allem eine Volksvertretung, freie Preſſe und Aufhebung jedes Gewiſſenszwanges. „Sie tobt gewaltig für Freiheit und Licht, eine wahre Heldin, wenn es darauf ankommt," ſchrieb Varnhagen ſchon 1840 an den Fürſten Pückler.

Das blieben bei Bettine nicht nur Worte. Nur einige Ereigniſſe aus jenen erſten vierziger Jahren ſeien hier herausgegriffen. Am 2. April 1841 wurde der Generalmuſikdirektor Spontini bei dem Dirigieren des „Don Juan" hinausgepfiffen, da er, der Ausländer, ſich durch Äußerungen über den König in einem von der „Leipziger Allg. Zeitung" veröffentlichten Brief den Unwillen des Publikums zugezogen hatte (vgl. Th. Spitta, „Spontini in Berlin", „Dtſch. Rundſchau" März 1891). Die Mißhandlung des Künſtlers erſchien vielen als ungerechtfertigt. Bettine ſtellte ſich ebenfalls auf ſeine Seite und nannte die Haltung des Publikums würdelos. Da er im Grunde ein Verehrer des Königs

PETER ANTON BRENTANO

ſei, ſo ſei der Vorwurf der Majeſtätsbeleidigung kleinlich. Sie meinte, auf künſtleriſches Gebiet dürfe jedenfalls ein politiſcher oder perſönlicher Streit nicht übertragen werden. Ihr Schreiben, in dem ſie für den Angegriffenen eintrat, wurde auszugsweiſe von der „Augsburger Allg. Zeitung“ am 19. Mai 1841 gedruckt. „O wie unflätig“, ſchrieb ſie in demſelben Monat an Clemens, „iſt doch dieſe Welt von preußiſchen Königsdienern, die den Thron umringt.“ Sie bat Spontini, ihm ſieben Kompoſitionen von Liedern aus ihrer Jugend widmen zu dürfen, die denn auch 1843 erſchienen. Hierbei dürfen wir freilich nicht vergeſſen, daß Bettinens Vater von Geburt Italiener war. Aber auch bei anderen Gelegenheiten zeigte ſie ſich konſequent königsfreundlich und regierungsfeindlich. Namentlich der Kultusminiſter Eichhorn ſowie ihre eigenen Verwandten, die zeitweiſe Miniſter waren, Savigny und Arnim, wurden lebhaft von ihr bekämpft.

Im Sommer 1842 trat das Gerücht auf, die Regierung plane ein neues Judengeſetz. Alsbald regte ſich die Oppoſition der Liberalen, und ſelbſt Alexander von Humboldt brach für die Bedrohten eine Lanze. Wiederum griff an ſeiner Seite Bettine ein. Die „brillanten Erlaſſe gegen die Juden“, die u. a. ihre politiſche Korporation, d. h. Ausſonderung, und ihre ſogenannte Befreiung vom Militärdienſt bezweckten (Vgl. Hamb. Corr. 1842, Nr. 114, 150. Bei Treitſchke findet man nur das Judengeſetz von 1847 behandelt), wurden auch im Königsbuch von ihr verſpottet.

Es war Bettine durchaus nicht lieb, daß die Maſſe gerade gegen den König ſich wandte. Als Frau verband ſie liberale Geſinnungen beſonders ſtark mit dem Kultus perſönlichen Heldentums. Anfang 1843 notiert Varnhagen: „Bettina ſprach von der Stimmung, es ſei den Leuten im allgemeinen ſchon wenig mehr an einem Könige gelegen,

der republikaniſche Geiſt verbreite ſich in Deutſchland ungemein, auch hier in Berlin unter den gewöhnlichen Bürgern könne man ſonderbare Dinge hören."

Dann kam die Sache der hungernden ſchleſiſchen Weber, die uns durch Hauptmanns Drama beſonders nahe geblieben iſt. Wiederum wandte ſie ſich, dieſes Mal durch Humboldts Vermittlung, an den König: er ſolle „den hier (in Berlin) beabſichtigten Dom in tauſend Hütten in Schleſien bauen" — ein kühnes und ſchönes Wort in dem Preußen vor 1848! Der Miniſter von Arnim beſchuldigte Bettine denn auch, „ſie ſei die Urſache des Aufſtandes, ſie habe die Leute gehetzt, ihnen Hoffnungen erweckt, durch ihre Reden und Briefe und ſchon durch ihr Königsbuch". Sie wollte ein „Armenbuch" herausgeben, unterließ es nun aber, da ihre reinen Motive nicht als ſolche politiſcher Parteiintereſſen erſcheinen ſollten. An Adolf Stahr berichtet ſie darüber am 27. Juni 1844: „Den Hungrigen helfen wollen, heißt jetzt Aufruhr predigen, hat mir jemand geſchrieben." Im Zuſammenhang hiermit ſteht die von ihr verteidigte Angelegenheit Fr. W. Schlöffels, der, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, nach Amerika floh, nach Verkündigung der Amneſtie indeſſen zurückkehrte. (Hierüber ausführlich Geiger, „B. v. A. und F. W. IV.", Frankfurt a. M. 1902.)

Auch der Pole Mieroſlawſki, der als Aufrührer nach Rußland ausgeliefert werden ſollte, fand ihren Beiſtand. Er wurde ſchließlich zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt und 1848 ganz in Freiheit geſetzt. „Wenn ich", ſchrieb Bettine im Mai 1847 an den König, „ſolche Menſchen in Schutz nahm, die mehr Nachſicht als Demütigung verdienten, wenn ich die verteidigte, von denen ich überzeugt war, ſie könnten ſich rechtfertigen wenigſtens ihrer Geſinnung nach, wenn auch der Anſchein Verdacht gab, oder wenn auch gegen die Form gefehlt war, dieſen Hauptgötzen einer deſpotiſchen Abgötterei, deren Prieſter die Hof- und

Staatsleute, die Fürſten ſelbſt zu dieſen Göhen in den Tempel ſperren, während ſie ihr Weſen ohne Scheu mit der Gemeine treiben — ſo war es ja mein eignes Selbſt, was ich vertrat und verfocht." Von ihrem Eintreten für Gottfried Kinkel war ſchon in anderem Zuſammenhange die Rede.

Das Jahr 1848 brachte neue Geſichtspunkte auch für Bettine. An den alten aber hielt ſie feſt. „Das iſt an ſich einerlei," ſchrieb ſie am 10. September 1848 an den König, „ob Preußen in Deutſchland aufgehe; aber ob ein König in ſeinem Volk aufgehe, das iſt nicht einerlei, es iſt die einzige Löſung unſerer heutigen Kriſe, daß durch dieſes genievolle Aufgehen des Herrſchers im Volk auch jede andere Gewalt in ihm aufgehe." Es gelte jetzt, ſich zu entſcheiden: entweder „in Harmonie mit dem Volk Kaiſer von Deutſchland oder — im günſtigſten Fall — ſouveräner Markgraf von Brandenburg".

Später zog ſich Bettine in engere Kreiſe zurück, zu denen unter andern, zumal den Verwandten und Varnhagen, auch der Äſthetiker Moritz Carrière (1817—1895) gehörte. Sie lebte, erzählt dieſer in einer biographiſchen Skizze, die er ihr widmete, „ſeitdem ihrer Familie, ihren Freunden, mit der Herausgabe von Arnims Nachlaß beſchäftigt. Herzlich beglückwünſchte ſie mich bei meiner Verlobung und Vermählung mit Agnes Liebig, ich beſuchte ſie mit dieſer im Sommer 1856 und gedenke noch mit freudiger Rührung des Wohlgefallens, das beide aneinander fanden. Die Freundin war viel ruhiger, milder geworden, aber fortdauernd lebte ſie in großen und edlen Gefühlen und Gedanken, jedem Lebensmoment eine Weihe verleihend. Joachim kam eines Abends mit mehreren Genoſſen zu herrlichem Violinſpiel; er hatte eine Melodie von ihr in einer Kompoſition verwertet; Maximiliane war verheiratet, Armgart und Giſela noch bei der Mutter, Giſela mit Herman Grimm in holder Vertraulichkeit. Es war ein ſchöner

Lebensabend für die edle Frau, die gesund und geistesfrisch blieb bis zur letzten Stunde".

In Goethe klang ihr Sein aus. Außer ihm las sie am liebsten Shakespeare, die griechischen Tragiker und Hölderlin. Aber Goethe blieb ihres immer regen Geistes Mittelpunkt. Als Greisin besuchte sie nochmals Weimar, wo sie zusammen mit Herman Grimm wiederum ihren Goethe erlebte. „Am andern Morgen", erzählt Grimm, „um 6 Uhr klopfte Bettine an meine Tür. Wir gingen durch den Park, die Ilm entlang. Die bewegten gelben Blätter der Pappeln waren in den Spitzen nur von der Sonne beschienen, unten lagen sie noch in feuchtem Schatten. Wir kamen auf den schmalen Wegen bis zu Goethes Gartenhaus. Alles einsam. Die kleinen dunklen Läden des Hauses geschlossen, auch die Gartentüre fest zu. Neben ihr aber war die Hecke durchbrochen, und wir drängten uns so in den Garten hinein. Auf den Wegen lag dichtes Laub, gelbes, rotes, braunes oder gesprenkelt die Farben durcheinander. Unendliche Zeit schien niemand hier gewesen zu sein, denn die Zweige der Bäume waren tief über die Wege hinübergewachsen. Hinter dem Hause stand eine halbzerbrochene Bank. Hier setzten wir uns. Der Boden war mit aufrecht gestellten kleinen Flußkieseln gepflastert, zwischen denen Moos aufquoll; Bettine erzählte mir, wie Goethe ihr einmal erzählt habe, daß er manchmal die Nacht hier im Freien zugebracht, und wenn er aufgewacht sei, hätten die Sterne so schön durch die Zweige geschienen. Wir streiften dann durch das welke nasse Gras um das Haus herum, auf das die Sonne nun zu scheinen begann. Es wuchsen Wein und Rosen an Spalieren die weißen Kalkwände empor, hier und da hielt das Holzwerk nicht mehr und hing samt dem Rankenwuchs daran frei herab, als wollte es von der Wand abbrechen. Wir entdeckten neben abgeblühten Rosen da noch einige reife Trauben mit verfaulten Beeren zwischen den guten, die niemand

abpflücken zu wollen ſchien. Bettina nahm einige davon in ihr Taſchentuch. Ich ſehe die Zweige noch im Morgenwinde zittern, nach denen Bettina hinaufgriff, um ſie herabzuziehen und die Trauben zu erreichen."

In der Nacht vom 19. zum 20. Februar 1859 iſt ſie nach längerem Leiden (B.s Tagebücher 14, 232, 262, 364) in ihrer Berliner Wohnung In den Zelten geſtorben. Drei Jahre vorher hatte ſie einen Schlaganfall erlitten (B.s Tagebücher 13, 258). Ihre Leiche wurde neben dem von ihr entworfenen, von Steinhäuſer ausgeführten Gipsmodell des Goethe-Monuments, das in einem Saal ihres Hauſes ſtand, aufgebahrt und dann nach Wiepersdorf überführt, wo ſie im Schloßpark neben der Kirche an der Seite des Gatten beſtattet wurde.

Wenden wir uns jetzt der Schriftſtellerin, d. h. Bettines Perſönlichkeit, zu, wie ſie ſich in ihren Werken widerſpiegelt.

Dieſes von Bettine ſehr geliebte und ſtiliſtiſch verwertete Bild des Spiegels gibt uns ſogleich eine Vorſtellung davon, wie ſie ihrem Ich ſchriftſtelleriſch gegenübertrat, wenn wir an den folgenden, höchſt eigenartigen Bericht aus ihrem Tagebuch denken:

„So wollen wir dann das Kloſter verlaſſen, in dem kein Spiegel war, und in dem ich alſo während vier Jahren vergeblich die Bekanntſchaft meiner Geſichtszüge, meiner Geſtalt geſucht haben würde, doch iſt es mir in dieſer ganzen Zeit nie eingefallen, daran zu denken, wie ich wohl ausſähe; es war mir eine große Überraſchung, wie ich im dreizehnten Jahre zum erſtenmal mit zwei Schweſtern, umarmt von der Großmutter, die ganze Gruppe im Spiegel erblickte. Ich erkannte alle, aber die eine nicht, mit feurigen Augen, glühenden Wangen, mit ſchwarzem, fein gekräuſeltem Haar; ich kenne ſie nicht, aber mein Herz ſchlägt ihr entgegen, ein ſolches Geſicht hab' ich ſchon im Traum geliebt,

in dieſem Blick liegt etwas, was mich zu Tränen bewegt, dieſem Weſen muß ich nachgehen, ich muß ihr Treue und Glauben zuſagen; wenn ſie weint, will ich ſtill trauern, wenn ſie freudig iſt, will ich ihr ſtill dienen, ich winke ihr — ſiehe, ſie erhebt ſich und kommt mir entgegen, wir lächeln uns an, und ich kann's nicht länger bezweifeln, daß ich mein Bild im Spiegel erblicke."

Alle Werke Bettines ſind nur Spiegelungen ihres eigenen Weſens. Sie ſagt es oft genug, daß ſie im Grunde nur ſich liebe als eine Idealität des Seins ſchlechthin. „Hab' ich dem Goethe", ſagt ſie im „Ilius Pamphilius", „dieſe heiße Liebesmuſik vorgezaubert, ſo war's, weil er mich dazu begeiſterte, nicht weil mir an ihm um meinetwillen gelegen war. — Nein, Pamphil, die Ambroſia, die als Kind im Spiegel erkannte, daß ſie alles mit ſich abmachen müſſe, der war nichts an andern gelegen." Und an einer andern Stelle ebendort: „Ich bin durch lange Erfahrungen darauf gefaßt, wo ich mich angezogen fühle, abzuſtoßen, und habe mich bloß zwiſchen Zurückweiſenden durch das Lebensgewühl gedrängt. So kommt's, daß ich in der Einſamkeit den einzigen Zeugen meiner Geſinnung deutlich vernehme, nämlich ihren Widerhall, dieſer iſt's, dem ich alles zulieb tue, um ihn ſchöner auf mich zurückſtrömen zu laſſen. Wenn denn ſo einer wie Sie eine Weile bei mir ausharrt, da kann ich ihn nur lieben als jenen Widerhall ... Ich liebe den eigenen Geiſt, Du biſt die Pforte, durch die ich zu ihm eintrete." Es iſt ſicherlich keine gewöhnliche Selbſtliebe, wie ſie der großen Menge geläufig iſt. „Weißt Du was?" ſchreibt ſie einmal der Freundin. „Keiner iſt vertraut mit der idealiſchen Liebe, jeder glaubt an die gemeine, und ſo pflegt, ſo gönnt man kein Glück, das aus jener höheren entſpringt oder durch ſie zum Ziel geführt könnte werden. Was ich je zu gewinnen denke! es ſei durch dieſe idealiſche Liebe; ſie ſprengt alle Riegel

in neue Welten der Kunſt, der Weisſagung und der Poeſie; ja, natürlich, ſo wie ſie in einem erhabneren Sinn nur ſich befriedigt fühlt, ſo kann ſie auch nur in einem erhabneren Element leben."

Verliebt ſei ſie nie geweſen, aber ihre große Anlage ſei „Lieben, das iſt was anders", und ſo dienen ihr denn alle, auch die bedeutendſten Perſönlichkeiten nur dazu, ſie ihr — Bettines — Bild wieder und wieder ſchauen, genießen zu laſſen. „Niemals", ſagt ſie, „hat einer ſeinem Ich ſo zugeſehen wie ich; bald ſchaute ich hinauf zu meiner höheren Natur und freute mich ihrer feſſelloſen Energie, bald war ich größer als ich ſelber und zürnte, daß ich nicht höher flieg. — Die Günderode war mein Spiegel; an ihr ließ ich jeden Ton widerhallen und bezeichnete ſie mit meinen Empfindungen und Eindrücken. Offenbarungen wurden mir, indem ich mich übte, mich vor ihr auszuſprechen. Sie ſagte auch: ‚Du bemalſt und beſchreibſt mich mit deinen Erlebniſſen und machſt mich zum Kerbholz deiner Seligkeiten.'"

Dieſe Selbſtliebe iſt ihr aber mehr als Seligkeit, ſie iſt ihr Kraft, wie ſie dem Bruder andeutet: „Ich weiß, was ich bedarf! — ich bedarf, daß ich meine Freiheit behalte. Zu was? — dazu, daß ich das ausrichte und vollende, was eine innere Stimme mir aufgibt zu tun. — Die Liebe, mein Element, die werde ich einfangen wie den Duft einer Blume, alles wird dem Geiſt zuſtrömen." Die Liebe ſei in ihrer Bruſt der Urſprung aller Phantaſie. „Ich habe", ſagt ſie, „keinen andern Freund gehabt als mich ſelber, ich habe nicht um mich, aber oft mit mir geweint; ich habe geſcherzt mit mir, und das war noch rührender, daß am Scherz auch kein andrer teilnahm, hätte mir damals einer geſagt, es ſucht jeder in der Liebe nur ſich, und es iſt das höchſte Glück, ſich in ihr finden, ich hätt' es nicht verſtanden, doch iſt in dieſem kleinen Ereignis eine hohe Wahrheit verborgen,

die gewiß nur wenige faſſen: finde dich, ſei dir ſelber treu, lerne dich verſtehen, folge deiner Stimme, nur ſo kannſt du das Höchſte erreichen, du kannſt nur dir treu ſein in der Liebe, was du ſchön findeſt, das mußt du lieben, oder du biſt dir untreu."

Durch die Magie der Liebe allein verſteht ſie Gott: „Wenn Gott mich aus dem Nichts hervorgerufen hat, wenn er mein Weſen gebildet hat als reinen Anſpruch an die Seligkeit, ſo erwerb' ich dieſe in der Magie der Liebe; und aus Bedürfnis, aus göttlich eingeprägter Sehnſucht nach dem Schönen erhebt der Genius immer wieder die ermüdeten Flügel und hält treu und feſt dies Herz zu Deiner Wohnung und die Seele, Dich zu empfinden und den Geiſt, Dich zu faſſen und zu bekennen, alles wie Du biſt in Deiner innern Weſenheit."

An Liebe im gewöhnlichen Sinne ließe ſich in ihren Werken nur bei zwei Namen denken: Goethe und Nathuſius. Wie tiefbeſcheiden ſie ihr Verhältnis zu Goethe trotz aller Selbſtliebe und ſcheinbaren Anſprüche auffaßt, verät unter anderen eine Stelle ihres Tagebuchs:

„Wenn Du am Bach ruhſt unter duftigen Kräutern, und die Libelle mit ihren kriſtallnen Augen läßt ſich auf Dir nieder, ſie fächelt Deine Lippen mit ihren Flügeln, wirſt Du ihr böſe? — Wenn ein kleiner Käfer an Deinem Gewand hinaufklettert und endlich ſich im Buſen verirrt, nennſt Du das allzu keck? — Das kleine Tierchen, ſo unbekannt mit dem ſchlagenden Herzen unter ſeinen Füßchen? — Und ich! Bekannt mit dieſem erhöhten Takt deiner Gefühle, bin ich zu tadeln, daß ich mich Dir ans Herz dränge?"

„Es iſt nur ein Dichter, und der iſt Goethe," verſichert ſie. Wie weit entfernt gar ſie davon iſt, Nathuſius anders als von der idealiſchen Seite zu ſehen, geht ja aus dem „Jius Pamphilius" hervor. Die alternde Frau fährt den Jüngling ſehr energiſch an: „Kerl, werde mir nicht pappendeckelern;

ſolches ſchwankes Zeug von Region und Erhebung und Wandel iſt ganz nichtig, verſchmier' Deine Tinte nicht damit an mich, male mir lieber ein paar Eſelsohren hin und ſchreib meinen Namen darunter." Sie will ihn nur von „fern betrachten" in der Hoffnung, ihn über andere Menſchen zu erhöhen. Sie liebt den Mann, in dem ſie ihren Genius zu entdecken meint. „Wo ich", erzählt ſie, „dem ſpielenden Widerſchein der Lichter im Waſſer zugeſehen hatte, dort hatte ich oft mit Schleiermacher im Eifer des Geſprächs verweilt, ich hatte ihn auch du genannt, wie man den Genius anredet, durch den man ſeiner ſelbſt bewußt wird."

Man erkennt, wie man zunächſt das rein Menſchliche von dem rein Künſtleriſchen bei Bettine trennen muß, um ſie zu verſtehen und erſt dann einheitlich aufzufaſſen. „Ein Doppelleben, ſiehſt Du wohl," bekennt ſie offen einmal Nathuſius, „war von Anfang zwiſchen uns, Traumleben, wo ich aller Vorrechte genoß, deren ich vor andern, ja vor allen von den Geiſtern berechtigt bin." Wir berühren damit wiederum den Kultus der Phantaſie, der bei gewöhnlichen Naturen geradezu als Neigung zu Fälſchung und Lüge bezeichnet werden müßte, bei Bettine aber dem idealiſch-dämoniſchen Charakter ihres ganzen Seins entſpricht. Der Traum wird ihr zum wirklichen, höheren, einzigen Leben: „In meinen unaufhörlichen Träumen nur möcht' ich eine Vollendung empfinden — der Liebe, der Schönheit — das iſt mein Ziel ... Welche höhere Wirklichkeit gibt es denn als den Traum?" Daß ſie für ein ſolches Phantaſieleben keine dauernden Gefährten finden kann, iſt ihr klar, auch als ſie Nathuſius ſeine eigenen Pfade wandern ſieht: „Ich ſagte mir ſo recht deutlich: ‚Ambroſia, du biſt wie immer — allein; mögen ſie auch ihre Gefühle benamſen, wie ſie wollen, ſie halten deinen Auslegungen nicht ſtand, ſo wie die jungen unflüggen Eulen, die, vom nächtlichen Schimmer deiner Lampe geblendet,

wider dein Kammerfenſter flattern, doch dir nicht zahm würden, wenn du ſie einließeſt.'"

Dieſes Schweben über den Dingen iſt ja ebenſo wie die Betonung des Ichs und die Charakteriſtik der Liebe als einer Liebe zum eigenen Genius bereits aus allgemein romantiſchen Kreiſen heraus zu begreifen. Den Ausdruck „romantiſch" braucht Bettine wiederholt, ſie verſteht darunter vor allem das Stimmungsvolle. „Mir geht noch zugleich", ſagt ſie einmal, „ein romantiſch oder geiſtig Bild dabei auf, das eine gibt mir Stimmungen, das andere wohl Offenbarungen." An andern Stellen indeſſen bezeichnet ſie, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, das Romantiſche in ihrem Weſen viel beſſer, zumal hinſichtlich ihres Verhältniſſes zur Natur. Ich zitiere nur wenige Sätze: „Weißt Du, was mich der Natur ſo anhängig macht? — daß ſie manchmal ſo traurig iſt — andere nennen das Langeweile, was einem zuweilen ſo mitten im Sonnenſchein wie ein Stein aufs Herz fällt, ich aber leg' es ſo aus: plötzlich ſteht man, ohne es zu wollen, ihr, der Allgöttin, gegenüber ... O du! — du, der ich rufe, warum antworteſt du nicht? — Immer gleich Herrliche! Allebendige! Schauder über Schauder flößt mir, Herr! Herr! deine Natur ein ... Man fühlt ſich in der lautloſen ſilbernen Mondzeit aufgezogen wie die rankende Pflanze, die hinausſtrebt in die Lüfte — den vorüberſchweifenden Geiſtern ſich anzuhängen und hier und dort von ihrem Hauch zu trinken ... Nicht möglich iſt mir's, auf irgend etwas auch nur mehr acht zu geben als nur im Vorüberſchiffen, ſo wie man die Ufer kommen und ſchwinden ſieht — mein Blick fängt ſie auf und faſſet ſie ſcharf, daß ich ſie feſt mir einpräge, aber im innern Gefühl nur vorüberſtreifend ... Inkonſequenz iſt Geiſt — im Flug hin und her ſchweben, alles, was er berührt, gleich mit ihm zuſammenfließen, das iſt Geiſt, daß er gleich ſich verwandle in das, was er berührt."

Bezeichnend iſt ja auch, daß der Grundton ihres Urteils über die Welt und den Lebenswert nicht eindeutig bleibt. Der Freundin ſchreibt ſie mit fröhlichem Optimismus: „Ich will auch erſt wieder ein Kind werden, eh' ich ſterb', ich will einen Kreis bilden, nicht wie Du willſt, recht früh ſterben, nein, das will ich nicht, wo iſt's ſchöner als auf der ſchönen Erde, und dann als Kind, wo es am ſchönſten iſt, wieder hinüber, wo die Sonne untergeht." Ein anderes Mal aber heißt es mit Reſignation: „Ich bin bis jetzt ſchlaflos geweſen und hab' alſo in der Nacht manches abgemacht, wozu am Tag keine Zeit war — dies verſetzt in einen ſo nüchternen Zuſtand, daß man ſagen möchte, man ſei des Lebens ſatt; da ich aber nie hungrig drauf war, ſo kann ich's auch nicht ſatt werden; es zieht ſo hin, ſchimmerlos." Hierzu gehört ferner die Neigung der Schriftſtellerin zum Extrem, der Haß gegen das Mittelmäßige. Den Frankfurter Primas läßt ſie ſagen: „Sinn für alles, nur nicht fürs Mittelmäßige — das iſt der Herd, wo der Held, den Sie chriſtlich nennen, Wunder tun müßte!" Und ihr „Dämon" verſichert: „Das Unverhoffte, das Gefahrvolle, das Tollkühnſte ſelbſt kannſt du wagen, das Mittelmäßige allein macht rettungslos elend."

In einem ewigen Geiſtesrauſch wandelt und redet ihr Werk, das wie ſeine Schöpferin nur begeiſterte Zuhörer wünſcht. „Ich kann", geſteht ſie, „keine Beſuche erleiden, welche nicht die Flammen der Begeiſterung in mir auffjagen."

Andererſeits tritt in Bettines Schriften zutage, daß ſowohl ihre Ziele wie ihr beſtimmtes, tatkräftiges Streben nach dieſen Zielen ſie von der Romantik trennen. Auch die Schriftſtellerin Bettine kann nur durch ſich ſelbſt verſtanden werden; ſie bringt ihrem Zeitgeiſt und ihren Zeitgenoſſen mehr entgegen, als ſie von ihnen empfängt. Und immer geht ſie nur von ihrem Ich, nicht von großen Überlieferungen aus.

„Held ſein", ſagt ſie, „iſt nicht befreundet ſein, Selbſtſein iſt Held ſein; das will ich ſein. Wer ſelbſt iſt, der muß die Welt bewegen, das will ich." Aber ſie will noch viel mehr, wie die Freundin erfährt: „Obſchon ich keine Weltgeſchichte ſtudieren mag und bei Zeitungleſen vor Ungeduld mich kaum zuſammennehmen kann, ſo iſt's doch die Welt, die ich regieren möcht', und mich reißt's hin, darüber nachzudenken. Wenn Du an den Clemens ſchreibſt, ſo ſag' es ihm, das ſcheine mir mein entſchiedenſtes Talent, die Welt regieren; weiß er Gelegenheit, mich darin zu üben, ſo will ich fleißig ſein Tag und Nacht." Das Herrſcheramt iſt aber von vornherein bei ihr als ein Leben für andere gedacht. Retterin will ſie ſein: „Abends beim Sternenſchimmer, wo ich den Kopf weit aus unſerm Manſardfenſter ſtreckte, um recht viele Sterne zu Zeugen meines feierlichen Schwures aufzurufen, tat ich das Gelübde, alles dran zu wagen, wenn ich einen Menſchen in Gefahr ſehe und wenn auch ſelbſt das Meſſer ſchon um ſeinem Haupte ſchwebt." Auch die Schriftſtellerin deutet an, wie ſie dieſes hohe freiwillige Amt, Menſchen zu retten, bei der Cholera bewieſen habe: „Nun braucht nur die Polizei auch noch zu ſterben, dann bin ich König von Berlin." So findet ſie leicht den Weg zum ſozialen Geiſt: „Das Glück aller iſt das meine, auf aller Daſein iſt das meine gegründet!"

Damit ſind wir zu Bettines politiſchen Bekenntniſſen gekommen. Geſammelt finden ſie ſich im Königsbuch, von dem ich hier im Hinblick auf die geſonderte Einführung abſehe: man müßte es ausſchreiben. Aus den übrigen Werken dagegen ſei hier einiges zuſammengeſtellt.

Von dem unwürdigen Zuſtand der politiſchen Welt, in der ſie lebt, geht ſie aus. „O Sklavenzeit, in der ich geboren bin!" klagt ſie. „Werden die Nachkommen nicht einſt mitleidig mich belächeln, daß ich mir's mußte gefallen laſſen,

wenn wir vielleicht als Geiſter einſtens ſklaviſche Natur uns vorwerfen! — Wie! Ihr habt den Geiſt eingeſperrt und einen Knebel ihm in den Mund geſteckt, und den großen Eigenſchaften der Seele habt ihr die Hände auf den Rücken gebunden?" In Rouſſeaus Geiſt ſucht ſie die Menſchenrechte nur in der Natur: „Naturrecht! Einzige Straße der Menſchheitsverklärung, Berge geſetzlichen und ſittlichen Unrechts haben ſie verſchüttet und Zwietracht durch Gegenſatz der Leidenſchaften künſtlich erzeugt." Dem Naturrecht ſtellt ſie das von Menſchen künſtlich geſchaffene Recht gegenüber: „Gibt es einen größeren Blödſinn, als mißgeborene Geſetze, die ihrem jedesmaligen Lohndiener wie eine Treſſenlivree ganz loſe auf dem untertänigen Leib hängen, auch noch auf die unbegriffene Zeit übertragen wollen?" Ihr Dämon fragt den König: „Hältſt du deine erbliche Krone für ein Produkt der Natur? — hat ſie Kraft zu wirken, unabhängig von deinem Volk ſelbſt? — hältſt du ſie für ein geheiligtes Ding?" — Mit Empörung erinnert ſie Nathuſius an ſeines Freundes Verhalten gegen Adlige: „Es war über Tiſch, er ſagte: ‚Der Herr Graf von S. waren ungemein herablaſſend', dieſer ungefüge Ausdruck erſtaunte mich. Auf was konnte ſich der Graf von S. einem ſtudierten Mann, einem Freunde des Hauſes gegenüber herablaſſen als gerad' an die Erde, da hätte er ja auf ſeinen Knien vor dem Sperber liegen müſſen und allenfalls beten müſſen: ‚Verſtoß mich armen Sünder nicht aus deiner Porzellanfabrik, ich bin nicht wert, daß ich eingeh' unter ihr Dach' uſw. Wer ein Gefühl hat, daß er dem andern mit vollem gütigen Willen entgegengeht, iſt vornehm." — Sie weiß, wer nicht adlig iſt: „Der nicht im Volk ſich mitfühlt, iſt nicht Edelmann. Nur im Volk ſteigen die Geſchlechter in unbefleckter Linie zu des Schöpfers erzeugender Kraft hinan." Und an anderer Stelle: „Gewiß iſt, daß das echte Blut zerſtreut iſt in der Welt und viel

ungeſtempelt herumläuft, und doch will man nur das gelten laſſen, was geſtempelt iſt, aber das ſag' ich Dir, ich halte alle Menſchen für unadelig, die ihre Raſſe nicht erkennen auch im Kittel." Dem entſpricht ihre Auffaſſung des Fürſtentums: „Ein geiſtig Gefürſteter iſt, der den Volkscharakter in ſich trägt. — Frei ſoll er handeln im Sinne des Volks. Keine Willkür, keine Gnadenlaune, kein Erdbeben aus Grillen, die der Wind zuſammenweht." Erſte und letzte Inſtanz iſt ihr das Volk: „Denn Rechtsſinn geht nicht hervor aus Religion, noch aus Moral, noch aus politiſchen Syſtemen; er iſt nicht ariſtokratiſch, noch demokratiſch, noch auch deſpotiſch oder monarchiſch. Über Menſchenrechte klar entſcheidend iſt ſouveräne Kraft im Volksgewiſſen." Daneben ſteht ein unſozialiſtiſcher Gedanke, der an Nietzſches ariſtokratiſchen Radikalismus — mit Brandes zu reden — erinnert: „Ein Geſetz wollt' ich machen, wer nicht auf eigenen Füßen ſtehen könnte, der ſollte nicht mit Krücken das Herrſcherauge beleidigen."

Bettine iſt auch keine Freundin revolutionärer Bewegungen; von innen und nur mit geiſtiger Gewalt will ſie wirken. „So geht es", ſagt ſie, „mit der Revolution; der Strom des Unheiligen darin iſt zu ſtark, und die ihm widerſtehen, die werden darin untergehen. Das Große zu bewirken, kann man immer nur die heiligſten Mittel ergreifen, wo aber zum edelſten Zweck ein unheilig Mittel dient, da iſt er verloren und erzeugt nur Übel." Um ſo heftiger wendet ſie ſich aber auch gegen jede Gewalt, die von der andern Seite kommt: „Heilige Harmonie der Natur, dich wollen ſie aus dem Geleis bringen, der einzigen göttlichen Sphäre, der Freiheit nämlich, und wollen zur zinspflichtigen Pflicht machen alles bis auf den Adel der Seele ſogar, aus dem alles Große entſpringt."

Von dem Geſichtspunkt der Freiheit aus betrachtet ſie auch das Verhältnis der Völker zueinander, deren

Politik noch weit von ihrem Ideal entfernt ist: „Ihre Politik der Nachbarschaft ist: uns so viel Vorteil als möglich, euch so viel Nachteil als möglich, denn wir gewinnen, was ihr verliert.“ Die Schranken zwischen den Völkern möchte sie niederreißen: „Was ist Volk? — Die ganze Menschheit ist Volk; alles, was nicht zu ihm gehört, muß selbst sich ausscheiden.“ Zusammenschließen möchte sie, die Tochter eines italienischen Mannes und einer deutschen Frau, die Völker wie die Konfessionen, indem sie Nathusius zuruft: „Lasse Du auch die Wage gleich einstehen zwischen Protestant und Katholik, zwischen Deutschen und Italienern, Du kommst der Wahrheit näher und versäumst nichts dabei.“

Hier gibt sie bereits zu erkennen, welche Stellung sie in ihren Werken zur Religion, insbesondere zum Christentum, einnimmt. Harte Worte findet sie gegen die Kirche ihrer Zeit: „Die Kirche wähnt sich die alleinige Braut des Gottmenschen, statt aber seinen milden Spuren nachzugehen, baut sie unter Trümmern verlaßner Lehre einen Richtersitz für ihren Bräutigam, was sie an knechtischem Wesen, an Bannformel und Fluchestast finden kann, legt sie ihm zu Füßen, um damit auf den Untergang loszugehen derer, die sie nach seinem Beispiel am Herzen tragen sollte.“ Schleiermachers Gefühlsreligion wird von der ihrigen, die sie selbst einmal deistisch nennt, weit überboten: „Der Irrtum der Kirchenväter, Gott sei die Weisheit, hat gar manchen Anstoß gegeben; denn Gott ist die Leidenschaft. — Groß, allumfassend im Busen, der alles Leben spiegelt wie der Ozean, und alle Leidenschaft ergießt sich in ihn wie Lebensströme. Und sie alle umfassend ist Leidenschaft die höchste Ruhe.“ Den Christen deutet sie an, daß die von ihnen verfolgten Juden, denen sie selbst ohne Vorurteil gegenübersteht, leicht dereinst den Spieß umdrehen könnten: „Der Christ vergräbt unter ehrfurchtgebietender Scheinheiligkeit sein Gold, wie der gehöhnte Jude unter dem

Kotlager des Schachers, von dem er einſt wird auferſtehen, ſeinen goldenen Fuß den Chriſten in den Nacken zu ſetzen!“

In der Leſſingſchen Toleranz findet ſie ſchließlich wahres religiöſes Sein, das ſie in einem hübſchen Bilde veranſchaulicht: „Alles Streben nach Gottheit iſt Sympathie für alle Religionen, die einander berühren, wie im Winde die ſchwankenden Bäume des Waldes einander ſtützen mit ihren Äſten und mit ihrem Laub ineinander flüſtern und mit ihren Wipfeln ſich neigen gegeneinander.“

Das alles iſt im Kern ganz unromantiſch. Erſt ihr perſönliches Verhältnis zur Kunſt und ihre eigene künſtleriſche Betätigung lenken wieder in romantiſche Ideengänge ein.

Der Bühne widmet ſie kritiſche Worte. „Geſtern“, erzählt ſie, „war ich im Theater, da war's ſo grauſam elend, mit was ſich die Leute die Zeit vertreiben! O deutſches Theater, was biſt du für eine Schindmähre der Langeweile! Wie ſo gar niedrig ſind doch jene, die ſich ihrer Zeit dort entledigen.“ Wie ſehr ſie dagegen in der Muſik aufgeht, verraten auch ihre Werke. Den Primas läßt ſie ſagen — dieſe Stelle ſcheint mir alles am beſten zuſammenzufaſſen —: „Die Muſik bringt die Skala der Seele auf die reinſte Temperatur ... Muſik geht nicht allein aus Geiſt und Gemüt hervor, weit mehr noch befruchtet ſie die Sinne und befähigt ſie zu dem, was der Geiſt noch nicht faßt. — Sie iſt die Wiedergeburt für die geiſtige Natur.“

In ihren Schriften werden ihre eigenen Kompoſitionen von Liedern Goethes, auch von ſolchen des braven Nathuſius, mehrfach erwähnt. Goethe ſendet ſie zugleich mit zwei Liedern Beethovens zwei von ihr: ſie ſtreife aber dieſe Kunſt nur im Fluge. Als Zeichnerin und Malerin gibt ſie ſich in ihren Schriften ebenfalls zu erkennen.

Beſonders intereſſant ſind natürlich ihre dichteriſchen Äußerungen in gebundener Rede, ſoweit ſie ſich bereits

MAXIMILIANE BRENTANO

in ihren früher gedruckten Werken befinden, und ihre Urteile über ſich als Dichterin. In der „Günderode“ erzählt ſie, der Bruder Clemens habe ſie eingeſperrt und ſie nicht wieder herausgelaſſen, bis ſie ein Gedicht gemacht habe: „Als der Clemens mich aus der Priſon entließ, hatt' ich das Märchen gereimt von der alten Frau Hoch, vom Hofnarren, der ſeinem König lehrt Fiſche fangen und ihn ſelber im Hamen fängt und ins Waſſer taucht und ſagt: ‚So fangen die Narren Fiſche,‘ aber der König im Hamen wird keinen fangen.“ Sie läßt auch die Freundin ſagen: „Der Naturſchmelz, der Deinen Briefen und Weſen eingehaucht iſt, der, meint Clemens, ſolle in Gedichten oder Märchen aufgefaßt werden können von Dir — ich glaub's nicht. In Dich hinein biſt Du nicht ſelbſttätig, ſondern vielmehr ganz hingegeben bewußtlos, aus Dir heraus zerfließt alle Wirklichkeit wie Nebel.“ Von einem Märchen erfahren wir im „Frühlingskranz“ durch einen Brief Bettines an Clemens: „Ich hab' ein Märchen geſchrieben, ſeit Du weg biſt. Ein ſchwermütiger Jüngling, von Träumen aufgeregt, erwacht in der Nacht.“ Ein Gedicht, das ſie der Freundin ſendet, findet deren Beifall nicht — ſo deutet die Schriftſtellerin Bettine an: „Dein klein Gedicht, was Du bei Gelegenheit der Langenweile gemacht, beweiſt mir, daß wir beide recht haben, für jeden andern wollt' ich es als Gedicht rechnen, aber für Dich nicht, denn Du ſprichſt darin eine äußere Situation aus, nicht die innere.“

Man ſieht, daß ich es vermeide, aus Bettines ſchriftſtelleriſchen Äußerungen irgendwelche Schlüſſe für die Wirklichkeit ihres Erlebens zu ziehen. Ich reihe jetzt einige Stellen aus der „Günderode“ aneinander: „Daß aber alle berufen ſind und wenige auserwählt, das muß ich leider an mir ſelber erfahren, aber doch bin ich Dichter, obſchon ich keinen Reim machen kann, ich fühl's, wenn ich gehe in der freien Luft, im Wald oder an Bergen hinauf, da liegt ein Rhythmus

in meiner Seele, nach dem muß ich denken, und meine Stimmung ändert ſich im Takt." ... „Wenn ich mich an den kienernen Schreibtiſch ſetze, und es fällt mir gar nichts Extraes ein, und ich ſchneide mit dem Federmeſſer eine dumme Fratze nach der anderen in den Tiſch, die mich alle auslachen, daß mir nichts einfällt, da werf' ich mein Buch weg, wo lauter Versanfänge drinſtehen und kein Reim drauf. — Es iſt wirklich eine Unmöglichkeit." ... „Ich weiß wohl, daß die Form der ſchöne, untadelhafte Leib iſt der Poeſie, in welchen der Menſchengeiſt ſie erzeugt; aber ſollte es denn nicht auch eine unmittelbare Offenbarung der Poeſie geben, die vielleicht tiefer, ſchauerlicher ins Mark eindringt ohne feſte Grenzen der Form?" ... „Ich kann keine Fragmente ſchreiben, ich kann nur an Dich ſchreiben, aber innerlich weite Wege, große Ausſicht, aber nicht dem Mond nachlaufen und im Tau vergehen und im Regenbogen verſchwimmen. Zeit und Ewigkeit, das iſt mir alles ſo weitläufig, da fürcht' ich, Dich aus den Augen zu verlieren." ...

Bettines vielleicht beſtes Gedicht ſteht im Tagebuch zu „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde" („Auf dieſem Hügel überſeh' ich meine Welt"), es ſcheint wirklich Goethe, nicht etwa Pückler — was immerhin möglich wäre —, zu gelten. Ebendort bringt ſie gelegentlich gereimte Proſarede („Ihr Kinder, lernt bauen euer Neſt mit eigner Hand aufs allerbeſt ...") wie auch im „Ilius Pamphilius" („Der Knabe ſprach mit Luſt, es ſaugt an meiner Bruſt ..." oder: „Nun wohlan! ſo kehr' ich wieder und umgeh' in ſanftem Bogen jene Lieder " ...); oder aber ſie beſchwingt ihre Proſa rhythmiſch wie in der „Günderode" („Eilt die Sonne nieder zu dem Abend, löſcht das kühle Blau in Purpurgluten ..."). Im ganzen iſt ihr lyriſches Auftreten in ihren Werken unbedeutend, ſo aber auch durch ihre Selbſterkenntnis ſowie durch das Drängen des Bruders völlig gedeckt.

Betonung verdient an dieſer Stelle nochmals ihr eifriges Sammeln von Volksliedern, von dem ſie in der „Günderode“ ſpricht: „Meine Bemühungen, Lieder fürs Wunderhorn aufzufinden, haben mich mit wunderlichen Leuten zuſammengeführt, die wie angenehme Schäferſpiele mich ergötzen.“

Sie ſelbſt gibt deutlich zu verſtehen, daß ſie nicht eigentlich ſchöpferiſch, ſondern um- und weiterbildend als Schriftſtellerin etwas leiſten könne. „Ich hätte lieber den Briefwechſel gehabt,“ ſagt ſie einmal in ihren Werken. „Ich glaub', zu ſo etwas hätt' ich Verſtand, es einzuleiten und zu bereichern für den Druck, da wollt' ich wohl noch viel hinzufügen, mir kommt immer nur der Verſtand, wenn ich von andern angeregt werd', von ſelbſt fällt mir nichts ein, aber wenn ich von andern großes Lebendiges wahrnehme, ſo fällt mir gleich alles dazu ein, als ſei ich aus dem Traum geweckt.“ So tritt ſie an „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“ heran: „Und ſo gewiß iſt's auch Goethes Geiſt, von dem dieſe Briefe ausgehen. Wer kann's leugnen, daß ſie im Feuer ſeines Geiſtes nur entſtehen konnten!“ Und ſo wendet ſie ſich im „Ilius Pamphilius“ an Nathuſius: „Alle dieſe Korreſpondenzen ſind mir übergeben, um das der Welt Zugehörige daraus auszuziehen und zu vervollſtändigen. Auch Deine wünſche ich zu dieſem Zweck erlaubt und erbitte von Dir die Zurückgabe meiner Briefe nur auf kurze Zeit, und es iſt mit dieſer Bitte etwas verbunden, was Beziehung auf unſre Freunde hat, die andern haben mir Erlaubnis gegeben, mit ihren Briefen nach Belieben zu ſchalten, um den Faden des Ganzen glücklich und gefügſam zu durchreihen, auch in Deinen ſind ſo ſchöne Perlen, es würde Dir nicht zum Nachteil gereichen, und Du könnteſt Dich auf mich verlaſſen, daß Du Freude daran haben ſollteſt.“ —

Dieſen ſachlich gehaltenen Umriß ihrer Perſönlichkeit, wie ſie in ihren Werken erſcheint, wollte ich nach ihren

eigenen Angaben hier darbieten und nicht mehr, damit das durch ihre Kunſt geſchaffene Bild einmal ſelbſtändig dem durch die Natur geſchaffenen zur Seite treten könne. Tatſächlich ſind im eigentlichen, urſprünglichen Sinne beide Bilder doch nur eines, und was Bettine über ſich ſagt, das gilt, auch wenn es in ihren Werken ſteht, nicht nur für die Schriftſtellerin.

Bettinas Werke ſind als Ganzes nur einmal von ihr ſelbſt 1853 herausgegeben worden. Sie ordnete ſie nicht nach der chronologiſchen Folge ihres Entſtehens, ſondern nach der chronologiſchen Folge ihres Inhalts, der ja aus Lebensbekenntniſſen des heranwachſenden Kindes Bettine beſteht. Da alle ihre Werke in ihrem Alter entſtanden ſind, der entwicklungsgeſchichtliche Geſichtspunkt für die Schriftſtellerin alſo unweſentlich iſt, bin ich ihrer Anordnung gefolgt. Auch für den Text, der in Rechtſchreibung und Zeichenſetzung moderniſiert iſt, habe ich ihre letztwillige Ausgabe der „Sämtlichen Schriften“ zugrunde gelegt, die vollſtändig nur noch in der Univerſitätsbibliothek zu Bonn vorhanden iſt und von dort zu dieſem Zweck entliehen werden mußte. Natürlich habe ich zu kritiſchem Vergleich nach Möglichkeit auch die erſten Originalausgaben herangezogen, die ebenfalls ſchon recht ſelten und zum Teil nur mit großen Schwierigkeiten zu beſchaffen waren. Rechnet man die Probleme hinzu, die Bettines Genius bei der Herausgabe ihrer Bücher von vornherein ins Leben gerufen hat, ſo wird man die Mühe der Herſtellung dieſer Geſamtausgabe ahnen.

Mit äußerſter Vorſicht bin ich bei der erwähnten Moderniſierung des Textes vorgegangen: ich verbeſſere faſt ausſchließlich Druckfehler, laſſe auch Bettines wildes Komma überall ſtehen, wo es nicht geradezu der neuen Zeichenſetzung widerſpricht. Ausdrücke, die ſie unrichtig verſteht oder deutet, grammatiſche Formen (z. B. „ſeine einzelne

Äußerungen") und Namen (z. B. Egmond) rühre ich nicht an, denn alles das charakteriſiert ſie, und es würde gewagt ſein, im einzelnen immer entſcheiden zu wollen, wo der Frankfurter Dialekt jener Zeit anfängt und wo er aufhört. Nur dann erlaube ich mir eine Korrektur im Gegenſatz zu Herman Grimm — der aber „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde" im übrigen durchaus nicht ſtreng buchſtabengetreu abgedruckt hat —, wenn beiſpielsweiſe auf der einen Seite „Tieck" und auf der nächſten „Tiel" ſteht. Gewiß charakteriſiert auch das Bettines Genius, aber es könnte bei einem ſo offenbaren Verſehen auch den ihres Setzers charakteriſieren. Wer Bettine kennt, der weiß, daß ſie jede derartige Nachhilfe nur als überaus nebenſächlich anſehen, höchſtens begrüßen würde. Außerdem habe ich ſämtliche Perſonennamen durch geſperrten Druck hervorgehoben, da dieſe Briefbücher ja zugleich wichtige Quellenwerke ſind. Auch hierin bin ich Bettines Anlauf gefolgt. Später freilich hat ſie dieſen „Grundſatz", wenn man von einem ſolchen Dinge bei ihr überhaupt reden kann, aufgegeben.

Der preußiſchen Staatsbibliothek ſage ich geziemenden Dank für die Erlaubnis, Varnhagens handſchriftlichen Nachlaß hier verwerten zu dürfen. Wörtlich entnehme ich dieſem unter anderem zwei noch ungedruckte Gedichte Bettines. Die beigegebenen Fakſimiles verdanken mir ebenfalls dem Entgegenkommen der Staatsbibliothek.

Das zuletzt mitgeteilte — vierte — Gedicht, das vielleicht nur eine Überſetzung aus dem Italieniſchen iſt, ſowie die nur handſchriftlich erhaltenen Kompoſitionen, deren ſich ebenſo, wie einiger von den bereits gedruckten, Spontini gewidmeten, Herr Geheimrat Profeſſor Dr. Max Friedlaender angenommen hat, entſtammen dem Nachlaß Joſef Joachims und wurden mir von ſeinem Sohne, dem Göttinger Oberbibliothekar Dr. Johannes Joachim, in

liebenswürdigſter Weiſe zur Verfügung geſtellt ſamt folgenden Zeilen Bettines, die ihr Weihnachtsgeſchenk von 1852, ein Trinkglas mit den eingeſchliffenen Namen Bettine, Armgart, Giſela (vgl. Brief von Hans v. Bülows Mutter, „Bülows Briefe", Bd. I, S. 481 f.), an ihren Geigerfreund begleiteten:

Mitten im Winter, der einem Sommer gleicht,
Und dem der Froſt das Waſſer nicht reicht,
Kommt angeflogen der Reif am reinen Kriſtall,
Drei Namen zeichnet er mit hellem Schall,
Sie ſollen Dir erklingen
Bei allen guten Dingen.

Bettine.

Zu großem Dank verpflichtet ſind wir ferner Bettinens Enkelinnen, Frau Irene Forbes-Moſſe und Frau Baronin Eliſabeth von Heyking, für die gütige Überlaſſung der drei bisher unbekannten Briefe Bettinas an ihren Gatten von 1817 und 1820 und des Briefes von Thorwaldſen an Bettina am Schluß des letzten Bandes, ſowie Herrn Geheimrat Prof. Dr. Lujo Brentano für die wertvolle Bereicherung unſeres Bildermaterials. Um deſſen Vervollſtändigung haben ſich auch die Herren Prof. Dr. Adolf Stoll in Kaſſel und Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuſeums in Weimar, verdient gemacht.

Daß aber die Ausgabe ſo raſch erſcheinen und ſo reich ausgeſtattet werden konnte, iſt nicht zuletzt der tatkräftigen Mitarbeit der wiſſenſchaftlichen Redaktion des Propyläen-Verlages zu danken, beſonders der Herren Dr. Franz Leppmann und Dr. Paul Neuburger, der auch die geſamte Korrektur mitgeleſen und das Perſonen- und Sachregiſter geliefert hat.

Welchen Erfolg die Ausgabe im übrigen auch haben möge, einer ist ihr sicher: sie hat, wie uns zum Erschrecken deutlich geworden ist, einen beachtenswerten Teil von Bettines Werken geradezu vor dem Untergange bewahrt — war doch beispielsweise das Spontini-Heft nur noch in der Kgl. Hausbibliothek und zweimal im Privatbesitz, sonst aber in keiner Bibliothek mehr festzustellen. Und wenn einer aus der Mitte des 19. Jahrhunderts dem Leben erhalten zu werden verdient, dann ist es Bettine, die berechtigt war, über sich die stolzen Worte zu sagen: „Man kann einen Charakter wie den meinigen nicht aus den Angeln heben, denn er ist stärker als die Hebel, die man anzulegen vermag. Die Zukunft wird einstimmen in den Grundton meines Geistes, und der wird ihre Modulationen leiten und stützen."

Waldemar Oehlke

Clemens Brentanos
Frühlingskranz

Einführung

Bettinas erſtes Buch erſchien 1835. Ihr viertes war der 1844 dem Bruder geflochtene „Frühlingskranz“, der ihre unſerer Ausgabe zugrunde liegenden „Sämtlichen Schriften“ von 1853 eröffnet, weil ſeine brieflichen Vorlagen in die erſte Jugend der Geſchwiſter, bis zu Bettinas fünfzehntem und Clemens' zweiundzwanzigſtem Jahre, zurückreichen.

Im Vordergrund ſteht auch hier Bettine, nicht Clemens. Aber Titel und Inhalt dieſes perſönlichen Erinnerungsbuches verlangen, daß das vorhin ſkizzierte Lebensbild der Schweſter etwas näher durch das des Bruders ergänzt werde.

Clemens Brentano, geboren während eines Beſuches ſeiner Mutter in ihrem elterlichen Hauſe zu Tal Ehrenbreitſtein am 8. September 1778, verlebte ſeine erſte Jugend daheim in der Frankfurter Sandgaſſe. Mit ſeiner Schweſter Sophie zuſammen wurde er im Alter von ſechs Jahren ſeinem Oheim Möhn in Koblenz anvertraut, nach deſſen Tode die Kinder mit ihrer Tante Luiſe nach Frankfurt zurückkehrten. Er wurde dann in Mannheim und Bonn unterrichtet, trat aber nach dem Tode der Mutter gleich den älteren Brüdern in die Handlung des Vaters ein, der 1795 eine dritte Ehe einging. Nachdem er es mit der kaufmänniſchen Laufbahn noch in Langenſalza vergeblich verſucht, ſich auch eine Zeitlang bei dem Oheim Laroche in Schönebeck bei Magdeburg aufgehalten hatte, bezog er 1797 nach des Vaters Tode die Univerſität Halle.

Als er ein Jahr darauf nach Frankfurt kam, fand er Bettine vor, die aus ihrer Fritzlarer Penſion zurückgekehrt und ihm inzwiſchen nahezu fremd geworden war. Der Reiz des gegenſeitigen Kennenlernens mag die Geſchwiſter näher zueinander geführt haben, als es ſonſt vielleicht der Fall geweſen wäre, zumal er ſowohl wie ſie in fremden Häuſern das Bewußtſein, nun ganz verwaiſt dazuſtehen, doppelt ſchwer empfunden haben mögen. Beide aber waren zudem durch reiche Begabung vor den anderen Geſchwiſtern ausgezeichnet.

Im Jahre 1798 ging Clemens nach Jena, wo er Wieland, Goethe, Herder, Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck, bei dieſem auch ſeine ſpätere Frau Sophie Mereau kennenlernte. Im Sommer 1799 kam der zwanzigjährige Karl Friedrich v. Savigny nach Jena, der vorher in Marburg und Göttingen ſtudiert hatte. Er beſuchte Wieland und fand dort als Beſuch Sophie Laroche, die ihn zu ihrem Enkel Clemens ſchickte. Die beiden jungen Männer ſchloſſen Freundſchaft, namentlich als Savigny im April 1800 wiederum in Jena eintraf; noch in demſelben Jahre habilitierte er ſich in Marburg.

Inzwiſchen war Clemens ganz in der Kunſt, zumal der Poeſie, aufgegangen. Damals entſtand ſein Godwi-Roman. Mehrfach ſah er den Rhein. Dann beſuchte er ſeine Studienfreunde in Göttingen, wo ſich ihm nun, im Frühling 1801, Achim von Arnim zugeſellte. Um dieſe Zeit ſetzte ſein regelmäßiger Briefwechſel mit der Schweſter Bettine bereits ein.

Wie er Arnim nun mit Bettine bekanntmachte und für beide vor, während und nach der romantiſchen Rheinreiſe im Frühling 1802 durch die Korreſpondenz das Bindeglied blieb, das geht zu einem Teil aus dem Lebensbilde Bettinens, zum andern aus dem „Frühlingskranz", deſſen Angaben ſich in dieſer Beziehung durch andere beſtätigen laſſen, mit aller Klarheit hervor. Im Hinblick auf Clemens bleibt uns nur noch übrig, ſeinen ſpäteren Lebensgang flüchtig zu verfolgen. Seine Vermählung mit Sophie Mereau im Jahre 1803 leitete ſeinen unruhigen poetiſchen Schöpferdrang in

feſtere Bahnen. Aber ſchon 1806 verlor er die Gattin, die ihm durch Freunde und Geſchwiſter nicht erſetzt werden konnte. In demſelben Jahre erſchien der erſte Band des von ihm und Arnim herausgegebenen „Wunderhorns".

Nun begann für ihn ein wechſelvolles Wanderleben. Seine unſelige zweite Ehe mit Auguſte Busmann aus Frankfurt, einer Nichte Moritz Bethmanns, 1807 in Übereilung geſchloſſen, wurde bald wieder getrennt. 1809 ging er nach Berlin, wo er zur Eröffnung der neugegründeten Univerſität im nächſten Jahre die berühmte Feſtkantate „Universitati Litterariae" dichtete, die bei der Jahrhundertfeier 1910 in wenigen Exemplaren neugedruckt wurde und heute ſchon eine Seltenheit für die Bibliophilen darſtellt.

Auf ſein weiteres Wandern und Dichten können wir hier nicht eingehen. An Bettinas ehelichem Glück nahm Clemens innigen Anteil. Innere Unruhe und Neigung zur Myſtik trieben ihn ganz dem Katholizismus in die Arme. Volles Verſtändnis glaubte er bei der Berlinerin Luiſe Henſel und der Nonne Katharina Emmerich in Dülmen zu finden. Als dieſe 1824 ſtarb, beſchränkte er ſeinen Verkehr gleichwohl auf katholiſch fromme Kreiſe und wandte ſich auch von den ketzeriſch weltlichen Geſinnungen Bettinens mit Entſetzen ab. Im Jahre 1824, als ſich die Geſchwiſter in Frankfurt und Schlangenbad wiederſahen, war eine geiſtige Verſtändigung nicht mehr ganz möglich. Aber die „alte Liebe und Vertraulichkeit", von der Clemens dem Freunde Arnim noch 1828 brieflich ſprach, iſt auch ihren Herzen nicht verlorengegangen. Am 28. Juli 1842 iſt Clemens in Aſchaffenburg geſtorben, 11 Jahre nach Arnim, 17 Jahre vor Bettina.

Die letzte ausführliche Schilderung Bettinens durch Clemens aus dem Jahre 1825, nachdem er ſie im Jahre vorher wieder perſönlich begrüßt hatte, charakteriſiert ſie beide. Clemens ſchreibt an Görres (J. v. G.s Geſ. Briefe III, S. 185): „Ich war ſehr traurig in der Nähe dieſes großartigſten, reichſtbegabten, einfachſten, krauſeſten Geſchöpfes. In ſtetem Reden, Singen, Urteilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen, Modellieren, alles in Beſchlag

Nehmen und mit Taſchenſpielerfertigkeit ſich alle und jede platte Umgebung zurecht Gewalttätigen, um das Gemeine als Modell zum Höheren in irgendeinen Akt zu ſtellen und das Ungemeine ſich geſellig bequem zu ſetzen, in dieſem ohne Ruhe und doch mit geheimem, nur befreundetem Aug' zu entdeckendem Hintergrund des Nichtgenügenden in allem, aber zu hoch geſtellt und zu allgegenwärtig im menſchlichen Kreis, um dieſe eingemauerte beſſere Sehnſucht zu befreien und vor Gott unter Tränen darzuſtellen, auf daß es eine gerettete Seele werde: ach, es iſt dieſes ein ganz vernichtendes Gefühl. Sie tut mir unausſprechlich leid ... Alle dieſe Dinge, die alle bewundern, intereſſieren mich nicht, weil ich die Anlagen dieſer herrlichen Seele kenne ... Wir haben uns nicht gezankt, aber auch nichts konnte ich ihr mitteilen, denn ſie wollte nichts wiſſen, mied mich ſcheu oder überhäufte mich mit abſchnurrenden Erzählungen von nichts, über nichts, mit und durch nichts. Alles Genie, alle Kunſt und Wiſſenſchaft wird jämmerlich und geckig im Altern, denn ihre Aufgabe bleibt endlich, ſelbſt Goethe nimmt ein lahmes End'. Nur die kirchlichen, frommen, heiligen Seelen, z. B. Sailer, Overberg, werden ſtets vollkommener und lieblicher im Alter."

Hier aber handelt es ſich um den Frühling des Lebens, die erſten drei Jahre des 19. Jahrhunderts. Einen Gedanken- oder Gefühlsmittelpunkt, eine einheitliche Handlung haben dieſe Briefe der Geſchwiſter nicht. Sie ſprechen über ihr eigenes Ich, ihre Bekannten, Freunde und Verwandten, über Natur, Kunſt und Wiſſenſchaft, ſie phantaſieren von der Liebe und vom Monde, und Clemens ſtreut ſeine romantiſchen Gedichte ein. Ein im Frühling geflochtener Kranz will und ſoll keinen anderen Charakter haben als den der Jugend, des blühenden allumfaſſenden Lebens. Da kommt es im Grunde gar nicht darauf an, ob dieſer oder jener Brief erſt im Alter ſein wirkliches Gepräge erhielt: wenn er ſich nur harmoniſch einfügt in das Ganze, im Kranze als eine Blume erſcheint, die der Frühling ſchuf.

Der durch eine originale Vorlage belegte Brief beweiſt, daß die ſchriftſtelleriſchen Änderungen nur geringfügig ſein

können (vgl. das Original in der „Deutſchen Rundſchau“ vom Auguſt 1892, S. 263), nur durch äſthetiſche oder perſönliche Rückſichten beſtimmt wurden. Mit ſiebzehn Gedankenſtrichen, von denen fünf auf redaktionelle Eingriffe hinweiſen, gibt da die nahezu ſechzigjährige Frau von Arnim zu erkennen, daß mehr als ein Menſchenalter zwiſchen dem Frühling und Herbſt ihres Lebens liegt. Wirklich gealtert aber iſt ihre Seele nicht — wie hätte ſie ſonſt dieſen Kranz mit ſolcher Liebe und Begeiſterung flechten können!

Es iſt Clemens, nicht Bettine, den wir in ſeinen hier wiedergegebenen Briefen vor uns haben. Nirgends lehnt ſie ſich ſo eng, ja wortgetreu an urſprüngliche Vorlagen an wie hier. Fragen wir nach dem Grunde, ſo erkennen wir leicht, daß gerade der künſtleriſche Geſichtspunkt in dieſem Falle ſchöpferiſche Neubildung wenn auch nicht ausſchloß, ſo doch unnötig machte. Zwiſchen Geſchwiſtern iſt von vornherein eine gewiſſe Unbefangenheit gegeben. Ein Anrecht auf den Bruder brauchte Bettine alſo gar nicht weiter glaubhaft zu machen, man glaubte es ihr auch ohne das. Einem Ziel ſtrebten dieſe Briefe nicht zu, ja, die Zielloſigkeit iſt ihr Charakter. Die Jugend, der Frühling war beſſer durch die Originale als durch nachempfundene Stilkunſt verbürgt.

Wir erkennen aber auch in den meiſten Briefen von Clemens ohne weiteres ſeinen Stil. Er ſchildert mit gravitätiſcher Sorgfalt, ſpielt mit dem Gegenſtande, indem er ihn umſchreibt, ihm originelle Seiten abgewinnt. Naive Würde wechſelt ab mit toller, kecker, knabenhafter Friſche. Deutlich iſt die Neigung zum Superlativ, zu beſonderen Spielarten der Romantik, die durch eine Reihe von Adjektiven wie „unendlich, göttlich, rührend, traurig, himmliſch, ſchrecklich, herrlich, langweilig, erbärmlich“ oder durch die Erhebung des Weibes zum Engel näher bezeichnet werden. Dabei iſt freilich zu beachten, daß Clemens' Stil durch Natur und Erziehung dem der Schweſter naheſteht, dann aber auch geradezu den ihrigen beeinflußt.

Der Brief, der den „Frühlingskranz“ eröffnet, ſtammt aus der Zeit nach Oſtern 1802 und iſt in Wirklichkeit nicht der

früheſte: die folgenden Briefe gehören dem Jahre 1801 an, einige der ſpäteren ſogar dem Jahre 1800. Der Brief, der das Werk beſchließt, entſpricht einer echten Vorlage aus dem September 1803 und iſt tatſächlich der letzte in dieſem Zuſammenhange.

Der „Frühlingskranz" iſt ein prächtiges Werk in ſeiner Miſchung natürlichen, kindlich frohen Sinnes, drolliger Auffaſſung und Darſtellung und hochſinnigen Charakters. Savigny und Arnim, die kleine jüdiſche Goldſtickerin Veilchen, Lavater, Mirabeau — er beſonders —, Bethmann, die Günderode, die de Gachet und Sophie Mereau ſchweben bildhaft an uns vorüber, und Bettine ſelbſt iſt hier noch ganz unübertrefflich in ihrer dämoniſchen Urſprünglichkeit: „Ich hab' am Feiertag nicht können ſchreiben, die drei kleinen Katzen auf dem Schoß ſo komod ineinandergelegt, alle drei eingeſchlafen unter der großmächtigen Pappel im Eckelchen auf der Bank. So viel Blüten tanzten herunter, ſo viel braune klebrigte Schalen platzten los von den Knoſpen, ich dachte, was kniſtert doch im Baum; und ſpäter, wie die Katzen ſo ſanft ſchliefen, da hatte ich auch ein bißchen geſchlafen." Wie ein unverfälſchter Naturlaut redet ſie. In dieſem Kranz iſt kaum eine künſtliche Blume.

Im Mai 1844 erſchien das Buch, und noch in dem gleichen Monat wurde es von der Polizei mit Beſchlag belegt „wegen reſpektwidrigen Inhalts der Zueignung: es war dem Prinzen Waldemar von Preußen (1817—1849), Neffen Friedrich Wilhelms III., gewidmet, der in Bettinens Hauſe freundſchaftlich verkehrte. Freilich, ſie hatte die Würdigung der Volkseigentümlichkeit betont und die Anrede gebraucht „Lieber Prinz Waldemar". Als der Buchhändler erklärte, der Prinz habe die Zueignung vor dem Erſcheinen des Werkes gekannt und angenommen, wurde geſagt, daß der Name der Verfaſſerin auf dem Titelblatt fehle. Bettine wandte ſich an den König, und dieſer ordnete an, daß das Buch freizugeben ſei. Übrigens ſagte Bettine im Oktober 1856 zu Varnhagen, ſie habe genug Stoff, um eine Fortſetzung des „Frühlingskranzes" in 3 Bänden zu liefern (V.s Tagebücher 13, 174).

„Deine Briefe", ſchreibt Clemens der jungen Schweſter, „ſtellen oft mehr Selbſtgeſpräche vor oder eine Art Gebete, in denen der Gedanke ſich ſelbſt lieben und würdigen lehrt und in einer ſehnſuchtsvollen Andacht verweilt." Dieſe treffende Charakteriſtik bezeichnet zugleich den dauernden Wert des Kranzes, den die Schweſter hier dem Bruder, die Dichterin dem Dichter flicht, des Kranzes, deſſen liebliches Seelenwunder in jedem Menſchheitsfrühling ſich erneut.

Und in dem Frühling jedes einzelnen Menſchen, der dieſes Buch lieſt, möchte ich hinzufügen. Zwei Jahrzehnte — und welche Jahrzehnte! — ſind verbrauſt, ſeitdem ich mich in Bettinens „Frühlingskranz" verſenkte. Es war in Göttingen, oben im Rohnswalde, wo ich mich als Student eingemietet hatte, abſeits von der Stadt, in der Arnim und Brentano ihren Freundſchaftsbund geſchloſſen hatten. Aus dichtem Grün ſah ich, meiſt von der Ruine des Eulenturms, hinab auf das alte Göttingen und dann wieder hinein in den „Frühlingskranz" in meiner Hand, zu dem mich mein Lehrer Guſtav Roethe aus ſeiner Arbeit an Brentanos „Ponce de Leon" heraus geführt hatte. Aber es war keine Philologie, die mich innerlich beſchäftigte, es war Bettinens Frühling, und ich dachte wie ſie: „Die Linden blühen, und der Wind ſchüttelt ſich in ihren Zweigen."

Die Philologie iſt dann gekommen und ſpäter Leſſing mit der Aufklärung — aber den „Frühlingskranz" auf dem Göttinger Eulenturm habe ich nicht vergeſſen. Man wird mir dieſen Impreſſionismus nicht verargen, denn das Frühlingserlebnis der Geſchwiſter Brentano ſoll hinausgehoben werden über den Staub der Bibliotheken und nicht nur ein armſeliges Daſein haben in den kritzelnden Federn der Hörſäle und Gelehrtenwinkel — „ich dachte, was kniſtert doch im Baum!"

Clemens Brentano

Frühlingskranz

Aus Jugend-
briefen ihm geflochten,
wie er ſelbſt
ſchriftlich verlangte

Und liebes Kind, bewahre meine Briefe, laſſe ſie nicht verlorengehen, ſie ſind das Frömmſte, Liebevollſte, was ich in meinem Leben geſchrieben, ich will ſie einſtens wieder leſen, und in ihnen in ein verſchloßnes Paradies zurückkehren. Die Deinigen ſind mir heilig!
Heidelberg 1805.

Verliere keinen meiner Briefe, halte ſie heilig, ſie ſollen mich einſt an mein beſſeres Selbſt erinnern, wenn mich Geſpenſter verfolgen, und wenn ich tot bin, ſo flechte ſie mir in einen Kranz. Holland 1808.

Sr. Königlichen Hoheit

dem

PRINZEN WALDEMAR

von Preußen

Lieber Prinz Waldemar

So weit iſt's gekommen zwiſchen uns beiden, daß ich dieſe letzte Anrede wage und lieber und naturgemäßer ſie finde als die auf der erſten Seite. Ich ſtehe auf einmal da vor Ihnen, und alle Leute auf dem Markt vernehmen, was ich Ihnen zu ſagen habe. Vor ſo viel Leuten iſt man aber nicht aufrichtig, man iſt da nur ſchicklich; folglich iſt's wohl nicht ſchicklich, aufrichtig zu ſein. Da man aber einem Prinzen gegenüber durchaus ſchicklich ſein muß, Aufrichtigkeit aber Unſchicklichkeit iſt, ſo machen ſich Euer Hoheit gefaßt, entweder was Unſchickliches zu hören oder was Unaufrichtiges.

Wenn ich nun meine Zueignung ſo begönne:

Es iſt das aufrichtigſte Gefühl der Verehrung und Liebe, was mich bewogen hat, Euer Hoheit dies Buch zu widmen. So würden Sie denken: die Freifrau von Arnim redet dies um der Schicklichkeit willen, denn aus welchen Gründen könnte ſie

mich ſo ſtark verehren? — Daraus müßte ich auf die Beſcheidenheit ſchließen und auf die Einfachheit Ihrer edlen Natur, die größere Forderungen an ſich macht. Fahre ich nun fort und ſage: In dieſem Buch werden Euer Hoheit viel Analoges mit ſich finden! ſo könnten die Schicklichkeitsmenſchen behaupten, dies ſei ſehr unſchicklich einem Prinzen zu ſagen, er habe Ähnlichkeit mit einer Volksſeele. Ich darf Ihnen daher gar nichts ſagen, denn meine Aufrichtigkeit würde entweder von Ihrer Beſcheidenheit verneint oder von dem Schicklichkeitsgefühl der Ariſtokraten mir verwieſen.

Dem Publikum, in welchem ich mich heimiſch fühle, das mich angeregt durch ſeinen Beifall und durch ſein Einverſtändnis mich inſpiriert, zu dem kann ich doch wohl reden ohne Einwendung, da Aufrichtigkeit bei dieſem auch Schicklichkeit iſt. Nun alſo: ihr Leute auf dem Markt! — Ich hab' dies frühlingsduftende Buch nur dem darbieten können, gegen den ich keinen Zweifel hege, der Feldblumenkranz könne ihm zu gering ſein.

Ich ſage euch aber, ihr Leute auf dem Markt, ihr, deren Gewiſſen Zeugnis gibt von jenen gefürſteten Fürſten, denen der Lorbeer und die Eiche und die Raute Ehrenkränze tragen, daß gleich in der Bruſt jener großen Männer auch ihm, der die Huldigung

im Feldblumenkranz willkommen heißt, das vaterländiſch Edle, der Eifer für Wahrheit, der Glaube an göttliche Dinge, die Würdigung der Volkseigentümlichkeit innewohnen, die ſein eigenes Streben mit den Kräften des Gemeingeiſtes zu allen erhabnen Opfern zuſammenſchmelzen.

Bettine.

Liebe Bettine!

Noch einmal leb' wohl. Ich habe wie immer auf meinem Rückweg noch recht mit Liebe an Dich gedacht und bitte Dich innig, indem Du ſtets Dich ſelbſt veredelſt, dieſe Liebe zu veredlen und zu erhöhen, von der der größte Teil meines Glückes abhängt, ich habe jetzt außer Dir für keinen Menſchen ein ganz lebendiges Intereſſe, das mir ſelbſt Mut geben kann, mich in die Höhe zu arbeiten. Du gibſt mir Kraft und Mut und Ausſicht, wenn Du in allem Guten gedeiheſt, denn Du gedeiheſt meinem wärmeren Anteil an Dir. Suche Dich über das, was man Dir als Pflicht zumutet, zu erheben, mache, daß alles um Dich zufrieden iſt. Was Du mehr in Dir fühlſt als das gewöhnliche Brav ſein, dafür hat die arme Welt ja doch keine Ordnung, das mußt Du ſtill in Dir bilden und Gott ſelbſt dafür Rechnung ſtehen und mit der ganzen Harmonie der Gefühle dafür dankbar ſein. Es iſt dem vorzüglichen Menſchen gewiß ſehr leicht, alle gewöhnlichen Forderungen zufriedenzuſtellen, bequeme Dich ein wenig nach der Alltäglichkeit, und ſie wird mit ihren Klagen Dir nicht mehr zur Laſt fallen. Sei fleißig in der Muſik und Zeichnung, es ſind die unſchuldigſten Organe der Güte

und Schönheit. Sei Deinen Geſchwiſtern duldſam und verſchließe, was Du mir biſt, ſtill in Deinem Herzen, denn die meiſten Menſchen verſtehen das nicht und ehren es daher nicht. Du kannſt ſo nur Dir und auch mir großen Schmerz erſparen, weil es weh tut, wenn das Beſſre in uns mißhandelt wird durch den Unverſtand. Lebe wohl! Sei recht fleißig am Ofenſchirm, damit er bald fertig wird, ich freue mich drauf, daß die Flamme durch ſein Gewebe ſchimmert, und ich klimpere dann auf der Gitarre dazu Lieder und Melodien, die Dein ſind.

Dein Clemens.

Lieber Clemens!

Dein freundlich Abſchiedsblättchen hat mir die Großmama nicht gegeben, ich hätte es vielleicht nie erhalten, wär' ich nicht durch Zufall an den Ort gekommen, wo es lag und ſchon eröffnet war.

Sieh, ich hab' Dich ſo lieb — Du biſt ſo gut — ich möchte Dir alles ſagen, um daß Du mir lehrteſt, was mich gut und Dir lieb machen kann.

Der Anfang Deines Briefchens ſagt mir zum letztenmal noch einmal Lebewohl! — Werde ich Dich denn lange, lange nicht wiederſehen? und ſtehe weit zurück von allem, was ich liebe? — Und andre gehen dazwiſchen hin und her, die gleichgültig ſind für Dich und mich! — Die Frankfurter Allee hat allen Glanz verloren, ſie iſt ganz öde in der Nebelluft, denn weil Du jetzt nicht mit dem Abend dort mir entgegenkommſt! — So war doch der Morgen immer auch noch ſchön,

wenn Du am Abend dageweſen warſt. Weil Du willſt, ich ſoll früh aufſtehen wegen dem Gold der Morgenſtunde, ſo wollt' ich es ihr aus dem Mund nehmen und lief früh mit der Dämmerung ſchon durch die Allee, wo all Deine Tritte in den Kies geprägt und ſchön bereift waren, wär' ich ſpäter gegangen, ſo hätten die Marktleute drauf herumgetrampelt. Ach, die langen Winterwege, die Du gemacht haſt, mir zulieb' alle! — Aus dem luſtigen Haus, wo die Geſchwiſter und Hausfreunde zuſammen Witze machten, heraus über die Schneefelder, auf der kalten, einſamen Hoftreppe, wo wir die Winde zuſammen flüſtern hörten. Und im Schneegeſtöber biſt Du wieder allein in der Nacht den langen Weg nach Haus gewandert! — Ja, Du willſt, daß ich Dich immer ſo liebe, wie Du mich liebſt. Und wärſt Du doch ganz nah bei mir und könnt' Dich ans Herz drücken dafür, daß ich in Dir finde, was ich vergebens in andern ſuchte, ein Geſpräch, wo die Seele in der Pforte ſteht, in ruhender Stellung zwar, aber ſo hingebeugt zum Nachbar, ſo ſanft lockend, daß der auch ſich ausſpreche. — Ich war in Sorgen um Deinen langen, einſamen Weg in der Nacht, die Sterne haben wohl noch mit Dir fortgeplaudert! — Adieu, mein Clemens, leide immer, daß ich ein wenig an Dich ſchreibe, und wenn meine Briefe auch unbedeutend ſind, es macht mich doch ſo froh! — Kann ich Dir auch abgebrochene Gedanken ſchreiben, wie wenn ich mit Dir ſchwätzte, wo Du mir immer Antwort gabſt, eh' ich's ausgeſagt hatte? — Ach, wie willſt Du mir Deine Briefe ſchicken, die Großmama gibt ſie mir vielleicht gar nicht! Deine Bettine.

Liebe Bettine!

Daß die Großmutter Dir den kleinen Brief nicht gab, iſt mir ſehr leid, es wäre ſchön von ihr geweſen, hätte ſie Dich gebeten, daß Du ihr ihn leſen laſſeſt, das hätteſt Du denn auch mit Freuden getan, übrigens verzeih es ihr in Deinem Herzen, denn ſie hat es gewiß gut gemeint. Dieſen Brief ſchicke ich Dir nun frei mit der Poſt, es tut mir zwar leid, daß ich Deinen lieben Namen muß ſo offen auf die Poſt geben, allein es iſt beſſer als ein andrer Weg, er würde ein Winkelweg ſein, da doch ſich an Dir zu freuen und Dich zu hüten und verſtehen zu lernen dem Bruder ganz naturgemäß iſt! —

Schreibe mir auch nicht zu heftig, es iſt nicht gut, wenn man ſich dran gewöhnt, und man tut's ſo leicht, weil es einem wohltut, aber ein ſolcher Brief iſt zu ſehr Stimmung, und ein Wort gibt zu ſehr das andre, da eigentlich die Seele allein jedes Wort geben ſoll. Schreibe mir von Euern Scherzen und kindiſchen Einfällen und kleinen Naſeweisheiten. Liebe Deine Geſchwiſter und beſonders die um Dich ſind, mach' Dich ihnen unentbehrlich, mache Dich allen geliebt und geehrt, dann iſt Dein Inneres ungeſtört und Deine äußeren Verhältniſſe recht angenehm in der Welt. Spiele brav Klavier, ſinge, zeichne und lerne, wo Du kannſt, nur damit kannſt Du Dir Deinen Lebenskreis erweitern. Ich ſehe Dich bald wieder, zu Oſtern komme ich gewiß, ich bin gar ſehr vergnügt hier, und nächſtens ſchreibe ich Dir alles, wie ich hier lebe. Freude, das iſt das Höchſte, es iſt Geſundheit an Leib und Seele, die man gibt und empfängt.

Dein Clemens.

Ob Du mir abgebrochene Gedanken ſchreiben kannſt, wie wenn wir zuſammen ſprechen? — Liebes Kind, ſo gut ich von hier aus Dir nicht ins Wort fallen kann, noch ehe Du's gefunden haſt, würde ich Dich wohl auch nicht ſo gut verſtehen von ſo weit. Und dann iſt's ja auch ein Kunſtintereſſe, ſich voll und bündig auszudrücken zu lernen. Der Schreiber muß zugleich an ſich ſelber ſchreiben, denn er ſelbſt muß durch den Brief mit ſich bekannt werden, Du ſagteſt mir ja, daß Dir die Welt ſo unendlich weit vorkomme und Du Dir ſelber wie verloren darin ſeiſt. Und dann ſei Dir Dein Lebenskreis wieder ſo enge, daß Du nur ganz kleine Schritte vorwärts tun könneſt. Dies alles kommt daher, daß Du mit Deinem inneren Menſchen noch nicht bekannt biſt, Du begreifſt Dich noch nicht, aber in den Briefen ſchauſt Du in den Spiegel Deiner Seele, darum tut die tiefſte Wahrheit Dir ſelber gegenüber ſo not, um auf keinen Irrtum zu geraten über Dich ſelbſt. Denn die edle Seele hat eine höchſte Beſtimmung! Dieſer nachzukommen iſt ihre ganze Aufgabe, die Welt iſt ſo voller Ereigniſſe, iſt ein Gewebe, in dem jedes Menſchen harmoniſche Bildung ein notwendiger und haltbarer Faden ſein muß. Nicht jeder Faden braucht als ſichtbare Figur eingewebt zu ſein, aber zur Tüchtigkeit und Feſtigkeit des Geſpinſtes trägt jeder bei, der die Wahrheit in ſich begründet, ja es iſt nicht anders möglich ſo, als daß er eine Hauptvermittelung aller weſentlichen Entwickelung werde. Doch was ich Dir hier ſage, was Deinem Alter und Deinem Gedächtnis nicht angemeſſen iſt, vergiß es wieder, Liebe, und laſſe Dir ins Herz geſchrieben ſein, daß

ſelbſt Jugendſpiele und Scherze — kurz alles, was Dir hier dem Geſagten gegenüber vielleicht unbedeutend erſcheint, nie unbedeutend ſein kann, ſolange es die in überquellender Lebensluſt unverwirrten unverwickelten Gedanken hervorſprudeln.

An Clemens.

Clemente! Zu Oſtern willſt Du kommen? Heute haben wir den 22. März! — Nein, es ſind beinah' noch vier Wochen. Aber es wird dann ſchon ſehr ſchön im Garten ſein. Ich habe unſre Raſenbank erhöht, das muß früh geſchehen, das kurze Gras muß recht dicht wachſen. Unſre Katze hat Junge, ſie ſind ſo allerliebſt, Clemens, der Frühling iſt nicht mehr zu leugnen, die Reben weinen. Es iſt ja auch in wenig Zeit ſchon Mai, aber doch in vier Wochen erſt, denn dann iſt gewiß das ſchönſte Wetter.

Ich ſoll von meinem Tagewerk Dir ſchreiben und was wir Geſchwiſter zuſammen treiben. Heut' war ich den ganzen Tag im Garten, ich hab' ja am Tag, wo Du fort biſt, am Abend noch ein Beet umgegraben und hab' Salat hineingeſäet, er iſt ſchon heraus, ich mußte eine Strohdecke drauflegen gegen unzeitigen Froſt. Ich will mir doch nichts mehr von den Menſchen weismachen laſſen! Und ſtatt am Abend mir Vorwürfe zu machen, daß ich alles beſſer wiſſen will, bin ich am frühſten Morgen ſchon auf, wo die ganze Welt noch ſchläft, und beobachte ſie, erſt kommen die Tauben, ſie baden ſich und trinken am Brunnen zwiſchen den Steinen das Waſſer, ich hab' ſie gelockt auf der Haus-

treppe mit geſtohlenem Futter! Morgenſtund' hat Gold im Mund, darum ſoll ich früh aufſtehen, meinſt Du. — Es war noch ganz nebelig und verſchlafen, doch bald fiel das Gold der Morgenſtunde ſchräg in die Straße, in den Hausgiebeln gingen die Fenſter auf, da wohnen die jungen Mädchen, die wollen auch Morgenluft ſchlucken, ich ging um die Ecke am Kanal längs den Gärten, da ſind ſo viel Veilchen, man ſteckt ſie in den Buſen, ſie duften Dir ein Veilchen, es iſt ihre Sprache. Als ich vom frühen Spaziergang heimging, ſah ich den Bäckerjungen laufen, er ſchellte am Haus, wo die Emigranten wohnen, der Duc de Choiseul guckte aus dem Fenſter und kaufte Milchbrot, ich wollte ihn nicht beſchämen und kehrte wieder um; als ich zum zweitenmal zurückkam, trat die Milchfrau ans Fenſter, die ihm die Milch abmaß. Da kamen noch viele Milchtöpfchen zu allen Fenſtern heraus; einer, der ſich von Spitzbuben umringt ſieht, kann ſich nicht ängſtlicher durchſchleichen als ich zwiſchen dem Milchhandel dieſer vornehmen Emigranten, ehemals waren ſie von einer großen Valetaille umringt, die ſich wieder bedienen ließ von allerlei Geſindel, und nun ſind ſie eingerichtet in eigner Perſon wie kompendiöſe engliſche Reiſenecessaire, wo man alles beiſammen hat, ſelbſt das Überflüſſige. Iſt's möglich, daß man ein Heer von Müßiggängern beſchäftige mit Angelegenheiten, die nur der Müßiggang notwendig macht? Sie malen, ſie ſchleifen in Glas, ſie ſticken Blumen auf Bandſchleifen, ſie drechſeln, ſie überſchwemmen das Land mit närriſchen Künſten, und die Großmama wundert ſich, daß unter allen keine Gelehrten ſich finden. Deine Bettine.

Liebe Bettine!

Ich komme in ein paar Wochen wenigstens auf einige Tage nach Frankfurt, und Du bist eigentlich die Ursache, freue Dich darauf und habe mir recht viel zu sagen. — Was Du einmal in Offenbach schriebst, lese ich noch oft mit vielem Genuß, es ist mir wie ein ewiger Brief von Dir. Ich bitte Dich, bring' alle jene Gedanken, die Dir selbst auffallen, zu Papier, es ist eine schöne Gewohnheit, und wenn man einstens in ganz andern Verhältnissen ist, so sind solche Blätter liebliche Andenken verfloßner Frühlinge. Ich kannte ein recht liebes Mädchen, die arm und von geringen Eltern war, sie konnte nicht schreiben und bezeichnete alles, was ihr am meisten auffiel, mit Blumenblättern, die sie zu solchen Zeiten gebrochen hatte, diese Blätter hätte sie nachher um vieles nicht gegeben, als sie schreiben konnte und für eine gescheite Frau galt, ja, diese Blumenblätter sind mir lieber als das, was sie nachher schrieb; denn an denen kann sie ihre Fortschritte sehen, an dem Folgenden nur, wie sie stehenblieb. Dies letztere wird nun nie bei Dir der Fall sein, Du wirst nie stehenbleiben, Du wirst ewig fortfahren, Deine Seele zu bilden. Diese Bildung besteht nicht sowohl in Kenntnissen, die man uns lehrt, als in der eigentlichen Erkenntnis. Eine gebildete Seele ist die, die alle Kenntnisse, die sie hat, wie der bloße Mensch seine Sinne anwendet, alles um sich herum zu vernehmen und zu beurteilen. Der bloße gesunde Mensch hört, sieht, fühlt, spricht; dem Gebildeten aber wird das Gehör zur Musik, das Gesicht zur Malerei, das Gefühl zur Gestalt und die Sprache zur schönen gebildeten Sprache,

alle ſeine Bildung und ſeine Liebe zu verkündigen. Drum ſei hübſch fleißig und fröhlich, treibe alles recht ſo von ſelbſt, ohne irgend gleich darauf zu denken, wie das und jenes, was das eigentliche Ende davon iſt, dabei herauskomme; das Ende einer jeden Kenntnis ſind wir ſelbſt, die Menſchen und unſer erhöhtes Talent, ſie zu lieben, zu begreifen und uns ihnen verſtändlich zu machen. Lebe wohl.

Dein Clemens.

Lieber Clemens!

Clemens, Du haſt mich mit Deinem Brief übereilt; ich wollte Dir ja noch mehr ſchreiben, letzt am Donnerstag gab ich den Brief ſo ſchnell auf die Poſt, weil ich's nicht erwarten kann, daß Du meinen Brief haſt, er iſt ja bloß eine Liebkoſung meiner Seele, von der Du willſt, daß ſie durch ihre harmoniſche Bildung in das Gewebe der Weltereigniſſe ſich mit als ein notwendiger Faden einwirke, und Du meinſt, es iſt zu ſchwer für mich, das zu verſtehen? — Lieber Clemens, dies alles ſpricht ja laut genug und täglich und ſtündlich zu mir! — Aber! — Freilich, ein großes Aber fährt aus blauer Luft ein Blitz auf mich ein! Und ich ſchäme mich, meine Gedanken vor Dir auszuſprechen. Wie ſoll ich denn anfangen? — Ja, ich müßte Dir von meiner Verwundrung ſprechen über alles, was ich ſehe und höre in der Welt! Über die Lehren, die jene Leute mir geben, die mich zu einem angenehmen und liebenswürdigen Mädchen erziehen wollen. Das kommt mir aber gar nicht angenehm, ſondern ſehr horribel vor,

was andre Leute wohlerzogen oder gebildet nennen. Ach, und Du meinſt, ich könnte dieſen Anſtandsforderungen genug tun? — Ach, Clemens, weißt Du, daß mich dies alles ganz dumm macht? — Ich verſtehe entweder Deine Briefe nicht, oder alles, was Du willſt, läuft ſtracks dem zuwider, was jene heiſchen! — Und iſt das nicht eine ſklaviſche Art des Seins, vor andern Menſchen ſich zu benehmen, und wird die Seele ſich nicht an das Knechtiſche gewöhnen, die den Konvenienzen auf Koſten ihrer reineren Gefühle nachgibt! — Ich bin ſo ärgerlich, es hat mich was gekränkt. Das junge Mädchen, was uns ſticken lehrt, iſt eine Jüdin, ſie heißt Veilchen, es iſt ein recht liebkoſender Name, und ich fand letzt das erſte Sträußchen ihrer Namensvettern zuſammen, da ging ich ganz früh zu ihr, um ſie damit zu überraſchen, ich fand ſie auf der Treppe mit dem Beſen in der Hand, ſie war beſchämt, ich aber gleich nahm ihr den aus der Hand und ſagte: „Ach, laſſen Sie mich auch ein bißchen kehren.“ Da kam ſo früh ſchon, denn es war noch nicht ſieben Uhr, der Hofmeiſter vom Eduard Bethmann vorbei, der mußte es der Tante geſagt haben, daß er mich vor der Haustür eines Juden auf offner Straße kehrend fand — ich muß jetzt lachen; denn es iſt auch recht lächerlich — ich will Dir die derbſten Ausdrücke von der Tante ihrer Merkuriale erſparen, ſie meinte nur, ich ſei verloren, für ein beſſeres Daſein verloren, ich habe mich gänzlich weggeworfen! Vous n'avez point de pudeur, point de respect humain, on vous trouve balayer la rue main en main avec une juive! Ich mußte lachen! Nein, ich konnte nicht anders. Du weißt, ich fürchte die Tante und mag ſie

nicht gerne beleidigen oder reizen! Cachez vous devant le monde, qu'on ne lise point sur votre front es deshonorants signes de votre effronterie. Ach, ich mußte noch einmal lachen, die Tante ging hinaus! Ich hätte ſie gern wieder gutgemacht, keine Möglichkeit, ich fühlte, daß ich mich nicht ernſthaft ſtimmen konnte. Die Bahn war plötzlich gebrochen, ich glaube, ich werde nie wieder dazu kommen, ihre Anſtandsregeln zu reſpektieren. — Ach, und wenn Du wüßteſt, wie hübſch es bei dem lieben Veilchen war! — Da war alles ſchon ſo ſauber im Stübchen, ein kleiner Kaminherd, auf dem brannte ein Feuerchen, dabei kochte das Frühſtück für den Großvater, der ſaß dabei und ſtrich ſeinen langen weißen Bart durch die Finger, Veilchen ſtickt ein Goldmuſter ſehr ſchön in einen roſinfarbenen Sammet, ſo nennt ſie ein ſanftes Braunrot in ihrer Judenſprache. Die Arbeit iſt beſtellt, und ſie bekommt dann viel Geld, wenn es fertig ſein wird. Sie ernährt ihren Großvater und zwei ſeiner Urenkel, die Waiſen von dem geſtorbnen Bruder, denen iſt die Veilchen ganz wie eine Mutter, ich half ihr ſticken, es ward recht gut, denn ich hab' Augenmaß und mache die Stiche ſehr egal. Alles, was mit dem Geld angefangen werden ſoll! — 20 Louisdor! — Da iſt ſo viel zu beſtreiten in der Haushaltung, vom Hemd bis auf die Schuhe und Schüſſelchen und Töpfchen, und der Herd, der eingefallen iſt, und die Ofenplatte geplatzt; das muß geflickt werden und das Wohnzimmerchen friſch geweißt, wo die Leute eintreten, um die Arbeit zu beſtellen. Veilchen iſt von der Gattung Mädchen, die einen Nelkentopf vor ihrem Fenſter pflegen und Abſenker

machen und endlich einen ganzen Flor daraus ziehen, die auch wohl ein Myrtenbäumchen zur Blüte bringen, aber kein Kränzchen daraus winden. Es wär' auch ſchade, meinte ſie heut' morgen und lächelte. — Wir waren ſo vergnügt zuſammen beim Sticken, ich fädelte die Flittern und Goldbouillon auf einen langen Faden, da ging die Arbeit viel geſchwinder; wenn ſie ſolche Hilfe hätte, meinte ſie, dann würden die Sorgen ihr nicht ſo leicht über den Kopf wachſen; ich bat ſie, daß ſie mich alle Frühmorgen mit ſoll ſticken laſſen, dann wird's gewiß acht Tage früher fertig. Früh um vier Uhr geht ſchon die Sonne auf, da kann ich ſticken bis acht Uhr, dann muß ich zur Großmama zum Frühſtück — jetzt wird's aber die Tante nicht erlauben, denn weil ich die Gaſſ' gekehrt hab' — und ſollt' ich's heimlich tun, das wirſt Du mir nicht erlauben, und ſollt' ich's gar unterlaſſen? das will ich nicht. Mein Wort brechen, einem Mädchen, was ſeinen Großvater ernährt und ſeine Geſchwiſterkinder? — Sie weiß nichts davon, zum Tanze zu gehen oder ſchön geputzt in Kleidern auf den Freier zu warten. Und ich wollte da ein kleines unſchuldiges Fädchen anſpinnen ins Gewebe der Welt, ein einzig klein Fädchen, und — nein, ich ſoll's abreißen, weil ſich's nicht ſchickt. Ach! wo ſoll ich in der ereignisvollen Welt meinen Faden anknüpfen, wenn das Einfachſte gegen den Anſtand iſt! — Wer hat dieſe Lügen gemacht? — Denn das ſind wirkliche Lügen, nach denen ich mich niemals richten werde! Ach, wenn Du hier wärſt, Clemens, Du würdeſt vielleicht es der Tante ſo vernünftig darſtellen, daß ſie nichts dagegen haben könnte. Ich hab' noch viel

zu erzählen, aber nicht heut', jetzt lauf' ich in den Garten mit dem Spitz, es iſt ſchon Nacht, ich fürcht' mich nicht, wenn der Hund bei mir iſt. —

Am 25. März. Jeden Nachmittag kommt der Herzog, der blinde Herzog von Aremberg, mit einem großen Pack Revolutionsblätter, Sieyès, Mercier, Pétion, noch andre, die mit großem Ernſt am Weltgeſchick weben. Das klingt ein in meine verneinende Seele gegen alles, was ich in der Welt gewahr werde, ſie beweiſen und heben den Schleier von aller Verkehrtheit. Abends, wenn alles fort iſt, ſpricht die Großmama mit mir, Mirabeau ſei ein Komet, der alles entzündet, was ſich ihm nähert. Das Große in ihm verſtehen lernen, adle die Seele, ſie macht Auszüge aus ſeinen Briefen, ſie gibt mir eine Nadel, damit ſoll ich ins Heft ſtechen, welchen Satz ich treffe, den ſoll ich als Gedenkſpruch bewahren, ſie hatte dieſe Sätze ſelbſt alle geſammelt und war überzeugt, ich werde mit der Nadel nicht unrecht ſtechen, aber ich ſtach in: „Die Macht der Gewohnheit iſt eine Kette, die ſelbſt das größte Genie nur mit vieler Mühe bricht," und die Großmama ſtutzt, ob ich den Satz nicht gar ſelbſt erfunden hab'. Nein, liebe Großmama, hier ſteht er, ich bin nicht Mirabeau, aber ſein Geiſt iſt mir ins Blut gegangen, er wird mich ewig mahnen, nicht von der Gewohnheit abzuhängen. Die liebe Großmama! Adieu, mein Clemens, und ſchreib, daß du kommſt.

Deine Bettine.

Liebe Bettine!

Ich kann für Deinen lieben Brief Dir nicht beſſer danken, als wenn ich Dir ſage, daß ich die Woche nach Oſtern bei Dir in Offenbach bin, Du kannſt Dich insgeheim für Dich drauf freuen, denn Du weißt nur mit mir allein, daß ich komme. Ich habe heute einen Brief von der Großmama erhalten, ſie hält viel von Dir und möchte alles auf Dich übertragen, was ihr wünſchenswert ſcheint, ſie hat mir wieder ihren Wunſch geäußert, Du möchteſt Latein lernen. Du kannſt es ja ihr zur Liebe eine Zeitlang lernen. Obſchon die Sprache nichts enthält für Menſchen und Vieh, ſie iſt hölzern und eingebildet, mit einer Wohlbeleibtheit, die in ihrer langen Toga ſich auf den Bauch ſchlägt, um auf ihre Würde anzuſpielen, und der Klang, der dabei herauskommt, iſt ihre ganze Wohlredenheit; die Großmutter läßt von dem Gedanken nicht los, Deine Sprachfähigkeit durch Latein auszubilden, ich hab' ihr vorgeſchlagen, ſie ſoll Dich lieber die Derwiſch-, Fakiren-, Bonzen- und Brahminenſprache laſſen lernen, wo ſo viel grillenhafte Superfeinheit drin iſt, die an die mehrere hundertundzweiundneunzigſilbige Wörter grenzt und eine Rangordnung eingeführt hat der Konſonanten als Ariſtokraten, die den bürgerlichen Vokalen gar den Eintritt nicht geſtatten nd lſſn ns s ws hnn gfllt xpngrn ns brll, ſ dß mnchml n Wrrwrr ntſtht, dß kn Tfl drs klg wrdn knn. Gib Dir Mühe, der Großmama das Leben ſo viel als möglich zu verſüßen, und lieber als ein bißchen Latein gelernt, ihre Begeiſterung dafür kann unmöglich lang dauern, doch iſt's ſchön, daß ihre Seele immer nur im Gewand des

Erhabnen ſich wohl fühlt, und wir können beide uns drüber freuen. Denn in welcher Luft könnteſt Du beſſer atmen als da, wo der Gemeinheit Dorn und die Neſſel böſer verleumderiſcher Zungen nicht wachſen kann. Die Großmutter ſchreibt mir auch von Mirabeau, gegenüber ſtellt ſie den Grandiſon als Ideal eines ſittlich moraliſchen Charakters, das grenzt ans Komiſche. Sie läßt ſich von Dir die Abhandlung Mirabeaus über Staatsgefängniſſe überſetzen und ſchreibt, daß es Dich ſehr intereſſiere. Das hab' ich nicht von Dir geahnt. Aber Kind, iſt es nicht etwas Einbildung oder Eitelkeit von Dir? — So oft haben wir in vertrauten Geſprächen alles vom Herzen weggeplaudert, was uns lieb und leid war; — und meine Seligkeit war abends auf dem Heimweg, daß ich mich beſann über Dich! — — Wie auf dem Grund eines Sees die Fiſche mutwillig durcheinanderſpielen, ſo konnt' ich Deine Gedanken ſpielen ſehen auf dem klaren Grund Deiner Seele! Und war mein einzig Glück, und nun klingt's anders. Und ich lauſche in die Nacht hinein, und ich höre Mirabeau, Pétion, Mercier; das lautet ja wie die dumpfe Sturmglocke, nein, das iſt ja nicht das ſanfte Läuten meiner Abendglocke, wo Du die Gedanken ausfliegen ließeſt wie Bienen nach den Feldblumen? — Bedenke, liebſtes Kind, daß Denken die Heimat der Seele iſt, und ſuche nicht nach fremden Regionen, wo Dein Schutzengel Dich nicht zu finden ausging. Ein Sichdaheimfühlen im innerſten Daſein iſt die Region, in der wir in ſchuldloſem Bewußtſein am Quell des Vertrauens und der Weisheit ſchöpfen, das heißt: Denken.

Es iſt Nacht geworden während dem Schreiben, da ging ich noch weit ins Feld, da liegen noch einzelne Schneedecken über der Saat, das Heſſenland iſt ein rauhes Land. Bei Dir iſt alles wohl ſchon viel frühlingsmäßiger, ich freu' mich doch auf Dich recht herzlich und hab' auch keine Angſt, daß Du nicht dieſelbe ſein könnteſt, die Du immer warſt. Es iſt ein ſo heller Morgen heute, da ſitz' ich am Schreibtiſch, und der Hahn kräht ſchon zum drittenmal, das flößt mir ein recht Vertrauen ein in die Zukunft. Ich werde recht oft nach Offenbach kommen und alles tun, um die Zeit recht innig mit Dir zu verbringen. Es wird doch wohl eine Zeit kommen, wo ich ſelten von Dir entfernt bin und wo wir alles zuſammen denken. Denken, was heißt das, es iſt die einzige Vermittlung mit dem Göttlichen. Es ſtellt ſich gleich eine Säulenreihe um Dich auf, und ein Tempel wölbt ſich über Dir, und Dein Gedanke durchduftet ihn. Das iſt Denkſeligkeit — Gedankenloſigkeit iſt Unſeligkeit. Aber Du wirſt gewiß noch recht glücklich werden und ich auch, aber das wird nur dann ſein, wenn wir dem Bedürfnis genügen unſerer Seele, das können wir alléine durch Bildung. Wenn ich was weiß und ſo in mir gerüſtet bin, daß ich auch von jedem Punkte aus, ich mag ſein wo ich will, und vom Schickſal eine Aufgabe habe, ſie zu löſen verſtehe und darin mir ſelber genüge und der Kunſt. Das iſt Bildung! — Der Menſch iſt auf Erden, ſich zu bilden und dann wieder die Welt.

Jetzt kommt der Frühling, da ſitze ich abends oft am Fenſter, ich wohne in einem Garten, klimpere ein wenig auf der Gitarre und ſinge auch wohl das Lied

vien qua Bettina bella etc.; in den Garten kommen oft einige Kinder, mit denen ich ſpiele, die zwar ein bißchen dumm ſind, aber doch geſund und treu. — Ehe ich weggehe, werde ich den Kindern ein Feſt geben, auch eine Schwägerin von Roſſi hat drei artige kleine Mädchen, die gegen die ſchwarzen Roſſibuben wie Engelchen gegen Teufelchen ausſehen, ſo ſchwarz ſind dieſe kleine Italiener, beſonders iſt das älteſte Mädchen, etwas jünger als Loulou, ſehr ſanft und hold; ſie hat den ſeltſamen Namen Anonciata, Verkündigung. Namen ſind oft recht einladend, der Deinige zum Beiſpiel. Dieſe Kinder nun, die in einem traurigen ſchmutzigen Hauſe wohnen und mit ebenſolchen Menſchen, haben doch ein kleines Fleckchen rein und ſchön zu machen gewußt. In dem kleinen Hof ſteht ein Baum, um den herum haben ſie ſich ein äußerſt niedliches Gärtchen gebaut, ſo groß wie ein großer Tiſch, in dieſem Garten nun ſtehen Butterblumen, Veilchen, Buchs und dergleichen, gleich daneben haben ſie ſich Tiſch und Bank errichtet und ſitzen beiſammen, wenn die Sonne ſcheint, unter einer Art Laube, die ſie durch in die Mauer geſteckte Tannenzweige zuſammengeflochten haben. Ich habe geſtern lang mit ihnen geſeſſen, ihnen erzählt und, während ſie allerlei bunte Perlen und Schmelz in Schnüre fädelten, womit ſie ein kleines Handelſpiel treiben, ihnen Kloſtereier gemalt. — Das iſt ſo mein Zeitvertreib, und ſie wird mir jetzt lange, bis ich bei Dir bin. Nimm dies als eine kleine Gegenerzählung für Deinen Bericht von dem Veilchen, der iſt aber ſchöner, und ich finde es auch ganz natürlich, daß Du gern mit dem Veilchen das

Kleid fertigſticken willſt, aber ich meine doch, es wird beſſer ſein, wenn Du nicht am Morgen ſo früh Dich vom Haus entfernſt. Haſt Du nicht zufällig den Herrn Hofmeiſter begegnet, der Dir den Verdruß machte bei der Tante, böſe über Dich zu reden? — Nun könnten doch noch andre Leute Dir begegnen, die auch darüber reden könnten.

Dein Clemens.

Weil ich die Oſtern nicht komme, ſondern erſt acht Tage ſpäter, ſo erwarte ich noch einen Brief von Dir, Du wirſt ja doch wohl die zwei Sonntage recht ſtill zubringen. Die Leute werden alle ſpazieren gehen, und Du wirſt aus dem Fenſter ſehen, und ſie in ihrem Putz die Straße hinab, dem Tor hinaus wandern und dann auch wieder heimkommen ſehen. Aber in der Zwiſchenzeit kannſt Du ſchreiben bei Deinem Strauß, den Du doch gewiß im Glas ſtehen haſt.

Lieber Clemens!

Wenn man aber auf den Barbara-Tag Reiſer von den Obſtbäumen abſchneidet und die ins Waſſer ſtellt, dann blühen ſie im März, und das hab' ich getan, und ſie blühen auch alleweil. Apfelblüten ſind zu ſchön! — Wär' ich als Mädchen, was die Apfelblüte iſt, ich wär' doch wohl alles Liebe und herzlich Schöne. Was Du von mir denkſt, dann könnt' ich Dir verzeihen, was Du mir und Dir weismachen willſt. Ja, es iſt recht ſchön; denn ich hab' das Plaiſir davon, und Dir ſchadet's nichts. Aber ſei nur nicht ängſtlich, daß ich

keine Apfelblüte bin, weiß und rot und goldner Same drin, sondern daß ich vielleicht gar so eine Nessel bin oder Distel oder Dorn, wie Du meinst, vor denen ich mich soll hüten.

Ich hab' am Feiertag nicht können schreiben, die drei kleine Katzen auf dem Schoß so kommod ineinandergelegt, alle drei eingeschlafen unter der großmächtigen Pappel im Eckelchen auf der Bank. So viel Blüten tanzten herunter, so viel braune klebrigte Schalen platzten los von den Knospen, ich dachte, was knistert doch im Baum; und später, wie die Katzen so sanft schliefen, da hatte ich auch ein bißchen geschlafen. — Ach, Clemens wir wollen recht vertrauend einander schreiben, und nichts weismachen einander! — Und wenn Du aber frägst, ob das Einbildung sei oder Eitelkeit mit dem Mirabeau, so kann das ja möglich sein und doch auch wahr, ich wehr' mich dagegen nicht! Aber der Mirabeau! — Ich wollt', ich stünd' vor ihm; weißt Du? — Denk' ich an ihn, ich fühl' mein Gesicht brennen. Liebster Clemens, mit aller Sehnsucht meiner Arme, meiner Augen, ja mit allem, was umfassend ist in mir, möcht' ich seine Knie umschlingen! Des großen Helden, der auf seine Lippe nimmt das Geschick des Volkes und entzündet es, mit seines Mundes Hauch facht er es an.

Auf meiner Seele klarem Grund die Fischchen herumspielen sehen, das freut Dich? — Nun, so guck! Wie sie da fahren wie der Blitz hin und her, sie prallen ans Ufer der allbekannten todbringenden Langenweile, sie stoßen sich den Kopf ein; und soll ich keine Leuchte anzünden, zwischen diesem klippigten Grund einen

Ausweg zu finden aus der Pfütze — ins Weltenmeer? — Wohin ſonſt? — Glaub' nicht, daß ich im angenehmen häuslichen Kreis mich gefangen gebe, und auch nicht der Bildungsanſtalt ſchöner edler Ideen. Auch nicht Latein kann ich ein Jahr oder ein halb Jahr der Großmama zu Gefallen lernen; denn mir kann ich's nicht zuleid' tun. Ich habe ja nicht eine Vernunft, der ich folge, ich bin ja ein elektriſcher Funke, und ins Latein kann ich nicht hineinfahren, es ſtößt ab, ſagſt Du ſelbſt.

Es iſt nichts, du Welt, wonach ich die Hand ſtrecke. Wär's etwas! — Auf dem Dach vom Taubenſchlag die Sonne ſinken ſehen, das iſt meines ganzen Lebens Ausſicht. Sie geht dort unter ſo blutrot, und mein Blut — wallt mit im roten Meer der Sonne, und dort wird's röter, und mein Geſicht wird bläſſer. Ja, ich glaub', daß der Geiſt des Blutes mit fortgezogen wird, wenn dort die Sonne ihre letzten Strahlen hineintaucht. Denn denk' ich feurig, daß mirs Herz klopft, dann werd' ich blaß, lange war's nicht ſo ſchön hier in Offenbach als heute abend, und lange hat mich ein ſchöner Abend nicht ſo froh gemacht und ſo traurig zugleich. Es war da gar niemand, der auch nur den geringſten Anſpruch hätte gemacht an meine Seligkeit. Ich wundre mich, daß andre nicht ſind wie ich! Und Du? — Vielleicht in demſelben Augenblick dachteſt Du ganz was anders, das geht mir zu Herzen. Die Sonne ſank eben in den Main. Iſt es Dir nicht auch ſo, wenn die Sonne ſich im Waſſer ſpiegelt, man möchte ſich gar zu gerne hineinſtürzen und ſo in dem Glanz untergehen. Aber es wiegte ſich

noch eine ſchöne Harmonie von blaſenden Inſtrumenten auf den Wellen; ein leichtes Schiffchen trug alle die Seligkeit auf ſeinem Verdeck, ſtill bedachtſam zog's den Strom hinauf.

Das Abendrot am Strand hinzieht,
Ergibt den Wellen ſich mit Luſt,
Da ſchwellet die beklemmte Bruſt
Der unbewußten Sehnſucht Lied,
So kühn gewaltig zwingt das Lied
Die Trauer der beklemmten Bruſt,
In Lebensmut erſtrebt ſie Luſt,
In Liebesflut ſie Wolken zieht,
Und weckt in der beklemmten Bruſt
Der hohen Freiheit kühnes Lied.
Sein voller Klang
Das Herz durchdrang,
Das Lied ſich ſchwang
In Liebesdrang.
Zu ihm, zu dem ich hin verlang',
Dort über die Berge mit der Lerche,
Ihm nach der Hymne zu ſingen dem Volk,
Dem von ſeinen Lippen ſie ſollte erklingen.

O, Clemens, was iſt mir doch heute geſchehen Sonderbares, da bringt die Großmama heute einen alten Brief vor vom Lavater, der ſchon drei Jahre alt iſt, kurz vor ſeinem Tod geſchrieben, der malt den Mirabeau und recht unglimpflich, und die Großmama holt die Silhouette aus dem Brief hervor, die er mitgeſchickt hatte. „Beſchauen Sie die Naſe," ſchreibt er, „dieſe Naſe iſt eine Bauern-Naſe, die bezeichnet nicht den Helden, der die kühnſten Entwürfe beharrlich ausführt. Seine Freunde glauben, daß er die Tugend liebte, dies kann aber unmöglich mit ſo

schwülſtigen Lippen, deren Winkel ſo matt herabhängen, übereinſtimmen, ſein Auge iſt zwar feurig, aber von finſterer Vermeſſenheit und hat einen verachtenden Blick, eine ſchamvergeſſene Gewaltſamkeit thront auf ſeiner Stirne, aber kein Heldenmut, ein Zug geht durch die ganze Phyſiognomie, der zwar die Karikatur des Genies markant ausſpricht, nämlich Exaltation, die an Narrheit grenzt.“ Und ſiehſt Du, ſo hat mich die Großmama gequält, ich ſoll's herausfinden, worin es liege, vergeblich wollt' ich ſie erinnern, daß ſie ja ſo verleumderiſche Anſichten über den erhabnen Charakter nicht könne gelten laſſen, aber ſie wollte ihres Lavaters Schwanengeſang (ſo nannte ſie dieſen letzten Brief Lavaters an ſie) nicht als verleumderiſch gelten laſſen. — Und Du predigſt mir immer Pietät gegen die Großmutter! — Wo und wie ſoll ſich das alles zuſammenfinden, ohne daß heuchleriſche und kleinliche Furcht ſich drein miſche! Ach, Clemens! vertrauend — und das heißt ganz wahr und offen ſein, das verlangt, daß ich ſtets auch aus der Tiefe meines Herzens mich an den Tag gebe, nicht umſonſt will ich alles verſtanden haben, nicht umſonſt hab' ich meine franzöſiſchen Aufſätze für Herrn L'endroit als geheime Antworten, Fragen und Begeiſterungen für dieſen Mirabeau geſchrieben, habe er meinetwegen Pockengruben, die ihn bis zur Häßlichkeit entſtellen, mich geht's nichts an; nicht tief genug kann ich mich in die Gruben ſeines tiefen Denkens alles Reinen und Hohen hineinbetten, ja in dieſen Gruben möcht' ich begraben ſein. Du wirſt antworten, daß ich ihn ja nicht verſtehe, — ich verſteh' ihn freilich nicht, wie

könnt' ich all' die großen Beziehungen auffaſſen, die er durch dieſe grauſame Revolution hindurch mit der größeren Zukunft des Volkes anknüpfte. — Aller Jammer, der ſeitdem hereingebrochen iſt, den würde er mit ſtarker Fauſt zurückgewieſen haben, ſo viel verſteh' ich doch, daß er liebte nämlich: und daher keine gehäſſige Gewaltſamkeit geduldet hätte. Und ich will lieber ſchweigen, ich bin noch ſo jung — und mit jedem Schritt meines Daſeins ſtoß' ich auf lauter widerwärtige Ungereimtheiten, ganz in der Stille ſchlag' ich die Hände zuſammen über alle Narrheit, — ganz in der Stille bete ich zu dem, der in ſeinem ſchmerzvollen Tod noch mit allen Kräften ſeiner Sinne ſich dem Volk zuwendete, für es zu ſorgen, ja, ich bete zu ihm, daß er bei mir, mit mir ſein möge und mich lehren ſprechen zu ſeiner Zeit. Denn auch ich möchte die Welt umfaſſen. O, ich weiß, was Du ſagſt, Du tadelſt mich. — Du ſagſt, ich ſei überſpannt, ich wolle affektieren. — Ich beweiſe ſchon darin meinen Heldenmut, auf einmal ſo aufrichtig meine Seele vor Dir auszuſprechen? — Ja, wenn Du von offnem Vertrauen ſprichſt — damals auf der Hoftreppe war ich ja gar nicht aufrichtig! — ich ſchwieg mit meiner tieferen Seele. — Denn Du hätteſt ſie getadelt. — Aber doppelt kann ich nicht die Wahrheit verleugnen. Wenn Du ſagſt, ich ſoll recht vertrauend gegen Dich ſein, da muß der tiefſte Quell meines Herzens hervorſprudeln. —

Geſtern hab' ich bei Arenswald eine ganze Stunde Lektion gehabt über Elektrizität, mir flimmert's vor den Augen wie tauſend elektriſche Funken. Wenn Du ein Stück Papier verbrennſt, dann laufen dieſe

Funken alle durcheinander wie bei einer Revolution, als wenn ſie alleſamt die wichtigſten Geſchäfte hätten, ſo geht's in meinem Kopf; wenn's nur nicht ſo traurig ausging', zuletzt bleibt einer nur übrig, oder zwei, das iſt noch melancholiſcher — der läuft ganz allein durch die ſchwarzen verlaßnen Finſterniſſen; — flipps iſt er weg! — Der andre dort, weg iſt er. Geſtern Abend hab' ich immer wieder ein Papier angezündet, um dieſen beiden Fünkchen auf ihrem Aſchenweg nachzuſehen. Die alte Cordel war auf ihrem ledernen Seſſel eingeſchlafen, ſie mußte huſten vom Qualm und erwachte mit ſehr ſchlimmem Humor, ſie ſperrte Laden und Fenſter auf, da ſchien der Mond herein, mir was ganz Neues, ich hatte nicht gedacht, daß der ſcheinen ſollte; ich lief in den Garten, der Spitz, der iſt mein Geiſterbanner, oder vielmehr bewacht er meine Zuſammenkünfte mit den Geiſtern; denn weil ich die Geiſter nicht fürchte, wenn er bei mir iſt, ſo ruf' ich mir ſie herbei und rede mit ihnen, ich würde das allein nicht wagen ohne den Spitz.

Lieber Clemens, ich hab' Dir alles geſchrieben, ich weiß, Du würdeſt zanken, wenn Du ſchriebſt — aber Du ſchreibſt ja nicht, Du kommſt ja ſelbſt, da kannſt Du nicht, mit meinem Mund geb' ich Dir einen Kuß auf Deinen, in welcher Sprache kann ich gebieteriſcher ausrufen: „Halt's Maul, geliebter Bruder!" O, mein lieber Clemens, wie freu' ich mich darauf. — Die Sonne ſcheint mir eben ins Bett und läßt mich nicht länger träumen von Dir. Ich kann mich mit dem Kritzlen nicht aufhalten, ſieh, wie das ſchöne Wetter mich ſchnöde macht.

Lieber Clemens, die Sonne iſt eben wieder weg, da wollt' ich gern weiter ſchreiben. Aber adieu, Clemens, ſie iſt ſchon wieder da, es geht gleich in den Wald, da wollen wir frühſtücken, ich will ſehen, ob ich ein Veilchen für Dich finde, komm bald, daß es noch blüht, ich bewahr' Dir's am Herzen, und wenn ich dann ſo redſelig mit Dir bin, dann duftet Dir's aus meiner Bruſt.

Deine Bettine.

An Bettine. Frankfurt.

Sei nicht traurig, liebe Bettine, daß ich nicht mehr hinaus komme, es iſt beſſer ſo, mir ſelber tut's leid, und es iſt wahrlich keine Trägheit von mir; denn laufe ich doch gern viele Meilen um Deinetwegen, da mich nichts herzieht als Du, ja alles andre mich vertreibt. Es würde uns beide traurig gemacht haben, wenn ich noch zu Dir gekommen wär', und hätte nichts genützt. Du biſt mir immer nah, und allen meinen frohen und guten Stunden wohnſt Du bei, ſo ſoll Dir auch ſein, drum freue Dich und ſei gut. Die Freundſchaft heißt nicht zuſammenhängen und zuſammenſitzen, Freundſchaft iſt groß und frei und liegt im Gedanken, für den jeder Raum gleich nah iſt. Jemehr Du mir ähnlich fühlſt, wo ich gut fühle, jemehr Du mir ähnlich denkſt, wo ich groß und edel denke, je mehr biſt Du mein Freund, je näher biſt Du mir, auch liebe ich nicht Dich hier in Frankfurt noch in Offenbach zu ſehen; denn wir ſind dann beide durch unſre Umgebung gedrückt, und wir müßten, wenn wir nebeneinanderſtehen, immer

ſo ſtolz, ſo glücklich und ſo edel ſein, als wir es können. Wenn ich nicht hier bin, bin ich viel beſſer und kann viel reiner und freudiger mit Dir umgehen.

Ich kann Dir nichts zurücklaſſen und Dir nichts mehr ſagen, Du weißt, was ſchön und gut iſt, ich hab' es oft in Dir gefunden, wolle es eifrig und mit Ernſt; und wo Dich die Menſchen drücken, ſo haſſe ſie nicht, ſehe ſie an wie Pflanzen, die vielleicht auch in einem Boden ſtehen, der ihnen nicht gerecht iſt. Menſchen, die ſich ſelbſt nicht kennen und nicht wiſſen, wo hinaus ſie ſollen, ſind wie Pflanzen, die nicht zum Blühen kommen. Das Blühen des Menſchen iſt das innere Bewußtſein; dieſes aber iſt zugleich auch der Begriff der ganzen Menſchheit, wie ſie in ihren Irrungen umherſchwankt, wie ſie in ihrer Blindheit und krüppelhaften Verbildung oft das Beſſre zurückweiſt oder zerſtört, aber der bewußte Menſch, das heißt der Liebende, muß dieſe Störungen umgehen können, er muß das Zurückweiſen überwinden und muß grade dieſe Menſchen pflegen, denen ſo vieles mangelt, deren innerem, geiſtigem Lebenskeim ſo unendlich vieles im Wege ſteht; er muß ihnen ſein wie Dein Gärtner aus dem Boskett, den Du ſo lieb haſt, weil er ein ſo geſellſchaftliches Leben führt mit den Blumen; vom frühen Tag an iſt er in fortwährendem Verkehr mit ihnen, und noch ſpät in die Nacht hinein macht er ſich mit ihnen zu ſchaffen und bringt ſie alle zum Blühen, die einen durch Kühle und Schatten, die andren durch Licht und Wärme. Immer geht er um ſie her und läßt ſie doch in ihrer Freiheit gedeihen, ſie empfinden keinen Zuchtmeiſter in ihm, ſie ſchmiegen ſich willig am Stab, an

dem er ſie in die Höhe richtet. Nun aber iſt jenen Menſchen, die uns oft mißverſtanden haben und haben geglaubt, ſie müßten unſern Umgang ſtören, eine ſolche Pflege nie geworden, wie der Gärtner Deinem Nelkenſtock ſchenkt, der ihn begießt, wenn er Durſt hat, und läßt ihn von der heißen Sonne nicht verſengen, nur am Abend darf ſie mit ihm ſpielen. — Die Tante weiß zum Beiſpiel von ſolcher Pflege nichts. Ihr hartes Schickſal bei einem ganz verwilderten Mann hat ihr das Heimliche im Lebensumgang ganz verſagt, ſie iſt dadurch ſelbſt weniger gefühlig geworden für das, was die Seele angeht, ſie hat eine lange Zeit in ihren Jugendjahren zwar ſich müſſen ſtählen gegen dieſen Mann, der wie ein grobes Ungeheuer vor der Pforte aller Lebensgenüſſe lag, und hätte ſie auch nur ſelbſt im beſten Willen gewagt, ihm nah zu treten, ſo war das Ungeheuer gleich wach; das heißt: mit Bosheit beſchlich und mit Wut überwältigte er ſie, ich hab' in meinen Kinderjahren oft ihn ſehen halbtrunken hinter der Tür lauern mit einem Meſſer in der Hand. Die Tante hat damals ſich ſo ernſt zuſammengenommen, daß jeder in Koblenz die größte Ehrfurcht vor ihr hegte, obſchon man von der Grauſamkeit des Herrn von Möhn ſich leicht eine Idee machen konnte, der mit lauter Poſtillionen von morgens bis abends im Wirtshaus lag, ohne der Frau je zu gedenken, ein Vermögen verzettelte und verſchleuderte von mehreren Millionen. Das Herz durfte dieſer Tante nie aufgehen — ſie mußte mit der Form alles bekämpfen, und ſo iſt ihr auch nur die Form im Umgang mit Menſchen geblieben. Hätte ſie je mit ſich ſelber Mitleid gefühlt, ſo wär' die Feſtung

der Konvenienz, in der ſie ſich verſchanzt hielt, wie Schnee geſchmolzen, dann war ſie dem Mitleid ausgeſetzt oder auch der Verachtung, beides iſt gleich in gewiſſem Sinn und ſoll in allen Lagen des Lebens gemieden werden. Man ſoll Mitleid mit niemand haben, man ſoll ſich vielmehr ſchämen, daß es ſo werden konnte. Der Unglückliche ſteht immer groß dem gegenüber, der ſich im Hafen des Glückes wähnt und wohl befindet, da doch wahrſcheinlich ihm die beſſere Tendenz ganz ermangelt, alſo den Unglücklichen bemitleiden heißt dumm ſein, nein, vielmehr ſoll man vor dem Unglücklichen ſich ſchämen glücklich ſein zu können auf eigne Fauſt; ſich irgendeinen Lebensgenuß aneignen zu können oder zu wollen, der nur Beraubung deſſen iſt, der nicht mitgenießt. Hat der Menſch irgendein Weh, ſo fühlt er ſich krank, iſt aber ein Teil der Menſchheit gedrückt und bedürftig, ſo tanzt der übrige Teil mit einer Art Wolluſt ihm auf dem Kopf herum, ſo lang' er's zu tragen vermag, hat er ihn gänzlich zuſammengetreten, dann fällt's ihm wohl ein, durch Mitleid die arme Seele zu kitzeln, die aber gar nicht mehr wirklich, ſondern ſchon lange zum Geſpenſt geworden iſt. Geſpenſter fühlen ein Behagen an ſolchem Tugendgekitzel, ſie ſchmeicheln ſich ſelbſt, ſie tragen ſich auf Händen, ſie haben einen faktizen Verkehr mit Gott, der aber nur Götzendienerei iſt, ſie bekämmern alle Menſchen mit ihren Anſtalten der Menſchenliebe; es fällt ihnen gar nicht ein, daß ſie ſelber die böſen Schickſalsdämonen ſind, deren Grauſamkeit ſie gerührt beweinen, und der ſie ſteuern wollen mit einem Stück Engliſch-Pflaſter, von dem ſie mit der feinen engliſchen

Schere der Mildtätigkeit Schnippelchen abſchneiden, um damit den aufgeſperrten Rachen der entſetzlichen Wunden zu verkleben, aus denen das warme Blut an die Erde quillt. — Ich möchte wohl aufhören, noch weiter darüber zu ſagen, denn Du fühlſt alles, und beſſer. Mitleid iſt aus Verachtung geboren und iſt auch eigentlich Verachtung, und edelgeborne Menſchen werden durch Mitleid ſich entwürdigt fühlen, ſie wollen lieber die eignen Kräfte dran ſetzen, als vom Mitleid ſich betauen laſſen, und ſo kommt es oft, daß dieſe große Helden werden, die dem Mitleid ausweichen; denn natürlich liegt der Keim des Helden in ihnen. Jene andern aber, die dem Mitleid erlauben, mit Schmarotzerliebe ſich an ihnen zu mäſten, die werden verkümmern und menſchlicher Würde untauglich ſein. Gewiß iſt dies eine, daß Mitleid, welches aus Verachtung entſpringt, auch wieder die Quelle der Verachtung wird. Der Mildtätige hält ſich hoch über dem Bedürftigen. Der Habende dünkt ſich in Bildung und Streben weit über dem Nehmenden, und doch ſollte er vielmehr ihn über ſich ſtellen. Wie die Indianer, die einen Menſchen, der nichts Irdiſches ſein nennt, für göttlich halten, dem ſie ihre Gaben als Opfer darbringen und ihn bitten, ihnen nicht zu zürnen, daß ſie nicht ſo heilig ſind wie er. Was machſt Du mit Deinem Gelde? — Die Geſchwiſter ſagen, Du habeſt nie welches, und doch wiſſen ſie nicht, wohin es kommt.

Sei fleißig und mache, daß Dir das bürgerliche Mechaniſche im Leben nicht verächtlich wird, es iſt die Quelle von viel Geiſtigem, und beſtrebe Dich einer ſchönen Sparſamkeit. Du glaubſt nicht, wie glücklich

es Dich machen wird, wenn Du fortfährſt, den Luxus und die augenblickliche Mode zu verachten, und bloße Reinlichkeit und das Gefällige Dich reizt, Du kannſt mit allem, was Du erſparſt, einſtens vieles Schöne und Vortreffliche erſchaffen. So ſollte Dir auch die Zeit ſein, — geteilt in unſchuldigem Genuß und in ernſtem ſeelenvollen Geſchäft!

Um was ich Dich aber noch bitte, ſo ſehr ich Dich liebe, lerne ſchweigen, für Dich ſelbſt beſtehen, und ſei in der Würdigung eines jeden gerecht. Nur, was ewig gefallen oder mißfallen kann, dem ergib Dich, von dem wende Dich. Sei fleißig in Deinen Gedanken, das heißt, ſei lebendig im Geiſt, ſehne Dich nach keiner andern Welt als nach jener andern, die in dieſer ſchon lebt für den, der ſie findet, und Du wirſt ſie finden, denn allen Weſen, die mit einem edlen Durſt nach dem Ewigen um ſich blicken, denen geſtaltet ſich das Unſichtbare; der Geiſt aller Dinge erblühet in ſchöner Form um ſie, und das iſt jene beſſere Welt, nach der man ſich ſehnt, ſie iſt um uns. — Die Kunſt und ihr ſtiller einziger Tempel: ein reines unſchuldiges und ſtolzes Herz.

Ich ſchicke Dir hier Moritzens Götterlehre und wünſche, daß Du ſie mit Ruhe, ohne Mühe und mit Genuß durchleſeſt. Du mußt nicht drin herumhüpfen und ein Anekdotenbuch draus machen; denn dieſe Götterlehre iſt eine ſolche andre Welt, die ſich das gebildetſte Volk, die Griechen, erſchaffen hatten, und kann Dir ſelbſt und Deinem Geiſte nur wohltätig werden, wenn ſie in Dir, in ihrer großen edlen Folge gleichſam während dem Leſen entſteht. Du ſollſt beſonders ſuchen den Geſichtspunkt für die mythologiſchen

Dichtungen zu begreifen, das wird Dich aus Deinem Emigrantenverhängnis hoffentlich ein bißchen ablöſen. Ich will Dich in Deinen Begeiſterungen ja nicht tadeln für alles, was Dein Verſtand zu faſſen und in Dir ſelber zu verdauen verſucht. Weltgeſchicke liegen jedem gleich nah und wirken in ihm, ſowie er dadurch auch berufen iſt, in ihnen zu wirken. Alſo ſtudiere in Gottesnamen mit der Großmama alle fliegenden Blätter und Reden der Nationalverſammlung durch, wähle Dir Deinen Helden unter ihnen, bete zu ihm und für ihn und vergiß Deinen Clemens, er wird doch Dich nicht aus den Augen laſſen. Aber bedenke, daß Reife, Sachkenntnis und Neuheit ein Berg ſind, der oft nur eine Maus gebärt; Du aber biſt dieſe kleine Maus und wirſt nicht ein Fädenchen an den Weltgeſchicken zernagen, obſchon es Dein Auge ſchärft zu überblicken, zu durchſchauen und vielleicht auch manches zu durchdringen; und vergiß die Muſe nicht über der Tonleiter der Revolutionshelden.

Schreibe mir öfter und ſchicke mir Deine Aufſätze dabei, auch die über die Revolution. Der letzte Sur la volonté de la France war ſchön, und ich finde mich hinein, weil er das Allgemeine in ſich enthält. Lebe wohl, und nochmals herzlich bitte ich Deine beſondre Aufmerkſamkeit auf Schweigen — auf für Dich ſelbſt beſtehen und innere Kraft zu wenden und recht froh und geſund zu bleiben.

Dein Clemens.

An Clemens.

Clemente! Die Sonne hat Kräuter und Sträucher in ſich verliebt gemacht, ſie ſchwellen vor Verlangen und werden eheſtens in Blüte ausbrechen, eine Knoſpe ſtrebt der andern vor, doch ſind ſie nicht eiferſüchtig, ſo viel ihrer ſind. Clemens, wenn's die Blumen tun, ſo will ich auch meine Liebeserklärung machen, aber wem? — Ich lege ſie in Dein Herz nieder, bewahre mir ſie, und wenn Du einmal auf einen hohen Berg kommſt, wo man eine weite Ausſicht hat, geliebter Clemens, ſo kannſt Du ſie als Denkmal unſrer Eintracht ſtiften, aber eine weite Ausſicht muß meine Liebe haben, dann überſehen wir beide alles zugleich und fühlen Übereinſtimmung in allem, wenn wir auch in manchem verſchieden denken, und Deine griechiſchen Götter und meine franzöſiſchen Helden bilden eine Welt.

Du frägſt mich ſo viel in Deinem Abſchiedsſchreiben, Du belehrſt mich, Du zankſt mich verborgen unter heimlicher Decke, und noch ſo viel Fragen weckſt Du mir im Gewiſſen; — und voll iſt die Bruſt von der Fülle, die Du mir all in Deinem Brief ſpendeſt, daß ich auch wie die Roſenknoſpen angeſchwellt bin und möchte aufbrechen dem Licht und gar keine andre Rechenſchaft mehr geben als den Duft, den gleich der Roſe meine Seele aushaucht, weil Du ſie wie die Sonne wärmſt und reizeſt. — Aber doch wend' ich zur einfachſten Frage mich, „was ich mit meinem Geld anfange", und gebe Dir die dummſte Antwort, wo Du gleich meinen wirſt, ich wär' närriſch. Ich habe das Geld verſchatzgräbert! — Ja, Clemente, ich hab's

in ein klein leinenes Beutelchen geſteckt, worauf ich mit Goldfaden und roter Seide meinen Namen geſtickt hab' und noch allerlei kabaliſtiſche Zeichen; ich hab's zugeſiegelt mit einem ſchwarzen Siegel, einem grünen und einem roten, dann hab' ich ein Loch gegraben zwiſchen den zwei ſtarken Wurzeln der Pappel an der Roſenwand, da hab' ich's in einen ledernen Schuh hineingeſchoben und einen Topf mit einem Baſilikumſtrauch drauf geſtellt, und allemal, wenn ich Geld kriegte, wechſelte ich davon in Gold um und allemal, wenn der Mond ſchien, ging ich mit dem Spitz hin und legte es dazu, und dabei hab' ich das Gelübde getan, ich wolle es verſchweigen, und weil Du mir das Schweigen ſo ſehr anempfiehlſt, ſo erzähle ich Dir das einzige Geheimnis, was ich hätte verſchweigen können, und nun iſt alles leer an Geheimnis, und ich kann alſo nichts mehr verſchweigen! — Denn ſonſt, — mit dem Mund bloß nicht reden, das iſt's doch nicht, was Du meinſt, da die Tante ſich alle Mühe gibt, mir abzugewöhnen, daß ich nicht wie ein ſtummer Olgötze den Leuten in den Mund gucke, die mich etwas fragen. — Ja, mit meiner Schatzvergrabung, davon will ich Dir noch forterzählen, weil ich's nun doch ſchon geſagt hab'. Ich habe dies Geld der Selene gewidmet, der Himmelsſchweſter des Hesperus, dieſe beiden ſind unſre Schutzpatrone, der Stern iſt der meinige als Bruder, der mich abends immer beſuchte, der Mond iſt der Deine, der Dein Andenken oft mit ſeinem Schein in mir erhellt. Nun hab' ich aber dieſes Opfer doch der Selene wieder geraubt, mit Zagen zwar — ich habe das Geld eilig am Abend ausgegraben und hab's über

die Gartenmauer geworfen, in den Garten vom Magnetiſeur nebenan, ich hörte es klingeln, wie's hinabfiel, und ich rief dazu ſo laut als ich konnte, ohne daß man's im Haus hätte hören können: „Da iſt Reiſegeld!“ Und dann war mir auch, als hörte ich das Geld rappeln beim Aufheben, aber ich lief fort. — Denn die Tante hatte am Tag vorher bei Tiſch erzählt, der Magnetiſeur möchte gern abreiſen, aber es fehle ihm am Reiſegeld. Aber er iſt doch noch da, denn ich ſeh' ihn alle Abend' noch im Garten gehen und beobacht' ihn vom Hofſenſter, ich ſchäme mich ſo ſehr und traue mich gar nicht mehr in den Garten, wo wir ſonſt als über die Wand allerlei Merkwürdiges verhandelten. Aber nun kommt was Schreckliches, was da paſſiert iſt, mir iſt's paſſiert. — Denk' Dir, der alte Schuh, in den ich mein Geld hineingeſteckt hatte, um den ſchönen Beutel zu ſchützen, war eigentlich ein neuer Schuh, ſein Kompagnon ſtand ganz vergnügt in dem kleinen Kaſten bei den andern Schuhen; ich ſoll abgeholt werden nach Frankfurt morgen früh, die Tante frägt: „Wo iſt denn der andre neue Schuh? Das iſt große Schlamperei von Dir, einen Schuh zu verlieren, ich muß Dich ſehr bitten, ſtrenge Dich an, ihn zu finden,“ ich lief in den Garten, ich holte meinen Schuh unter der Pappel hervor, ich wollt' ihn ein bißchen reinigen an der Pumpe und verſuchte ihm ein Anſehen zu geben, da fällt was heraus, das glänzt in der Dämmerung, ein Ring, ich laſſ' den Schuh ſtehen, ein dunkler Stein, der funkelt ſo nächtlich ſchwarz wie der Blitz des Räubers oder wie Mirabeaus Auge vielleicht, und inwendig im Schild ſteht ein ſchwarzes M.

Wir gehen morgen auf die grüne Burg zu den Geſchwiſtern, acht Tage bleiben wir dort, die Götterlehre nehm' ich mit und den Ring, wo ſoll ich ihn laſſen, ich glaub', er iſt ein Talisman, ich hab' ſchon allerlei Fragen und Befehle um Mitternacht an ihn ergehen laſſen, aber der Geiſt iſt nicht erſchienen, der mir vielleicht beiſtehen wollte, dumme Streiche zu machen. Adieu, Clemens, ich hab' Melodie gemacht auf ein Lied aus dem Sänger.

Deine Bettine.

Göttingen.

Liebe Schweſter!

Ich öffne wie eine Pflanze mein Herz und rolle alle Blätter auseinander, wenn Du herüberſcheinſt. Dein Brief iſt mir von Marburg aus zuvorgeeilt und hat mich hier empfangen.

Ich will, daß Du ſo vernünftig werdeſt, daß alle Welt einſt ihre Zuflucht zu Dir nehme und Dich hochſtelle, und dann will ich Dir's wieder ablernen. Haſt Du Luſt, dumme Streiche zu machen, ſo warte, bis ich komme, und mache ſie ganz heimlich mir alleine, ich kann mich an Deinem ganzen Leben ergötzen, leſe brav, ſchreibe viel, alles, was Du empfindeſt, ſchreibe nieder, denn das Ausgeſprochene iſt lebendig wie meine Liebe zu Dir.

Weil Du nun einmal mein guter Engel biſt, ſo mußt Du auch Dein Amt mit Treue verwalten, mein guter Engel muß immer heiter ſein und meiner mit Hoffnung und Segen gedenken und auch mich ſtrafen mit Worten

und mich anmahnen in Deinen Briefen, daß ich mein Ziel nicht aus den Augen laſſe, Du mußt mit Deiner Lebensfreude die meine anfachen, Du mußt meinem Enthuſiasmus die Flügel löſen, mit Deinem Ernſt, mit Deiner Güte und Wahrheit. Willſt Du das? — Sei recht fleißig und fröhlich, und ehre und achte, was Du tuſt. — Den Herbſt beſuch' ich Dich, am End' werd' ich Dich kaum noch kennen, ſo wirſt Du gewachſen ſein, an Geiſt und Leib; und fröhlich, und ſo ſchön wirſt Du zeichnen. — Ach, Du weißt nicht, was Du mir biſt? Was ich liebe, das biſt Du, Du haſt es alſo in Händen, kannſt es mir hegen und pflegen. Wirſt Du das? — O faſſe ein recht lebendiges Intereſſe an allem und dringe tief ein in das, was Du lernſt, nicht oberflächlich, lieb Kind, Du glaubſt nicht, wie unendlich wohl es Dir tun wird, wenn Du in ein paar Jahren etwas beſitzeſt, dem Du Dich ganz hingeben kannſt, laſſe Dir's daher recht angelegen ſein, zeichne recht mutig, mach' Dir nichts daraus, ein Bildchen fertig zu haben, ſondern eine Gewalt zu haben im Geiſt, die Du mit Deinem Talent auszuſprechen vermagſt, wenn Du über das Gewöhnliche hinauskämſt, ich würde glücklicher werden als Du, ſchicke mir Deine Melodie, ſchreibe mir und halte Wort und — faſle nicht mit Ring und Talisman und Mirabeau uſw.

Dein Clemens.

An Clemens.

Clemente! Hätteſt Du das letzte nicht geſchrieben, ſo hätte ich Dir das erſte nachgeſehen, daß Du mich

vernünftig machen willſt für die Welt — und denn am Rand, daß ich nicht faſſen ſoll mit dem Mirabeau; in der Mitte die große Philiſterglosſe, wie ich mich und Dich ſoll beſſern. Und der Sommer ſteht inmitten ſeiner Glut, wo jeder faul ſein mag, und ich ſoll fleißig ſein und gewachſen, wenn Du kommſt, auf den Grasplatz hab' ich mich gelegt unter die Leinwand, vielleicht vom Begießen, daß ich wachſe; aber ich kann in der Sonnenhitze nur herumſchlendern. Ach, Clemente! Wenn ich mich hinſetze zum Zeichnen — weißt Du, wie mir's da geht? Es wühlt mir im Kopf, ich muß mir Luft machen mit einem Lied, ich muß ein neues Harpegge erfinden. Nein, das auch nicht, es ſchwärmen mir Gedanken im Kopf, wie ſoll ich Dir ſagen? — Schmetterlinge ſind's, ich muß ihnen nachjagen, aber dazwiſchen jagt's mich ſelbſt wie einen Schmetterling davon, und die Bohnen in meinem Gartenbeet muß ich erſt am Bindfaden hinaufſchlängeln. Und will ich mir nicht davonlaufen, dann kribbelt's mir im Kopf und in den Füßen, ich kann nicht ſitzen bleiben, es fällt mir das dummſte Zeug ein. Meine alte Puppe vor zwei Jahren! Heut' hat's mich geplagt, ich mußte ſie wieder einmal betrachten, mit der ich mich zum letztenmal unterhalten hatte, als Du zum erſtenmal hierherkamſt, Clemente! Du weißt noch, wie ich ſie geſchwind unter den Tiſch warf, als Du hereintratſt, und ich ſah Dich an und kannte Dich nicht und hielt Dich für einen fremden Mann, der mir aber ſo wohlgefiel mit ſeiner blendenden Stirne und Dein ſchwarz Haar ſo dicht und ſo weich, und Du ſetzteſt Dich auf den Stuhl und nahmſt mich auf einmal in Deine zwei

Arme und ſagteſt: „Weißt Du, wer ich bin? Ich bin der Clemens!“ Und da klammerte ich mich an Dich, aber gleich darauf hatteſt Du die Puppe unter dem Tiſch hervorgeholt und mir in den Arm gelegt, ich wollte aber die nicht mehr, ich wollte nur Dich. Ach, das war eine große Wendung in meinem Schickſal, gleich denſelben Augenblick, wie ich ſtatt der Puppe Dich umhalſte. — —

Ich habe meinen angefangnen Brief mitgenommen, hierher auf die grüne Burg. Die Schweſtern ſind auf einem weiten Spaziergang, ich war auf einem Nebenweg ſo ins hohe Gras gekommen, daß ich nicht mehr drüber hinausſehen konnte, wo die geblieben ſind, da bin ich ein wenig liegengeblieben zwiſchen Gras und Kräutern und hab' ins Abendrot geguckt, wie das den blauen Himmel bewältigte, und die Lerchen fielen nieder, gar nicht weit von mir, und die Fröſche im Burggraben untereinander halten ein Gered' von der Moral, durch die ganze Froſchtonleiter hör' ich vernehmlich krächzen: „Moral, Moral, Moral.“ —

Die Linden blühen, Clemente, und der Abendwind ſchüttelt ſich in ihren Zweigen. Wer bin ich, daß ihr mir all euren Duft zuweht, ihr Linden? Ach! ſagen die Linden, Du gehſt ſo einſam zwiſchen unſern Stämmen herum und umfaßt unſre Stämme als wenn wir Menſchen wären, da ſprechen wir Dich an mit unſerm Duft.

Adieu, Clemens! Es iſt ſchon ſpät! — Ich konnte noch ſehen, wie ich Dir von den Linden ſchrieb, ſie haben mir ihren Atem zum Fenſter hereingehaucht, ich mußte ſie wieder anduften mit meinen Gedanken, da kamen die Vögel zur Nachtherberg' in ihr Gezweig, und ich hätt'

auch da ſchlafen mögen, ſanft bebend umſchmeichelt vom flüſternden Laub, wie angenehm da ſchlafen.

Schreib' nach Offenbach, übermorgen gehen wir drei Schweſtern ſchon wieder zurück.

Da ſchick' ich Dir das Blatt, worauf ich eben mit den Linden mich unterhalten hab'.

Ich will in die Wolken ſchauen und in den Mond, von dem eben der Tag Abſchied nimmt, und ich will ſolang hineinſehen, bis ich eine andre Welt entdecke, und wenn ich ſie gefunden hab', dann ſoll keine Träne mehr neidiſch mir den Glanz verdunklen, in dem meine Seele ihre Farben ſpiegelt! —

Und was flüſterſt du, Linde, mir ins Ohr? — „Grün, grün iſt die zarte Farbe der Seelenruh', grün im Abendſchein iſt die Wiege der Träume! Und jeder Halm wiegt einen Traum, und mein Geblätter raſchelt im Netz der Träume, und es winkt dir!" —

Ach, ſchweig du, Linde, es iſt Nachtzeit, die Sterne glitzern durch dein Laub und reden anderes; und das rieſelt mir durchs Gebein! — Ahnung ſoll künftig meine Seherin ſein, und wenn ich ihr die Töne meiner liebenden Trauer geliehen hab', um das Schwellen zu malen und das Sinken ihrer ſehnenden Gewalt, ſo ſoll ſie mich wieder tröſten, die, ein ewiges Meer, alle Wehmutstränen in ihren Wogen fortwälzt, bis ſie vom Trübſinn gereinigt aufſteigen als elektriſch Feuer aus ihrem Wellenſchoß. —

„Ach du!" — flüſtert die Linde — „ſei nicht hoffärtig, das löſt nicht den Zauber."

Ich horche auf dich nicht, Linde, ich lauſche den Sternen da oben! — ich hör' Muſik, ſie ſchmelzen ihr

Licht ins dunkle Nachtblau, ihre Strahlen klirren im Tanz aneinander.

„Was du nur willſt mit deinen hochſtrebenden Gefühlen", ſagt wieder die Linde; „ſie langen ja nicht hinauf, komm unter meine Krone, ſie ſchüttelt ihren Tau auf dich, damit fühl' ich dich geſegnet."

Ach nein, immer lauter und klarer klingen die Sterne, ich hör', wie ſie freudig ihre harmoniſche Verwandtſchaft in die freien Lüfte tönen.

„O weßre meinem Flüſtern nicht," ſagt wieder die Linde und ſchmeichelt — und meint, „was iſt denn Muſik der Sterne dagegen? — Wolle mich denken, du ſchaffeſt meinen Geiſt durch dein Begreifen meiner Natur, daß der wieder ſich um dich winde, wie jetzt der deinige ſich um mich windet, er ſoll dich berühren und immer, bis deine Seele leicht und kühn ſich aufſchwingen lernt zu eigner Freude, in einem Zug lieblich ſprechender Töne!"

Was ſagſt du, Linde? — Iſt mein Begreifen deines Geiſtes ſpielende Seele? —

Linde ſagt: „Meine Seele rieſelt mit Schauern zu dir hinüber, weil du ſie denken magſt. Denken beſeelt, alle Weſen färben ſich im Gedankenlicht. Was iſt der Abendſchein deinen Gedanken, daß ſie weit über Feld mit ihm fliegen, und weil du ihn fühlſt. Und wäre Denken nicht, ſo würde kein Weſen mehr beſeelt ſein, und die Schöpfung würde ſtumm in ſich verſinken. Denken beſeelt, und alles Weſen erklingt in eigner ſpielender Farbe in ſeinem Licht, wodurch alles lebt und ſich unſterblich glaubt, und doch hängen ſie nur vom Geiſte ab, der das Denken iſt.

Wir glauben uns ſelbſt zu erkennen als lebend, und die geheime Freude des Werdens in uns iſt doch, weil wir erklingen im Geiſt, der uns denkt!“ —

Sag' ich wieder: So denke mich, Linde, denn ſchöner möcht' ich nicht im Gedanken reifen als in dem grünen Schimmer deiner Blätter, den der Abendſchein küßt, und möcht' nicht edler meinen Geiſt hinaufgetragen wiſſen als im Duft deiner Blüten.

Die Linde rauſcht im Wind und ſchüttelt ſich, es kitzelt ſie, daß ich ſo artige Worte mit ihr geredet hab', es paſſiert ihr nicht alle Tag'.

Deine Bettine.

Am Rhein, Rüdesheim.

An Bettine.

Dein Geſpräch mit der Linde und der herrliche Abendſchein über dem Rhein und das ſchöne Mädchen Walpurgis hier im Wirtshauſe, haben vor wenig Minuten rings um mein Herz gebuhlt. Ich bin in das Mädchen verliebt wie ein guter Junge, und wenn ſie das Papier geſchrieben hätte oder den Abendſchein und die Linde verſtände wie Du, ſo wäre kein Treiben und kein Sehnen mehr auf Erden für mich. Aber ſo iſt's nicht, ich werde nicht von ihr verſtanden, denn ich verſtehe den Abendſchein; und ſie, die ſich und ihn nicht verſteht, iſt wunderſchön, und der liebe Gott hat Schätze in ihre Augen gelegt und einen Liebreiz in ihren Mund, daß man einen Tempel mit dieſen Schätzen könnte errichten und Gebet von dieſen Lippen wie Honig von ſüßen Blumen ſammeln könnte, aber

ſie iſt in einer ſehr unſchönen Umgebung von Eltern und Geſchwiſtern, und Gott ſegne Dich, daß Du ſo biſt, wie Du biſt. Es iſt ein alt Sprichwort, wo Schätze liegen, ſtellt der Regenbogen ſeinen Fuß auf, aber es iſt böſe, es iſt ein Aberglaube. Und wenn ich dies Mädchen anſehe, bin ich ſo abergläubiſch; der alte Bettler, der hier in der alten Ruine vom Schloß der Giſela Brömſerin wohnt, das dicht am Rhein ſteht, hat ſeinen Herd auf dem Altar der Kapelle und ſchläft in ſteinernen Gewölben, durch die das Himmelsgewölk herabſieht, und ſeine Begeiſterung, die er trefflich auf ſeiner Pfeife auszudrücken verſteht, wenn er viele Heller beiſammen hat, hallt zwiſchen den vielen Pfeilern durch recht luſtig, ich gehe da abends in dem lauen Wind auf und ab und höre, wie er aus einem raſchen Walzer in den andern ſich hineinpfeift, und dabei ſchlägt er ſo munter den Takt, als ob er im Tanze mit einer ſchönen Walpurgis ſich drehe. Ich rede oft mit ihm, und er hat mir's gar nicht geleugnet, daß er auch noch oft ſich verliebt. Am End' kam's heraus, daß wir Nebenbuhler ſind, und daß die Walpurgis der eigentliche Reiz ſeiner muſikaliſchen Beluſtigungen iſt, denn ſie hat nicht weit davon einen Weingarten, wo ſie den Gäſten abends ihren Weinſchoppen reicht, in Krügen mit Deckeln von blankem Zinn, und da tun ihr die Gäſte ſchön mit Reden und verlangen auch wohl einen Kuß, ſie läßt ſich's gefallen, das ärgert mich. Ich hab' den Bettler damit eiferſüchtig machen wollen, und der hat mich ausgelacht, wir hörten das Gelächter aus der Weinlaube herüberſchallen, er trällerte auf ſeiner Pfeife

dazu, und darauf ging er eine Wette mit mir ein, daß wenn ich ihm eine Kanne Wein dort bezahle, so wolle er von der Walpurgis einen Kuß erwiſchen, in Gegenwart aller Gäſte. Anſtatt drüber zu lachen, machte mich's verdrießlich, er zog aber ungeheuer fix die herunterhängenden Strümpfe und Beinkleider auf, die Jacke hing er an den Pfeiler und klopfte eine Staubwolke heraus, dazu bellte der Hund, den er im Zwinger eingeſperrt hat, der merkte, es ſolle auf Abenteuer ausgehen, und wollte mit. — Wie er ſich aber ſeinen ſtaubigen Bart wuſch und dann mit der Schuhbürſte wichſte und dann vor die Haustüre trat und bemerkte, wie der Mond ſich drin ſpiegle? Ich dachte, der böſe Feind lache mich aus. Der Mann ſah ſeltſam heimlich anziehend und ſtolz auf mich herab, und was tat der Mann, er legte ſeine Hand auf meine Schulter und ging mit einem Schritt, als ob er ein ſpaniſcher Grande ſei, in die offne Weinlaube. Ich forderte Wein für uns; vom beſten, ſagte er, im Vorübergehen gab ihm das Mädchen einen Handſchlag. — Und denk' Dir, er hat die Wette gewonnen! — Und mir hat ſie nie einen Kuß gegeben, ſo ſehr ich auch drum bat, ich vergeſſe dieſen Mann nie, wie er beide Ellenbogen aufgeſtützt, die Hände über die offne Weinkanne gefaltet hielt, dann und wann einen Zug draus ſchlürfte, ohne ſich aus der Poſition zu rücken, mit ſeltſamen Trinkſprüchen jeden Trunk würzte; das gefiel ihr, er ſah ihr tief unter die Augen, goß die Kanne in einem Glucks hinunter, und das gefiel ihr auch. Und kurz, ſie gab ihm unaufgefordert den Kuß. In ihren Zügen ſpiegelte ſich eine wunderbare Schönheit, ihre Lippen zuckten und

ihre Augen glänzten ihn so freundlich an, als fließe ihre Seele über in Großmut, einen unschätzbaren Schatz geben zu können. Der Mann, der nicht einmal aufgestanden war, sondern sitzend den hinabgereichten Kuß von der schlanken Walpurgis ihren Lippen nahm, hielt sie noch eine Weile so im Arm. Kein Fürst konnte freudig kühner sein Antlitz über die Menge erheben.

Alle Gäste waren still geworden; denn alle sind in das Mädchen verliebt; er genoß noch einen Augenblick seinen Triumph, dann stand er auf und bot gute Nacht. Die Walpurgis stand an der Gartenhecke und grüßte, indem wir vorübergingen; und das ist's, was mir am meisten ins Herz schnitt. Ach, es ist wahrlich alleins, ob man bettelt oder gut lebt, wem das Herz freundlich ist zu geben und seine Liebe widerwillig zu empfangen, der allein ist reich. Wo ist Reichtum? — Auf Erden nicht! Gold ist Sonnenschein, und Rubin ist Abendrot, aber Liebe ist alles. Aber die Erde ist nicht alles, denn es ist wenig Liebe in ihr; sie ist in der Liebe! — Es tut mir leid, daß Du das alles nicht auch sahst, Du würdest schöner davon sprechen, und schön sprechen soll man, damit das Schöne immer lebendiger wird und mehr. Denn die Liebe hat nimmer des Schönen genug. Savigny hat alles auch mit mir gesehen, ich dachte, hier, wo seine Studiermaschine nicht fortwährend im Gange ist, werde endlich einmal sein Inneres zu Wort kommen; doch stumm wie immer marschiert er neben mir die Natur auf und ab, und das verdirbt mir alles Genießen. Morgens kommt der Barbier aus dem Dorf, der sein Antlitz ziemlich barsch behandelt, um ihm den Bart abzunehmen, er

läßt's geſchehen; wenn Walpurgis zufällig hereinkommt, ſtelle ich mich vor ihn, weil ich mich ſchäme, daß dies ſchöne Mädchen ſieht, wie er den Barbier damit umgehen läßt, und dann! — Wie geht er mit mir um? — Viel ärger wie der Barbier. Er belächelt meine Reden, er belächelt meine Gedichte, er belächelt auch meine Verliebtheiten, und kurz ſein Weſen wird mir eben nicht klar, und wenn ich darüber klage, ſo meint er, alles ſei ja unendlich klar. Etwas iſt's, was mir ihn unverdaulich macht; vielleicht iſt die Schuld mein, trotz meinem beſten Willen.

Walpurgis hat einige Züge von Dir, und die ziehen mich vielleicht am meiſten an, die übrigen, die Du nicht haſt, haſt Du in der Seele und ſie im Geſicht. Ich denke immer an Deine Seele bei dieſen Zügen und ſage dem Mädchen ſchöne Sachen, wenn ich an Dich ſchreibe, und rede Dich an, wenn ich ihr Schönes vorſage.

Werde nicht bös, ich will ein bißchen hinuntergehen, vielleicht ſehe ich ſie, aber ſie weicht mir aus, ſie weiß nicht mit mir zu ſprechen, ſo Du nicht.

Ach, weiß[illegible], was ſie eben mir ſagte, als ich fragte, warum ſie den Bettelmann geküßt habe? — er gefalle ihr — und ob ich ihr denn gar nicht gefalle? — ſie ſagte nichts darauf. — Aber wenn ſie mir auch einen Kuß gäbe, ſo würde ich auf alle andre eiferſüchtig werden, und dann würde das ein groß Gezänk geben im Wirtshaus, und das wolle ſie aber nicht haben. Mit wem ſollte ich in Zank geraten, es iſt ja niemand im Wirtshaus wie Savigny und ich, und der iſt ja gar kein Kenner von deiner Schönheit; ich plaudre dir auf der Gitarre ſo ſchöne Abendlieder vor, ich

erzähle dir ſo hübſche Geſchichten, ich bin früher auf als du und guck' dir zu, wenn du in den Hof herunterkommſt, das rührt dich nicht? — Sie ſagt ſelbſt: Gar nicht! Du biſt nicht ſo, mein einzig Kind, mein Schutzengel, was ich Dir zu lieb tue, das tuſt Du gern und verdient Dir einen Dank ab, wenn es auch noch ſo gering iſt. Wenn ich nun auch herumſchweife und mich in Liebeshändel einlaſſe, wenn ich's tue, ſo iſt's doch immer, weil ich weiß, daß ich meine Heimat habe in Dir.

Ich hab' dem Savigny geſagt, er ſoll ein bißchen hier dran ſchreiben, aber der arme Menſch iſt froh, daß er leſen kann.

Es iſt wieder Abend, er hüllt die Welt in wild zerſtreute Farben, der Umriß meiner Tage ſpricht mich dagegen ſo farbenlos an, wie wenn ein Geiſt mich anredete. Die Natur kommt uns armen unnatürlichen Menſchen ſo oft übernatürlich vor. Walpurgis hing heut' an meinem Arme, ihr Anblick, die ganze Reihe von Bergen umher, deren Häupter unſre Nachbarn waren, erfüllte mich wie ein Traum. Die Täler waren verſunken im Nebel, und ein ſo lebhafter Spiegel aller Dinge in meiner Bruſt, für die ich keine Stelle mehr ſah, um ſie mir zu bewahren. Alles dies, was ich Dir hier deutlich hinſchreibe, war Verwirrung in mir, und ich ſah träumend in den Wald hinein, während ich mit vollem Bewußtſein eine der reinſten und entſprechendſten Umgebungen meines Lebens hätte genießen ſollen, hätte ſie Herz oder Sinn für mich gehabt. Dort ſah ich ein Licht, was im Grunde des Holzes wankte, und erinnerte mich der behaglichen Gefühle, die uns beiden ſo oft die erleuchteten Hütten gaben,

BETTINE

wenn Du mit mir am Abend durch die Dörfer gingſt. Die Ruhe nach der Ermüdung; und wir ſahen da die Kinder rund um den Ofen, die Spinnräder und die Lämpe nach der Reihe einſchlafen.

Ach, es iſt ſehr traurig, wie ungeſchickt einen das macht, was man im Leben die Konvenienz nennt, vielleicht hätte ſie meine Empfindungen ganz auf die verkehrte Seite verſtanden. Eine auswendig gelernte Mannigfaltigkeit und geſchraubte Konſequenz, die, ſobald wir in die Natur treten, zu höchſt verderblicher Ungeſchmeidigkeit und Einſeitigkeit führen. Mit meiner Rückkehr zu mir ſelber verſammelten ſich nach und nach allerlei heterogene Empfindungen, und ich fand mich endlich in einer ſo wunderlichen Gemütslage, wie wenn ein Weltmann einen franzöſiſchen Pas und einen munteren natürlichen Sprung in der Mitte vereinigen müßte.

Die Wolken drängten ſich wie wilde Heere,
Geſtalt und Stellung wechſelnd in dem Streite,
Der Sonne Strahlen ſchienen blut'ge Speere,
Es rollet leiſer Donner in der Weite,
Noch unentſchieden ſchwankt des Kampfes Ehre;
Von Tag zur Nacht neigt ſich's zu jeder Seite.
Bald ſinkt die Glut, es brechen ſich die Glieder,
Es drückt die Nacht den ſchwarzen Schild hernieder,
Doch, teilſt du froh mit mir, was du gegeben,
Durch die allein von Schmerzen ich genas,
Dann wirſt du auch mich über alles heben,
Was ich, in deine Seele blickend, gern vergaß;
Und kannſt du mir auf dieſen Höhen trauen,
So werd' ich bald das Höchſte überſchauen.

Bald werd' ich die Gärten der Armide fliehen, bald bin ich bei Dir.

Clemens.

An Clemens.

Liebſter Clemens, ich hab' was von meinen Kloſterarbeiten hervorgeſucht, ein Sträußchen von Seide gewickelt, die alte Laienſchweſter Monika, wie die das Sträußchen mir wickeln lehrte, kam es mir ſo allerliebſt vor, und nun ſeh' ich, daß es doch nur ein allerliebſtes Nichtschen iſt, aber vielleicht macht's der Walpurgis Spaß. Die Monika hatte einen Bierkrug auf ihrem Tiſch ſtehen, von dem erzählte ſie mir damals, als wir die ſeidnen Blumen wickelten, der Geiſt ihres verſtorbenen Vetters ſei gekommen und habe den Deckel vom Krug aufgemacht und aus dem Krug getrunken, um ihr anzuzeigen, daß er tot ſei. Iſt es denn nur bei ſolchen Gelegenheiten, daß ſich ein Geiſt auf die Beine macht? Ich frage, weil, ach weil ich in Gedanken ſo ſehr, ſo ganz wahr und wirklich bei Dir bin, weil ich Deine Gitarre höre im Geiſt und Deine Stimme ihre feurigen Lieder dazu dichten. Clemens, Du biſt ſo gut und ſo ſchön, wenn Du ſingſt, biſt Du ſo beſonders liebend noch dazu, und mir der Liebſte, der Trefflichſte, nicht aller Menſchen, denn Menſchen kenne ich, glaub' ich, gar nicht, mir ſind ſie nicht aufgeſtoßen, das lieblichſte Du ſelbſt biſt Du mir, die andern ſind mir kein Selbſt, ſie ſind zuſammengeliehene, durch Umſtände und Eigenheiten, die ich beſſer noch Verkehrtheiten nenne, entſtandne Unſelbſtheiten. Eine grüne Wieſe mit tauſend goldnen Blumen, die all auf ihren feinen Stielen im Abendſchein wanken, und ein Clemens, der über die grüne Wieſe ſo ſtolz am Ufer vom ſtolzen Rhein hingeht und fährt ſo raſch über die Saiten und ſingt ſo feurig

und weich ſeine Liebe. Ich möchte ihr Hohn ſprechen, daß ſie Dich nicht küßt, lieber als hüben den Bettelmann, der über Dich lacht, und drüben den Savigny, der über Dich lächelt, und der ſich ſo offenherzig raſieren läßt. Clemente, die ungeheuren Stricke, mit denen Du gebunden Dich wähnſt, ſind nur Spinnweb. Und Du fürchteſt, daß wenn Du einen Ruck tuſt, ſo reißt das ganze liebesgewebte Netz, Du willſt's aber gar nicht zerreißen. Gäb' ſie Dir einen ſolchen Rheingauer Schmatz, ſo fiel' die Lieb' Dir nicht mit der Tür ins Haus. Was ſollteſt Du damit, Du fühlſt es ſelbſt. Der Savigny mag ſie meinetwegen ſchon geküßt haben, im Weingarten oder am Brunnen oder ſonſtwo, er kommt herbei, man ſieht's ihm nicht an, er macht einen ganz trocknen Mund. Du aber, Clemente, würdeſt mit allen Sternen Dich darüber beſprechen und Echo würde es Dir abluchſen, um es durchs ganze Donnergebirg zu widerhallen, und Du ſelbſt würdeſt ſchwanken wie ein Trunkner, des ſüßeſten Weines voll. — Und Walpurgis hat recht, daß es würde Streit ſetzen im Wirtshaus. Denn das Wirtshaus würde alles entgelten müſſen, und wenn das Dachfenſter nachts im Winde klapperte, ſo wär's ein Eingriff in Deine Träume, grade da, wo Du vielleicht gewünſcht hätteſt, das Dachfenſter hätte Dich um alles nicht geweckt, und wär' die Walpurgis zutunlich mit dem Pommer oder mit dem Spitz, ſo würdeſt Du ihr vorwerfen, daß ſie freundlicher mit den Hofhunden ſei wie mit Dir, und würdeſt dabei ungerecht ſein, denn ein Hündchen, das man hat aufgefüttert, und das einem ſo abſichtslos treu iſt, das kann einem wohl

näher am Herzen liegen als ein durchreiſender Liebhaber. Und ſei doch ein kaltblütiger Dichter, der gern eine Rolle übernimmt in dem eignen Luſtſpiel, was er dichtet. Du und der gelehrte Juriſt, der ſo ernſthaft jung iſt, und der Bettelmann, der ſo luſtig alt iſt, und das Mädchen, das nach den Äpfeln und Birnen ſieht, ob ſie heuer reifen, und dabei den Liebhabern zublinzelt, nun würde ich, wenn ich der Dichter wär', das Stück oder auch den Akt ſo enden, daß ich den kräftigen Bettelmann und den ſchmächtigen Gelehrten dem zurückgeſetzten Studenten recht übermütig gegenüberſtellte, der ſich eben auf ſeinen Philiſtergaul ſchwingt, weil die Ferien aus ſind und die beiden Nebenbuhler ſpottend von ihm Abſchied nehmen; allein wie er eben auf dem trägen Klepper den kotigen Dorfweg nehmen will, ſiehe da, gleichwie im Homer die alte Bettlerin am Wege ſitzend ihre Kleider von ſich abwirft, um plötzlich als blendende Göttin Minerva in die Wolken zu ſteigen, wirft dieſer Schimmel auch plötzlich die alte Stalldecke ab und ſchüttelt ſeine blendende Flügelmähne und ſteigt in die Wolken ſo hoch mit meinem Clemens, und der wirft Kränze herab von ſeiner himmelanſteigenden Bahn und ſchenkt den beiden Nebenbuhlern, was ſie ohne ihn nicht faſſen konnten, nämlich, daß es lebende ſchwebende Natur iſt, ihr himmliſcher Sinnenreiz — der zu Füßen der ſchönen Rheingauerin ſich entfaltet und mit reinem Lebensodem ſie anhaucht im jungen Grün in der tauſendfältigen Blumenflur, im klaren Rhein ſich ſpiegelt und wie Tau von der Sonne wird geküßt, und dann, lieber Clemens, lebſt Du ja nicht Deine eigenſüchtige

kleine Liebſchaft, nein, den ganzen liebenden Frühling von 1804, und träufelſt ihn herab von den fünf Saiten Deiner Leier und betäubſt Deine Nebenbuhler, daß ſie ſchlummern und Wunder träumen von Seligkeit, die Du ihnen zumeſſeſt.

Das wär' nun das Ende von dem Melodrama, das hab' ich mir erdacht am Pfingſttag in der Liebfraukirch, wo vom Heiligen Geiſt gepredigt wurde, wie es mich fürchterlich langweilte, und ich konnte meine Füße nicht ruhig halten vor Ungeduld, ich mußte immer einen über den andern ſtellen, und in Gedanken war ich am Rhein bei Dir und bei dem Bettelmann, der gar nicht unfreundlich gegen mich war, denn wenn Du meinſt, daß ich manche Züge ähnlich mit der Walpurgis ihrem Geſicht habe, ſo fühl' ich, daß ich wieder ſehr viel Ähnlichkeit hab' mit ihrem Naturell, und ich glaube, der Bettelmann hätte auch bei mir den Sieg davongetragen, wenn nicht! — Ja, wie ſoll ich Dir's beſchreiben? — nämlich, als ich eben von meiner Viſion im Rheingau zurück in meiner Kirchenbank ankam, da war der Kaplan noch immer dran, als Pfingſttaube aus ſeinem Kröpfchen die Gemeine mit dem Heiligen Geiſt zu füttern. Der Bettelmann alſo hätte auch bei mir den Sieg davongetragen, wenn meine Viſion nicht plötzlich mir den lieben Bruder Clemens daherzauberte, wie der plötzlich ſtatt der Taube im feurigen Galopp aus dem Schalloch herabgeflogen kam mitten in die Kirche! Der Prediger auf der Kanzel erſtarrt, die Gemeine in ihrem Geſang verſtummt, der herrliche Clemens aber auf ſeinem Pegaſus karakoliert gleich einem engliſchen Reiter und macht

wunderſchöne Künſte auf ſeinem Wolkenſtampfer; und auf dem Gewölk, was ſeinem herrlich melodiſchen Ritt zum Tanzboden dient, ſchweben wunderſchöne Roſenkränze von einer Wolkenſtufe zur andern und blühen und duften immer ſchöner, und die Menſchen haben das Beten vergeſſen, alle fangen ſie die Roſen auf, und das war Dir ein Getümmel in der Kirche und ein Jauchzen über die aufgefangnen Kränze! Ach, ich könnte Dir noch mehr erzählen, wenn's nicht zu lang dauerte für ein Roſenfeſt, deſſen höchſter Reiz iſt, daß er bald verblüht. Die Kirche war aus, eh' ich's dachte, die Leute tummelten ſich zur Kirchtür hinaus. Die Bäcker liefen mit weißgepuderten Kuchen, es war ſo heißer Sonnenſchein. Den zweiten Pfingſttag ganz früh war ich mit dem Dominicus und Anton auf der Pfingſtweide, da wurde unter den großen Linden ein großer Kranz gemacht für den Pfingſtochſen, die Kinder gingen bei den Gärtnern herum und bettelten Blumen dazu, ſie hatten die Blumen alle zuſammengebündelt und ſo mancher den Stiel abgeſchnürt, daß ihr der Kopf abfiel, wie ich aber am Kranz flechten half, da ward er viel ſchöner, um acht Uhr war der Kranz fertig und der Brummelochs ward mit angetan, am Nachmittag waren wir vor Bethmanns Garten auf einem Floß, das ſchwamm mit uns ein Stückchen dem Main hinunter, es war auch ſchön auf dem Main, und wie wird's doch den Tag Dir geweſen ſein, Du biſt wohl einſam da herumgewandert, ich weiß, am Feiertag iſt's oft gar zu wehmütig, je ſchöner die Natur iſt, je ſchauriger belagern einen die langen Schatten des vergehenden

Tages, und die Menſchen ſind auch alle wie Schemen; ſie flirren umher, man ſieht kaum ſie an, und kein Nachgedanke über ſie kommt uns in den Kopf, ach und dann, wenn man vom Spaziergang nach Haus über die Schwelle tritt, da legt man den Blumenſtrauß hin, den man gepflückt hatte, er ſollte ſo ſchön im Glaſe blühen, er muß welken auf dem Tiſch, denn die Seele iſt gar zu müde. — So wird Dir's geweſen ſein, Clemens. Aber wenn nun die Sterne aufgehen und winken, ſie hätten was mit Dir zu flüſtern, dann vergißt Du der ſtummen Schatten, die neben Dir hergingen, das helle Sternenlicht iſt allein Dir geltend, ſo war's gewiß vorgeſtern abend; denn ich hab' Dich ſehen heimgehen über die Wieſen und hab' als in mir verborgen mit Dir geredet und Dich bei der Hand genommen, und es war gewiß eine Stunde, daß ich bloß mit Dir geredet habe in mir, und als ich ſchlafen ging, da war's, als habe ich recht was Angenehmes erlebt mit Dir.

Das iſt meine Pfingſttagsgeſchichte in Frankfurt, ich bin jetzt wieder hier in Offenbach, wo ich tauſend Federnelkchen aufgeplatzt fand, und der Abendwind jagt ſich mit ihrem Duft.

Adieu, Clemens, die Federnelkchen werden auch bald alle geplatzt ſein. Dann kommſt Du zurück.

Bettine.

An Bettine.

Ich ſollte ſchon bei Dir ſein, liebe Bettine, ich hatte mir gelobt, daß ich nicht wolle nach den Pfingſttagen hier verweilen, und war auch ſchon in Mainz,

und jetzt bin ich doch wieder auf dem alten Fleck, Savigny ist allein zurück, ich will ja nur noch ein Veilchen mich sammlen und so manches Lied, was ich der Gegend und der geschäftigen Natur in ihr abgelauscht habe, noch einmal durchgehen, damit es Dir rechte Freude machen soll.

O kühler Wald,
Wo rauschest du,
In dem mein Liebchen geht,
O Widerhall,
Wo lauschest du,
Der gern mein Lied versteht.

O Widerhall
O sängst du ihr
Die süßen Träume vor,
Die Lieder all,
O bring' sie ihr,
Die ich so früh verlor. —

Im Herzen tief,
Da rauscht der Wald,
In dem mein Liebchen geht,
In Schmerzen schlief
Der Widerhall,
Die Lieder sind verweht.

Im Walde bin
Ich so allein,
O Liebchen wandre hier,
Verschallet auch
Manch Lied so rein,
Ich singe andre dir.

Ja, liebe Bettine, da hast Du wieder einmal durch die Ferne herübergesehen recht scharf, grad' wie Du mir schreibst, so war mein zweiter Pfingstabend. — Sie war fortgefahren, sehr schön geputzt, über Land mit

der ganzen Familie, ich und der Hausknecht waren allein zurückgeblieben; ich ſagte dem Hausknecht, er ſolle nur auch ein wenig zu ſeinen Bekannten gehen, wenn Gäſte kommen, ſo wolle ich ihn rufen, ſo war ich den ganzen Vormittag allein, ſo ſtill wie es im Weingarten war, man konnte hören das Gras wachſen. Da kam mancher Wagen vorbeigefahren mit luſtigen Leuten, und wenn ihr Räderlauf in der Ferne ſich verlor, da fingen die Glocken aus den Ortſchaften rundum an zu läuten, ſo iſt mir der Morgen vergangen von früh vier Uhr, wo die Walpurgis abgefahren war, bis um elf Uhr, wo ſie wieder heimkehrte. — Da kamen ſo viel Gäſte von Bingen herüber, und ſo viele ſchifften hinüber nach Bingen, daß der Rhein ein groß Spektakelſtück gab von Jauchzen und Muſik auf den Schiffen, die ſich bombardierten mit Trompetenſtößen und allerlei verſchiedner Tanzmuſik und Lieder, die ſich einer über den andern hinaus wollten vernehmen laſſen, ich habe auch mit Link, der von Frankfurt gekommen war, den Savigny bis Mainz begleitet. Link iſt dort zu einer Frau gegangen, von der er mir Wunderdinge erzählt, ſie iſt eine Franzöſin aus der Vendée, war in Jena bis jetzt, hat dort mit den größten Gelehrten eine Zeitlang zugebracht, allerlei wiſſenſchaftliche Experimente gemacht. — Sie ſei, ſagt Link, eine Heldin, eine ganz unerſchrockne Seele, die in der Terroriſtenzeit durch ihre Kühnheit Unendliches gewirkt hat, — und namentlich in der Vendée, ſie ſoll ſo ſchön ſein, ſo vollkommen wohlgebildet wie ein Weib aus den Nibelungen, ſie reitet das wildeſte Pferd. — Ich ſtand vor

ihrer Tür mit Link, er ging zu ihr mit einem Empfehlungsbrief aus Weimar, ich kehrte um mit dem Marktſchiff, in Rüdesheim bin ich erſt mit Sonnenuntergang zurückgekommen, alle Wirtshäuſer tobten ganz ausgelaſſen; da hab' ich in meinem Giebelſtübchen über das Gelärm hinaus mich recht einſamlich in alles, was das Leben mir bietet, hineingedacht, nur Deiner hoffe ich gewiß zu ſein, daß auf allen meinen Irrwegen, wo vielleicht keiner mir begegnen mag, Du aber mir nachgehen wirſt, und wenn ich mich verlaſſen wähne, ich dennoch die edelſte Wohnung beſitze, in Deinem Herzen nämlich. — So war mein Abend beſchloſſen; getanzt und gejubelt unter mir, ich hörte das Lachen und dann leiſe klopfen an meiner Tür, als ich aufmachte, fand ich einen Krug mit Maitrank — rheiniſcher Hippokras — auf der Schwelle und ein Stück Feſtkuchen; wärſt Du hier, ſo würde ich geglaubt haben, Du hätteſt es mir vor die Tür geſtellt. Aber wer ſoll's nun geweſen ſein? — Es war ja die Walpurg, ich hörte ſie am End' vom Gang laufen.

Du ſchreibſt mir in Deinem Brief, daß Du ſelbſt eine gewiſſe Hinneigung zum Bettelmann empfindeſt. —

Wenn ich ein Bettelmann wär',
Käm' ich zu dir,
Säh' dich gar bittend an,
Was gäbſt du mir? —

Der Pfennig hilft mir nicht,
Nimm ihn zurück,
Goldner als golden glänzt
Allen dein Blick;

Und was du allen gibſt,
Gebe nicht mir,
Nur was mein Aug' begehrt,
Will ich von dir.

Bettler, wie helf' ich dir? —
Sprächſt du nur ſo,
Dann wär' im Herzen ich
Glücklich und froh.

Laufſt auf dein Kämmerlein,
Holſt ein Paar Schuh,
Die ſind mir viel zu klein,
Sieh einmal zu. —

Sieh nur, wie klein ſie ſind,
Drücken mich ſehr,
Jungfrau, ſüß lächelſt du,
O gib mir mehr.

Mainz.

An Bettine.

Liebe Schweſter, Du wirſt mir's verzeihen, daß ich nicht Abſchied von Dir nehme, aber ich gebe Dir nicht etwas, ich bin Dir gegeben. Du weißt nicht, wie glücklich ich bin, daß ich Dir dies durch die liebenswürdigſte Frau ſagen kann, die durch ihr Geſchick ſchon über den gewöhnlichen Kreis der Menſchen hinausragt, noch mehr aber durch ihre Selbſtändigkeit, durch den feſten ernſten Willen, mit dem ſie dies Geſchick bekämpfte und heldenmäßig ertrug, indem ſie ruhig und allein zwiſchen den Schrecken der Blutgerichte hindurchwandelte. Mit ſolchen Naturen ſich berühren zu dürfen, iſt eine Auszeichnung für den, deſſen Seele und Geiſt vielleicht darauf angewieſen

iſt, durch ſolche Naturen ſich ſelbſt zu bilden und durch ſie zum Erhabenen gelenkt zu werden. Wie ſehr ich für Dich immer Sorge trage, das Edle und Schöne, was ich auffinde, was mir ſeine Macht fühlen läſſet, mit Dir zu teilen, davon mag Dir hierin der Beweis gegeben ſein, daß ich ihr, die ein ſo großes Herz hat, die mit dieſem Herzen ausreichte, wo ſo viele verzagt ſein würden, auch Dich und meine Liebe zu Dir empfohlen habe. Ja, ich hab' ihr alles mitgeteilt, daß ich nämlich die beſten Kräfte meines Lebens dran wenden möchte, um Dir eine würdige Zukunft zu bereiten. — Sie hat mir in dieſen Stunden, ſo einfach, als ſei es nur ganz gewöhnlich, von ſich erzählt. Durch die Vendée iſt ſie oft auf wilden Pferden, die kaum den geübten Reiter trugen, auf Kreuz- und Querwegen geritten, um mit den großen Helden dort ſich zu treffen, denen ſie oft auf nächtlichen gefahrvollen Wegen voraneilte, manchen jener armen Landleute (Chouans) hat ſie gerettet mit Gefahr ihres Lebens, ihre ganze Familie aber hat die Guillotine gefreſſen. Nur ſie, geleitet durch ihren guten Stern, der ja auch von ihrer Stirne glänzt, iſt glücklich nach Deutſchland gekommen. In Jena hat ſie eine geraume Zeit geweilt und war in einer wiſſenſchaftlichen Verbindung mit meinem Freund, dem großen Phyſiker Ritter, von dem Goethe ſagt: „Wir alle ſind nur Knappen gegen ihn." — Durch einen Brief von ihm hab' ich ſie hier in Mainz getroffen, wo ich ſeit geſtern bin und von hier nach Jena zurückgehe. Was kann ich Dir je ſagen, was an dieſes Weib heranreicht, da ich nie einen beſſern Gedanken hatte, als ſie zu begreifen. Du ſollſt ſie

lieben wie mich und mehr wie mich. Du ſollſt ihr vertrauen und ſie mit allen Deinen Armen umſchlingen, mit Wurzeln und Gezweig, denn ſie iſt Himmel und Erde, ſie iſt ein Weib, an dem die Vortrefflichkeit und Barbarei du jour (das heißt, wie es heutzutage hergeht) geſcheitert iſt, ſie allein kann Deine Ideen über Revolution und Volksglück aufklären, o ſie kann Unendliches für Dich, ſie iſt ein Geſchöpf aus Gotteshand, ein gewöhnliches Weib wie Eva und wie ſie aus dem Herzen jedes Mannes herausſteigen ſoll. Wundre Dich nicht, daß ich ſo über ſie disponiere, da ich ſie nur eine Stunde geſprochen habe, aber das organiſch Vortreffliche ſpricht ſich in der Sekunde aus, und verhüllſt Du die Venus in die dichteſten Schleier, und der unſchuldige Menſch merkt nur die Bewegung ihres Atems, ſo wird er mit ſeiner Seele dafür haften, daß dieſer Mantel die Schönheit und die Liebe verberge. Schenk' ihr die Geheimniſſe Deiner Seele, alle Deine Phantaſien ergieße ihr, ſie muß ſie aufnehmen und würdigen und muß Dich beglücken, denn es iſt in ihrem Weſen wie das Empfangen des Weines im Kelch. Sprich von allem dem gegen niemand. Es iſt ein glückverſprechender Lebensmoment für Dich, denn der großen Seelen ſind nur wenige, ſich aber mit ihnen in ſo voller Unſchuld geiſtig zu berühren, iſt auch nur wenigen geworden.

Schreibe mir bei Friedrich Schlegel in Jena.

Dein Clemens.

Liebe Bettine!

Madame de Gachet bringt Dir einen offnen Brief von mir, ich habe aber manches währenddem gedacht. — Herzlich offenbaren kannſt Du Dich ihr, denn ſie verſteht Dich, und der gute Menſch hat keine Geheimniſſe, auch ſollſt Du ſie lieben wie den geiſtreichen Menſchen, doch nur ihren Geiſt und Herz, die Narben aber, die ihr Erfahrung und Geſchick geſchlagen, das männliche Wilde ihres Seins und Verſtandes ſollſt Du überſehen, überhaupt Dich ihr nicht hingeben; mein bleiben und Gott. — Unſchuldig ſein neben ihr, von ihr lernen ohne Abſicht, denn die Abſicht überhaupt iſt's, die ſolche Narben zurückläßt. Ich traue Dir unendlich viel zu, wenn ich Dich denke mit ihr umgehend, ohne von ihr hingeriſſen zu werden; Dich immer ſelbſt beſitzend und doch ganz aufrichtig, denke immer an mich dabei, hüte Dich, wenn Du ſie verehrſt, daß nicht Dein eigener Genius den oberſten Platz verliere.

Schreibe mir nach Jena bei Friedrich Schlegel, aber bald, in einigen Wochen bin ich in Marburg.

Liebe Bettine!

Und immer noch von dieſer de Gachet, aber Gott weiß, es jagt mich wieder aus dem Bette heraus, ich muß Dir noch einmal von ihr ſprechen, denn es kann bei ihr viel zu gewinnen und zu verlieren ſein, und ich könnte keine Minute ruhen, wenn ich nicht wüßte, daß Du ſicher wärſt. Ich weiß von dieſer Frau nichts,

als daß ſie mit einem der geiſtreichſten Menſchen, einem Freunde von mir, genau verbunden iſt, daß ſie jetzt die einzige Franzöſin iſt, die auf der Höhe der deutſchen Wiſſenſchaft ſteht, das iſt ungeheuer viel, aber um dies zu erringen, was hat ſie vielleicht erfahren müſſen, und wieviel zarten Sinn haben ihr dieſe widerſpenſtigen Wiſſenſchaften, wie koſtbaren Hausrat erſt zerſchlagen, eh' ſie ſich beſiegt gaben. Sie iſt voll Enthuſiasmus, und es iſt ihr in allem Ernſt auf Leben und Tod, auch hat ſie die Mittel dazu, Du wirſt Dir leicht denken können, der Menſch ſei ein Turm, der in der Erde wurzle und in den Himmel rage, und in deſſen Mitte eigentlich das ſchöne liebe Menſchenleben zwiſchen Himmel und Erde iſt, viele Menſchen ſteigen in die Tiefe und kehren nicht zurück und vergeſſen der Mitte, die allein lebendig iſt, viele ſteigen in den Himmel und vergeſſen dieſe Mitte, in der doch Himmel und Erde ſich umarmen, und dieſe ſind zwar große Menſchen, aber nach meiner Anſicht werden ſie doch nur als Mittel von Gott gebraucht, er belohnt ſie mit berauſchendem Stolze für ihre Mühe mit den Wiſſenſchaften und lehrt ſie die ſchöne Mitte verachten, um ſie zu verführen nicht zurückzukehren. Ich bitte Dich, bleibe in dieſer Mitte und ſteige nur in die Höhe, um zu beten, ſonſt wird das Gebet ein Handwerk. Da ich der de Gachet von Dir erzählte, war es ihr ſogleich ſo ernſt mit Dir, daß ſie vielleicht gar nach Offenbach ziehen wollte, wenn Du ihr gefielſt, um mit Dir umzugehen, es wäre ſchön, wenn Du etwas Chemie von ihr lernen könnteſt und durch ihre herrlichen Gedanken Deinen Geiſt erweitern, überhaupt durch ſie einen

Begriff von vielem erhalten, doch bitte ich Dich recht herzlich, es nur zu tun, wenn es der Zufall erlauben ſollte. Ich bereue es ſehr, und es iſt eine Übereilung, daß ich ihr den Brief an Dich gab, ich kenne ſie doch zu wenig dazu, doch hoffte ich, Du wirſt beide morgen ſchon haben und eher als ihren und darum durch jenen heftigen nicht verwundert werden, den ſie Dir bringt, Du kannſt alles, was drinne ſteht, ſollteſt Du ſie näher kennen lernen, an ihr erproben, ob es ſo iſt, das meiſte iſt vermutlich ſo, aber ich will nur nicht, daß Du ſie gar für unſern Herrgott hältſt, ich habe es unſtreitig zu arg gemacht, daher meine liebe Schweſter, werfe Dich ihr weder zu Füßen, noch um den Hals, ſondern eſtimiere ſie und profitiere von ihr, ich will, Du ſollſt mir ſogleich umſtändlich ſchreiben, wenn Du ſie zum erſtenmal ſahſt, wie's dabei herging, alles, was an ihr wiſſenſchaftlich iſt, mag vortrefflich ſein, aber ihre Grundſätze, da glaube ich, brauchen wir zwei keine andre als unſre. Lieb gut Kind, ich habe Dir da eine rechte Seelenſchererei mit meinem hitzigen guten Willen gemacht, ſo geht es, wenn der Bruder ein Poet iſt. Du ſollſt Deine Singſtunde immer in Gegenwart eines dritten oder der Tante nehmen, denn Koch iſt doch etwas gemein, ſetze alle Deine Arbeiten fleißig fort, und behalte mich lieb. Du kannſt die de Gachet etwa fragen, was Du wohl leſen ſolleſt, aber ſchreibe mir alles, was ſie zu Dir ſagt und Du zu ihr, ſoviel als möglich. — Adieu — Adieu — die großen dummen breiten Ausdrücke in meinem Briefe, den die de Gachet bringt, kommen mir jetzt ſo komiſch vor, ich glaube und ſchäme mich drüber, ich wollte

ihr damit ſchmeicheln, ſehe ſelbſt zu, wie ſie Dir gefällt.

Clemens.

Adreſſe Jena bei Friedr. Schlegel, ſchreibe bald.

An Clemens.

Geliebter Clemens! Was iſt doch alles widerfahren in dieſen wenigen Tagen, die Du der Bettine nennſt! — Ein Südwind auf brennenden Sohlen, in einer Wirbelwolke von Staub, wehte mir ins Geſicht. Von einem Tag zum andern hat die Welt hier in Offenbach einen Purzelbaum geſchlagen. Denn erſtens las ich im grünen Zimmer auf der Fenſterbank vor dem Herzog von Aremberg über die Volksmajeſtät ein franzöſiſches Aktenſtück, worüber ich Unendliches hätte den Herzog zu fragen gehabt, der ſchlief aber, ich wollte nur allmählich aufhören zu leſen, damit er nicht wach werde, ich fing ſchon an ganz ſtille zu werden, ich hatte ausprobiert, daß er feſt ſchlief. Siehe, da kam im Sturm dahergebrauſt ein Kabriolet wie ein abgeſchoßner Pfeil vor die Haustür, herabſpringt der Wagenlenker, ein jugendlich voller ſchöner Mannjüngling mit klirrenden Sporen, zwei Reiter, die ihn begleiten, treten mit ihm ein, ich war, ich weiß nicht wie, nicht warum, von Schrecken durchgriffen, daß ich vergaß zu reden, und beſann mich nicht, die Großmama zu rufen, die im Garten war. Der Herzog fragte, wer da ſei, ich deutete den Fremden an, er ſei blind, und ſagte: „C'est un jeune cavalier, Monseigneur, avec deux messieurs.“ „Au contraire c'est une femme,“

ſagte der Jüngling und näherte ſich. Der Herzog wußte gleich, wer ſie war, denn er ergriff ihre Hand und äußerte ein ſehr warmes Intereſſe. Ich lief in den Garten, die Großmama zu holen. Die ſagte gleich von Madame de Gachet einer Prinzeß aus der Vendée, und bis wir ins Haus eintraten, ſchwindelte ihr der Kopf vor Begeiſtrung. Ich beſann mich unterdeſſen und wollte gern unbefangner Zuſchauer ſein. Hinter der Tür vor der Großmama ihrem Schreibzimmer blieb ich ſtehen, wo ich einſtens ſchon Herder, Boonſtedten, Friederike Brunn, die Krüdner und andere närriſche Erſcheinungen berühmter Leute angeſtaunt hatte. Es war ein Verbeugen und Neigen der beiden Frauen und ein Beteuern, und ich hätte gern alles behalten, um Dir's zu erzählen, es war ein zu groß Geſchwirr von lauten Stimmen; ich konnte nur den Herzog verſtehen, der zu ihr ſagte: „Vous êtes la plus respectable des ennemies de la France", ſie nannte die assemblée nationale ‚le dépôt de la confience de tout un peuple', und redete, als ob ſie die Welt erneuere. „Le peuple n'est plus livré aux intrigues de cour ni aux incertitudes ministerielles," und meinte, damit ſei ihr ganzes tragiſches Schickſal ausgewetzt, und dann ſprachen ſie über Krieg zu Waſſer und zu Land, von Vaisseaux de guerre und Kavallerie und Infanterie, und ſie redete davon, als wär' ſie bei allen Schlachten mitgeweſen.

Liebſter Clemens, wenn Du mir freundlich biſt, dann bin ich, wo nicht ruhig, doch zufrieden. Ruhig ſein heißt bei mir die Händ' in den Schoß legen und ſich auf den Kindchesbrei freuen, den wir heut' abend

eſſen. Ruhig ſein kann ich nicht, ich freu' mich auf alles, was grade das Ruhigſein ausſchließt, ich muß jauchzen vor Vergnügen über ein unbeſtimmtes Etwas. Was mag es ſein? Das macht mich auch wieder unruhig, ich nehme drei Treppen unter die Füße bis zum Dachgiebel hinauf, ich guck' zum Gaubloch hinaus, was doch herkommen mag, worauf ich ſo ſehr mich freue, und weiß doch nicht was, und ich ſäh doch auch gar nichts, ſoweit der Blick trägt; aber nichts! — Aber meine Seele iſt eine leidenſchaftliche Tänzerin, ſie ſpringt herum nach einer innern Tanzmuſik, die nur ich höre und die andern nicht. Alle ſchreien, ich ſoll ruhig werden, und Du auch, aber vor Tanzluſt hört meine Seele nicht auf Euch, und wenn der Tanz aus wär', dann wär's aus mit mir. Und was hab' ich denn von allen, die ſich witzig genug meinen, mich zu lenken und zu zügeln? Sie reden von Dingen, die meine Seele nicht achtet, ſie reden in den Wind. Das gelob' ich vor Dir, daß ich nicht mich will züglen laſſen, ich will auf das Etwas vertrauen, was ſo jubelt in mir, denn am End' iſt's nichts anders als das Gefühl der Eigenmacht, man nennt das eine ſchlechte Seite, die Eigenmacht. Es iſt ja aber auch Eigenmacht, daß man lebt! — Wir haben in dem Kloſter ein Gebet gehabt, daß uns Gott hat das Leben neu geſchenkt jeden Morgen. Ich hab's nicht geachtet, jetzt mache ich eine andre Betrachtung darüber, daß wir für unſer täglich erneutes Leben dem Gott danken, das macht uns feige, dem Leben zu entſagen! — Aber auch noch Schlimmeres entſteht daraus, wir ſchließen die Grenze des Lebens ſo ſehr eng ab. Wir ſteigen ſo allmählich den

Berg hinab und ſagen: mein Leben geht ſchon abwärts, wir ſetzen die Nachtmütze auf, wir räumen auf und halten an eine kleinliche Ordnung, kurz wir haben in einemfort mit der Kreide zu tun, mit der wir alle zufällige Flecke unſerer Seelenmontur zudecken, weil wir uns auf die himmliſche Parade vorbereiten. Wenn alles ſo ziemlich inſtand iſt, ſetzen wir uns hin und ſeufzen und ſchwitzen als noch die paar Lebenstägelchen fort, die uns der Herrgott zugemeſſen hat, in lauter Angſt, daß die Kreide auch hafte auf den Flecken, und daß kein neuer Schmutz dazu komme, und da wird denn das Leben ſo ledern, daß man dem Gott den ärgſten Schimpf antun würde, es als Geſchenk von ihm zu achten. Es iſt aber noch mehr und ein viel größerer Irrtum dabei. — Nämlich die närriſche Idee, daß Leben enden könne, Leben kann wohl verlaſſen, was nicht vermag, Leben zu faſſen, aber es kann nie enden. — Und kurz, ich finde dieſe Anſtalten fürs ewige Leben ſo, daß es Reißaus nehmen muß vor dem Tod in uns. Aber nicht wie ihr fälſchlich meint, daß der Tod über einen komme wie der Dieb in der Nacht. Und wenn er käme, wer wird denn Anſtalten machen für dieſen Eſel, der ſo ſchlecht das Lautenſpiel verſteht, daß er damit ſchon einer ſchwachen Seele den Garaus macht! Nein! Wie ich Dir hier noch einmal ſage, das Leben flieht die Wüſte des Todes, aber dem Tod eine Macht zuſchreiben über das Leben, das iſt Unſinn. Es iſt aber noch ebenſo dumm, irgendeine Macht anzuerkennen über uns als nur das Leben ſelbſt, und leg' Dir's zurecht wie Du willſt, ich kann's nicht weiter ausdrücken, ich kann nur ſagen, was auch in der Welt

für Polizei der Seele herrſcht, ich folg' ihr nicht, ich ſtürze mich als brauſender Lebensſtrom in die Tiefe, wohin mich's lockt. — Ich! Ich! Ich! — Ich greife um mich mit meinen Fluten, ich eile in ſtolzen Wogen durch die Triften. Ich durchziehe euch, ihr Haiden, — dort kommen die Berge, die Welt iſt rund, mir iſt jedes Tal die Höhe, die mir zu durchbrauſen beliebt, denn eben weil die Welt rund iſt. —

Clemens! Ich weiß, daß Du dieſe Wellen des Vertrauens gerne aufnimmſt, und ich weiß, daß bei Dir gut weilen iſt, drum wird der Lebensſtrom auch nur ganz langſam fließen, ſolang' er durch Deine Lebensgegenden zieht, aber über meine Neigungen kannſt Du nicht disponieren. Weiß ich doch nicht, was mich Dich lieben heißt, ich gehe Dir nach, ohne zu wiſſen, warum, wenn's nicht der Lebensſtrom wäre, der eigenmächtig durch Deine Fluren wallet und ſich wohl befindet ſo, ja, es iſt ſein ſelbſtherrſchender Wille, der ſich durch Deine Lebensgebiete drängt, ach und er ſtrömt ſo voll, ſo ſelbſtgefühlig in dieſem reinen edlen Bett, über Perlen und Goldſand, und die Ufer ſo blütenreich gratulieren meinem ſtolzen Wogengang. — Heut' bin ich närriſch, Clemente! — Der Frau Gachet kann ich auch nur im Vorüberſtrömen günſtig ſein, aber ſie lieben wie Dich ſelber, liebes Flußbett, was fällt Dir ein. — Der Fluß ſtrömt nur Dir freundlich und gutwillig, gegen andre iſt er rebelliſch und rauh, ich will wohl mit der Gachet umgehen und ein bißchen an ihr nagen mit meinen Wellen, aber mich ihr hingeben, von ihr mich leiten laſſen, was fällt Dir ein? — Ich brauſe vor Zorn, daß einer etwas

über mich vermögen ſoll, was nicht ich ſelber bin? — Nein, Clemens! Welches Menſchenſchickſal auch über mich komme, das iſt mir ſo jetzt ganz nicht von Gewicht, aber mich durchreißen, Ich ſelber zu bleiben, das ſei meines Lebens Gewinn, und ſonſt gar nichts will ich von allen irdiſchen Glücksgütern. Gute Nacht für heute.

Eben jetzt bekomme ich Deinen letzten Brief und bin froh, daß Du ſelbſt bekennſt, ein wenig übereilt geſchrieben zu haben. — Sie hat gar nichts mit mir geſprochen und Deinen Brief mir ſehr freundlich in die Hand gedrückt, ſie ſah mich oft ganz ſtarr an, als wolle ſie mir etwas ſagen, Du kannſt überzeugt ſein, daß ich mich ihr nicht zu Füßen und auch nicht um den Hals werfen werde, ich werde alles, was ich von ihrem Geiſt begreife und erlerne, Deinem Urteil unterwerfen, mein Leben und mein Glaube und die Luſt, zu bekennen, was ich will und ſuche, ſind ja Dein, und was meine Sprache nicht auszudrücken vermag, Du mußt's finden in mir, die Dir nicht fremd iſt. — Unter allen frohen Stunden bleibt die mir am lebendigſten, wo Du mich zur Luſt am Leben angemahnt. Ich begreif' doppelt raſch, ich weiß, wo mir's herkommt, daß ich in den nächſten Lebensmoment ſchaue als in einen reichen Schatz, der mir wie ein Demant entgegenblitzt und mich begierig macht auf ihn. Der ungehemmte Lebensatem, von dem das volle Herz getragen wird.

Vernähme der Menſch beſſer, was ihm die Sterne zuwinken, ſo würde er ſich im Flug entfalten, und könnt' ich's beſſer ſagen, ſo ſäheſt Du deutlich

und klar, der Sinn kann ſich nicht ändern, er dient Dir ſo willig, um treu bleiben zu dürfen, ſo kann er keinem andern ſich zuwenden wollen, um's beſſer zu haben.

Adieu, lieber Clemens, Du biſt mir den Abſchiedskuß noch ſchuldig.

Deine Bettine.

Wo bleibt denn nun jetzt die Walpurgis und die ſchönen Lieder der Liebe? — Nicht wahr, jetzt biſt Du nicht mehr eiferſüchtig auf den Bettelmann!

Liebe Bettine!

Ich danke von ganzer Seele für den beruhigenden Klang Deines Briefes, in dem ſich Selbſtgefühl und Liebe ſo ſchön durchdringen. Ich weiß nun mehr über die de Gachet, Du kannſt mit ihr ſein und kannſt ſie auch vermeiden, wenn ſie Dir nicht zuſagt, denn ein Herz, was ſo herrlich grünt und blüht wie Deines, bedarf keiner Seele als nur der Liebe; die haſt Du von mir. Bleibe über alles Zufällige erhaben, folge Deinem inneren Ruf, er iſt zu ſtark in Dir, wer wollte Dich ihm entziehen? — Es wäre Frevel, es zu wollen, da wir alle noch nicht da ſind, wo wir mit uns ſelbſt rechten können, ob wir irgend etwas wollen ſollen oder nicht, ſo würde der rein als Natur hervortretende Inſtinkt ja nur in ſich ſelbſt erkranken, ſollte er bezwungen werden durch Reflexion, und ſein Genie, die Rettungskraft aus dem Irrtum heraus, wär' ihm dadurch gebrochen.

Daß die Welt den großen Kreislauf macht durch Irrtum und leidenſchaftliche Verkehrtheit, hat Dir ſelbſt ja bei Deinem erſten Blick in die Welt eingeleuchtet, daß ſie aber zu ihrer Urſprünglichkeit zurückkehren ſolle in vollem Bewußtſein und mit aller Gewalt, die dieſes Bewußtſein gibt, das ſoll in jedem einzelnen wahr werden, oder er wär' dieſer Welt verloren. Und außer ihr ſein wollen iſt Vernichtung. Nein! Jede individuelle Kraft kann nur durch und in der Allgemeinheit Wurzel faſſen, kann nur in ihr ſich ſelbſt verſtehen lernen; und kann nur an ihr ſich erproben. Drum iſt die Geſchichte der Dinge das wahre Element der Geiſter, und darum hat dieſe die Sache eine elektriſche Wirkung auf die Menſchen, weil ihre Eigentümlichkeit ſogleich an der Geſchichte ſich entzündet und drin aufleuchtet, ja wenn der Menſch erſt da ſteht (das heißt oben anſteht), dann iſt ſein Leben ein fortwährendes Weltwirken. Alle kühnen Taten großer Menſchen ſind ein unwillkürliches, aber ganz naturgemäßes Mitwirken der Geſamtheit, oder der Geſchichte der Dinge, deren Erzeugnis ja auch der Geiſt iſt; und Mirabeau würde nicht ſo Schlag auf Schlag getan haben mit jedem Worte, wäre ſeine Eigentümlichkeit nicht fortwährend elektriſch eben von dieſer Geſchichte ſeiner Zeit entzündet worden. Man beurteilt zwar oft die Menſchen nach einem ſittlichen Wert oder Unwert, dieſer iſt aber im allgemeinen Weltgeſchick nicht mehr zu rechnen. Wer wird dem Mirabeau ſeine moraliſche Vergehen anrechnen? — Sie ſind geſchleuderte Blitze ſeiner Sinne und ſeines Geiſtes, je nachdem ſie in fortwährender elektriſcher Reibung mit der Geſchichte der Dinge ſich entladen.

Die Revolution hat unendliche derartige Charaktere hervorgebracht, ſie haben alle geleuchtet, ſind ſcheinbar wieder verſchwunden, ob ſie noch wirken? — Daß ſie noch wirken, das weißt Du wohl am beſten, da Du oft Deine höchſte Begeiſterung für ſie ausgeſprochen haſt und hierdurch die erſte und tiefſte Grundlage Deines Begriffes in Dir geworden iſt. Ganze Generationen ſind vorübergegangen, wo gar kein Weltbegriff in den Nationen hervorgetreten war, und das ganze Menſchengeſchlecht im Willen und im Geiſt am Boden verkeimte, darum war aber auch keine Geſchichte, erſt indem ſie ſich zum wirklichen Leben entzündete, regte ſich dieſe Saat ſelbſtwirkender Eigentümlichkeiten; und dieſe Gachet — was auch von der Philiſterzunft ihr Nachteiliges möchte nachgeſagt werden, war doch von ihrem Zeitalter tief bewegt; ſie zählte mit, ſie hatte ein Geſchick, und dies webte ſie kühn und lebenskräftig in die grauſamen überwältigenden Weltgeſchicke mit ein. — So manches Wagnis führte ſie oft nur aus um eines einzigen armen Bauern willen, dem ſie nachts vielleicht ein Brot brachte in ſeinen Verſteck, oder deſſen Kinder und Weib ſie nährte, während der Mann nicht für ſie ſorgen konnte. Authentiſche Papiere, meinem Freund Ritter von ihr mitgeteilt, legen es dar. In einer wilden, nicht geheuren Zeit — was wir unendlich menſchliches Elend nennen würden, das wurde dort nicht geachtet, nicht empfunden, es war angemeſſenes Tagwerk, dieſem Elend der Lebensbedürfniſſe zu ſteuern; — waren ſie in etwas befriedigt, ſo ſprühte auch gleich wieder jener elektriſche Funke, der die Weltgeſchicke durch große Charaktere herausbildet und

aufbaut, oder ſie reinigt oder erzeugt. — Wem hat dieſe Frau gedient in jedem Bauern, dem ſie Hilfe leiſtete? — Einem vertriebenen König, ſie konnte das nicht anders wollen, obſchon auch ihr die Not und die Berechtigung und die Würde der Nation heilig waren. Und nachdem nun dies ſchauerhafte Gewitter, was den ganzen Erdenhimmel entzündete, wo kein Blitz aus den Wolken fuhr, der nicht traf, allmählich ausgerollt und ſich entladen hat, — da ſind alle die Ihren vom Blitz getroffen, ſie bleibt allein ſtehen und ergreift die Wiſſenſchaft zu ihrem Freundesſtab und ſucht die edelſten Geiſter auf in Deutſchland, weil ihr der Vaterlandsboden durch unendlich ſchwere Jammerſzenen unerträglich und auch verpönt iſt. Dies alles iſt ſchön und edel, und es iſt beglückend, mit ſolchen Menſchen ſich berühren dürfen! Das mußte ich Dir ſagen, auf Deine Verteidigung Deiner Lebenseigenmacht; ſie ſei Dir ganz individuell, unverletzt, ſo kann ſie doch nur als geſamtmitwirkend Dir ſelber wieder zugute kommen. Das ganze Du der Menſchheit muß ein Ich werden, große Menſchen denken und fühlen nicht anders. Und ſo ſollſt Du auch ſein mit ihr, die ein Du für Dich iſt, in der ſchönen und edlen Seite aber dein eignes Ich ſein muß. Es wird Dir vielleicht ſeltſam deuchten, als ob ich Dich von der einen Seite warne, auf der andern aber ſie Dir im verklärten Lichte zeige, und ſo iſt es auch. Ich will nämlich nicht, daß Dein eigner Charakter, der ſo feſt und ſo entſchieden ſich ſchon ausſpricht, ſich allenfalls einem andern, der ſo mächtig einzuwirken vermag, ſich unterwerfe, ich will aber auch nicht, daß den Handlungen, die nur

der wirklich große Menſch begehen kann, ein ſchlechtes Urteil geſprochen werde. Was ich Dir übrigens über die de Gachet hier ſchrieb, iſt teilweiſe aus dem Brief meines Freundes Ritter an mich, dieſer große Menſch, der in ſeinem innern Wiſſen und Wirken die Zeiten überragt, hat eigentlich hierin den Begriff von ſich ſelber niedergelegt. Ihn mußt Du auch noch kennen lernen, es kann ſich Dir nichts Schöneres enthüllen von Menſchenſinn als dies kindliche, bis ins Antike hinaufragende Gemüt.

Wenn ich von der gewohnten Weiſe, mich mit Dir zu verſtändigen, hier abgewichen bin, ſo iſt's, weil ich die reine Menſchlichkeit in Ritters Begriff in keine andre Sprache übertragen konnte. Ich möchte Dir alles zuwenden, was mich je gerührt und bewegt hat. Lerne, wenn Du auch nur dabei begreifſt, wie man Dich nicht lehren ſollte. Dein Beſtreben ſei, Dich ſo mit Deiner Vorzüglichkeit zu durchdringen, daß kein Menſch merke, wo Du es biſt. Antworte mir und bleibe bei dem, was Deine Seele nähren kann. Ich werde Dir bald allerlei Bücher ſchicken. Vor allem bewaffne Dich gegen jeden Mißbrauch, den man von Deiner Zukunft machen könnte, gebe niemand auch nur das geringſte davon in die Hände. Laſſe nur Dir ſelber die Herrſchaft in Deinem Gemüt, und laſſe mich einen geringen Anteil dran haben, wir ſind ja keine zwei! —

Adieu, Du edles geliebtes Kind.

Dein Clemens.

Lieber Clemens!

Jetzt ſchreib' ich gleich weiter von allem, was ich über Deine Warnungsſorgen vergeſſen hatte. Dieſe Frau hat mich in einem fortwährenden Schauerrieſel erhalten, und denke Dir, während ich in die Türe gelehnt ſie anſah, verſtummte ſie oft mitten in ihrer Rede und ſah ſich nach mir um, keine Goldfrucht winkt lockender aus dem dunklen Grün als ihr lächelnder Blick nach mir, ich fühlte mich beſchämt. Bei der Heimfahrt nahm der eine ihrer Begleiter den Platz im Whiski ein, ſie ſchwang ſich mit ſelbſtgefälliger Anmut aufs Pferd, ſie grüßte mich, als wolle ſie mir ſagen: ſchwing dich auch aufs Roß, aus allem heraus, was dich beengt, komm, vertrau' mir, ich will dir die Hand reichen. — Und fort war ſie; und ich lief in den Garten und ſtieg auf die Pappel, wo hätt' ich hingeſollt, ſo ſehnſüchtig in die Weite? — Auf dem Gaul die Abendlüfte durchſauſen im Galopp! — Und hätt' ich das gekonnt, mein ganz Glück würd' ich darin finden und muß Dir alles ſagen, was ich hierbei denke.

Man muß doch wohl wiſſen, was das Gegenteil iſt von aller Verkehrtheit, denn nur in dieſes hinüber kann man ſich vor ihr flüchten, und doch wenn ſie mich wie Lüge und Geſpenſterweſen anſchauderte und ich glaubte ihr Gegenteil, die Wahrheit, zu empfinden, ſo war keine Gewalt in mir dazu. Die erſte Melancholie, die erſte Träne, die wie eine Frage mir ins Gewiſſen fiel, war der Art. Ich ging einmal in ſo unklarer Stimmung über den Hühnermarkt in Frankfurt, auf einmal befand ich mich wie im Traum, aus einem Weltenraum in den andern hineingeriſſen, aus

der kalten mit ſpazierengehenden Philiſtern beſetzten Straße unter die befiederten, alſo zur Freiheit geſchaffnen Tiere. Die Tauben, die man im Abendſchein in Herden die ſonnevergoldeten Wetterfahnen der Kirchtürme umſchwingen ſieht, waren hier in ſchmutzige Körbe eingeſperrt, wo ſie ihr reines Gefieder beſudelten bei kargem Futter. Und morgen ſollten ſie von der Hand und für den Magen eben dieſer Philiſter geſchlachtet werden, in denen nie ein Naturgefühl den Lebensreiz erhöht hatte. — Es machte mich traurig, ich fühlte mich hier beſſer und weniger beſchämt als unter den Menſchen. Dieſe Tiere ſind ein Liebreiz der Natur, ſie haben Mut, ſie ſchwingen den wolkenbringenden Winden ſich nach in die Lüfte und alle Lebensgeiſter in ihnen ſind angefacht. So wie ich mich ſehnte damals, mit den Tauben unter Gewittern die Türme zu umkreiſen, ſo hätte ich geſtern auf dem Gaul im Galopp dem gewohnten Schlendrian mich entreißen mögen. Ich hab' es ſehr deutlich gefühlt, was dieſe Frau voraus hat, dadurch daß ſie ſo einem Reiz kann genügen. Freiheit fühlt ſie in allen Gliedern auf dem Pferd, das ſie zu lenken verſteht, und wenn es ſich bäumt und ſteigt und ſie läßt ſo ruhig es gewähren, denn ſie weiß, es wird ſich gleich fügen, und jetzt iſt ſie aufgeregt durch einen Gedanken, ſo ſetzt ſie dem Gaul die Sporn in die Seite, und er fliegt wie ihr Geiſt mit ihr zugleich dem entgegen, was ſie erringen möchte. Ach, wie muß das die Kraft fördern Leibes und der Seele, wie muß das den Gedanken treiben, daß er gepanzert hervorſpringt gleich und drein ſchlägt in den Begriff, und wie muß es das Herz heben, das

Reiten? — Nur edlen Naturen gehört das Pferd, kein Vorſatz konnte mich bewegen, auch keine Vorſtellung, keine Belehrung, keine chriſtliche Moral irgend mich ſelber im Zaum zu halten, das Gute zu tun, das Böſe zu laſſen. Aber auf einem Pferd, da würde ich zu jeder kühnen Tat, auch noch im letzten Augenblick herangeſprengt kommen, denn das würde genievolle Begeiſterung in mir anregen. Was iſt der Unterſchied zwiſchen Gott und Menſchen? — Daß in ihm alle Lebensreize wach ſind, und aber im Menſchen ſchlafen ſie. — Er hebt das Haupt, der Menſch, weil ihm irgend etwas deucht, — er ſucht ſeine Meinung, er glaubt ſie gefunden zu haben; er paßt ſie den unbegriffnen Dingen an, die müſſen ſich danach zurechtſetzen laſſen, und den nennt man einen Weiſen, der das Urſprüngliche ſo lange verkehrt und das Göttliche durch Schein und Trug erſetzt, damit er ſagen könne, von mir geht der Begriff aus. Und ſeinen verrückten Plänen fügt man ſich denn, er ſitzt tief im Philiſterſtuhl, aber von dem Feuer eines kühnen Pferdes träumt ihm nichts. Ebenſowenig von der Wahrheit, die ein ſo luſtiger und raſcher Gaul iſt, der über Stock und Stein hinausſetzt und ums Ziel ſiegend herum ſich tummelt. Und da ſchreien die Leute über den Tollkühnen, der wie wahnſinnig über die Barriere ſprengt, verbotne Wege reitet durch die gefahrvollen brauſenden Wellen hinauf zum ſteilſten Ufer, gleich wird er verunglücken! Die Feigen wiſſen nicht, daß dieſe tollkühnen Sätze abgemeſſen ſind nach ewigen Geſetzen der Begeiſterung, ſie ſind gewagt, aber in ihrem Wagen liegt ihr Gelingen. Wär' ich König, ich

würde die Welt untertauchen und ſie gereinigt aus den Zeitenwogen hervorgehen laſſen. — Was ich ſage, ſei es Frevel, o ſo iſt mir dieſer Frevel lieb. Wo war je ein Gebet ſtolz genug, daß ich gern es nachgeſprochen hätte? —

Hier liegen wir im Staube vor dir, Gott Zebaoth.

So mußten wir im Kloſter ſingen und nachdem ich's jedesmal mitgeſungen hatte, beſann ich mich eines Tags, was es denn wohl heißen möge, es ſchwante mir, als ob dem Gott der Menſchheit ein Götze gegenüber ſtehe, der Zebaoth heiße, denn Gott und Menſch konnte ich nicht trennen und kann es noch nicht, und Staub lecken vor dem Zebaoth, das heißt mich eine innere Stimme bleiben laſſen, wenn ich Frieden haben wolle mit dem rechten Gott, der in den mondverklärten Wolken abends ſich ins Geſpräch mit mir einließ über allerlei und mir recht gab, wo aberwitzige Menſchen es beſſer wiſſen wollten. Und wie wunderliche Reden führte mit mir oft dies oder jenes auch in der Natur.

Was hab' ich alles erfahren in jenen Kinderjahren; — Wurzeln und Kräuter, eine Blumendolde, aus der bei leiſem Druck der Same aufſprang — die waren mir Unterpfand und Beteurung vom Gegenteil alles Aberglaubens, ſie ſagen mir immer dasſelbe: Frei ſein, und jeder Glaubensbefehl leugnet mir das, und endlich, da die Überſchwemmung der ganzen Erdenkultur auf mich losgeſchwemmt kommt, da ſtrecke ich die Hand allem Unſchuldigen entgegen, um es zu retten in meinen Buſen. Und jeder Begriff des Großen,

Kühnen, der Lüge zum Trotz Reinen, — das iſt mir ein Lebendiges, das mich anwirbt mit ſchmeichelnder Verheißung. Und was war dagegen, was man mich lehrte? — Ach ſo unfaßlich, daß man eine Maſchine ſein mußte, um es nachzuſprechen.

Du haſt mir oft geſagt, ich ſolle meine Erinnerungen aufſchreiben aus der Kloſterzeit, über die ich nun ſchon mehr als drei Jahre hinaus bin. Es iſt alles noch lebendig in mir, ich kann aber nicht die Blütenäſte vom Baum abbrechen, der ich ſelbſt bin. Dies Kloſterleben hat Knoſpen in mir angeſetzt, Ahnungen, die zur Wahrheit müſſen reifen. Denn der Baum kann nicht ſelber ſich berauben ſeiner Düfte, die noch verſchloſſen ſind. — Denn alles iſt mir ja nicht ein Gegenſtand, ich bin es ſelber. Weil es aber heute in ſo nächtlicher Zeit ganz toll in mir hergeht, daß ich nicht ſchlafen kann vor dem Gaul, der Schimmel, der mir im Kopf herumtrabt, — ſo weckt er mir ja ganz leidige Erinnerungen, über die ich gleich damals als junges Kind ſchon den Bann ausgeſprochen habe. Ach ich bin doppelt froh des Lichtes, das ich in Dir ſehe, denn alles, was ich Dir ſchreibe und ſage, kommt mir vor, als gehe es von Dir aus, und ich bin ſo ſtolz in Dir, weil Du oft mich anredeſt, als ob es die Stimme der Weisheit ſei, auf die ich lange gehorcht habe in die Ferne, und jetzt iſt ſie mir ſo nah in Dir, daß ich ſie von mir ſelber nicht unterſcheide. Aber ach! hege keine zu großen Erwartungen von mir, bedenk', daß ja Deine Liebe mir keinen Wert mehr läßt, ich hab' ihn alle für ſie hingegeben. Und heut' ſchreib' ich nun nichts mehr, aber morgen.

Nun iſt's Morgen, Clemente, aber welch ein Morgen? — Die Gachet hat ſich anſagen laſſen mit noch merkwürdigen Begleitern, ein Chemiker Buch, ein Gottesgelahrter Maijer, ein Pferdemaler Dalton. Dies Pferdegenie ſoll ſehr intereſſant ſein, der blinde Dux wird auch da ſein. Ich freu' mich ſchon auf alles, und mir klopft das Herz, aber ich werde mich doch auch ſelbſt fühlen gegenüber der Frau, die ein Pferd regiert wie ein Mann! — Denn kann ich nicht vielleicht auch etwas regieren, was dem Gaul gleich iſt, oder mehr noch? —

Eben ruft die Großmama, wir ſollen ihr Blumen holen im Garten und die Urnen friſch mit Sträußern verſehen. Ich werde alle Blumenbeete raſieren, ich muß fort.

Clemente, ſie iſt da geweſen, wie iſt doch alles durcheinandergegangen. — Nach dem ganzen Abenteuer haben die Franzoſen im Garten einen fürchterlichen Apfelkrieg geführt, ich kann Dir's heute nicht mehr ſchreiben, ich muß erſt noch eine Nacht drauf ſchlafen. Aber morgen kommt ſie wieder, ſie hat mir's im Vorübergehen ins Ohr geflüſtert, ſie iſt des Teufels, aber ich bin auch des Teufels, ich will keine Freundſchaft mit ihr, ich bin zu jung. Wär' ich ſchon ſo, wie es in mir werden will, dann ritt' ich ſtehend auf zwei Gaulen und ſpränge dazu durch den Reif. Mit Kunſtſtreichen und Übermut wollt' ich ihren kühnen Ritt ausparieren.

Lieber Clemens, heut am Montag erzähl' ich fort vom Samstag und Sonntag, diesmal gingen hexenmäßige, die Großmama in höchſter Spannung haltende

Dinge vor, eine galvaniſche Batterie! — Der kleine rotwangige Apotheker Buch trug Blumenkörbe und Urnen hinaus auf den Hausflur.

Mit Salzwaſſer in einer großen erdnen Schüſſel wurde ein groß Geplätſcher gemacht, runde Filzlappen und Taler und Kupferplatten aufeinander gelegt, viele Stimmen und Hände gingen durcheinander bei dem Aufbau der Säule. Der Herzog im Hintergrund hielt mich bei der Hand, ich mußte ihm erzählen, was vorgehe. Nachdem die Säule unter den Händen der Gelehrten mehr wie einmal umgeſtürzt war, baute die Wendſerin ſie ſelbſt auf, und ſie blieb ſtehen; es wurden negative und poſitive Verſuche gemacht, davon kann ich nichts ſagen, als daß es nicht ganz ſo ausfiel, wie man wollte. Die de Gachet verlangte feingeſponnene Glasfäden, die Frau Wrede uns gegenüber hat eine Sultansfeder von geſponnen Glas, ſie ſagte mir, daß ſie der Sultan dem Magnetiſeur geſchenkt habe, der ihn auch zu ſeinen Verſuchen braucht, ich klingelte an ſeiner Haustür, wie ich den Schall der Glocke hörte, mußte ich mich fürchten, aber ich war ſchon im Haus die Treppe hinauf und ſtand ſchon vor ihm und wußte nicht, wie ich's ihm ſagen ſolle, er kam mir aber zuvor, wie ich von geſponnen Glas anfing und gab mir den Sultan in die Hand, da ſah er an meinem Finger den Ring aus dem ledernen Schuh, den Stein nach inwendig mit roter Seide umwickelt und mit Harz verklebt, ich ſchämte mich, ich wickelte den Faden los und reichte ihm den Ring, er beſah ihn und ſagte: Ein Talisman! — und ſteckt' ihn mir wieder an den Finger. Das war alles, was er mit mir ſprach, mit

dem ich doch manches ſchon geſprochen hatte über die Gartenwand; ich nahm mir auch vor, gleich den Abend noch auf die Gartenbank zu ſteigen und mit ihm zu ſprechen, ich werde Dir gleich erzählen, wie das aber nicht gegangen iſt. Erſt wurden mit den Glasfäden Schmelzverſuche gemacht, die nicht gelungen ſind, drum ſollte die Säule ein paar Tage unberührt ſtehen und ſich verſtärken, die Großmama war in großer Angſt, es könne daran geſtoßen werden, und ließ, nachdem die de Gachet fort war, niemand ins Zimmer, die franzöſiſchen Herren hatten ſich im Garten verſammelt, es war ſchon dämmerig, ich kam dazu, ſie ſprangen wie toll herum, machten große Sätze über die Blumenbeete, riſſen die Stäbe von den Pflanzen los und ſchlugen aufeinander und riſſen vom Spalier die gezählten noch unreifen Äpfel zum Bombardieren. — Ich war ja wie verſteinert. Denk', ſie hatten ihre Röcke ausgezogen und auf die Sträucher gehängt, die waren krumm gebogen von der Laſt, der ganze Garten war verwandelt, ich konnte keinen erwiſchen, ſo war er gleich hinter einem andern drein, und wollt' ich den wieder um Gotteswillen bitten, ſo hatte er eins zwei drei Äpfel abgeriſſen und ſetzte über die Rabatten hinaus, um einen zu treffen, ſie waren wie toll gewordne Geiſter, ſie flüſterten und kicherten und gaben keinen Laut von ſich, in der Verzweiflung rief ich: „Grand-Mama vient!" da warfen ſie ihre Munition auf gut Glück dem nächſten an den Kopf, und mit ihren Röcken wie der Wind zur Gartentür hinaus. Verwundert, daß dieſe alten Herren mit ihrem Podagra und Aſthma ſo ungeheure Bocksprünge machen konnten,

nahm ich den Rechen und harkte die Wege, ich ſteckte die weggeworfenen Blumenſtäbe wieder in die Sträucher, es war ſchon dunkel, da ſuchte ich noch die abgeriſſenen Äpfel zuſammen und legte ſie an die Erde, als wären ſie von ſelbſt abgefallen, vielleicht vom Wind. Im Hof des Magnetiſeurs ſah ich die Leute bei einem Packwagen beſchäftigt, und denk' Dir, er iſt fort, heute morgen, noch ehe die Sonne aufging. Das ganze Haus öde! — Es ſieht ſo traurig aus, der Wind ſpielt mit den Dachluken. — Ich hab' ihn alſo zum letztenmal geſehen, wie er mir die Glasfäden gab. — Wie leid tut mir das! —

Die de Gachet war auch noch am Sonntag nachmittag hier, kein Menſch hatte ſie erwartet und ich auch nicht, obſchon ſie mir es zugeflüſtert hatte, ſo war ich ein Weilchen allein mit ihr. Wie ängſtlich war mir das! — Ach Clemens, laß uns lieber allein alles vertrauen, alles miteinander erleben und nicht mit andern. Dieſer große Planet, die Gachet, erſchüttert mich zu ſehr, wenn er mir ſo nah rückt. — Sie redete von den Himmelskörpern, ihrem ſubtilen Ausſtrömen und von wechſelſeitiger Anziehung der Planeten in ihre Kreiſe, und vom innerlichen Sinn im Ozean der Gefühle, und ich war ganz betäubt. Wie komme ich ihr vor, daß ſie mir ſo was ſagt! — Sie hielt mich feſt in ihren Armen, ich hätte des Teufels werden mögen; ich ſchämte mich, daß ich ihr zuhören mußte, gefangen in ihren Armen, und nichts verſtand; ſie ließ mich los, wie die Großmama hereinkam; ich wie ein entwiſchter Vogel ſprang in den Garten auf die Bank und ſah recht ſehnſüchtig in den verlaſſenen Garten

vom Magnetiſeur. Da war er aber doch nicht fort, er wandelte noch ganz allein und kam gleich an die Gartenwand; er ſagte mir, ſeine Leute ſeien ſchon ſeit geſtern fort, er reiſe in der Nacht ihnen nach. Ich habe ihm rechte Vorwürfe gemacht, daß er ſo fortgehe, ohne mir davon zu ſagen, da fing er an zu lachen und ſagte, ich hätte ihm ja Reiſegeld geſchickt, ich lachte auch, weil ich mich ſchämte zu weinen. Ach, dieſer Mann war mein beſter Freund. Er hat mir nie gute Lehren gegeben, aber er hat mich belehrt. Ach Clemens, leb' wohl, jetzt iſt's aus mit der Gachet, denn ſie ſagte der Großmama, daß ſie an den Rhein wieder geht.

Bettine.

An Clemens.

Es iſt aus mit den Blumen, die letzten Aſternſträuße waren die, womit wir in voriger Woche die Blumenurnen ſchmückten, und die wegen der Batterie vor die Tür geſetzt wurden. Geſtern haben wir den letzten Herbſt gemacht, nur noch die Winterbirnen hängen, von denen meint die Großmama, wir wollten ſie hängen laſſen, bis erſt Reif kommt, der war heut' nacht, und nun frag' ich: „Wollen wir heut' die Birnen abmachen, es war heut' nacht Reif." Großer Schrecken der Großmama, ſie hatte ſo in den Tag hineingelebt und gemeint, es ſei noch lang nicht Winter. Und wie ſehen die Blumen aus? Wir müſſen heute noch Kränze haben, es iſt eine Hochzeit hier im Haus, um drei Uhr wird der Pfarrer hier ſein und ein edles Paar zuſammengeben.

Lieber Clemente, was doch alles hier im närrischen einsamen Haus passiert! Aber wir drei Geschwister ahneten gleich die Geschichte, ich sprang mit Flügeln die Treppe hinauf, wir kriegten uns alle drei um den Hals und tanzten eine Ronde, daß die Wände zitterten. Auf einmal erscheint die Tante im Negligé, halb frisiert, was das für ein unanständiger Spektakel sei? — Und was die Hofdame denken solle, die seit acht Tagen im Saal unter uns wohnt, daß wir so ihr auf dem Kopf herumtanzen. Und der Tanzmeister wartet schon eine Viertelstunde. Wir lernen nämlich schon seit vierzehn Tagen bei einem französischen Ballettmeister einen figurierten Tanz, an dem sollen wir fortexerzieren bis zum Neujahrstag, da sollen alle Nationen kommen, dem Fürst Ysenburg gratulieren, die Franzosen haben dazu Madrigale gemacht avec la pointe cachée, sagt Chateaubour, der Hauptdichter. Ich stelle eine Spanierin vor, blau und silbern, und ebenso mein Tänzer, der Prinz Neunzehner, der gar nicht vom Platz zu bringen ist, allemal rechts umdreht, es sei links oder rechts; so hat der Tanzmeister deswegen die Figur umgeändert, damit er nun rechts auch auf den rechten Platz komme, und nun läuft er wieder allemal links, wir lachten so toll in der Probe, wir waren so ausgelassen, wir wußten, daß die Tante nicht kommen konnte, weil sie Toilette machte, wir sprangen auf Tisch und Stühle, Herr Valeri mit seiner Pochette in einer Staubwolke, die alte Cousine, die hereinkam mit einem Befehl der Großmutter, setzten wir auf ihren ledernen Sessel und trugen sie auf den Köpfen, sie schrie, die andern sangen, und Valeri spielte einen

Marſch. — Die Großmama ließ uns in den Garten beordern. Alle Blumen vom Reif verdorben! — Wir mußten uns an die Hambutten und die herbſtlich rote Jungfrauenrebe halten, dazu Tannen und Efeu. Wir waren ſehr luſtig bei dieſem Dekorationsfeſt, wir machten's wie die Braut und gaben den halb verblühten Aſtern mit farbigem Papier ein Anſehen. Dieſe Heirat iſt ein Werk der Großmama, vor kurzer Zeit lernte dieſe Hofdame von Meiningen bei ihr den Herrn von Drais kennen, wie er gerade vor unſerm Hauſe eine Draiſine probierte, eine Bank mit Rädern, die Herr von Drais drauf ſitzend mit Händen und Füßen fortbewegt. Die Hofdame ſah ihn dahergerollt kommen, hinter ihm drein alles, was Beine hatte. — Nachdem ſie getraut waren, hielt die Großmama eine bewegliche Rede. Wir ſpielten abends ein Sprichwort, worin die Draiſine eine Hauptrolle hatte. — Heute werden nun die Birnen abgemacht. Da freu' ich mich drauf. Das Hochzeitpaar iſt nämlich geſtern ſpät noch fortgereiſt und alles wieder im ſtillen Geleiſe. Morgen wird Kartoffelernte gehalten von einem kleinen Feld, worauf die Großmama Muſterkartoffeln ziehen läßt, die ihr von allen Enden der Welt, ich glaub' ſogar von Amerika her, geſchickt werden. Da müſſen wir ein Regiſter machen, wieviel jede Staude getragen hat, der Großmama ihre höchſte Wonne, dieſe Regiſter zu vergleichen. Nun weiß ich nichts mehr, als daß Du meinen letzten Brief nicht beantwortet haſt. Buch ſagte der Großmama, Du ſeiſt nicht in Marburg und würdeſt erſt am 19. wieder da ſein. Das iſt mein Namenstag, der nie mit andern Blumen kann gefeiert werden, als

die im Eiskriſtall am Fenſter anſchießen. Heut' iſt der 4. Alſo 14 Tage ſoll ich nicht wiſſen, wo Du biſt, da kann der Brief ein Weilchen frieren in Deinem unbewohnten Zimmer.

Bettine.

Liebe Bettine!

Deine Briefe erquicken meine Seele und nähren ſie, der Winter iſt hier ſo traurig, und Savigny tief in den Studien, überwintert die Saat ſeiner großen Zukunft unter einer Schneedecke von Verſchloſſenheit, die mich verzweifeln macht. Was ich mir auch die liebende Mühe gebe ihm mitzuteilen, er iſt ſtumm dazu, oft denk' ich mit Behutſamkeit etwas aus ihm herauszulocken, allein die Erfahrung iſt nun in ſich vollendet, daß ich nie den geringſten Beweis von ihm erhalten werde, daß, was ich ihm ſage, ihn intereſſiert. Oft in meiner kalten Stube (was mir nun auch noch den Winter unerträglich macht, daß der Ofen nicht heizt, ſondern raucht) komme ich darüber in Schweiß, ins klare zu kommen über ſeine Klarheit, mit der bald die Tonie, bald die Gundel oder Du mich plagen. Bin ich denn ganz auf den Kopf gefallen, daß mir dieſe geprieſne Klarheit und Ruhe den peinlichſten Eindruck macht? — Alſo quäl' Du mich nicht mit Deinen erhabenen Anſichten, da ich ihn in der Nähe habe und er vielleicht beſonders gut fernt.

Ich hab' dem Buchhändler Guilhomman den Auftrag gegeben, Dir den Homer zu ſchicken. Haſt Du ihn

bekommen? Weiter ſollſt Du nächſtens die Reiſe des jungen Anarchaſis leſen und recht aufmerkſam, das wird Dich unterrichten und ergötzen. Doch mußt Du Dir keinen Zwang bei ſolcher Lektüre antun, Du mußt ſie würdigen, indem Du ſie liebſt. — Die äſthetiſchen Briefe von Schiller — haſt Du ſie geleſen? —, ſo bedaure ich Dich für die Pein; ſie ſind für eine kindliche Seele etwas hölzern. Hiervon ſchweige gegen die Großmutter, ſie tut Wunder der Güte in ihrer Art — und Du ſollſt ſie ehren. Schreibe, wenn es möglich iſt, Deine Empfindungen während oder nach der Lektüre nieder und ſchicke mir ſo etwas, überhaupt ſprich in Deinen Briefen oft mehr über den ganzen Kreis Deiner Empfindungen, wie ſie nämlich in die Welt hinausſtrahlen, als über ihre Konzentration.

Was Du tuſt, erhalte Deine Seele in reiner jugendlicher Liebe zum Großen und Schönen. Auch die Sinne wollen die Befriedigung in der Schönheit, ſie ſuchen es in ſich und in dem, was Einfluß auf ſie übt. Du fühlſt Dein Ohr beleidigt durch eine klangloſe rauhe Stimme, die keinen Geiſt widerhallt, ſo Dein Auge lenkt ab von dem, was ſeinem Schönheitsreiz widerſpricht. Oder es forſcht nach der tieferen Schönheit des Geiſtesadels und der Güte, wenn es mit häßlichen Zügen ſich bekannt macht. So iſt das unſchuldige Auge der ſtrengſte, aber auch der edelſte Richter, ja der König unter den Sinnen, denn es begnadigt den, der unverſchuldet gegen die Schönheit ſündigt, es erhebt und rächt ihn an den ſtumpfen Sinnen, die das Tiefe nicht von der Oberfläche unterſcheiden. Seelenreinheit im Verkehr mit andern, ohne Vorbedacht,

ohne Berechnung, die allein iſt der helle Kriſtall, durch den das Leben in ſeiner Urſprünglichkeit begriffen wird, und die aus ſich ſelbſt die ewigen Motive immer wieder erzeugt, welche eine verwirrte Welt umwälzen und ihre primitive Kraft ihr wieder verleihen. Verſtehſt Du mich? — Nur ſolchen Naturen ſchließen ſich alle Lebenstiefen auf, nur ſie werden geſund zwiſchen Laſtern, anſteckenden Krankheiten der verwirrten Zeit hindurchgehen, nur ſie werden Heilung ausſtrömen, nur ſie werden taube Ohren hörend und blinde Augen ſehend machen. Sei unbekümmert um die Zukunft, es gibt keine; wenn Du in jeder Minute rein und voll und ohne Langeweile lebſt, ſo gibt es nur eine gegenwärtige Ewigkeit.

Es würde mich freuen, wenn Du wollteſt Dich mit dem Engliſchen beſchäftigen. Sprachen ſind ein großer Gewinn, ſie enthalten außer der Verſchiedenheit des Ausdrucks auch noch ein melodiſches Genie, und dies erzeugt wieder auch ein tanzendes Genie im Geiſt. Und willſt Du hinter alle Geheimniſſe des Geiſtes kommen, ſo nehme nur Rückſicht auf das Leben, was die Sinne führen, es ſpricht Dir Befähigung und Kraft und Neigung aus. In unſerer äußern Welt konſtruieren ſie eine erhabne Geiſteswelt, die reifen muß in ihr und endlich ſich ſelbſtändig zur Welt gebären muß. Das iſt unſre Erlöſung aus dem Irdiſchen ins Himmliſche. — So wie der Tanz Dich lebendiger und raſcher macht. — Als ob von friſchem Frühlingswind angehaucht die Lebensglut aufflackert und ſpielend ihre Flamme hier- und dorthin wirft; ſo iſt's mit dem Geiſt. Sprachen lernen, iſt mit dem Geiſt der aufregendſten

Tanzmuſik folgend, ſich behagen in harmoniſchen Beugungen und zierlichen kecken labyrinthiſchen Tänzen, und dies elektriſiert den Geiſt, wie die Tanzmuſik Deine Sinne elektriſiert. In der Sprache aber vermählen ſich die Sinne wirklich mit dem Geiſt, und aus dieſer Verbindung erzeugt ſich denn, was die Völker mit Erſtaunen als ihr höchſtes Kleinod lieben und erheben, und wodurch ſie ſich erhaben fühlen über andre Völker, was den Charakter ausſpricht ihrer Nationalität, nämlich der Dichter. Drum, liebes Kind, iſt's nicht ſo gemeint, wie die andern es meinen, wenn ſie Dich zum Fleiß anmahnen, — wenn ich Dich drum bitte; es iſt wahrhaftig aus einem tieferen Grund; aus dem heiligen Grund der Vernunft. Dieſe Vernunft, die immer über uns ſchwebt, ſelten den Fuß auf die Erde ſetzt, nach der ſchaue ich beſtändig und flehe ſie an, daß ſie Deine Muſe ſoll ſein. Dir kömmt vielleicht das trocken vor. Ich hab' ſchon oft Dich zürnen hören über Vernunft und vernünftig, Du haſt dies Wort bei mir verklagt, daß es ſo wenig Klang als innerlichen Nachklang habe, und wenn ich Dir auch nachgebe, daß der Klang dieſes Wortes nichts Anziehendes habe, was daher rühren mag, weil die Vernunftphiliſter es in falſchem Gold nachmachen, ſo erinnere Dich nur, was Du mir noch vor einem halben Jahr geſchrieben, die Pockengruben, die Lavater dem Mirabeau ſo bös auslegt, können Dich nicht hindern, in die Gruben ſeines Geiſtes und Herzens Dich einzubetten? — Nun ſo glaube mir, daß, wer im Begriff der Vernunft, ein edles Lager findet, das mit Roſen und Lorbeern und auch mit Myrten Dir beſtreut iſt.

Das Mißverſtändnis der Welt iſt der wahre Verleumder, ſein Lügennetz verwickelt alle Hin- und Widerreden, alle ſich aus gegenſeitiger Oppoſition bildenden Meinungen, und wer ſich oder ſeinen Grundſätzen unrecht getan fühlt, tut wieder dem unrecht, den er ſelbſt durch Irritation ſo weit gebracht hat, daß ihm die Ahnung in der Seele gelöſcht iſt vom Großen und Schönen, und betäubt nicht mehr das Rechte erkennt. —

Aus Empörung gegen dieſe Mißverſtändniſſe gegenſeitiger Oppoſition iſt die Revolution entſprungen, und aus Eigenſucht derer, die für die höchſte Liberalität zu ſtreiten behaupten, wird ſie mit ihren ſchrecklichen Nachwehen, eine ſchauerliche Ruine für die Nachwelt, daſtehen. Aber gebeſſert kann nur das ganze Weltverhältnis werden durch die heilige Vernunft, laß ſie Dein Mirabeau ſein, wenn dieſer Name Dir beſſer klingt. Widme ihm Deine Begeiſtrungen, da er Dir doch nur aus den Wolken herabpredigen kann, ſo wird dies leicht mit der Vernunft übereinſtimmen, die auch immer über allen Projekten der Menſchheit ſchwebt.

Verzeih mir, wenn ich Dinge Dir mitzuteilen verſuche, die viel reiner in Deiner Seele wohnen, die ich eigentlich in Dir ſelber wahrnehme, um ſie Dir auszuſprechen. Die Hoffnung auf eine köſtliche Ernte macht mich ſo ungeduldig, ich ſehe alles hervorſprießen und zur Blüte ſich drängen in Dir, und kann es kaum erwarten, daß es der Wahrheit und Schönheit zugunſten reife.

Noch einmal führ' ich Dich auf Deine Studien zurück. Ach, wenn Du erſt den Shakeſpeare engliſch leſen kannſt, das iſt ein halbes Leben wert. Auch zeichne fort, recht fleißig und mit der Begierde, es zum Selbſterfinden

zu bringen. — Die Zeit, die Du nicht arbeiteſt, liebe Bettine, mußt Du ja doch verlieren. Keine Minute lohnt Dir in Deiner Umgebung. Ja wohnteſt Du in der freien Natur und könnteſt in Feld und Tal und Wald und Berg herumlaufen, oder könnteſt Du mit Menſchen ſein wie mit Sternen, die ihren Einfluß auf große Charaktere ausübten und ſie zu erhabnen Handlungen reizten. Aber leider haben die Sterne ihren Einfluß verloren, ich würde Dir dann nicht ſagen: „Arbeite!“ denn dann würde die Urſprünglichkeit aller höheren Anlagen in Dir wie das Wort im Geiſt Fleiſch geworden ſein. Aber ſo kann es nicht ſein noch werden, weil der Genius nicht mehr als erſte Kraft in uns wirkt und wir uns an die Spekulation verkaufen. Du mußt daher in Deinem Innern Dir einen Schatz ſammeln, worin Du Deiner Welt reines Sonnengold einſchmelzeſt, auf daß die lebendige Sonne in Dir ſelber aufgehe.

Ich wollte, mir wäre ſo in meiner Jugend geworden! — Doch keine Klagen! — Nein, ſo iſt mir's nicht geworden! — Gott hat mich vieles nur im Bedürfnis kennen gelehrt, damit ich es von Dir fordern könne; und gern vertrauend, daß Du mir ſicher folgſt und unbefangen traueſt, will ich Dir folgende Zeilen aus einem größeren Gedicht nicht vorenthalten, die ich in einer Stunde geſchrieben habe, wo ich recht feſt an Dich glaubte und das Leben um Deinetwillen liebte.

Kehret Gedanken doch heimwärts, eilet den Tempel zu ordnen,
Schafft mir im Herzen Gebet, eh' es in Sehnſucht mir bricht,
Drei ſind ihrer, der Teuern, die weit in der Fremde mir weilen;

Zwei, dem Tode geweiht, grüße noch einmal mein Blick,
Daß ich friedlich entſage dem, was die Fremde begehrt.
Dann umfaſſe mich Leben, — denn eine noch weilet, — ich fühle,
Daß ſie das einzige iſt: Leben und Liebe und Zukunft. —
Wie mir's im Herzen, — das hat ihr der Gott in den Buſen geſchrieben,
Wie in der Seele es mir, ſchrieb ihr der Gott in das Aug'. —
Schweigend ſpricht ſie das Wort, was meine Lippe nicht redet;
Flieh' ich, ſo iſt ſie die Flucht; ruh' ich, ſo ruht ſie in mir.
Suchſt du ſie? — Dort in den Schatten des Waldes, wo ſich das Dunkel
Tiefer Begeiſterung löſt, ſtiller der Himmel ſich ſenkt,
Wo an der liebenden Bruſt, dem Geſtade des brauſenden Lebens,
Des unendlichen Meeres Woge melodiſch ſich bricht.
Dort weilt ſie, dichtet fromm, was ihr Geiſter ſie lehret,
Begierig, Geheimes zu faſſen,
Und euch, ihr Götter, in mir, ſchuf nur des Kindes Gebet.
Tröſterin! — Freundliche! — Dein Seherauge entſiegelt dem Tode,
Der dich als Leben umgibt, ſelbſt den geſchloſſenen Blick. —
Alles Bettine! dem liebend dein ſchaffender Geiſt ſich genährt,
Was deine ſegnende Hand, was dein Gedanke berührt,
Blühet ſchöner ein Freiheit verklärendes Leben.
Bilde in mir deine Welt, du, die den Zweifel nicht kennt,
Die aus dem Buſen mir zog den vergifteten Pfeil.
Alles, was der Genius zu bilden mich drängt,
Bilde ich Schwacher es nicht, weilt ſchon geſtaltet in dir.
Schützend will ich dir folgen, du Leben, das, wo ich zage, mich ſchützt;
Das, wo ich welke erblüht, gern mir die Jugend erſetzt.
Verwechſelt im Herzen, ſchreiteſt du kühn auf tobender Woge,
Die aufbrauſt in mir und ſänftigſt ſie, daß ſie heller, melodiſcher klingt.
In dir weile ich flammend, du gibſt die lindernden Öle,
Und ſo ſühnt ſich in dir, opfernd den Göttern, der Sturm.

Ach, liebes Kind, wie einzig möcht' ich Deine Begriffe und Ahnungen ſo ſtark machen, daß ſie wirklich endlich zum Kern würden, zum reinen Geſetz, an dem alle Verkehrtheit zu ſcheitern komme. Ach lerne, arbeite, Dich zu bereichern, was es auch ſei, nichts iſt unbedeutend, alles nährt und weckt und erleuchtet. Aus allem kannſt Du weben und flechten einen ſchattigen Hut, wo die Sonne im Zenit ſteht, eine Freiheitsmütze, die Deine höheren Anlagen ſchützt. Ach die Welt iſt groß. Es gibt mildere Sonnenhimmel! — Spanien, wo die Orangen Dir in den Schoß rollen, ich muß Dich hinführen, wo die ganze Natur Dir beſtätigt, was Du ahneſt, was Du ſuchſt und glaubſt, drum laſſe Deinen Geiſt kühn jede Stufe erklimmen, fürchte nicht, daß er ermüde, nein, er kann durch ſich ſelbſt nur erſtarken, wer von den Banden der Sklaverei ſich will befreien, der muß den Geiſt im Innern befreien. Verberge, was ich Dir hier ſage. Es gibt Gedanken, die dem Gott im Menſchen allein geweiht ſind, und der Geiſt wird nicht Schöpfer werden, der nicht dieſe als Geheimnis bewahren kann. Der Geiſt iſt Zauberer, dies iſt die Schöpfung, die in ſich ſelbſt geheim und heilig iſt, eine ewige Tiefe der Freude und des unergründlichen Glückes, fern und unantaſtbar für die lärmende vernichtende Oberfläche des Lebens.

Wieder ein Poſttag und nichts von Dir! — Wie iſt das? — Hindert man Dich? — Der Buchhändler ſchreibt mir, er habe Dir den Homer geſchickt, haſt Du ihn? — Schreibe und liebe Deinen Clemens.

Ach manchmal möcht' ich verzweifeln, manchmal iſt mir's, als müſſe dennoch alles im Rauch aufgehen, was mir ſo gut und ſo ſchön in Dir deucht, als könnteſt Du nicht zu Dir ſelber kommen, um was hab' ich Dich alles gebeten? — Du haſt mir verſprochen, was mich ſo glücklich machen könnte. Verſprochen haſt Du's, aber wirſt Du's auch halten, wo eine leberne Zeit ſich Deiner anmaßet? — Du könnteſt — und doch kannſt Du nicht. — Warum nicht? — Frag' Dich das! —

Warum haſt Du nicht von Deinen Kinderjahren die Erinnerungen aufgeſchrieben? Du hatteſt mir's verſprochen, Du hatteſt mir's gelobt. Werd' ich nicht auf Dich zählen dürfen?

Clemens.

An Clemens.

Clemente, Du warſt bei der de Gachet und nicht zu Hauſe im Stübchen, und jetzt klagſt Du über Deine Einſamkeit, wo Du kaum den Fuß auf die Schwelle geſetzt haſt. Und fragſt ängſtlich, warum ich nicht ſchreibe. Ei, weil Du nicht da warſt. Weil bis zum 19. November keiner wußte, wo Du geweſen biſt. Du ſchreibſt mir endlich den ſchönen langen Brief, den ich nun ſchon acht Tage mit mir herumtrage, jetzt wirſt Du denken, warum ich immer noch nicht antworte! was da dran ſchuld ſein mag? — gar nichts iſt ſchuld, als daß Dein Brief mich ganz betäubt hat, und ich hab' ihn ſehr vielmal geleſen und kann ihn nicht behalten, der Inhalt iſt mir immer noch fremd.

Ja, Du warſt bei der de Gachet, dort haſt Du an der galvaniſchen Batterie Dich elektriſch geladen, und nun fährſt Du mit feurigen Zungen auf mich los. Soll ich denn wirklich ſchreiben heute? — Oder ſoll ich wieder den Poſttag verſäumen? Denk', es liegt meinem Geiſt, dem Du die Schöpfung einer neuen Welt zumuteſt, wie Blei in den Gliedern. Ich mocht' lieber nicht ſchöpfen. Die äſthetiſchen Briefe von Schiller? — Freilich hab' ich die nicht geleſen, denn ich kann nicht auf Komma und Punkt Achtung geben. Der Großmama hab' ich wohl draus vorgeleſen, aber in Gedanken war ich wo anders, aber wo, weiß ich nicht; aber von der Lektüre hab' ich nicht profitiert, denn ich weiß nichts davon. Iſt es Krankheit, daß ich ſo zerſtreut bin? Es iſt wohl Schwäche in dem geiſtreichen Kopf, lieber Clemens, dem Du ſo hohe Würden und Kräfte zuſchreibſt in Deinem Gedicht. Du ſchreibſt aber von mir nicht, nein, gewiß nicht, ich bin kein ſolcher Einſamkeitskobold, kein ſolch Wolkengeſpenſt, noch Schattenriß der Erhabenheiten.

Jetzt wirſt Du böſe, ich merk's. — Macht es Dich böſe, Clemens, daß ich ſo Dir antworte auf Deinen treuſten ernſteſten Willen für mich? Von Spanien! — Ach, erſt hat mir die de Gachet davon geſprochen, wie wir allein waren an jenem Sonntag, da hab' ich ihr recht glücklich widerſprochen, worüber ſie ſehr erſtaunt war; und hab' geſagt, was denken Sie, daß ich hier ſollte den Garten verlaſſen, der mir ſo lieb iſt, und mein Bruder Franz, der mich ſo lieb hat, wenn ich ſo weit von dem fort wollte, und mein anderer Bruder Dominikus, der mir Schmetterlinge

bringt, wenn sie bald aus der Puppe sich losmachen, die fliegen dann zu Dutzenden im Garten herum auf den Blumen, und mein Bruder George, der vornehmste aller Menschen, und mein Bruder Christian, der eine mathematische Korrespondenz mit mir führt, und mein Bruder Anton, der ist ein Phantast, mit dem dichte ich Fabeln, und mein Bruder Peter liegt in der Familiengruft in der Karmeliterkirche bei Vater und Mutter und noch drei Schwestern, die gewohnt sind, daß ich sie grüße, wenn ich in Frankfurt durch die Mainzer Gasse gehe, wo die Karmeliterkirche steht. — Sie war verwundert über dies große Register unzerreißbarer Vaterlandsbande, sie sprach von einem großen Weltteil, von Oliven und Orangenwäldern, von blauen Fernen, von heißem Mittag und kühlen Abendlüften, und daß Du mitgehen werdest, und dann könne ich ja immer mit Dir sein, und es seien so interessante Menschen dort, viel edler von Geist und Gestalt wie hierzulande. Ich sagte: „Ich will aber nicht immer mit dem Clemens sein, sonst könnten wir einander lästig werden, und mir ist das liebste beim Willkommen, ihm an den Hals springen und beim Abschied ihn vors Tor begleiten." „Vous êtes un enfant," hat sie gesagt, „sentez donc combien en voyageant votre âme et votre fantaisie se developeront et puis vous serez avec moi, je vous aimerais, et vous comprendrez, la vie, le monde, la nature tout autrement." Glaubst Du, das habe mir keinen Eindruck gemacht? — Gewiß hat es mich Überwindung gekostet. Ich sah ihr unter die Augen, plötzlich kam sie mir vor wie ein Seeräuber oder sonst eine edle Spitzbubengattung;

ſie glaubte ſchon, ſie habe mich gefangen, da kam die Großmama, ich riß mich los, — und jetzt verfolgt mich's, daß ſie vielleicht nicht eine Frau, ſondern ein Kriegsheld ſein könnte, ſie ſieht ſo edel aus zu Pferd, ſo frei, ſie bekümmert ſich gar um nichts, ſie läßt den Gaul dahin ſauſen, nur der Reitknecht war diesmal mit, das Pferd bäumte, als ſie aufſtieg, ſein Übermut wiegte ſie in den Lüften, und fort! — Ich ſah ihr durch die alte kalte Domſtraße nach. — Und alſo, ich bleib' hier, und ſie reitet nach Spanien, am rauſchenden Strom hin zwiſchen Felſen durch, der Schweiß rinnt ihr vom Geſicht. Was ſchadet's? — Immer hoch, immer frei, immer ſtolz; und ich hier in der Manſarde zähle die Dachziegel da drüben und betrachte dem Sperling ſein Neſt unterm Dach, die dort ſieht die Adler über ſich wegſchweben und kämpft mit dem Lämmergeier, der die einſame Herde beraubt, und ich laufe mit der Gießkanne und begieße die Bohnen.

Ach, was kann ich Großes tun? Auf die Pappel klettern beim Gewitter, daß es auf mich losdonnert und blitzt? — Oder im Winter auf den Schneeflächen mich tummeln; dem Treibeis nachhelfen im Main? —

Clemente, ſchreib mir ſolche Briefe nicht von unmöglichen Anlagen in meinem Geiſt. Ich mein' dann, ob ein Kobold Dich neckt, der Dir das alles weismacht. — O ſchreib keine Gedichte, worin Du meinen Namen nennſt, es iſt, als ob Du in die einſame Wüſte hineinrufſt, ich lauſche ſelber, ob aus der Tiefe meiner Sinne Dir etwas antworte. — Nein, — die Sinne werden müde davon, Du rufſt ſie an zum Arbeiten, das wollen ſie nicht; ſie ſind eigenſinnig. Du willſt

meine Trägheit überwinden, mich aufreizen, und vor ungeduldigem Eifer ſpring' ich von einem Buch zum andern. Ich will nicht mit den Katzen ſpielen, nein heute nicht, ich will gewiß ſchreiben — lernen, — nein, es will nicht in mir, es lacht mich inwendig aus und ſagt, du lernſt ja doch nichts. Ach, wenn Du wüßteſt, wie ich mich oft bezwingen möchte, Du würdeſt ſehen, es iſt nicht Mangel an Treue. — Ich kann mich keiner Beſchäftigung hingeben. Inwendig ruft es: dorthin, und dort ruft's wieder hierher, und hier lockt's, da flüſtert's, und hinter mir und vor mir, und in den Lüften gehen Stimmen durcheinander, die mich reizen.

Heut' hab' ich mir vorgenommen, meine Lebensgeſchichte zu ſchreiben. Gleich hier auf dem Blatt will ich anfangen.

Es war einmal ein Kind, das hatte viele Geſchwiſter. — Eine Lulu und eine Meline, die waren jünger, die andern waren alle viel älter. Das Kind hat alle Geſchwiſter zuſammengezählt, da waren's dreizehn, und der Peter vierzehn und die Thereſe und die Marie fünfzehn, ſechzehn und dann noch mehr, die hat es aber nicht gekannt, denn ſie waren ſchon tot; es waren gewiß zwanzig Geſchwiſter, vielleicht waren es gar noch mehr. Der Bruder Peter iſt geſtorben, wie das Kind drei Jahr' alt war, von dem weiß es aber noch ſehr viel. Er hatte ſchwarze Augen, die ein blendend Feuer von ſich ſtrahlten, in die hat das Kind oft ſich ganz verloren vor tiefem Hineinſchauen.

Der Bruder Peter trug das Kind oft auf einen kleinen Turm auf dem Haus, da fütterte der Peter allerlei Gefieder, Tauben und eine Glucke mit jungen

Hühnern, da saß das Kind mit ihm, da dichtete er ihm Märchen vor. Das waren Stunden, die glitzern wunderschön aus der frühsten Kindheit herüber. Was fing denn der Peter noch für närrische Dinge mit dem Kind an? — Er war mißwachsen und daher sehr klein, er nahm es am Weihnachtstag mit in die Kirche, das sollte keiner sehen, er nahm einen großen Bärenmuff und hielt ihn vor sich und das Kind, daß man nicht Kopf, nicht Hand sah, nur die vier Beine trappelten immer vorwärts, die Leute wunderten sich über das kurioſe Rauchwerk, das allein über die Straße lief.

Einmal hatte der liebe Bruder heimlich im Garten etwas gebaut, dann führt er das Kind hinein. Da ist ein kleiner Hügel aufgeworfen, da hebt er einen Stein auf, da springt auf einmal ein Wasserstrahl empor, ein kleines Veilchen, dann hört's wieder auf. Das hast du alles deinem Schwesterchen zu Gefallen getan, o Bruder Peter! Es liebte dich aber auch sehr. Morgens, wenn es aufwachte, standest du vor seinem Bettchen, und es lachte mit dir, noch ehe es die Augen öffnete. Es lernte an deiner Hand die Stiegen erklettern, immer führte es sich an dir. — Da war's einmal schon spät, eben wollte die Sonne untergehen, er stand an der Wendeltreppe mit dem Kind; die letzten Sonnenstrahlen leuchteten ihm ins Gesicht, er ward so totenblaß, das Kind klammerte sich fest ihm an, laß los, sagte er kaum hörbar und fiel die Treppe hinunter, das Kind hatte aber sein Kleid festgehalten und war mit heruntergefallen. Da trug man den Peter ins Bett, das Kind sah den liebenden Bruder nicht wieder. Auf seine Fragen war die Antwort, der Peter sei

begraben; es verstand nicht, was das sei. Noch manchmal sehnte es sich nach dem Bruder und noch manchmal in einem Eckchen saß es Abends, wo das Licht nicht bis hin leuchtete, da sah es in der Dämmerung seine dunkeln Augen es anleuchten, oder war das Einbildung? —

Der Vater hatte das Kind sehr lieb, vielleicht lieber als die andern Geschwister, seinem Schmeicheln konnte er nicht widerstehen. Wollte die Mutter etwas vom Vater verlangen, da schickte sie das Kind, und es solle bitten, daß der Vater Ja sage, dann hat er nie es abgeschlagen. Nachmittags, wenn der Vater schlief, wo keiner Lärm wagte oder Störung zu machen, das Kind aber lief ins Zimmer, warf sich auf den schlummernden Vater und wälzte sich übermütig hin und her, wickelte sich zu ihm in den weiten Schlafrock und schlief ermüdet auf seiner Brust ein. Er lehnte es sanft beiseite und überließ ihm den Platz; er ward nicht müde der Geduld. Viel Lieblichkeiten erwies er ihm, beim Spazierenfahren ließ er halten auf der Blumenwiese, bis der Strauß groß genug war, das Kind wollte gern alle Blumen brechen, das nahm kein Ende, die Nacht brach ein, und den Strauß viel zu groß für seine Händchen, bewahrte ihm der Vater.

Was ging denn noch Schönes vor und webte allerlei Lustiges ihm in den Lebensteppich. Das belebte Leben auf der Straße! Gegenüber im Haus die offne Halle, in der vom Mai bis in den Herbst die Nachbarn kampierten den ganzen Tag, da spielten die Kinder mit dem Mops, und der Papagei auf der Stange plauderte Spitzbub, das wollten wir gern den ganzen Tag hören.

Wie glücklich war das Kind mit dem Schlüſſelblumenſtrauß, den die Milchfrau mitbrachte morgens früh. Ach das Land! — Die Wege hinaus ins Freie! — Die Kinder ſchiebelten ſich luſtig den Wall hinunter ins tiefe Gras. Und das Klapperfeld, wo das Geſpenſt rumorte im böſen Haus, und der Herr Bürgermeiſter hatte Wache hinpoſtiert, zehn Mann von innen, und von außen auch zehn an die Türe gelehnt, hat das Geſpenſt in der Nacht umgeworfen, in der Nacht mit dem Glockenſchlag zwölf. Der Doktor Fauſt habe da gewohnt ganz im Verborgnen und ſei erſt jetzt geſtorben, ſeitdem rumort es. Da erzählten ſich die Leute abends ſpät noch Wunder vom Doktor Fauſt, wie er die Bäume konnte blühen machen mitten im Winter und ſo ſchnell, daß man zuſehen konnte, wie die Blüte herauskam. Das Kind ſchlief nicht, es erlauſchte alles in ſeinem Bettchen und freute ſich der Unmöglichkeiten.

Einmal ſtarb eine vornehme fremde Frau, die in der Stadt krank gelegen hatte an unheilbarem Übel. Sie hatte das Kind oft kommen laſſen an ihr Bett und ihm viele Spielſachen gegeben. Ein langgedehnter Grabgeſang hallte durch die Straßen, ſchwarze Männer trugen den Sarg. Da wird die vornehme Frau begraben, hieß es, und man erzählte viel von ihrem ſchmerzlichen Tod! — Was iſt das, Tod? Begraben! Nicht mehr da! — Das Kind kann's nicht begreifen, daß man nicht mehr da ſein könne. Und heute noch kann es nicht glauben ans Nicht mehr ſein. — Nein! Nur wie der Schmetterling aus ſeinem Sarg hervorbricht, ins Blumenelement, und nicht ſich beſinnt, nur

taumelt lichttrunken, nur freudig ſchwärmt, ſo löſen die Kranken, die Müden ſich ab vom Leib, ſo ſteigen ſie auf ins reinere Freiheitsleben, das iſt alles, was den Sinnen nicht ſichtbar war. Wie die Raupe ſich veredelnd umwandelt, ſo kann's der Menſch auch. — Hätte es doch wieder vergeſſen können, was das heißt, von der Erde ſcheiden! — Der nächſte Frühling, vom Tod an der Hand geführt, kommt und geleitet ihm die ſchönſte Mutter ins Grab. Da iſt Zerſtörung im Haus, die Freunde! — Und viele dankbare Tränen fließen. Der Vater kann's nicht ertragen, wohin er ſich wendet, muß er die Hände ringen, alles ſcheuet ſeinen Schmerz. — Die Geſchwiſter fliehen vor ihm, wo er eintritt, das Kind bleibt, es hält ihn bei der Hand feſt, und er läßt ſich von ihm führen. Im dunklen Zimmer, von den Straßenlaternen ein wenig erhellt, wo er laut jammert vor dem Bilde der Mutter, da hängt es ſich an ſeinen Hals und hält ihm die Hände vor den Mund, er ſoll nicht ſo laut, ſo jammervoll klagen! — Geſegnetes Haupt, das an ſeiner ſeufzenden Bruſt lag und von ſeinen Tränen überſtrömt ihm Linderung gab. — Werde doch auch ſo gut wie Deine Mutter, ſagte in gebrochnem Deutſch der italieniſche Vater. —

Ach, lieber Clemens, heute kann ich nicht mehr von der Kindheitsgeſchichte ſchreiben. Und es iſt ja auch gar nichts, was ich da aufgeſchrieben hab', und doch bin ich erſchüttert und muß um die Toten weinen. Mein Licht geht gleich aus, es iſt ſo kalt im Zimmer, jetzt ſpür' ich erſt, daß ich mit bloßen Füßen die ganze Zeit am Schreibtiſch ſitze. Wenn ich wieder ſchreibe, will ich fortfahren vom Kloſter zu erzählen, wo wir

bald nach dem Tod der Mutter hingebracht wurden. Adieu Clemens, wenn wir nach Frankfurt kommen, geh ich gleich in die Karmeliterkirche und ſehe, wie es da iſt, ich hab' Eltern und Geſchwiſter ſo lange nicht beſucht, wenn ſie's fühlten, wenn ſie ſich wunderten, daß ihr Kind ſie verſäumt.

Deine Bettine.

Liebe Bettine!

Ich habe Deinen Brief mit vieler Rührung geleſen, ſei verſichert, daß ich bald umſtändlich ſchreibe, heute iſt keine Zeit, ich füge Dir einen Brief bei, den ich von Franz erhielt. Glaube, daß ich mich in gewiſſer Hinſicht unendlich über ſeine Treue gefreut habe. Was er von Dir ſchreibt, iſt ganz meine Meinung, nur daß alles, was wir beide allein unter uns und voneinander wiſſen, dadurch ſo überwiegend bleibe, als es wahr iſt. Was Franz ſchreibt, iſt ſo ehrlich gemeint und ſo wahr, als Du wohl weißt, daß es ſich von ſelbſt verſteht, den Brief erhältſt Du als Beweis meines unbegrenzten Zutrauens, und daß ich Dir nichts verhehle, die hintere Seite des Briefs ſchneide ab für die Meline nebſt den Abbildungen der Zirkaſſierinnen aus Oberheſſen. —

Was Franz von unbekannten Ländern ſchreibt, heißt nichts, als daß er ſelbſt keine Luſt zu reiſen hat, fühlte er ſich in Dich hinein, ſeine Güte und Liebe, die immer nur für andre ſorgt, würde gewiß ſich ſelber Aufopferungen zumuten, um Dich zu befriedigen, und fühl' ich Dich recht heraus, ſo glühſt Du eigentlich vor

Sehnſucht, mit der de Gachet in das fremde Land zu ziehen, und das verdient dies göttliche Weib. — Ja, ich war bei ihr, wenig Tage war ich mit ihr zuſammen bei meinem Freund Ritter, der doch gar zu gut iſt, mir himmliſche Briefe ſchreibt über Dich, die er liebt durch mich. Ich kann Dir nicht ausſprechen, wie notwendig mir es iſt, manchmal über Dich zu ſprechen, ich tu' es aber mit ſolchen Menſchen nur, die viel größer ſind und beſſer als ich. Und Ritter, der liebenswürdigſte, der, wie Moſes mit ſeinem Stab an den harten Fels der Wiſſenſchaft ſchlägt, aus dem die reine kriſtallhelle Quelle der Weisheit hervorſprudelt, und wer es wagt, ſeinen Becher dran zu füllen, der wird von der Größe dieſes unſterblichen Menſchen durchdrungen. Mit Schlegel war ich auch, aber mit ihm hab' ich nie von Dir geſprochen; er iſt groß und ſehr bedeutend in der Literatur, und Du mußt ihn auch einmal ſehen, aber ihm kann man nicht ſagen, was das Innere beſchäftigt, mit ihm kann man nur Witz und Übermut treiben, und doch kommt man dabei meiſt zu kurz, weil er Scharfſinn der Kritik und Satire nie verſteht, ſobald es auf ihn geht. —

Ach, was brauchſt Du zu lernen, wenn Du ſo lieb biſt beim Nichtlernen. Mag es gehen, wie es will, das Beſſre und Höhere wird doch Dich all durchſtrömen und wird ſich läutern in Deinem unberührten Wahrheitsſinn. So bin ich auch unendlich erquickt von der Beſchreibung Deiner Kinderjahre, liebes Kind, wollt' ich auch Dir beteuern, ſie ſeien unendlich ſchön und der tiefſte Dichterſinn blicke da heraus, Du würdeſt es nicht glauben. Du glaubſt in ſolchen Dingen mir

nie. Aber wenn Du nur Dir die einzige Frage tun wollteſt, warum Du grade ſo ſchreibſt und nicht mit andern Wendungen und Reflexionen; ſo wirſt Du Dir antworten müſſen, daß es ſo in Deiner Seele geſchrieben ſteht, und weil Du dem nicht untreu ſein magſt, nicht ihm untreu ſein kannſt, ſo ſprichſt und denkſt Du ſo, wie Du denkſt. — Alſo leugneſt Du ſchon nicht, daß Dein Denken und Sprechen der reinſte Abdruck Deiner Seele iſt, wenn aber ein Maler ein Bild machte, in dem er den reinſten Abdruck der Natur wiedergäbe, würde das nicht ein unvergleichliches Bild ſein? — Eine Mutter verloren im Anſchauen des Kindes und die von allem, was ſonſt noch um ſie hervorgeht, nichts weiß, würde das nicht ein ewiges Bild ſein? — Ein Mädchen wie Du ſo alt, in der Dämmerung ſitzend unter einem Blütenbaum, und ein Knabe wie ich, ſo wie wir beide beieinander ſaßen am Weg, das grüne Feld hinter uns und der ferne Fluß und die Schafherde, die an uns vorüberzog, die eine Staubwolke machte, was die Abendröte ein wenig verdeckte, weißt Du's noch? Du ſagteſt, es ſei maleriſch, warum denn aber? — Es waren ja doch nur lauter einfache Gegenſtände, keiner würde darauf gemerkt haben, der vorüberging, noch weniger würden Leute expreß hingegangen ſein, um ſich dran zu erbauen; aber doch iſt viel Lärm um nichts in der Welt, aber deswegen wird dies Nichts doch nicht etwas. Deine Erzählung aber iſt etwas und doch nicht mehr als jene Abendſzene, die Du maleriſch fandſt. Drum ſchreibe ruhig fort und mit Pietät, das heißt verwirf nicht, was Du ſchreibſt, beglücke mich damit. Wenn es das ewige

Leben und Weben der Natur iſt, ſo einfache Szenen zu bilden, ſo wolle es nicht beſſer machen können. Die Natur iſt die größere, die edlere Bildnerin, und weil Du ihr nachgeſprochen haſt, ſo hat Deine Erzählung Stil, ſie deckt nämlich den Ausdruck des Begriffs und der Empfindung vollkommen. Leb' wohl und ſchreib weiter, ich warte mit Sehnſucht darauf. —

Dein Clemens.

An Clemens.

Lieber Clemens! Am Neujahrstag haben wir unſer Ballett aufgeführt, es iſt holter die polter durcheinander gangen, es iſt alles verkehrt gangen. Mein Neunzehner war ein Ritter, dem nichts haften wollte, wir mußten mehrere Proben halten im Koſtüme, bald fiel ihm der Panzer, bald die Schienen ab; und endlich am Tag der Aufführung war eine große Not, alles rennte durcheinander, einer rief nach Schminke, der andre nach Strumpfbändern, der dritte hatte den Zwickelbart verloren, wir Mädchen zogen uns aus dem Gedräng' zurück auf die Tiſche und Kanapees — und da warteten wir ruhig, bis die Flut ſich gelegt hatte und die Ebbe eintrat, wo wir alle an Blumengirlanden geſchnürt von unſerm Ballettmeiſter hinübergeleitet wurden, dem der Schweiß von der Stirne rann, bis er uns in Ordnung hatte. Der Vorhang wurde hinweggezogen, und wir tanzten vor alten Hofmasken und Perücken einen trefflichen mimiſchen Tanz, der allerlei bedeuten ſollte, es ging paſſabel, bis wo wir einen Ringeltanz um das Yſenburgiſche

Wappen tanzten, an das wir unſre Kränze aufhängen ſollten; mein Neunzehner fiel und riß mit ſeinem Kranz das Wappen herunter, das fiel auf ihn, und alle Kränze flogen im Saal herum. Ich richtete geſchwind das Wappen wieder auf, damit es nicht ſollte für ein bös Omen ausgelegt werden. Dann tanzten wir nach den Kränzen, als hätt' es nur ſo ſein müſſen, und teilten dieſe den Herrſchaften aus; dies Impromptu ging beſſer als das eingeübte. Die Damen traten vor den Spiegel und probierten ſie auf, und mancher ſtand der Kranz recht ſchön. — Unterdeſſen verwandelten wir uns in Bauern, das ging auch ſehr geſchwind, wir Mädchen ſchürzten die Röcke hoch, zogen die Hemdärmel hervor und einen Bruſtlatz vor, ebenſo ſchnell hatten die Ritter ſich verwandelt, die als Bauern ſchon im Pappendeckelpanzer ſtaken. Blumen, Bänder, Früchte, Obſt in Körbchen ſtanden ſchon bereit. Eh' man drei zählen konnte, waren wir in Ordnung aufmarſchiert, ein Erntezug, vorauf die Muſikanten und Fahnen der Landleute, alles mit Silber und Goldpapier dekoriert, ein junger Menſch Bükes führte die Dorfmuſikanten, er ſpielte auf dem Haberrohr, er hatte ſchon ſo viel Witze gemacht, er ſchnitt ſo närriſche Geſichter, daß ich kaum konnte meine Verſe deklamieren, da ſtolperte der Neunzehner hinter mir, und läßt ſeinen Korb mit Äpfeln über mich hinaus rollen, es erſchallte ein groß Lachen, kein Menſch denkt mehr an die Verſe von Chateaubour. Der Dichter, der ſich ſo viel Hoffnung gemacht hatte, quel effet que cela fera. — Die ſchönen zirkelrunden Borsdorfer waren beſtimmt geweſen, in einem Akt in unſerm

Bauerntanz, nach der Rede, in der ich unterbrochen ward, zu figurieren. Wir ſollten im Tanz einander gegenüberzuſtehen kommen und nach der Muſik mit dieſen Äpfeln ein Ballſpiel aufführen. Und dies hatten wir nun wochenlang eingeübt, ſo ſicher wie die beſten Bombardiere. — Sollte nun dies beſte Kunſtſtück durchfallen? — Wir rafften ſchnell die Äpfel auf und ſtellten uns in Ordnung auf. Die Rohrpfeife wollte nun die Zwiſchenmuſik überſpringen und die Muſik zum Ballſpiel einleiten oder aufpfeifen. Aber die Geigen verſtanden das nicht und kamen ihm nicht nach, ſie blieben auf dem alten Satz; es gab ein Charivari. Die jungen prinzlichen und gräflichen Herrſchaften, die dies Spiel nicht zum Ballett gehörig glaubten, hatten ſich drein gemiſcht und warfen mit Äpfeln um ſich her, mancher mag da getroffen worden ſein, der nicht gemeint war. Doch es fing an menſchlich zu werden unter ihnen, ſie probierten ihre Kränze auf, wie ſie nach ihrer Meinung ihnen recht gut ſtanden, ſo ging man bekränzt herum und, als ob dadurch die Klauſur der Etikette aufgehoben ſei, lief alles untereinander, ſtieß ſich mit den Ellenbogen und ſtolperte ohne weitere Entſchuldigungen. Bükes mit ſeiner Pansflöte führte einen Satirtanz auf aus eignem Ingenium und ſpielte ſelbſt dazu auf, er endigte dies Impromptu mit einer Ode von Ovid, die er langſam und deutlich mit allen möglichen Modulationen, bald mit Donnerſtimme, bald mit ſanftem Flüſtern deklamierte und dazwiſchen mit der Pansflöte Intermezzos ſpielte. — Er wurde bewundert. Mehrere, die ſich als Lateiner wollten zeigen, gaben ihm das beſte Lob,

was er mit großem Pläſier anhörte, weil er allerlei lateiniſches ſinnloſes Zeug zuſammengewürfelt hatte, was ganz ohne allen Zuſammenhang war geweſen.

Geſtern, lieber Clemens, hab' ich bis hierher geſchrieben, vielleicht langweilt Dich's, es iſt aber gleich aus, die bekränzten Herrſchaften ſetzten ſich zur Tafel, ſogar die alte Prinzeß Rothenburg hatte einen Kranz von Wacholder mit Perlen durchflochten auf ihre altmodiſche Blondencoiffüre geſetzt, die dadurch ſehr verſchönert ward. Tannen, Myrte, Orangen, Oleander und Lorbeer kränzte manchen alten Kopf, deſſen große Hakennaſe unter dem Kranzſchatten ſich ſehr vorteilhaft ausnahm. Die Muſik dauerte während dem Eſſen fort, das Ballett aufführende Perſonal tanzte dazu auf eigne Fauſt allerlei groteske Sprünge. Alle Augenblicke wurde Tuſch geblaſen; wozu wir im Hintergrund das Vivat verſtärkten. Um Mitternacht war gegenſeitiges Umarmen, dazu tanzten wir die Ronde, alle an einem blauſeidenen Band uns haltend, auf dem Verſe gedruckt waren auf alle hohe Perſonen. Im Tanz machten wir Halt und ſchürzten das Band mit dem Vers über den, an den es gerichtet war, ſo bekam jeder ſeinen Vers zu leſen. Nun kam eine große Paſtete, der Deckel wurde abgehoben, da ſprang ein kleines Hündchen heraus, aber ganz klein, der Herzog hatte es, ich weiß nicht woher, aus dem ſüdlichen Frankreich verſchreiben laſſen, zum Neujahrsgeſchenk für die Fürſtin von Yſenburg. Dies Pläſier war ganz apart, kaum beſann es ſich ein wenig, ſo bellte es die ganze Geſellſchaft an, noch zwei andre kleine Hunde wurden herbeigeholt, um Bekanntſchaft

zu machen, die waren aber nicht so klein. Das Gebell der drei kleinen Händchen übertönte alles und vermittelte die gegenseitigen Redensarten und Glückwünschungen. Das Lob dieses Festes läutet wie ein wohltönend Glockenspiel hier in der ganzen Umgegend unsern Ruhm aus, man will es noch einmal wiederholt haben. Einmal ist keinmal, aber noch einmal, das ist zuviel.

Liebster Clemens, noch Lebensgeschichte kann ich gar heut' nicht mehr schreiben. Du lobst mir alles, aber um so mehr drückt das mich nieder, diesem Lob zu entsprechen, Du willst mir Lust machen, den gewöhnlichen Acker meines Lebens umzupflügen, jede harte Scholle zu zereggen; nein Clemens, wenn Du die weißen Wände meines Studierkabinetts, das heißt meines Kopfes ansähest und nichts drin fändest als Spinnweb, wie wolltest Du Zins von dieser Armut fordern! — Ich kann doch nicht auf jede Seite schreiben, daß die Leute mir ganz närrisch vorkommen, und sonst begegnet mir nichts jeden Tag, und ist mir von Jugend auf nichts begegnet als der große Gedanke widerhallend von Stufe zu Stufe meines Ingeniums: Alles, was begonnen wird in der Welt, sei närrisch. Dabei komme ich mir eben auch nicht anders vor, eben weil kein Bestand in mir ist, weil ich von so manchem ein profundes Gefühl habe und dennoch ein Spielball der Zerstreuung bin, die ganz gehaltlos ist, das fühl' ich, das quält mich, davon möcht' ich gesunden und weiß nicht wie. Wenn Du aber nun wieder kommst und sagst, es stecke alles in mir und ich könne Wunder verrichten, und ich fühle mich aber behaftet

mit allen Verrichtungsfehlern, und nur daß ſie keinen Schaden machen, weil nichts an mir verloren iſt. Du wirſt Dich kreuzigen! — Ich kann aber nicht anders, als daß ich bekenne, worüber ich lange mit Zweifeln gerungen habe, daß nämlich — alles nichts aus mir werden bloß Sünde Deiner närriſchen Einbildung iſt, daß etwas Großes in mir ſtecke. — Eine Zeitlang hab' ich Dir geglaubt, wenn Du mir als manchmal mit ſo vieler Liebe davon ſprachſt, ich ſolle meine beſſre Natur, meine Vorzüge vor den Augen der Welt verbergen, ich war des beſten Willens; aber, da ich nun dieſe Vorzüge wirklich gut zu verpacken gedachte, ſiehe da fand ich gar nicht, was ich allenfalls zu verſchweigen oder zu verbergen habe. In Talenten komm' ich nicht vorwärts, ich kann unmöglich meine elenden Verſuche in der Kunſt hochſchätzen, eine Flora hab' ich in Röthel gezeichnet, ich hab' ſie auch gleich darauf in Papierſtreifen zerſchnitten, um die Wachslichte mit feſt zu machen. Meine muſikaliſchen Verſuche? — Ich hatte ziemliche Freude am Generalbaß, da hat ſich mein Lehrer, der Herr Preißing, zum Fenſter hinausgeſtürzt. Ich mag ja an Muſik nicht mehr denken. — Und nun kommſt Du mit meiner Lebensbeſchreibung auf rechter Heide, man könnte die Grashälmchen zählen, die da wachſen. — Das einzige, was mich intreſſiert, ſind die franzöſiſchen Miszellen über Revolutionsbewegungen, ſo menſchlich, ſo verſtändlich, ein Kind muß ihre Naturgemäßheit empfinden. Ich hab' mir die Aufgabe gemacht, in meinen franzöſiſchen Arbeiten ſie zum Thema zu nehmen, ich bin zufrieden, da ich vorwärts komme

auf einem Feld, wo alles auf feſten tiefen Begriff ankommt, wo das Echte, das Göttliche bloß ein vernünftiger Schluß iſt, wo ich glaube, weil die Glaubensartikel ſeelenerziehende Argumente ſind.

Wo aber die Sündenregiſter wie eine elende Hühnerleiter an die Himmelspforte angelehnt ſind, da mag ich keinen Verſuch machen, mich zu bilden, mich zu beſſern, ſoll ich da von Stufe zu Stufe hüpfen wie ein Hühnchen, damit es auf die Stange zu ſitzen komme neben den Hahn? — Nein! Auf mein' Seel' in einem Flug. Über die Sündenregiſter hinaus wie die Verheißungen der Himmliſchen. Sind die Seligen ſelig geworden, ſo laſſe ſie mit ihresgleichen, ſchmeichle nicht wie ein Schmarotzer um ſie herum, daß Du auch gern wölleſt vom Himmelsbrot eſſen. Ich aber ſag' mir, kannſt Du nicht lernen entbehren? Grad' das, wonach alle verlangen? — Kannſt Du nicht lieber wollen, daß die andern ſelig werden, die ſo ſehnlich darum bitten und ſeufzen, da Du doch gar nicht danach ſeufzen kannſt? — Dies Seufzen, Flehen und Ringen nach Seligwerden macht mich mitleidsvoll, hätt' ich, was ſie fordern, ich gäb's ohne Bedingung! Aber wer kann's haben? — Wer kann den Anſtrich des Himmels dem Unſinn geben, in den hinein allen ſo ſehr verlangt. — Wer kann das machen, daß Unſinn immerdar ein Quell erneuerter Freuden ſei? — Gott nicht, denn ſonſt würde er gewiß nicht anſtehen, den Seligkeitverlangenden die Himmelstore weit aufzuſperren und wie die alten Nönnchen in Fritzlar uns immer die himmliſchen Freuden gleich einem Tanzboden beſchrieben, nur viel ſchöner als ſie es beſchreiben

könnten, so würde er die Musikanten drauf losschmettern lassen und erquickende Himmelsspeise in Fülle lassen herabregnen. Ach, er könnte froh sein, wenn noch Menschen wären, die solchen Genüssen möchten sich hingeben. — Eine unschuldvolle Energie der Unersättlichkeit, ist die möglich? — Ich war immer schon satt von der Beschreibung des Himmels. Ein unaufhörlich Preisen und Lobsingen — damit fing's an. Ich sang auch gern, aber nicht Kirchenlieder; ich sang, um mein jubelnd Herz auszuströmen, das zum Tanz geneigt war, von einem innern Lebenstakt frisch bewegt, meine Entschlüsse waren rasch und sind es noch, das heißt, ich entschließe mich. — Zu was? — Ei davon ist gar nicht die Rede! Der Entschluß! Ein freudiges Durchrauschen aller Lebensadern! — Ein freies Auftreten auf den gottgeschaffnen Boden der Erde, überallhin blitzen meine klugen Augen und jagen die Nachtvögel aus ihrem Versteck. Was sind Dinge, zu denen wir uns einen Entschluß erkümmern, im heimlichen Rat unsicherer Begriffe, feiger Moral, verschrobner Lebensansichten und noch gar heimlicher Schwächen und eigensüchtiger Begierden hin- und hergeworfen. Ein solcher Entschluß? Wo blieb die Energie, ihn zu tragen? — Nein! Entschluß — tief in mich hinein fühl' ich: — er ist der Mut, frei zu schweben über aller Gemeinheit. — Dinge, zu denen wir uns entschließen müssen, die sind nicht. Wir schauen den einzigen Gott an in uns; er durchfährt elektrisch uns die Glieder; das ist Entschluß. Verstehen wir uns, lieber Clemens? — Mein alter Magnetiseur würde das verstanden haben, es sind seine Antworten auf

meine Fragen, es ſind aber freilich keine Antworten auf Deine Forderungen an mich, — ich weiß, was Du mit Recht mir vorwirfſt! — „Und doch könne ich keinen Willen mir erkämpfen, ruhig und einfach die Entwickelung meiner Talente zu betreiben.“ Ach ich weiß ja, daß ich mich ſchämen muß, jeder blaue Berg wirft mir das vor, er ſagt: „Ich ſtehe reiner und edler da als Du!“ — Mich befällt auch oft eine tiefe Melancholie über mein Nichts. — Was kann ich dafür? — Die Sünden der Welt haben auch mir den Boden abgegraben. Was iſt das, wenn die friſche kraftvolle Erde, die den Baum nährt, ihm geraubt wird, und er ſoll zwiſchen kalten Steinen Nahrung hinaufſaugen in den Gipfel! — Ach, der Bach ſelbſt muß traurig hinſickern über ſeine entblößten Wurzeln. — So viel Lebensanſicht hab' ich mir erworben in dieſen Verhandlungen über Freiheit und Lebensrechte, daß ich weiß, daß dies die Sünde iſt der Welt, für die iſt der Gott geſtorben, das glaub' ich, das weiß ich, aber ſoll er auferſtehen, ſo muß dieſe Sünde getilgt ſein durch ſeine Auferſtehung.

Ich fürchte mich vor Dir das auszuſprechen, doch iſt's die Mitte meines Denkens. Die unverſtändlichen Aufſätze von mir, die Du mit ſoviel Neugierde ſtudierteſt, ſie ſind Funken und glühende Aſche von dieſem Herd, deſſen Flamme manchmal hell aufleuchtet; ein ewiges Menſchwerden des Geiſtes durchbricht alles ſinnliche Bedürfnis und wirft es nieder und ſteht aufrecht über ihm, und ja, das iſt's, was ich Entſchluß nenne, zu ſein und zu werden, ob ich's verſtehe oder nicht. Rechenſchaft geben? — Warum? Die Geiſtesauferſtehung ſelbſt iſt Rechenſchaft allem Unſinn, der

aber ſie verwirft. Laß den Geiſt werden und ſeine großen Zauberkräfte werden über dieſes Fordern nach Rechenſchaft über Höllenbrodem und Fegefeuer ſanft hinüberwallen, und Satzung und Glaubensartikel, ſie reichen nicht an ſeine Region, und wenn ſie auch noch ſo große Staubwolken aufregen unter den Menſchen.

Ich wollte Dir ja vom Kloſter ſchreiben, ich wollte Dich überraſchen mit der Erzählung dieſer einförmigen Tage, wo viel träumeriſche Knöſpchen auf feinen Stielchen rankten! — Aber da laſſ' ich mich überraſchen vom Schauder über das Gewöhnliche, was die ganze Welt zum Narrenhaus umwandelt. O, Ihr Bienen alle, die Ihr mich umſummt habt im Kloſtergarten. Ihr Nelken- und Lavendelbeete, die Ihr mich gedeckt habt mit Euern Düften. Ach, es iſt Winter in mir, und der Schnee der Weisheit deckt die Erde. O Erde, laß den Frühling wieder treiben, halte den Atem nicht länger an, hauch' deinen ſüßen Duft aus, er genügt mir ſtatt Paradieſesfreuden. Willſt du deine Gräſer herauslaſſen und deinen Bächen freien Lauf, Erde, dann küſſ' ich dich und ſchenke dir meine Seele.

Das heißt, das Unterhandlen mit dem Himmel bin ich ganz müde. Das heißt wieder: alles iſt zwar in Richtigkeit und an der Tafel angekreidet. Ach käm' nur einer und löſchte mit dem Schwamm das ganze Fazit aus, dann wär' noch Hoffnung, daß die Natur im Menſchen wieder aufwachte.

Deine Schweſter Bettine.

Liebes Kind!

Ich fühle mich in eine ganz wunderliche Lage hineingeſchoben durch Deine ausgreifenden und wieder tief im Lebensſchacht herumwühlenden Mitteilungen. Oft iſt mir, als ſtehe ich auf einem vulkaniſchen Boden, wo die verwitterte Lava von der ſchaffenden Natur üppig begrünt hervorbricht in Flammen und verzehrt es wieder. Und hier und da liegen Brandſtätten unter dem ewig blauen Himmel. Was nützt mein guter Wille, meine Stimme, mein Wort. Wie könnte das dieſen Boden erſchüttern, in dem ein innerliches Wirken verborgne Wege ſchleicht und dann jeder Gewalt unerreichbar plötzlich das begonnene Gepflegte zerſtörend aufflammt. — Weißt Du, was Du ſprichſt? — Nein! Denn ich kann Dir den Mut nicht zutrauen, Dich Nationen und Jahrtauſenden gegenüberzuſtellen und denen Hohn zu ſprechen. Das tuſt Du aber, blind wie Du biſt, ſpringſt Du über Abgründe, und immer glücklich fühlſt Du den Boden unter Deinen Füßen. Man ſagt, der Blitz erſchlage keinen Schlafenden, drum ſoll man während dem Gewitter keinen Schlafenden ſtören. Ich frage mich, ob Du ſchläfſt, ob Du träumſt, und dann mein' ich, das Gewitter biſt Du ſelber; es rollen Ideen donnernd in Deinem Geiſt, die aneinander zerſchmettern; und vor meinen Augen ſinkt in die tiefſte Spalte, die plötzlich gähnt, was eben noch meine Hoffnung war, was ich mit demſelben ſüßen Willen hütete, wie Du Deine Blumen und Kräuter. Deine unverſtändlichen Aufſätze, wie Du ſagſt, ſeien die glühende ſinkende Aſche und ausfahrenden Funken von dem Herd, auf dem der erwachende Geiſt ſich ſeiner

Unverſtändlichkeit entbindet. Einmal will ich mich vor Dir ausſprechen darüber, ſollte ich mich irren, ſo ſage mir es. Ich war bis jetzt noch immer ſo ſehr der einzige Geſichtspunkt, nach dem Du mit inniger Begierde hinſahſt, in dem das meiſte um Dich her nicht das war, was den Geiſt auf eine würdige Art feſſeln kann. Deine Aufſätze, teilweiſe auch Deine Briefe, ſtellen daher oft mehr Selbſtgeſpräche vor, oder eine Art Gebete, in denen der Gedanke ſich ſelbſt lieben und würdigen lehrt und in einer ſehnſuchtsvollen Andacht verweilt. Dieſe Andacht iſt von allen Geſichtspunkten heilig und unverletzlich, da ſie allein das Erwachen eines trefflichen Menſchen verkündigen kann; ſie liegt über der Bildung wie alle Gottesverehrung als die erſte Poeſie des Menſchen; ſie iſt die Morgenröte vor dem geſchäftigen Tag, der Frühling und das Kindliche in dem Fortſchreiten jeder Art von Leben überhaupt; ſo ſchienen Deine Briefe und Ergießungen bisher mir auch nur die erſte ſchöne reflektierende Bewegung Deines Erwachens in der lieben Welt, und Dein Gefühl, Deine Rührung und Dein Gott ſind eins und dasſelbe darin; ein Morgengebet eines an ſich frommen Menſchen, den man nicht grade dazu angehalten hat. Wollteſt Du meinen, in Deinen Briefen ſpräche bloß Deine Liebe, Dein antwortender Geiſt zu mir, ſo täuſcheſt Du Dich, ſie ſind Deine Liebe zu allem, ſo wie es Dein reflektierender Geiſt über alles und in allem iſt, den Du mir anvertrauſt; Du kannſt nicht zweiflen, daß ſie mir daher das höchſte lebendige Intereſſe umfaſſen, und daß Deine Geiſtesanlagen mir ebenſo heilig ſind, als es mir rührend iſt,

daß Du ſie mir anvertrauſt; warum ich alſo wünſchte, daß Du die Kette dieſer reizenden Lebensaufregungen nicht unterbrechen mögeſt, das erweiſt ſich von ſelbſt, da es aber ebenſo unmöglich als unnatürlich ſein würde, ewig oder ſehr oft in dieſer Rührung zu verweilen, ja am End komiſch und dann gar ſchändlich werden könnte. Es gibt ſolche Epochen in der Geſchichte, wo dasſelbe im großen geſchah. Dieſe Epochen bildeten ihre Krankheitsſtoffe aus, als die Andacht nicht mehr im einzelnen Menſchen vor dem Verſtand ſicher war und daher allgemeine Religionen hervorkamen, dann als gar keine Andacht mehr da war und eine Menge Religionszeremonien ihre Stelle vertraten, das war komiſch, und da die Religion als Mittel zu ſchlechteren Zwecken gebraucht ward, das war ſchändlich, denn ſie iſt die Krone alles Lebens und die einzige Ruhe in uns, die jede einzelne Bildung krönt, und indem ſie über alles Ungebildete bloß Zufällige erhebt, dieſelbe dem ganzen Daſein, Gott und uns zugeſellt. Dieſe Andacht alſo, die Liebe, die Du in Deinen früheren Aufſätzen ausſprichſt, oder auch Deine Sehnſucht überhaupt, zu bilden und gebildet zu werden, kann nur wie der Morgen jeden Tag einmal und wie der Frühling jedes Jahr einmal und wie die erſte kindiſche Poeſie jeder Völkerbildung in dem Volke nur einmal erſcheinen und ſo ins Unendliche in dieſem Zirkel rückwärts und vorwärts in engeren und weiteren Kreiſen, und es wäre daher komiſch oder ſchändlich, Dich dazu zu zwingen oder zu verſtellen, das erſte wär' komiſch und das zweite ſchändlich. Du ſchreibſt alſo bloß, wenn ich Dich durch einen Brief, der Dich

an das Beſſere erinnert, in Deinem Geiſt aufrühre. — Aber kennte ich Dich nicht beſſer, müßte ich dann nicht glauben, Du ließeſt es bei dieſer bloßen Andacht bewenden, und auf das gerührte Gefühl des Erweckten in Dir folge keine Arbeit, kein Streben? Beinah' willſt Du mir's weismachen! — Darum hab' ich Dich aufgefordert, Gedanken, Geſchichten, Begebenheiten, Fragen, Meinungen uſw. niederzuſchreiben, damit Du mir ohne Anſtrengung ſchreiben könneſt und Dich nicht dazu erſt zu ſtimmen brauchſt, es war mein Wunſch, denn ich ſelbſt lerne durch Dich mich ausſprechen. Wie ſchön ſind Deine letzten Briefe davon erfüllt, wie wahr und warm Deine Reminiszenzen aus den Kinderjahren, wie tief Dein Gedächtnis noch aus Deinem erſten und zweiten Lebensjahr. Liebſte Bettine, bedenk' Dich doch, daß ſolche Eigenſchaften von der Natur als köſtlichſtes Lebensgeſchenk in die Seele geprägt ſind, daß es feinſte Organiſation des Geiſteslebens iſt, ſo ſchreiben zu können. Vielleicht ſag' ich manches in meinen Briefen, was Dich ſtört, laß es ungeſagt ſein. Überhaupt nähre das Vertrauen, denk', Du ſprichſt auf der Höhe auf freien Bergen oder im tiefen Wald, wo nur die Natur Dich auffordert zum Sprechen, nicht der verblendete Menſch, der vielleicht eigenſinnig. Oft erſchreckt es mich, und es kommt mir vor, als wär' Dein Gefühl und Dein durch dies Gefühl gebildeter kühner Wille lange wie eingeſperrt geweſen und bräche nun ſo ſtolz und unbändig hervor, ſo berührte mich eben ein großer Teil Deines letzten Briefes; ich habe mich gefragt, ob ich durch Äußerungen Deinen eigentümlichen Wendungen in den

Weg getreten sei, und beinah' glaube ich's, denn auch in diesem Augenblick fühle ich, wir stimmen nicht ineinander.

Ich wollte Dir noch mehr schreiben, aber eben erhalte ich einen Brief von Leonhardi, er habe Dich zweimal gesehen, und wenn die Zeit schöner werde, wolle er öfter nach Offenbach kommen; ich finde das nicht weiter sehr wünschenswert, weil unbedeutende Menschen oft einen Einfluß haben, eben weil sie das Bedeutende aufheben, ich habe jedoch nichts weiter zu erinnern als dem Leonhardi doch nur höchstens scherzend zu begegnen, auf andern Wegen würdest Du ins Philistertum geraten, denn er ist ein hypochondrischer Mensch, der sich leicht einbilden kann, er sei dies oder jenes und müsse Dich wärmen oder schützen oder Dir Weltansichten eröffnen, ein solches Pfuscherwesen lasse Dir nicht in den Weg treten. Er hat Bücher und kann Dir die geben, die ich will. Sei stolz und lasse Deine Einsamkeit Dich nicht verführen, Deine Zeit an Menschen zu verlieren, von denen Du nichts gewinnst.

Dein Clemens.

Du sollst einem meiner Freunde, der Dich bittet, den ich und viele für den einfachsten, genialischsten Menschen seiner Zeit halten, ein kleines Geschenk machen, stricke, nähe irgend etwas; es ist Ritter, der Naturphilosoph, der Freund der Gachet, denke was Hübsches aus, sage niemand, für wen.

Liebe Bettine!

Du schreibst mir nicht, dies martervolle Schweigen ertrage ich nun sechs Wochen. Dein letzter Brief erregte

mir Zweifel, die mich ungeduldig auf den folgenden machten, ich ſchrieb Dir in einer ganz entgegengeſetzten Empfindung, wollte Dir ſagen, daß die Baſis alles ſittlichen Gefühls nicht Stimmung, ſondern Wahrheit ſei, daß die Wahrheit wieder nur echte Religion ſein könne, daß aus dieſer kein lügenhafter, ſondern ein ganz echter Bildungstrieb nur hervorgehe, der in jeder Handlung, in jeder Äußerung den ganz reinen Menſchen darſtelle; daß eben nur dieſer Menſch allein wirkungsfähig ſei, das wollte ich Dir ſagen, ich wollte Dir aber nichts ſagen, was Mißtrauen gegen Dich beweiſe; was iſt das nun, daß Du ſchweigſt? Ach wollteſt Du mir doch nur einige Hilfe leiſten, ſo würde mir das eine Erholung ſein, woran ich jetzt verzweifle, nämlich den Wegen nachzuſpüren, die ſich Deinem höheren Intereſſe anfügen. Deine Briefe ſind ja doch keine Kunſtarbeit? — Oder kannſt Du ſie nur in gewiſſen Stimmungen hervorbringen? Da doch ſo vieles darin ſich noch ganz unenthüllt zeigt, vieles nur ahnungsweiſe anregt. Wie kommt's, daß dies alles Dich auch nicht reizt, es noch ferner in Dir zu beſchauen und mir mitzuteilen? Es iſt etwas ſehr Vortreffliches und Seltnes, Briefe zu ſchreiben, die bloß die Geſchichte des Herzens zum Gegenſtand haben, ohne zu lügen. Ich will hier dies näher auseinanderſetzen. Der gebildete Menſch oder der empfindendere lebt ein doppeltes Leben, er lebt das geſellige praktiſche Leben ſeines Standes, ſeiner Familie, und lebt das Leben ſeines Geiſtes, ſeiner Begriffe, ſeiner Empfindungen. Jenes Leben iſt gebunden und beſtimmt durch ſeine Umgebung und den Punkt, auf den er in der bürgerlichen

Welt geſtellt iſt; dieſes aber hat das Univerſum, die Natur, und das eigne Gemüt zum Gegenſtand, inſofern es frei in ſich ſelbſt fortbildet, ohne daß das praktiſche Leben des Menſchen darauf einwirke. Beides zuſammen bildet ſeine Geſchichte, die (wie ſich dieſe beiden Leben in ihm mehr oder weniger beſtimmen, aufheben oder durchdringen, oder gegenſeitig erhöhen), die Geſchichte eines ſchwankenden, einſeitigen, geſchloſſenen oder ewig fortſtrebenden Gemütes iſt. — Die Berührung des höheren Lebens in uns, mit dem Leben, welches durch die Umſtände hervorgebracht wird, bildet die Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit unſerer Lage, unſre Zufriedenheit, unſer Gedeihen, was jedem Geſchöpf das Klima und der Boden iſt. Aber alles kann ein Umſtand dieſes Lebens werden, auch was ſonſt kein Umſtand iſt; die Geſchichte eines andern Menſchen. Inſofern nun dieſe mit unſerm höheren oder bürgerlichen Leben in Berührung kommt, bildet ſich uns der Mitbürger, der Genoſſe, der Nachbar, und bei totaler Berührung, der Freund. Dieſer kann, ewig fortſchreitend, in höherer Annährung endlich ſich beinah' mit uns durchdringen; dies nenne ich das Anziehen, Erfaſſen, es wird endlich zum Bedürfen. Denn es geht von der einen Seite die nämliche Tätigkeit aus wie von der andern und wird endlich geiſtige Lebensforderung. Und hier, wo vier Arme offen ſind, entſteht die Umarmung, der Bund, und dann die Trennung mit Einverſtändnis in einem dritten, das Ziel. Endlich aber das Wiederfinden, wenn jeder ſeinen halben Zirkel durchlaufen hat. Das Leben iſt zwiſchen zweien vollendet; jeder hat das Seine im

Sinne des andern errungen; ſie haben ſich im Mute verwechſelt, im Streben getrennt und durchdringen ſich nun im Errungnen, in der Ruhe des Bewußtſeins, das Ziel. Von hier aus geht ein neuer Abſchnitt der geiſtigen Lebensgeſchichte an, dieſe Ruhe, dies errungne Ziel iſt der ſtille Punkt eines erhöhten Werdens, denn die Verzweigungen geiſtiger Verhältniſſe gehen ins Unendliche, ſie ſind der wahre Sakontalabaum, der Blüte und Früchte zugleich trägt. Und das beglückt ja ſo unendlich in der Freundſchaft, daß der junge Blütenbaum, noch ganz innerlich beſchäftigt mit dem Treiben ſeiner Blüte, bewußtlos die Nahrung reift für den Geiſt, der auf ihn angewieſen iſt. Bei dieſer Gelegenheit ſage ich Dir, daß ich dies ſchöne Buch, die Sakontala, für Dich beſtellt habe; Du mußt ſie in wenig Tagen erhalten. Ich wollte ſie Dir erſt mitbringen, um ſie vielleicht mit Dir zuſammen zu leſen; aber wenn wir beieinander ſind, da iſt ja immer Blumenzeit, und da findet ſich ſo manche Blume am Weg, die wir ſpielend betrachten, daß wir zu keiner Beſchäftigung und zu keinem ernſten Reſultat kommen. Die Sakontala ſoll ein ſolches Reſultat in Dir bilden. Was an andern Menſchen als vorüberſtreifender Genuß auch nur eine äußere Bildung bewirkt, das faßt in dieſem Freundſchaftklima Wurzel und wird ſelbſtſtrebender Geiſt.

Ich habe Dir hier in der Berührung mit dem Freunde die Geſchichte jeder Berührung mit dem Lebendigen erzählt, deren Bedingung die Wahrheit iſt, wenn ſie nicht das elendeſte Verderben in uns hervorbringen ſoll, denn alle Trauer, alle Unzufriedenheit iſt eine

Folge der Lüge; nicht grade der Lüge in uns, ſondern der Lüge an ſich. Eine Anſicht, die wir von jeher, durch uns und andre, durch Unerfahrenheit, durch das, was noch nicht ergründet iſt, haben, iſt Lüge an ſich; — und fähig ſein, heißt daher nichts als Anlage zur Wahrheit haben; ſich bilden, heißt dieſe Fähigkeit verſtärken; gebildet ſein aber heißt, in uns die Möglichkeit zur Annahme aller Wahrheit hervorgebracht zu haben. Dann tritt das Wiſſen ein oder die wirkliche Beſitznehmung von der Wahrheit; dieſe iſt unendlich wie die Wahrheit. Es ſind daher alle Menſchen fähig. — Viele bilden ſich, wenige ſind gebildet, und zählbar ſind die, welche wiſſen. Das eigentliche Verderben aber iſt die Wiedervernichtung des Erbauten, des Gewußten, deſſen, was einmal in unſerm Beſitz iſt, iſt die Zerſtörung unſrer geiſtigen Geſundheit durch alle Art von Mißbrauch, und endlich die ſchändlichſte aller Arten der Schändung, die Lüge in uns, die wir um ſo leichter herrſchen laſſen, als wir meiſtens in der Trägheit die Selbſtbetrachtung verabſäumen und keinen Begriff von der Wahrheit haben, in dieſem Falle nun ſind die meiſten Menſchen, auch viele, die ſich zu bilden ſcheinen, denen aber die Bildung nicht eine Verſtärkung ihrer Anlage zur Wahrheit, ſondern ein Amüſement wird, ihre Unfähigkeit zur Wahrheit zu entlangweilen, oder die Vorwürfe der Lüge in ſich zu erſticken. Solche gebildete Lügner ſind die miſerabelſten, denn ihre Lüge hat eine Art von Arm und Bein und ſcheint lebendig, um ſie noch dichter zu umſchlingen, ſie fürchten ſich auch meiſtens vor jedem Zuwachs ihrer Bildung wie vor einem neuen Schlangenkopf und wiſſen ſie ſehr

viel, ſo platzen ſie vor Dünkel und Anerkanntheit, die letzte Gattung iſt der Keim aller Hoffart. — Wir können auch gewiſſermaßen unſchuldig, aber doch nicht ohne die verdiente Beſchädigung der Affektation, in die Lüge fallen, und zwar auf folgende Art. Da Konſequenz oder ein vernünftiges Auseinanderfließen der Handlung, das wir ſelbſt beherrſchen, eine einzelne Tugend ſcheint, ſo will man ſie gern im einzelnen ausüben und lügt, wenn man zugleich zwei oder dreierlei verſchiedene Arten von Konſequenzen auszuüben glaubt, grade auf ebenſoviel verſchiedene Arten. In dieſer Lüge iſt Schmeichelei, Heuchelei, ja ſogar eine gewiſſe Gattung von Höflichkeit zu Haus, der man ſich oft mit Fleiß nicht enthalten darf. Es iſt aber ſehr lächerlich, indem man ſeine Wahrheit aufopfert, konſequent ſein zu wollen, da dieſe beide eins ſind. — Man hört oft: „Dieſer und jener Menſch hat keinen Charakter, er bleibt ſich nicht gleich." — Und in dieſer Rede iſt doch nichts geſagt, als daß dieſer Menſch uns nicht in chronologiſcher Ordnung eine gewiſſe Anzahl ähnlicher Empfindungen zuſammengelogen hat. — Oder hat er nicht gelogen, ſondern iſt wirklich ein ſolcher Roſenkranz, der aus denſelben Gebeten beſteht, und den man ſchlafend beten kann: „Dieſer Menſch iſt nicht kommod, um ihn gelegenheitlich zu beurteilen, um von ihm zu ſagen, er iſt ein hübſcher, grader, krummer, kleiner oder magrer Mann." Der wahre Menſch, der ſich hingibt in der Freundſchaft, klaubt nicht eine gewiſſe Partie ſeiner Erſcheinung heraus, er gibt ſich immer mit der ganzen Lebensſumme grade ſo ausgedehnt hin, daß er den Augenblick der

Hingabe erfüllt. Das, was man Charakter nennt, kann daher nur durch die größte Menge ähnlicher Züge im Menſchen begriffen werden und iſt nur merkwürdig im Begeiſterten als die Geſtalt des Schattens, die ſeine Bewegung nach irgendeinem Lichtlauf ſein Gemüt zurückwirft, und im bloß erwerbenden Menſchen als die Geſtalt ſeiner Beſchränkung, aus denen man, wie aus den Schatten, welche die Weltkörper aufeinander werfen, aſtronomiſche Schlüſſe auf die Geſtalt, Lage und Durchkreuzung der Sphären, ihre Bildung, ihren Stillſtand oder ihre Bewegung machen kann. Es gibt aber noch einen andern Geſichtspunkt für das Intereſſe, das man an einem Charakter haben kann, und obſchon er nicht hierher gehört, wo ich nun vom Umgange (Verkehr untereinander) rede, ſo will ich, um einem ſchiefen Einwurfe vorzubeugen, doch etwas davon ſagen.

Der Charakter kann allgemein merkwürdig ſein, wenn man ihn als Kritiker betrachtet, dies iſt die Betrachtung, deren jeder Charakter als Kunſtwerk würdig iſt; es ſei nun, daß ich wirklich den Charakter einer gedichteten Perſon oder wirklich eines lebenden Menſchen wie ein Produkt ſeines Lebens, als Kunſtprodukt der dichtenden Natur anſchaue. Sich zu dieſer Anſicht erheben zu können, erfordert einen ſehr hohen Standpunkt, denn man muß ſich dann zur ganzen Poeſie — Schöpfungskraft der Natur — wie der Kritiker zum Dichter verhalten; und hier wird mehr erfordert, als nach den geſchriebenen Geſetzen einer gewiſſen Kunſtſchule dem freien lebendigen Gedicht die Bruſt aufzuſchneiden, um noch minutenlang zeigen zu können, wie ihm das Herz ſchlägt. —

Die Konſequenz aber, welche etwas wert iſt, ja allein den Wert des Menſchen beſtimmt, iſt eine muſikaliſche, ſie iſt Harmonie im weiteſten Sinne und wird, inſofern er mehr oder weniger das ganze Leben berührt, mehr oder weniger Tonarten und Modulationen umfaſſet, doch immer nur in harmoniſchen Übergängen wechſeln. Inſofern er nun bloß das Thema der ganzen Muſik iſt, iſt ſein Gang aus ſich ſelbſt und kann er einen Charakter haben, aber inſofern er die Harmonie des Ganzen mitbegründet, hat er nur den Charakter ſeines Inſtruments; ſein Leben aber iſt ohne Charakter, bloß ein Teil der ganzen Harmonie. Von dieſer Konſequenz der Harmonie kann aber nur die Rede ſein bei umfaſſendern Menſchen, denn, um harmoniſch zu werden, muß man ſchon eine gewiſſe Anzahl von Tönen umfaſſen, und iſt hier die Rede nicht von jener Gattung, die nur inſofern leben als ihrer etliche Tauſend wohl, wenn ſie zuſammentreten, ebenſo leicht alle zu einem tüchtigen Menſchen gehörigen Eigenſchaften als eine vollſtändige Kriegskontribution zuſammenbringen könnten. Hieher gehören alle Menſchen, welche ihrem Stande Mittel ſind und ſich nicht über ihn erheben, welche nur halb leben, wie ich oben anführte, nur das praktiſche Leben haben und daher nie biographiſche Perſonen werden können, man müßte dann als Kunſtprodukt einen einzelnen betrachten, nicht um *ihn*, ſondern bloß um die Umſtände ſeiner Zeit an ihm zu erlernen, denn dieſe Leute ſind unglücklich genug, nichts als *ihre Umſtände* zu ſein, deswegen ſind ſie doch ebenſowenig verächtlich als die *Irokeſen*, obſchon weniger merkwürdig. Sie ſind die Beſitzer des

zeitlichen Lebens und werden auch bei der größten Frömmigkeit nie selig werden, da der Himmel nicht zukünftig, sondern von jeher und ewig ist und in nichts anderm besteht als in dem Verstehen und Besitzen der Harmonie. Wir erwerben durch Tugend den Himmel, wir erringen durch Fleiß die Kunst, wir lernen durch Harmonie die Musik, wir gebären sie endlich selbst in leichter, ewig voller und ergossner und empfangener Lust des ewigen Lebens, das ist gleichbedeutend. Jene aber sind weit entfernt hievon und verhalten sich, wie das gebogne Holz, das noch am Stamme grünt oder dorrt, zur schön geschwungenen Mutter der Töne und der Lieder — der Lyra im Arme des Sonnengottes. Aber auch der wilde Wald rauscht und grünt und ist lieblich oder mächtig, wenn ihn ein empfindend Gemüt begreift, aber er ist nichts ohne dieses. Hier trennt sich der Weg, und ich sage Dir, wo es recht ist, jene Menschen zu vergessen, und wo es recht ist, sie nicht zu verachten: wo Du mit dem Höchsten an sich, mit dem Geiste das Wesen des Geistes betrachtest, wo Du betest oder dichtest oder liebst, sollst Du jener vergessen und ständest Du unter ihnen; denn man soll auch im Haine Gott anbeten und die Bäume vergessen. Betrachtest Du aber die Welt historisch, so darfst Du sie ebensowenig verachten, um nicht in lächerliche Sentimentalität zu fallen, als der ins Lächerliche hineinfallen wird, der einen Acker verachtet, auf dem die Mäuse ihre Kornspeicher haben. Nur auf einem Punkte ihrer Erscheinung können sie mehr lächerlich als verächtlich — doch, wenn es etwas lange dauert, etwas fatal werden. Es ist dies der

Fall, wenn ſie ſich auf Augenblicke emporheben, wenn ſie von Bildung reden und Geſchmack haben wollen, beſonders erſcheint dies in den Menſchengattungen, in denen das praktiſche Leben am kondenſierteſten iſt, die nur eine Berührung mit dem Außern kennen, die nichts wollen als brauchen, die den Geſchmack, um ihn zu brauchen, zur Mode herabſchänden und ſogar auch manchmal jenes zweite Leben, das ſie nicht haben, brauchen und es zur lächerlichſten Grimaſſe herabwürdigen, bis ein ſolcher das ſchimpft, was er nicht kennt, und verliebter, dürſtender zu ſeinem praktiſchen Leben zurückkehrt. Auffallend iſt es zu bemerken, wie er immer zu triumphieren ſcheint, und wie dieſer ſcheinbare Sieg manchen an dem Kampf nach dem Vortrefflichen erlahmen macht, der ſich dann in den Sold begibt, der für kein Vaterland und keinen Himmel ſtreitet, der nur kümmerlich das Leben erwirbt und keinen Himmel. Doch ſcheint er dies nur, und ſo ſehr uns oft der unwillige Ausruf gerecht ſcheint, die Kunſt gehe betteln und die Dummheit graſe, ſo halte ich ihn doch für die Erfindung einer ſehr gemeinen Anſicht, und er hat ſich auch ſchon als ſolche charakteriſiert, da er nun ſchon ein Gemeinplatz geworden iſt. Die Kunſt geht nie betteln, wohl aber der Künſtler, würde Kotzebue ſagen, um aus ſeinem Reichtum zu beweiſen, daß er kein Künſtler iſt. Wenn die Kunſt betteln geht, iſt es meiſtens nur ein Beweis, daß ſie arm iſt, denn die wahre Kunſt beherrſcht alles und öffnet alle Schätze, der ſelbſtiſche Künſtler aber, der aus Kaprize oder Unkenntnis nur für ſich ſelbſt dichtet, er mag darben und muß gern darben, um nicht erbärmlich zu ſein.

Nun aber haben wir jetzt keine allgemeine Kunst und ist bloß eine Zeit des Krieges in der Bildung, drum gehn viele Künstler arm herum mit ihrem Reichtum, und mit Recht mögen jene keine Leute machen, die nur aus Bosheit, Unsitte und für kein Vaterland mitstreiten. Es ist eine wahre und sehr würdige Reflexion, daß die Welt keine moralische Anstalt ist, wo ein Geschöpf das andre aufmuntern soll, so daß gleichsam der Elefant dem Esel nichts als ein gut Beispiel sei, ein Elefant zu werden, und so fort; denn die Progression geht nicht auf Erden, im Leibe — sie geht im Geiste vor. Auch geht die Bildung nicht seitwärts oder der Quere, sie geht in die Höhe anbetend und in die Tiefe forschend. Jedes Geschöpf ist als Kompositum beschränkt und als vollkommen mehr oder weniger frei; in es selbst aber ist sein Geist gesetzt, der, insofern er nur empfindet, als er nur in sich selbst ist, sich selbst als den Mittelpunkt des Ganzen betrachtet. So ist der Dünkel jedes Standes zu entschuldigen; aber dem ganz freien, gebildeten Menschen ist die stille Betrachtung erlaubt, den bloß praktischen Menschen zu verachten; wenn er spricht: „Ich triumphiere" — denn triumphiert ein geboren Tauber, der geigen will, aus Mode, und die Geige in den Ofen steckt, mit den Worten: „Ist es nicht viel edler, Tabak zu spinnen und zu rappieren, da habe ich doch was für meine Nase, ich weiß nicht, was die Leute an dem Kolophonium riechen."

In eben diesen Fehler verfallen alle Menschen, die sich krankhaft oder aus Trägheit zum Bessern zu erheben ausgeben und ebenso nur die Empfindung,

Bildung oder Kunſt brauchen, ihre Lumpen mit zu flicken; ſie geben die ſchändlichſten Blößen und werden meiſtens ſehr verächtlich; dies iſt ſehr häufig bei den Weibern der Fall, die nach der bürgerlichen Ordnung, die jetzt ſehr in Verfall iſt, nichts als die Repräſentanten der erbärmlichen Bildung, die eigentlich das künſtleriſche Perſonale des praktiſchen Standes geworden ſind. Ich wollte, hätte ich Zeit, leicht beweiſen, daß alles Übel, häusliches und körperliches und geiſtiges, bloß durch das dumme Beſtreben nach Geſchmack, der Tochter der Verachtung der Künſte, entſtanden iſt. Ich verſtehe hier bloß das Verderben der Töchter, worüber von Familienvätern und ältern Brüdern, ja oft von den Verderbern ſelbſt geklagt wird, und ich will gerne als Märtyrer für die Ausſage ſterben: kein treuer und unſchuldiger Greis und Vater kann würdigere Tränen weinen, als um den Untergang der Religion; — ſo ganz, was der kräftige unſchuldige gemeine Mann Religion nennt, nicht das neue Wort. Die Weiber oder Mädchen, ſagte ich, ſind die kränkſten an dieſer Afterbildung, ihre krankhafte unbefriedigte Laune iſt Empfindung, ihr Fieber Begeiſterung, ihre Sittenloſigkeit wird Philoſophie. Ich ſagte, ſie bedeckten ihre Lumpen mit Bildung, und ſetze hinzu, daß ſie dadurch meiſt ſehr lächerlich werden, indem ſie nur entblößen, was ſie bedecken wollen. Die Bildung iſt nichts als der höhere Glanz der Nacktheit, die die freie Keuſchheit der Schönheit iſt. Nun aber heißt, ſich mit Bildung ausflicken, nichts als die Löcher im Gewand mit einer Laterne beleuchten, denn die Bildung iſt durchſichtig, und um ſo mehr

erſcheinen daher heutzutag' die meiſten gebildeten Mädchen äußerſt miſerabel, als ſie grad' darin die Ausbeſſerung nötig haben, was das Heiligſte des Menſchen iſt, im Verſtande, der Liebe, im Herzen und der Zucht; und ich möchte ſie die Laterne nennen, die die ſchlechten Straßen unſrer Städte nicht ſo erleuchten, daß man ſie ſicher durchwandle, um nicht den Hals zu brechen, nein ſie leuchten nur, damit man dieſen Dreck bewundere, denn dies iſt die Prätenſion dieſer kleinſtädtiſchen Dummheit (ich ſage kleinſtädtiſch auch von Paris in Hinſicht des Univerſums). Laß uns ihnen zum Trotz, meine liebe geſunde Bettine, ihre unſaubere Illumination nicht betrachten und kommen wir darauf zurück, daß alle die Abſcheulichkeiten, die ich Dir hier zeigte, nur Folgen der Lüge ſind, von der ich zu ſprechen ausging, und daß wir deswegen Freunde ſind, weil wir das beſſere Leben unſrer Sitten, unſrer Gefühle, unſres Fleißes in Geſelligkeit hinbringen und mit zu dem großen geheimen Staat der vortrefflichen Menſchen gehören wollen; willſt Du aber hier in dieſem Lande mein Nachbar ſein, ſo darfſt Du mir nicht eine einzelne Art von Reflexion bloß hinſtellen, darfſt nicht allein mir danken, wenn ich Dich grüße, Du mußt ordentlich hübſch mit mir ſchwätzen, denn was ſo mit Deiner Perſon vorgeht, iſt mir meiſt unbekannter und oft wiſſensnötiger, als was mit Deinem Gemüte vorgeht, drum ſchreibe mir jeden Schritt und Tritt von den Menſchen, die mit Dir ſprechen, was Du über dieſen und jenen empfindeſt, was Du plauderſt; denn ich habe mich nicht wenig geärgert, daß Du mir nicht erzähltest, daß Du bei Leonhardi getanzt,

und wie Du dort warſt, daß die vortreffliche Duchaget mit Dir ſprach, die mir ſagt, es ſei Deine Pflicht, mir darüber zu ſchreiben, daß Du lange in Frankfurt warſt, von allem dem nichts? In Deinen Briefen iſt oft ein Ausbruch von Rührung über meine, aber ich will nicht Dich rühren, ich will durchaus, daß Du Dich ſelber rührſt, das heißt, daß Du vor meinen Augen herumſpringſt wie ein junges luſtiges Mädchen; Deine allzugroße Ernſthaftigkeit gegen mich mußt Du Dir nicht ſo ernſt werden laſſen, ſonſt kömmſt Du in Gefahr mich hoch zu ſchätzen, und dann biſt Du auf dem graden Weg des Kindes, das aus beſonderer Achtung gegen den beinernen Löffel nie Selbſteſſen lernt, und am Ende kannſt Du doch nicht immer Brei eſſen, der Menſch iſt ein fleiſchfreſſendes Tier, und da hilft kein Löffel, und das Vorkauen wird ekelhaft. Lebe wohl, ſchreibe, ſonſt ſchreibe ich nicht mehr, oder biſt Du krank, haſt Du alle meine Briefe nicht erhalten, ich verſtehe es nicht. Noch eins, hüte Dich ſehr aufzufallen, ſei oder ſcheine ſtets in der Geſellſchaft lieber dumm als vorlaut und mit dem Händeklatſchen der Toren belohnt, es verführt zu einer miſerablen Selbſtgefälligkeit, die alle Fortſchritte auch bei dem beſten Willen tötet, und kannſt Du es nicht in Dir dahin bringen, ſo vermeide lieber die Menſchen, denn es iſt entſetzlicher, von gemeinen Menſchen für genialiſch als für einen Narren gehalten zu werden, am beſten aber für einen guten ruhigen Menſchen.

Dein Clemens.

Soeben ſchreibt mir die Toni, wie ſie Dich beſucht habe, ſie habe Dich munter und fleißig beſchäftigt

gefunden, aber Du ſeheſt übel aus; wie iſt Dir, liebes Kind, haſt Du Kummer, quält Dich etwas, Du weißt nicht wie mir der Gedanke meine Ruhe nimmt, Du ſeiſt bang und ängſtlich im Innern; ich bitte Dich um alle Liebe, um alles, alles, gieße mir Dein Herz aus.

Dein Clemens.

Drei Briefe haſt Du, dieſen laſſe der Toni leſen, wir müſſen Freunde haben, ſie liebt uns.

An Clemens.

Der verminderte Septakkord hat ſeinen Satz auf dem Leitton des Grundtons.

Kleine 3.

Falſche 5.

Verm. 7. Die erſte Verſetzung auf der Sekunde des Grundtons: Quintſextakkord, die zweite auf der Quart: Terzquartakkord, die dritte auf der Sext iſt der Sekundenakkord.

Ich hätte dies ſollen in mein Studienbuch ſchreiben, ich will Dir nur zeigen, daß ich ſtudiere. Ich kann leichter eine Melodie erfinden als ſie in ihre Urſprünglichkeit auflöſen. Innerlich iſt alles tiefer zu faſſen in der Muſik als ſich ans Geſetz zu halten; dies Geſetz iſt ſo eng, daß der muſikaliſche Geiſt jeden Augenblick es überſchwemmt.

Was mich ſelber bilden ſoll, das muß aus mir auch hervorgehen, drum möchte ich aller Teilnahme ausweichen und allein mit mir fertig werden. Es kommt mir wie Frevel vor, daß ich mich einer Leitung hingebe, die vielleicht das Urſprüngliche in mir verleitet.

So war's mit der Gachet, und was Du über Freundschaft sagst in Deinem Brief, das macht mich flüchten vor ihr. Gäb' es Höhlen und Verberge, in die man sich könnte zurückziehen vor gewissen Gefühlsanrechten, ich würde dahin flüchten. Ich schaudre vor solchen Allgewalten des Daseins, sie erregen die Eifersucht der Eigentümlichkeit; Freundschaft ist aber gewiß eine die höchsten Seelenkräfte verzehrende Schmarotzerpflanze. Ich soll doch mein eigen werden, dies ist doch der Wille meines Ichs, denn sonst wär' ich umsonst; dies eine, was mich eigentümlich aus dem Gesamtsein heraus bildet, das ist der Adel des freien Willens in mir; anders kann ich's nicht ausdrücken. — Sich dem Begriff und Willen eines andern unterwerfen, der auch kein Selbstsein hat — denn sonst würde dieser Wille nicht die Geistesnatur des Freundes zu seinem Herd wählen, sondern in sich selber aufflammen, — das ist Verzichten auf diesen Adel des freien Willens. So steht das in mir fest, daß ich den nicht aufgebe. Die Freundschaft behauptet zwar, die edlere Natur im Freund hervorzurufen; wie aber kann dieser Adel des Willens sich bilden, wenn nicht in sich und durch sich selber? Raubt da die Freundschaft nicht die Kraft der höchsten Tätigkeit dem Freund, der dann nicht mehr den Willen in sich trägt des besonderen Seins? — Die Freundschaft hat ihn ausgelöscht. Held sein ist nicht befreundet sein, Selbstsein ist Held sein; das will ich sein. Wer selbst ist, der muß die Welt bewegen, das will ich. — Dies helle Selbstsein soll nicht verdunkelt werden durch den Schatten der Freundschaft; ich brauch' das nicht, ich kann den

Sonnenbrand vertragen, und Freundschaft ist Brudermord. —

Ich hab' zu fechten mit meinen Gedanken, sie fahren gleich auf und wollen immer recht haben.

Am Generalbaß hab' ich auch meinen Ärger. Ich möchte diese Gevatterschaft von Tonarten in die Luft sprengen, die ihren Vorrang untereinander behaupten, und jeden, der den Fluß der Harmonien beschifft, um den Zoll anhalten. Aber so wahr diese unumstößlichen Ohrengesetze nur verschimmelte Vorurteile sind, die der Genius mit der Ferse von sich stößt, so wahr werden diese Gefühlsanrechte, denen ich drohe, daß sie mir nicht auf den Hals kommen sollen: als Freundschaft, Großmut, Milde, Mitleid (das ist das allerekeligste), Gerechtigkeit, Nachsicht, Ehrgefühl und alle sittlichen und Moraltugenden ein elend Ende nehmen — es sind Vampire, die dies Selbstsein des freien Willens heimlich lüstern auffaugen.

Alle Tugend komme von Gott, steht im Katechismus. Schachert der Gott so mit dem Pfennig des Verdienstes? — Verdienst ist Schimäre, ist Lüge. Das fühlt der freie Geist, und bei ihm wird die reine Kraft nimmer zum Verdienst sich ausmünzen, die man abwägen könne; nein, sie ist das Selbstsein. Wer ist der verdienstlose freie Geist? — Der soll König sein! Von ihm fällt der Verdienst ab, er muß frei sein. Verdienst macht ihn unfrei, denn er muß sich ihm verpfänden. Dies ist aus meinem Tagebuch, worin ich meine Revolutionsgedanken aufschreibe: „Der ist nicht König, der aus Hilfsmitteln der Not das augenblickliche Mögliche benützt, um seine Verdienste

daraus zu bilden. Nur der iſt König, der ganz frei, ganz mächtig dieſen Adel des Willens an ſeiner Zeit ausbildet. — Willkür kann nicht hervorgehen aus dem Adel des freien Willens, ſie iſt zuſammengeſetzt aus unfreier Bildung, die der Egoismus der Klugheit ausgedacht hat. — Und Freundſchaft iſt ein vorbereitender Egoismus jener Bildung, die den Platz des freien Willens ſich angemaßt." — Ich könnte Dir noch mehr aus dieſem Buch abſonderlicher und verwirrlicher Gedanken aufzeichnen, die wie mutwillige junge Herden untereinander ſich ſtoßen, die aber ein gewaltiger Hebel ſind dieſer freien Natur in mir. Ich hab' der Großmutter draus vorgeleſen, und ſie meint, ihr ſei bange, ich könne vom Fels ſtürzen. „Auch im Geiſt kann man ſich verſteigen, mein Kind," ſagte ſie und erzählte mir die Geſchichte des Kaiſers Max auf der Martinswand, ſie ſagte, die Engel ſollen ihn da wieder heruntergetragen haben, aber nicht immer ſind dieſe bereit, wenn man ſich ſo mutwillig verſteigt. — „Was brauch' ich denn wieder herunter, liebe Großmama, wenn ich mich oben erhalten kann? — Könnte ich denn nicht auch ein Wolkenſchwimmer werden?" — „Kind meiner Max", ſagte ſie, „was haſt du vor wunderliche Gedanken". Auch darüber kann ich mich tröſten, wenn meine Gedanken nicht mit der Klugheit der Menſchen übereinſtimmen; dieſe Klugheit verträgt ſich nicht mit meiner hüpfenden und ſpringenden Natur, die in allem ſich ſelber verſtehen will und wie ein Speer ſich der Klugheit entgegenwirft. „Das weiß Gott", ſagte die Großmama. „Aber Kind, wie ſieht es aus in dir?"

Wie es aussieht in mir, liebe Großmama? Nicht wie hier in Offenbach die Wiesen weit hinaus sich ziehen und der Waldrand hinter dem beschifften Fluß bescheiden und lieber das rasche Bächlein mit seinen großen Eichen überwölbt, und die große Bleiche, wo alles so früh schon tätig ist, und die engen Schleichwege zwischen blühenden Hecken, die ums Dorf führen — und denn ganz in der Ferne die Gebirgslinie, die an den Himmel ihre Weisheitsschrift ankreidet, an die der freie Wille ohne Auslegung der Schriftgelehrten, ohne Glaubenszwang sich hingibt; dazu die blaue Heerstraße der Wolkenzüge. Nein, dies Vaterlandsbild gleicht nicht meiner Seele, es ist mir doch, ich komme anders woher! — Hoch und niedrig waldumwachsenes Felswerk, an dem der Rasen schüchtern hinaufklettert, und das seine eigensinnigen Klippen so trotzig hinausstreckt, an dem die Nebel sich zerreißen. — Wege des Geheimnisses zwischen brausenden Wassern immer tiefer in unverständlichen Windungen, wo der Sonnenstrahl herabblitzt ins enge Tal und nährt zärtlich die blauen Blüten, und das Sinnenfeuer der Natur dampft aus dem kalten Stein, der in der Sonne erschwitzt. Der Wacholderstrauch duftet mir da Weihrauch und stachelt mein Bange, und ich weiß nicht, was Glück ist, als nur — daß die Natur dies heimliche Vertrauen zu ihr so mächtig beantwortet.

Dort wohnt der Knabe, von dem will ich erzählen, wie er in der Nacht sich eilig rüstet, soweit die Sterne leuchten, zu wandern, wo neue Berge heraufsteigen und Wälder, und Quellen eng zwischen Klippen herab in freie Länder wallen. Die Sonne steigt, er kommt

herab zum Feigenbaum, im feuchten Sand zu ruhen, die Wolke kühl, vom Wind heraufgetragen, regnet auf ihn nieder, er ſchöpft den Trunk aus der Quelle, er erſteigt den Baum nach den Feigen, die ſind noch herb, und er harrt unter dem belaubten Dach, daß die Sonne ſie ſoll reifen.

Dies Lebensbild ſchrieb ich auf und ſagte der Großmama, ſo ſehe es aus in mir; die weite Welt wollte ich durchlaufen und bleib' liegen unterm Feigenbaum und warte, daß die Feige mir in den Schoß falle, und vergeſſe aller Zukunftsgedanken. Der Großmama gefiel dies alles, ſie ſprach von poetiſchen Geſichten und Geiſtergegenden und die Seele könne oft in ganz andern Klimaten gedeihen als der Leib. — „Und", ſagte ſie, „wenn man reiſet, kommt man in Gegenden, in denen die Seele zu Haus iſt, da kommt man mit ihr zuſammen; und lernt erſt ihre Perſönlichkeit verſtehen."

Es iſt wahr, Clemens, in mir iſt ein Tummelplatz von Geſichten, alle Natur weit ausgebreitet, die überſchwenglich blüht in vollen Pulsſchlägen, und das Morgenrot ſcheint mir in die Seele und beleuchtet alles. Wenn ich die Augen zudrücke mit beiden Daumen und ſtütze den Kopf auf, recht feſt, dann zieht dieſe große Naturwelt an mir vorüber, was mich ganz trunken macht. Der Himmel dreht ſich langſam, mit Sternbildern bedeckt, die vorüberziehen; und Blumenbäume, die den Teppich der Luft mit Farbenſtrahlen durchſchießen. Gibt es wohl ein Land, wo dies alles wirklich iſt? Und ſeh' ich da hinüber in andre Weltgegenden? — Beſinn Dich doch darauf. Ich kann Dir doch heut'

nicht mehr ſchreiben, ich bin zu ſchläfrig, die Großmama hat mir den ganzen Abend indiſche Pflanzen gezeigt; und Kolibris, ſo klein und fein; wie Schönheitspfeile gucken ſie mit ihren ſpitzen Schnäbelchen aus den Blüten.

Deinem Freund Ritter hab' ich eine Sammetmütze gemacht, wie ich ſelbſt eine aus Übermut trage, aber ohne den Lorbeerkranz, den ich darum gewunden, den er aber immer aus Übermut tragen kann, weil dieſer mir ſcheint der Flußgott zu ſein, der die Urne ſeines Geiſtesſtromes ergießt.

Deine Bettine.

Liebe Bettine!

Ich habe Deinen lieben lieblichen Brief vor zwei Minuten erhalten; ich hab' ihn noch nicht in mich ſelbſt verwandelt, das Herz bebt noch. Ritter wird ſich freuen, Ritter, dieſer große Ritter, zu dem Goethe ſagte: „Gegen ihn ſind wir alle Knappen!" — Lieb Mädchen, er wird Dir danken, daß Du ihn nie wieder vergißt. In ſeinem letzten Brief ſchrieb er, er laſſe ſchon ein weißſeiden Felleiſen machen, die Dankbriefe an Dich zu ſchicken. Leb' wohl, Engel, bald bin ich bei Dir im Himmel.

Dein Clemens.

An Clemens.

Ich habe geglaubt, Du würdeſt kommen, ſo ſind nun ſchon vierzehn Tage herum, wo ich jeden Tag

Dir entgegenſehe und deswegen auch nicht ſchrieb, und noch wegen etwas anderem. Weil ich manchmal zu ſehr ergriffen bin, wenn ich an Dich denke, und verſäume oder vergeſſe vielmehr darüber, an Dich zu ſchreiben, was ich denke. Ich will Dir nun erzählen, wie mir iſt, und wie ich bin, damit Du keine Sorge um mich haben ſollſt. Ein Tag wie der andere: frohſinnig, luſtig, ja manchmal faſt ausgelaſſen, und dennoch find' ich innerlich recht viel ernſte Fragen. Die erſte Frage biſt Du. Der Clemens, ſagt mir eine innere Stimme, hat viele Fäden ins Weltgewebe eingeſponnen, alle ſind ſie Geiſt und Feingefühl, aus Schönheit und Güte hergeleitet, und man kann die edle und erhabne Natur von ihm daran beweiſen, aber doch führen ſie alle wieder zu Mißkenntnis und Undank und auch nicht dahin, wo der Clemens meint, und dem er doch ſo viele Glückſeligkeit der Gegenwart opfert. — Und dann denk' ich gar, Du wirſt durch Aufopferung Dich wohl um allen Vorteil deſſen bringen, was die Menſchen als Glück erringen möchten. Wie komme ich dazu? — Ach verzeih mir's, ich habe ein Buch von Dir geleſen. — Bei der Großmama lag es — und ich hörte, daß ſie darüber ſprach — ſie wollte aber gar nicht, daß ich es wiſſen ſollte, ſie legte es auch ſorgfältig unter andre Bücher. Wie ich aber allein in ihrem Arbeitszimmer war, denn ich ſchlafe da, damit eins von uns in der Nähe von der Großmama nachts iſt. — Es ließ mich nicht ſchlafen, ich dachte immer, es ſei wohl beſſer, nicht nach dem Buch zu ſuchen, aber ich hab's doch geleſen. Du hatteſt mir nie davon geſagt, und iſt's denn wahr, daß es von Dir iſt? — und ſo

vieles, was mich ganz verwirrt! — Große und kleine, törichte und vernünftige Begebenheiten ſcheinen mir darin verflochten, und dann ſcheint es mir ſo ſonderbar geſchwärmt, und Höhen und Tiefen, die meinem Geiſt wie ein Rätſel daliegen. Marias Satire heißt dies Buch — iſt das vielleicht, wie die Schuld und die Unſchuld eine verkehrte Rolle ſpielen in der Welt, oder iſt es ſcharfes und ſchonungsloſes Beobachten und Behandeln der Verhältniſſe und Menſchen? — Was frag' ich doch, es geht mich ja gar nichts an, und wir zwei ſind ja bis jetzt immer in — der Liebe und dem Geiſt — ſehr begreiflichen Lagen miteinander geweſen, wo Du recht wie Maitau, von dem man wächſt und gedeiht, auf mich gewirkt haſt. — Nun aber iſt mir's, als wärſt Du verzaubert und legteſt die Haut der klugen Schlange dann ab, wenn Du bei mir biſt. — Und da kommen mir Gedanken über Dein Glück, die mich verwirren. Ach, ich hoffe, daß Du es nicht der Mühe wert halten wirſt, auf meine mir ſelbſt unverſtändige Gedanken und Gefühle zu achten. Ich will lieber von mir ſagen: ich hab' jetzt viel zu tun, noch außer den Büchern von Dir leſe ich auch noch viel vor, franzöſiſch-politiſche Sachen. Ich bin aber jetzt ſehr zerſtreut und kann gar ſolchen Anteil nicht mehr dran nehmen; obſchon es mich immer dahin bringt, daß ich an die Zukunft denken muß wie an einen großen freien Plan, auf dem die Welt ganz unabhängig von Meinungen und Willensſtreit ſollte neu geboren werden und ſollte ſich abwaſchen von den Zeitumſtänden und von Leidenſchaften und Begierden und alten Satzungen und ſollte

die beſten, nützlichſten Kräfte und die erhabenſten Empfindungen entwickeln. Denn bis jetzt ſcheint mir, als ſei das noch nicht ſo gekommen! — Und ſoll ich denn fortfahren, Dir alles zu ſagen? Wenn es auch nur kindiſch herauskommt und ganz unerfahren? — Ach, was nützt Erfahrung? ſie verführt nur dazu, daß die Leute mit Eigenſinn an dem einmal Feſtgeſtellten hängen und durchaus ſich nicht zugeſtehen, daß die Vernunft das Beſſere oder das Wahre erfinde. Zu was nützt es denn, einen forſchenden Geiſt zu haben, wenn es nicht wäre um die Mittel zu einer neuen Schöpfung zu finden, worin dieſer Geiſt als in einer Ordnung, die von ihm ausgeht, die zugleich ihn trägt und ernährt, das Göttliche ſchafft. — So groß und einfach wie ich mir das alles denke! Wie könnte ich je glauben, daß ich ſelbſtgedachte Ideen über Welt und Menſchenweſen würde können geltend machen? — Und doch muß ich mich dem hingeben, als ſei es der Fußpfad, der durch unbewanderte Gegenden mich leitet, vielleicht über gefahrvolle Klippen, die aber in mir Kräfte bilden, mit welchen ich vielleicht manches erwerben könnte, wovor andre zurückſchrecken und erbleichen, ich aber nicht. — Wenn ich manchmal ſtill ſtehe und mich nach andren Menſchen umſehe, ſo fühle ich, wie ich mit ihnen nicht zuſammenſtimme, wenn ihre Herzen von außen her erſchüttert und berührt werden, dann zeigen ſich Tugenden; das iſt ja aber der Zufall, der hier wirkt, was iſt das aber, eine Tugend des Zufalls? —

Ich möchte Dir alles vertrauen, was mir im Herzen liegt, aber es liegt ſo viel drin, was ich ſelbſt nicht

erkenne. Ich möchte beinah' ſagen, alle Tugend ſei mir zuwider! — Ja! — Ich glaube dies, daß der Menſch ganz das Echte ſein ſoll und nicht das Unechte. Tugend iſt ja aber, was von dem Unechten ſich geſtaltet als eine Seeleneigenſchaft, die wir in ihrer Übung Tugend nennen. Wenn aber die Echtheit der große Ozean wär', der zwar alle Strömungen in ſich aufnimmt, nie aber überwallet, ſondern alles umfaſſet? — Können wir dann ſagen, der Ozean iſt tugendreich? — (flüſſereich) oder nur: der Ozean iſt er ſelber! — Sein und Werden iſt zweierlei, das ſag' ich mir auch, und Werden iſt für das wirkliche Leben Kraft fühlen und dieſe anwenden, und nicht bloß ſich zum Helden träumen. Und dies iſt, was mich oft vor mir erſchreckt, daß ich im Lande der Phantaſie mir eine große Rolle auserwählt habe, die ich zwar ohne Gefahr ſpiele, die aber nicht die Wirklichkeit berührt. — Wie mache ich's, daß ich aus dieſer Verbannung des Wirklichen erlöſt werde? Dann wär' ich nicht mehr traurig, wenn es mir deutlich würde, was ich will, kann und ſoll! Dann würde ich mich mit den Plänen meiner eignen Gedanken beſchäftigen; die Welt wäre mein, ich brauchte nichts von andern und meine Liebe würde gar nicht ein ſehnendes Verlangen, ſondern eine wirkende Macht ſein. Clemens, ich bin dumm, daß ich ſolche Gewaltsgedanken habe, und ſage mir oft: „Das iſt Dichtung, Du willſt aber nicht bloß aus feuriger Einbildungskraft Dich ſelbſt erdenken wie Du ſein möchteſt, ſondern Du willſt ſelbſt ſein." — Prüfungen und Gefahren beſtehen, die aus der Tätigkeit hervorgehen, das iſt Tugend üben, daraus geht

das wirkliche Sein erſt hervor. Tugend iſt alſo das Werden, das Sein aber iſt Allmacht. — Clemens! Welche Sehnſucht habe ich zu dieſem Sein! — Aus ſich ſelbſt handeln, fühlen, daß man das Schickſal beherrſche, weil alle Keime zu allem, was mir widerfahren kann, durch mein Tun lebendig werden und zum Blühen kommen und zu Früchten werden muß. — Mit andern Worten vermöge meines Charakters und meiner Kraft handeln und, was ich überſchaue, auch bemeiſtern in meinem Innern; das ſcheint mir der Herd des Lebens oder der Altar, auf dem die Opferflamme alles Irdiſche verzehrt dem innern Gott zu Ehren, und ich will dies immerhin Religion nennen, obſchon dies ganz und gar das innerſte tiefſte Wurzellager iſt des Geiſtes, während Religion doch eine über uns ſelbſt erhabne Einwirkung auf uns übt.

O Sonne ſchein hernieder und helle mir den Sinn auf, und daß ich nicht ſchüchtern vor dem Schatten fliehe, und daß die Zukunft nicht einſt wie ein ſchwerer Hammerſchlag auf meine Vergangenheit falle und ſie als nichtig zuſammenſchmettere! — Clemens, da ſiehſt Du, wie das in mir iſt, was andre Menſchen mit Gebet erſetzen, ich auch rufe an ein himmliſches, aber kein mit Tugenden (die ich in mir nicht umfaſſe) ausgeſchmücktes Phantom! — Ich rufe an, alles was meine Tätigkeit reizt, ich ſage mir, du willſt alles, was aus der Natur des Menſchen entſpringt, mutig ertragen, du willſt mit rechter Erkenntnis dich von der Erkünſtlung und der Verſtimmung des menſchlichen Geiſtes ablöſen und dieſe überwinden. Und dann ſag' ich mir: Wer iſt Gott? — Gott iſt die Zukunft! Wen

dieſe nicht göttlich an ſich reißt, daß er ſich von den Ketten befreie aller Vergangenheit und in der Zukunft ganz aufgehe, den führt's nicht zu Gott. Ich weiß und fühle, daß ich recht habe! — Denn dies allein löſt alle Ungleichheiten des Glückes auf. Weltbegebenheiten, die gefährlich ausſehen für die Ruhe und die Gegenwart, die wallen da als reiner-geiſtiger Strom zwiſchen politiſchen Ufern, die von ſchwarzen ſtupiden Geiſtern bevölkert ſind, dem Göttlichen zu; das heißt: dem die Freiheit zeugenden Gott. Politik aber iſt ein aus ſehr beſchränktem Intereſſe hervorgehendes ſehr ſtupides Handeln und führt nicht zu Gott, nicht in die Zukunft, ſondern es feſſelt die Sinne an eine ſchon im Werden vergehende Gewalt.

So träume ich, ſo denke ich, wenn ich manchmal in der Nacht aufwache und der Mond ſcheint ins Zimmer, wenn das immerwährende Treiben in den Wolken die Frage an mein Geheimnis richtet, was wird wohl aus meinem Leben werden? — Viel ſoll daraus werden, geb' ich den Wolken zur Antwort, aller Kampf und Widerwärtigkeit in der dunkeln Flut der Seele rinnt in der Schöpfungskraft der Zukunft entgegen. Vieles übt das Mondlicht in mir, wie ein dichteriſches Genie ſieht es und denkt für mich und übt Talente in meiner Phantaſie und erhebt mich ſo hoch über mein Sein, daß ich gleichſam das Bewußtſein davon verliere und in dem Spiel mich ſelbſt gar nicht mehr herausfinden kann. Ach, welche ſchöne Träume, — ach, wenn ich denen nachkommen könnte! Aber wenn der Mond untergegangen iſt und der Schlaf hat mich überfallen, dann beim Erwachen iſt keine

Spur mehr von dieſem Zauber in meinem Geiſt. Die Veilchen, die kleine Goldſtickerin, von der ich Dir im vorigen Jahr ſchon manchmal ſprach, die hat mir von manchen jüdiſchen Religionsgebräuchen erzählt; wenn der Jude den Neumond erblickt, dann ſammlet er ſeinen Geiſt, als wolle er ſeiner Zauberkraft ſich unterwerfen. — Und der Jude klagt ihm und betet, daß ihn der Haß gegen die Feinde nicht verblende, und daß die Verachtung dieſer ihn nicht niederdrücke; und er ſtellt ſich vor dem Richterſtuhl des Mondes, und auf ſeinen Heimwegen aus Fremde, da öffnet er ſein Gewand dem Neulicht, daß es ſeine Bruſt beſcheine. Möchte es auch nichts als bloß Gebrauch ſein, ſo deutet es doch darauf, daß er will zu einer höheren Sphäre emporgehoben ſein durch den Neumond, er verlangt von der Gewalt der Natur, daß ſie ihn erhebe. Wie ſchön iſt dies und wie viel wahrer, als wenn ich ein Regiſter mache meiner Sünden und mir dieſe ſchlimme Rechnung auszulöſchen erbitte von Gott! — Clemens, ich habe mir dies aus der jüdiſchen Religion angenommen, oder es iſt vielmehr in mich wie ein Blitz hereingefahren, daß ich zu dem Mond eine Ehrfurcht hege und ein Vertrauen und ich könnte Dir noch viel mehr ſagen, aber auch von den Türken habe ich gelernt das Abwaſchen; wenn ich abends meine Hände waſche, ſo dient mir das ſtatt Abendgebet; es macht mich unendlich heiter beim Schlafengehen; — als liege ich in der Wiege einer ſchöneren Welt und als werde ich aus dieſer Wiege herausfliegen und — jetzt ſchweig' ich, Clemente, denn Du ſollſt Dich nicht verwundern über den Trieb ſolcher

Eigenheiten, es iſt ja auch nichts Tiefes, es iſt nur ein leiſes Berühren mit der Natur. Und was mögen wohl andere für Geſichte und innerliche Seltſamkeiten haben! — Da fallt mir die de Gachet ein, ſie war am Rhein, wo ſie ſich ein kleines Gut gekauft hat, manchmal möchte ich bei ihr ſein, und ich glaube auch und fühle, daß ſie vortrefflich iſt wie Du und Deine Freunde, aber oft zweifle ich noch an ihr, wenn ich höre, wie ſie bei jeder Gelegenheit von dem ſpricht — was ihr heilig ſei, ſagt ſie; und ich hab' darüber eine Unterhaltung mit ihr gehabt, ſie wohnt auf vierzehn Tage in Oberath, wo ſie jetzt unwohl iſt, aber ſie wird bald wieder an den Rhein gehen, ſie frug mich, ob ich nicht mit Dir auch bloß von dem ſpreche, was mir heilig ſei? — Ich lachte ſie aus. — Das machte ſie böſe, ſie ſuchte mich zu überführen, daß ich ganz kindiſch ſei und noch nichts vom Leben begriffen habe, denn ich habe noch nicht vom Baum der Erkenntnis gegeſſen. — Ich ſagte, der trage Äpfel und ich mache mir nichts aus Äpfeln; wenn ich nun noch dazu gewarnt ſei, daß die Äpfel von dieſem Baum eine ſo wunderliche, unangenehme Erkenntnis des Böſen einem beibringen, das dann überall einem in den Weg trete, um einem das Vergnügen am Leben zu verderben, ſo wolle ich lieber nie Äpfel eſſen und lauter Kartoffeln, die nicht ſchädlich ſind. — Sie ſah mich ſo gemiſcht an — ſie ſagte lieber gar nichts mehr. — Ich guckte zum Fenſter hinaus nach den kleinen Pflänzchen, die eben begoſſen wurden, und nach dem Feld, wo der Landmann den Acker furchte, ſie wohnt bei dieſem Mann, um das Pflügen zu lernen, denn ſie will im

Rheingau ihr Feld ſelbſt beſtellen, und ſie ging hinaus, um eine Lektion von Hot und Haar zu nehmen, den Pflug ordentlich wenden zu lernen, ſie begleitete mich noch, nachdem der Pflug ausgeſpannt war, durch die Hecken hinter der Gerbermühle weg; ſie fragte, ob das nicht was Heiliges ſei, die Erde zu beſtellen. — Das kann wohl ſein, aber daß man gegenſeitig ſich ergieße über ſeine Heiligkeit, das kommt mir fremd vor. — „Ja", ſagte ſie, „fremd kommt einem das Heilige vor, aber das Unheilige befremdet nicht, das wie ein unheimlicher Strom aller Unterhaltung das ganze Leben mit ſich reißt und überall ſeinen Schlamm zurückläßt. Wer kann noch darauf rechnen, daß der Boden des Geiſtes wieder gereinigt werde von böſen Dünſten? Die Welt, die ſo ſchön könnte ſein, wird untergehen, weil das Heilige vertauſcht wird mit dem Scheinheiligen. Es wird eine große Verwirrung werden im Geiſt der Menſchen, und die das Große zu tun berufen ſind, die werden das Kleine tun, ſo geht es mit der Revolution; der Strom des Unheiligen darin iſt zu ſtark, und die ihm widerſtehen, die werden darin untergehen. Das Große zu bewirken kann man immer nur die heiligſten Mittel ergreifen, wo aber zum edelſten Zweck ein unheilig Mittel dient, da iſt er verloren und erzeugt nur Übel," ſagte ſie. Sie war ſo ſchön vom Feuer ihrer Rede und von der Morgenluft. Du hätteſt ſie lieben müſſen, ich auch liebte ſie, und ſie ſprach weiter: „Wer das Große tut aus reinem Genie, nämlich ohne ſündhafte Vermittlung der eignen Schwäche, die ja doch das Große nicht zu faſſen vermag, der kann nicht untergehen. Umſtände, Zufälle,

Geſchicke reichen dieſem aus. — Seine Größe muß alles decken, erzeugen, zaubern. War unſer König wirklicher König, der nur ſeine Kraft ſammelte durch das Genie, das immer heilig iſt. — Wer konnte ihm widerſtehen! Nicht die Nation! — Geiſt iſt alles, er iſt die Macht des Heiligen — er fühlt ſich, und dies Gefühl eben macht ihn zum Herrſcher. Die Zuflucht aber zu fremden Mitteln iſt unheilig, und ſei der Zweck auch noch ſo edel und groß, er wird nie verehrt, er wird unter den eignen Trümmern begraben. — Und die Welt ſieht das alles mit Staunen an und gewöhnt ſich zuletzt an die umgeſtürzten Trümmer, und baut ihr herabgewürdigtes Leben darauf fort." — Wie die Frau das alles ſagte, ſo fühlte ich mich ſo ſehr beklommen vor ihr, und wie ich ſah, daß ſie keine Tränen wollte fließen laſſen, ging ich zurück hinter einen Baum und ſah mich nicht mehr um nach ihr; ſie ſtand bald auf von dem Stein, wo ſie geſeſſen hatte, ſie ſagte noch zum Abſchied, ich ſolle immer bedenken, daß jeder Menſch das Recht habe, der größte zu werden, und daß darin die ganze Erziehung der Seele begründet ſei, — und daß dazu nicht die äußere Größe und Anerkenntnis gehören, aber die Geſchicke, die ſeien der Tempel aller Größe und ihr eignes Geſchick beweiſe es, daß ſie dieſen Gedanken immer vor Augen gehabt, ſie wolle groß werden in ihrem Schickſal. „Cette pensée est mon pilote", ſagte ſie, „et il me menera par tous les mondes et cieux!" — Ich vergaß Abſchied zu nehmen, ich ſprang zwiſchen den Hecken fort. Wie ich mich nach ihr umſah, ſtand ſie noch da, ich winkte ihr mit dem Sacktuch, ſie nickte mir und ging

weg, und jetzt legte ich mich an die Erde und ließ mein Herz ausklopfen.

Ich war gestern in Frankfurt, es war ein Herr Burckhard da, der uns viele schöne Bilder und Handzeichnungen zeigte, es waren meistens italienische Gegenden. Ich möchte nach Italien, ich möchte so gern reisen, die Sehnsucht ist gar zu groß; ich beschwichtige sie damit, daß ich mir einbilde, Dich bald zu sehen, diese Freude ist doch noch größer; ich will mittlerweile recht fleißig lernen. O Generalbaß! — Werden wir uns je einander bezwingen? — O Zeichenkunst, werde ich je weiter kommen? Die Toni bekümmert sich recht viel um mich. —

Ich habe mir ein kleines Kabinettchen eingerichtet, in dem ich studiere, links steht das Klavier, was die eine Wand des Kabinettchens ausmacht, rechts ist das Fenster, aus dem hör' ich abends noch den Klavier-Hoffman gegenüber oft bis Mitternacht phantasieren und vor mir ist der Tisch und dazwischen noch ein kleiner Ausgang. Auf dem Tisch liegt Homer und viele andere Bücher, und denn mein Schreibkästchen mit allen Deinen lieben Briefen. Im Homer lese ich oft; könnte ich Dir nur darstellen, was ich da für Erfahrungen mache — welche Rückerinnerungen einer früheren Welt in mir aufgehen. Diese Götter kenne ich, mein Clemens, die auf goldnen Sandalen die Wolken beschreiten. Sie machen ungeheuere Schritte und gleiten weit dahin wie auf Schlittschuhen, ehe sie ein Bein vors andre setzen, und wenn sie sich wenden, so prallen die Wolken vor ihnen zurück und versenken sich zwischen Geklüft, und wenn sie denn vorübergeschossen

ſind in ihrer Ruhe wie der Blitz, dann bricht ihr Zorn in Gewittern los. — Sieh da im Fenſter ſteht noch eine Hyazinthe, die ich ſelbſt früh aufzog, ſie neigt ſich zu mir, als wollte ſie ſehen, was ich ſchreibe. Ich bin heute ſo vergnügt und freue mich ſo auf alles. Jetzt werde ich ein wenig in den Garten ſpringen und einen Grasplatz in meinem Gärtchen zurechtmachen, wenn Du wieder kommſt, daß wir uns zuſammen darauffetzen. Ich will ihn ſo groß machen, daß man ſich recht bequem drauf legen kann und träumen.

Lieb' mich. — Bettine.

Eben leſe ich dieſen langen Brief durch. — Ach, wie verwirrt ſind doch meine Gedanken auf dem erſten Blatt! Verſteh' ich denn, was ich hab' geſagt? — Wenn Du es vermagſt, einen Sinn herauszudenken, das könnte mich noch bei mir rechtfertigen, denn geſtern glaubte ich ſehr deutlich, mich ſelbſt zu verſtehen. Ich hab' auch ſo albern über dein Satirenbuch geſchrieben wie ein altes Mütterchen. Und dann von der Revolution zu reden, haben meine Gedanken auch ſo ungebärdig ſich angeſtellt. Wie klar und hell iſt dagegen, was ich Dir von der de Gachet wieder geſagt habe, und doch hat ſie's ſelbſt noch einfacher und ganz mächtig ausgeſprochen. — Und doch hab' ich manchmal mich unterfangen, ſie zu tadeln, oder Argwohn zu hegen gegen ſie — die doch ſo viel größer und wahrer iſt als alle andre Menſchen. Gelt, Clemens, ſolche Naturen wie die Gachet ſind keiner Kritik unterworfen, denn ſie ſind weit erhaben über die Gedanken, die wie ein ungeweihter Rauch aufſteigen aus Vorurteilen, die Gott nicht wohlgefällig ſind.

Hat mir denn der Ritter nicht danken laſſen für meine Samtmütze? — Und hat er ſich nicht über den antiken Lorbeerkranz gefreut? — Das hör' ich ſo gern, wenn die Leute ſich bedanken. —

Wunderſchöne Muſik iſt das meinen Ohren.

Noch eine vergnügliche Stunde muß ich vor Abgang des Briefes Dir melden. Heute morgen, als ich den Brief ſchon zugemacht hatte und wollte ihn eben dem Juden Hirſch in ſeinen Schnappſack werfen, in der Meinung, er ſei es, der an der Türe klingelt, ſo war es der freundliche Pfarrer Sch...z, der die Großmutter und auch mich beſuchen wollte, ſo ſagte er mir wenigſtens; ich hab's geglaubt, obſchon es mir was Neues war, daß mich jemand beſuchen wollte, und nun noch dazu aus der Ferne will ein ſo gelehrter Mann bis nach Offenbach gekommen ſein, um mir weiszumachen, daß er vorzüglich gekommen ſei, mich zu ſehen! So ein Pfarrer kann lügen! — Er hat mich geküßt auf die linke Wange und hat mich verſichert, es ſei wahr. — Und Du habeſt ihm ſchon lange meine Bekanntſchaft machen laſſen durch Deine Geſpräche über mich! — Ich wußte nicht, was ich dazu ſagen ſollte. — Clemente; der Pfarrer iſt ein guter Kerl, aber er iſt, glaub' ich gewiß, ein Aufſchneider. — Er kann wohl nichts davor, er muß ja Sonntags immer himmeln. — Und er hielt mir auch eine allerliebſte Zauberrede, die etwas Nachwehen von Kirchenduft hatte. Nein, Clemente, die Rede war wirklich ſchön; — ach er war ja gar zu gut der Mann, wie kann ich doch dumm von ihm reden; er hat mich ſpäter auch auf die rechte Wange geküßt und hat mir geſagt, wie ſchön und edel — ich

weiß es gar nicht mehr, was er gesagt hat, denn ich war zerstreut, denn ich mußte an einen alten Töpfer denken, der gleicht ihm; von dem Töpfer will ich Dir was erzählen, was sehr Hübsches, ich hab' seine Bekanntschaft auf dem letzten Weihnachtsmarkt gemacht, er hatte einen ganzen Korb voll Tiere gebacken und bunt glaciert, die bot er zum Verkauf fürs Kindervolk, das seinen Korb umringte und mehr danach verlangte, als nach allen andern Spielsachen. — Es war auch nicht von ohne. Zum Beispiel einen Schlitten hat er gemacht, der einen Schwan vorstellt, weiß glaciert mit schwarzem Schnabel, ein Mohr steht hinten drauf, schwarzbraun glaciert mit einem grünen Kittel. Dieses Kunstwerk besitze ich selbst, es steht in meiner Kunstkammer, das heißt unter meinem Bett. — Dem Töpfer hatte ich damals seinen ganzen Tonkunstvorrat abgekauft für die Kinder, jedes ging mit einem Lamm oder Fuchs oder Wolf, Bär, Löwe usw. ab, ich behielt das Hauptstück, den Schlitten; er wollte nun eiligst wieder Neues anfertigen, und ich wollte gern mit ansehen, wie er damit fertig werde. Und, liebster Clemente, ich hab' drei Abende bei dem Mann zugebracht, Frau und Kinder saßen bei der Lampe und machten Tiere, die Gott nachträglich noch schaffen muß, wenn er gerecht sein will, oder seine Unendlichkeit bleibt unerwiesen, denn was die Phantasie der Töpferskinder erfunden hat, ist noch nicht im Naturreich geschaffen, dem Vater war aber alles recht, er gab diesen Geschöpfen einen Schneller und einen Drucker und setzte sie auf Postamente, sie wurden angemalt von einem Kittel mit einem breiten Schlapphut als

Kopf, er saß in der Ecke beim Feuer am Herd und warf einen mächtigen Schatten. Wie ich nun sah, daß alles so fix ging, daß keiner zagte, seine Kunstwerke zu fördern, wie keiner eine Kritik übte, wie alles recht war, was da entstand, da schämte ich mich meiner Schüchternheit. Ich saß nun auch am Tisch und machte Tonkünste, ins Tierreich wollte ich mich nicht wagen, ich machte einen Baum, auf seinen Zweigen sitzen Vögel, so recht antik mit wenig Blättern, kannst Du denken. — Kaum fing er an zu werden, so hatte der Schlapphut eine Schlange drum geringelt, und der Töpfer Adam und Eva drunter gestellt. — —

An Bettine.

Wer kann auf Deine Briefe antworten, mein Kind, da es so kalt ist hier und so einsam, wenn Dein liebes Bild nicht neben mir stände und alle Deine Liebe ruhig empfing', ich armer Bewußtloser, von mir selber und von Menschen Verlassner, wäre erschrocken über die vielen Herrlichkeiten, die Du um mich hervorzauberst; eine Welt ist mit Deinen Blättern eingedrungen, und doch, ich bin's nicht würdig, denn was kann ich Dir wiedergeben? — Etwas hat mich geärgert, aber es tut nichts, auch habe ich mit dem Fuß gestampft, das ist, weil Dich Sch . . . z geküßt hat, der ein guter, freundlicher Mann, aber etwas sentimental und stark wie die Großmutter ist, leid das nicht wieder; — und was mich angeht, macht er mir schreckliche Langeweile, er liebäugelt mit dem Universum, das noch nie an ihn

gedacht hat, und meint immer, es meine ihn, wenn es ihn gar nicht meint. — So viel über dieſen Freund, der über mich mit Dir ſpricht und mit mir ſehr gern über Dich ſprechen würde, daran zweifle ich keineswegs, allein da hat er ſeine Mühe verloren, wenn er einen ganzen Milchkübel von Sentimenten aus mir melken will — und bin ich nicht ungerecht, wenn ich des Teufels über ihn werde: da ich doch grade ſo mit Savigny ſtehe, von dem ich wieder nichts losbringen kann, darüber nur folgende Worte: ich gehe nun ſchon lange mit Savigny um und ringe vergebens gegen ſeine Verſchloſſenheit, die mir zwar nichts verbirgt, weil ich durch lange Übung eine Sprache an ihm erfunden habe, die er nicht ſpricht, ſondern die ſich ſelbſt ſpricht. Ich empfinde dieſe Verſchloſſenheit jetzt mehr als ſonſt, weil ich fauler geworden bin zu buchſtabieren. Seine Äußerung über meine Bitte hierum war die, daß ich alles um mich herum eher verſchließen als eröffnen könne; dies befremdete mich nicht, weil mir es ſchon mehrmals geäußert wurde. Da ich nun keinen einzigen Menſchen ſehe als ihn und unſer gegenſeitiges Verſtummen etwas Peinliches hat, ſolang' es mit dem Luſten zum Sprechen kämpft, ſo will ich dieſen Luſten, der von ihm in gleichem Maße erwidert werden dürfte, nach und nach aufheben. — Ich habe nun nichts mehr in der Welt, wovon ich gern rede als von Dir, und habe weiter auch niemand, mit dem ich's könnte. Savigny verſtummt dann ganz, wenn ich von Dir rede, iſt es eingeborne Antipathie gegen Dich oder gegen meine Art zu ſprechen. — Wenn Dich's intereſſiert, ſo lege Dir's ſelber aus.

Ach, ich ſehe immer nach Deinem Bilde hin und bin unendlich einſam, da hab' ich geſtern zwei Lieder geſchrieben für Dich.

Wie ſich auch die Zeit will wenden, enden
Will ſich nimmer doch die Ferne,
Freude mag der Mai mir ſpenden, ſenden
Möcht' dir alles gerne, weil ich Freude nur erlerne,
Wenn du mit gefaltnen Händen
Freudig hebſt der Augen Sterne.

Alle Blumen mich nicht grüßen, ſüßen
Gruß nehm' ich von deinem Munde.
Was nicht blühet dir zu Füßen, büßen
Muß es bald zur Stunde, eher ich auch nicht geſunde,
Bis du mir mit frohen Küſſen
Bringeſt meines Frühlings Kunde.

Wenn die Abendlüfte wehen, ſehen
Mich die lieben Vöglein kleine
Traurig an der Linde ſtehen, ſpähen,
Wen ich wohl ſo ernſtlich meine, daß ich helle Tränen weine,
Wollen auch nicht ſchlafen gehen,
Denn ſonſt wär' ich ganz alleine.

Vöglein, euch mag's nicht gelingen, klingen
Darf es nur von ihrem Sange,
Wie des Maies Wonneſchlingen, ſingen
Alles ein in neuem Zwange; aber daß ich dein verlange
Und du mein, mußt du auch ſingen,
Ach, das iſt ſchon ewig lange.

•

Am Berge hoch in Lüften,
Da baute er ſein Haus;
Am Tore liegt Gewitter,
Nun kann er nicht hinaus.
Die Wolken, ſie wollen nicht ziehen,
Der Pfad iſt ſteil und ſchwer,
O Lieber, Herzlieber in Lüften,
O wenn ich bei dir wär'!

Wohl bei dir über Wolken,
Wohl bei dir über Wind,
Wo fromme Vöglein ſchweben
In Himmelsluft ſo lind.
Meine Flüglein, die ſind mir gebrochen
Und heilen auch nicht eh',
Bis ich zu der Herzliebſten
Durch Tür und Tor eingeh'!

Daß ich ſo ſtolz in Lüften
Mein Haus gebauet hab',
Das muß mich gar betrüben,
Ich kann nicht mehr hinab;
Die Riegel ſind alle verroſtet,
Die Tore, ſie gehen ſo ſchwer
O Liebchen, Herzliebchen im Tale,
O wenn ich bei dir wär!

Wohl bei dir in dem Garten,
Wohl bei dir in dem Wald,
Wo dichte Bäume ſtehen
Und Vogelſang erſchallt.
Ich kann kein'n Kranz mehr flechten
Und ſingen auch nicht eh',
Bis ich zu dir, Herzliebſte,
Durch Flur und Wald eingeh'.

Sie dringt wohl durch die Wolken,
Geht ein durch Tür und Tor,
Die Flüglein ſchnell ihr heilen
Und heben ſie empor,
Wohl über die Wolken und höher
Zu Gott wohl in die Höh',
Trägt ſie das treue Herze,
Ade, Herzlieber, Ade! —

Er dringt wohl durch die Wolke,
Geht ein durch Flur und Wald,
Ein Kranz wird ihm geflochten,
Ein Lied ihm auch erſchallt,

GUNDA VON SAVIGNY

Wohl unter dem Baum und wohl tiefer.
Wohl unter grünem Klee
Ruht nun ſein ſtolzes Herze,
Ade, Herzliebſte, Ade! —

Mach' doch eine Melodie darauf. Dein Element.

Und nun ſchließe ich den Brief, als ob ich das geringſte Dir geantwortet hätte auf alle Liebkoſungen Deines Geiſtes, die in Deinem Brief in ſo ſchöner Konſequenz einander folgen. Deucht mir doch, als habe Gott Berg und Tale und alle Schönheiten der Natur in ſo lieblicher Verwirrung untereinandergeworfen, als Deine Weisheit ihr gleicht, und die Gachet haſt Du ſo warm in Deine Begeiſtrung eingebettet, als ſei ſie Dein Gaſt, dem Du den Ehrenplatz einräumſt.

Du machſt mich dennoch reich, obſchon Du mich auch marterſt, denn ich verbringe viele Stunden einſamer Zeit mit Nachdenken über einzelnes. Deine letzte Erzählung vom Töpfer hat mich wieder auf alte Sprünge geführt, ob Dein Platz nicht auf eine Künſtlerwerkſtatt ſich beſchränken möge! — Und doch könnte mich Deine Zukunft anklagen, Dich beſchränkt zu haben mit dieſem Begriff. Das Wort iſt das allumfaſſendſte Element, das den reinſten Genuß gewährt, aber auch iſt es das gewagteſte, aber wer kühn iſt, der muß ein Feld dazu haben; — Du biſt zu allem zu lebendig, ſchreiteſt über alles hinaus; Lernjahre kann ich Dir gar nicht zudenken, reflektieren. — Ach Kind, es iſt was Trauriges, lies dies Blatt, was ich hier beilege, und was ich an meinem mondhellen Schreibtiſch ſchrieb, geſtern, als ich Deinen Brief in der Dämmerung zum zweitenmal überleſen hatte und

über Kunſt und Deine Verwandtſchaft zu ihr viel gedacht hatte.

Sobald wir Geſchichte der Kunſt ſagen wollen, ſetzen wir eine einzige Kunſt voraus, die aber nur Idee iſt und als Kunſt nie exiſtiert hat, denn es liegt eine hiſtoriſche Unmöglichkeit in der Totalbildung aller Menſchen, und ſobald dieſe eine Kunſt ſoll dageweſen ſein, müßte dieſe Totalbildung dageweſen ſein, und nach meiner Meinung iſt nur nach dem Ende der Welt eine ſolche einzige Kunſt dageweſen. Es gibt keine einzige Kunſt, denn die Kunſt kann nie gewußt werden, und nur die Künſte waren da. — Dieſe einzige Kunſt kann nie gedacht werden, denn ſolange noch gedacht wird, iſt die Kunſt noch nicht bewieſen einzig, da das Denken in der Kunſt aufgehoben ſein und als Gedachtes erſcheinen muß. Es gibt ein einziges Leben, denn alles Leben iſt ein Gelebtes, die Kunſt aber iſt ein ungelebtes Leben und iſt daher im Leben unmöglich. Das einzige Wiſſen iſt das, dem eine einzige Kunſt entgegengeſetzt werden könnte; da aber dieſe totale Kunſt das ganze Wiſſen aufheben würde, indem dieſe ſogenannte einzige Kunſt das ungewußte Wiſſen iſt, ſo kann dieſe einzige Kunſt nur im allgemeinen Tode liegen oder im allgemeinen Nichtwiſſen, wir wiſſen von keinem Wiſſen als durch unſer Daſein, unſer Daſein iſt unſere Trennung von dem Außeren durch die Sinne. Unſere Sinne ſind der Gegenſatz der Kunſt oder der Künſte, und je höher unſre Sinne gebildet ſind, je mehr Künſte ſind da, denn jedem Grade des Wiſſens iſt eine neue Kunſt entgegengeſetzt. Die Kunſt iſt alſo nimmer da als lebendig, ſondern als Tod. Denn bloßes vollendetes

Daſein iſt Tod, — Schönheit iſt Tod — jede angenommene Kunſt als einzige Kunſt kann alſo nur ein verlornes ſein und daher alle Erhebung, alle Rührung bei echten Kunſtwerken nur religiös und nicht künſtleriſch. Kunſt iſt daher Bedingung der Religion, wie Religion Unbedingung der Kunſt; und Kunſtwerk iſt Bedingung dieſer Bedingung in der Erſcheinung. Wie Erſcheinung Bedingung einer gewiſſen Konſtruktion des Wiſſens iſt; aber nie des totalen Wiſſens, denn dieſes iſt Nichtwiſſen, weil zum Wiſſen keine Gleichheit, ſondern Sieg gehört. Es gibt alſo nur Künſte, und Sterben iſt nur der Sieg des größeren zu wiſſenden Tod oder der allgemeinen Unſterblichkeit.

Freundſchaft hat allein keine Gottheit, weil ſie überſinnlich iſt! —

Hier fielen mir die Augen zu; grade im Augenblick, als ich Deinem Genius widerſprechen wollte, der in einem Deiner früheren Briefe Dir diktierte, Freundſchaft ſei Brudermord.

Ach, ich bin matt und müde und höchſt traurig. — Der Geiſt Deines Briefes iſt ſtark kompromittiert durch den meinen, daß er Dir nicht beſſer zu entgegnen weiß. Adieu, lieb' mich und verzeih mir alle Schwächen, die ich heute ſo ſtark in mir fühle. Ich habe heute Morgen den Savigny perſuadieren wollen, Dein Bild anzuſehen und es ſchön zu finden, ich machte einen Verſuch, ihn zum Sprechen zu bewegen, allein er ſagt partout nichts. —

Lieber Clemens!

Der Savigny kann wohl ruhig Dir zusehen, wie Du schwärmst für ein Bildchen, das zwar nur gemalt auf ein kleines Brettchen doch Deine Schwester Dir lieblicher ins Gedächtnis ruft, als sie wirklich ist. — Der Savigny sieht still dem zu, wie Du und andre ausgreifen nach Glück, und tausend Mißverständnissen dadurch begegnen; seine Glückseligkeitslehre geht ungestört über dem Gewirr Eurer phantastischen Neigungen weg, er sieht Eure Freuden und Leiden wie Tag und Nacht wechseln, denn wie könnte er Anteil nehmen an dem neugefundnen Glück, das Ihr jeden Augenblick aus dem großen Ozean der Zufälligkeiten herausfischet und gleichgültig wieder in diesen Ozean hineinfallen lasset, was Euch im ersten Augenblick geblendet hat. Ihm aber wächst im heimlichen Grund eine Blume, die nicht verblüht, Du nennst sie seine Studiermaschine, ich nenne sie seine Muse. Was er hört und sieht, das entgleitet seinen Sinnen wieder, sobald es nicht Bezug auf sie hat. Und das ist natürlich, was Dir unnatürlich deucht. Und wo er fühlt, mag er nur sich selber in diesem Wirken fühlen, seine Muse führt ihn mit freundlichem Anstand die Berge hinan, die andre unersteiglich finden, und bereitet ihm die Ordnung, die er notwendig fordert, wenn er sich einheimisch bei ihr fühlen soll, es muß ihr doch was an ihm liegen, sonst pflegte sie ihn nicht mit dieser Sorgfalt. Drum soll Dich auch sein Stillschweigen nicht verdrießen, denn Du und ich sind außer aller Ordnung. — Das nennt er nun Verschließen, — daß seine Ordnung mit Deiner Außerordnung die Grenzscheide zieht. — Du bist ungerecht,

ihm das zu verargen, aber Dir iſt's zu verargen, daß es Dich ungeduldig macht; ich bitte Dich, was fragſt Du danach, oder wie iſt's möglich, daß Du nachträglich noch melancholiſch darum ſein kannſt. — Welche Freude hab' ich, wenn er mir ſchreibt, auch nur wenig Worte, ſeine Briefe ſind mir Heiligtümer, aber welche Freude hab' ich, auch wenn er nicht ſchreibt, an dem reinen Himmelsblau, das die ſchwarzen Schwalben durchjauchzen heute zum erſtenmal, die alte Kordel freut ſich und lieſt aus ihrer frühen Ankunft einen warmen Sommer, ihre neunzig Jahre ſonnen ſich gern. Wie ſchön iſt's an ihr, daß ſie an allem ſich freut. Ja, es gibt viele Leſearten von dem, was die Seele begehrt. — Und alles tönt in die Wahrheit, die in Dir ſelber erklingt, und dazu kann Savigny immer ſchweigen. Was er Dir wörtlich ſagen könnte, das iſt nur Nebenſache gegen dieſen Hauptinhalt des Schweigens oder Nichtsſagens, worüber Du klagſt, deſſen doch ſein inneres Leben bedarf.

Ich bin nicht neugierig, was innerhalb ſeiner Geiſtesburg vorgeht; ſo wenig als auf das, was innerhalb von Kloſtermauern vorgeht. Wer einmal weiß, alles geht innerhalb der vier Wände der Ordnung, wie kann der noch Kunde davon haben wollen und ſich kränken, wenn keine erſchallt.

Weißt Du, es iſt heute der 7. Mai, geh in den Wald, lauſch' der Nachtigall, die drauf losſchmettert, trotz dem „ſchweigenden Haine", ſie durchſchallet das Revier allein, und allein hört ſie begeiſtert ſich zu. Schweigt, Ihr Nachbarn, denn ſie antwortet eben ihr volles Leben dem Frühling, der hat ſie darum gefragt. Mit Savigny und Dir iſt ſolch Frag- und Antwortſpiel nicht,

wie der Frühling und die Nachtigall haben. — Was willſt Du nun noch? — Du biſt im Unrecht, und er iſt im Recht in ſeiner Stummheit. — Du aber, Clemens, darfſt nicht verſtummen, Du lockſt wie ein Vogelſteller die zärtlichen Waldſänger; o wer hat nicht Luſt, ein Vögelchen in der Nähe zu ſehen, zu haſchen und zu liebkoſen und dann wieder fliegen zu laſſen. Du lockſt mir ſie herbei, die das Naturleben ſo glücklich, ſo ganz ergötzlich bevölkern. —

Die Briefe Deines Ritter! — Er ſingt ja zu mir! — Und Du haſt mir's ganz verſchwiegen? — Und jetzt bitte ich, ſchick' ihm die beiliegenden Zeilen. —

Clemens! — Ich weiß, daß eine ganz eigne Polizei exiſtiert, womit man die jungen Mädchen verfolgt. — Und das nennt man in der Ordnung. Und aber Ordnung umfaßt nicht das Außerordentliche, das ſich reimt mit dem Göttlichen. Ordnung iſt hölzern, ſie kann ſich nicht reimen! — Aber göttlich und außerordentlich reimt ſich. Die Purpurröten! Sie wogen, ſie durchleuchten und färben reizend die ſtrömenden Lüfte, laſſe ſie das freie Blaue in ſich trinken! —

Lieber Ritter! Dem Clemens zum Trotz zaubere Du doch ein wenig Rot mir in die blaue Ferne, ich ſchlürfe es wie das rote Blut der Traube, und wenn ich auch ein wenig trunken träume! —

Clemente, ich muß Deiner lachen! — „Wie ſie ſo ſanft ruhn, alle die Seligen." — Dies Lied fällt mir eben ein. — Ja, es iſt in der Ordnung, daß ſie ruhen, und es reimt ſich nicht auf mich, die ſingt: Du, o Dionyſos, umſchlingſt die Seele und trägſt aus purpurtrunknen Gluten ſie hinüber ins ewig friſche Blau! —

Das iſt nicht in der Ordnung (denn wer Teufel verſteht es), aber es iſt doch unendlich ſchön und reimt ſich mit meiner lebendigen Seele.

Mir ſind Ritters Briefe ein Zauberſpiegel ſeiner Geiſtesnatur! Nichts von Ordnung darin. Aber „jeden Nachklang fühlt mein Herz" reimt ſich auf dieſe Außerordnung. Jeder Halm auf der Abendwieſe wiegt ſich in dieſem Nachklang, und darauf reimt ſich: „Es ſteht von goldnen Blumen die ganze Wieſe ſo voll", und es iſt ſchön, wie ſie aus ſeinen Briefen mir zunicken, und das ganze Seelengeheimnis iſt nur ein ewig Blühen und Fruchtbringen der Natur, an dem der Vergleich des Herkömmlichen ſtumm vorübergeht; — es hat keinen Teil an ihm. — Im Geheimnis iſt der Menſch frei, er hat keinen Richter, ſein Gewiſſen hält Wache für ihn auf der höchſten Höhe. Und überſieht und erkennt und erreicht alles, was dem Gewiſſen der Vorurteilsmenſchheit ein furchtbarer Kampf iſt.

Wer Ewigkeit glaubt, hat die Unſterblichkeit. Wer dem Geheimnis nicht einverleibt iſt, hat keine Exiſtenz. — Ich hab' das antworten wollen auf Deine kunſtvertiefte Schauung; und ich hab' ſie gar nicht verſtanden und wieder geleſen und noch nicht verſtanden. Und endlich hab' ich aber gemerkt, daß ich mich immer zerſtreuen ließ durch einen ſchmalen Lichtſtreif, der durch ein Aſtloch des zugemachten Ladens fiel, quer über meinen Schreibtiſch, in dem tanzte der Demantſtaub des Lichtes, und ich ſah ihren Kontertänzen zu, anſtatt nachzudenken über das, was ich nicht gleich verſtand. — Jetzt hab' ich aber dem Aſtloch den Rücken gewendet. Und da hab' ich mich beſonnen, ſo ſcharf ich

vermochte. Da ſagſt Du: „Es gibt nur ein einziges Leben, denn das Leben all iſt ein gelebtes.“ — Ja, Clemens! — Ein gelebtes, wo jeder Atemzug ewig drin fortlebt. — „Die Kunſt aber iſt ein ungelebtes Leben und iſt daher im Leben unmöglich.“ — Ach, darauf hab' ich mich ſtark beſonnen; und immer ſchwankt's. — — Und jetzt weiß ich's! — Oder weiß ich's dennoch nicht? — Ein ungelebtes Leben! Mein Gott! Meine Götter, zu denen der Geiſt alle Sinne alle Augenblicke die Tempelſtufen hinanträgt. — Wie die Lichtſtäubchen dort den Sonnenſtrahl hinantanzen, — in denen aller Geiſt ſich einwebt oder auflöſt. Iſt das die ungelebte Kunſt, die nicht möglich iſt im Leben, — ſo lebt doch der Geiſt einzig in ihr und ſteigt bis zur oberſten Sproſſe der Himmelsleiter mit ſtarkem Willen; — mir iſt bang, ſie muß ihm nachgeben. — Still! Hier verwirrt ſich's! — „Das einzige Wiſſen iſt das, dem eine einzige Kunſt entgegengeſetzt werden könnte.“ Ich ſchäm' mich, eine Antwort zu ſuchen. — Und doch hab' ich ſie: Das einzige Wiſſen iſt der liebende Geiſt, die einzige Kunſt iſt das des zu liebenden Göttlichen, was des Geiſtes Streben an ſich reißt durch ſeine magnetiſche Kraft. Die Kunſt alſo iſt ungelebte Magnetkraft, die alles Leben an ſich reißt. — Ach! — In der fernſten Ferne meines Lebens ſehe ich, fühle ich dieſe Magnetkraft mich beherrſchen, — ſie iſt Kunſt in ſich. Feuerkraft iſt ſie, dem Geiſteswillen ſich zu unterwerfen. Das Ungelebte zwingt das Lebende! — Biſt Du's zufrieden, Clemens? — — Adieu.

Bettine.

An Bettina.

Liebes Mädchen! Hier ohne Dich zu wohnen, wenn ich das aushalte, ſo darf ich mich meiner Stärke rühmen. — Ach, wo iſt's in der Welt wieder ſo ſchön als hier in dieſem Frühling hoch in den Lüften zu ſchweben, dem Himmel ſo nah, daß jedes der ſechs Fenſter meiner Stube eine prächtige Landſchaft unter Rahm und Glas bringt. Nur das Große der Stadt berührt mich; die Türme ſehen mir in die Fenſter, und die Stadtuhren ſind meine Wanduhren, ich kann nichts tun als an Dich denken, Dein Bild hinhalten. Der Frühling flieht von meilenweiten Bergen über die blühenden Felder und den ſanften Strom und die klingenden, ſingenden, ſchwingenden Wälder her zu mir; und bringt Blumendüfte, Farben und Klänge mit, all herein zu den ſechs Fenſtern, und da halte ich Dein Bild in die Mitte, daß es der Reichtum der Jugend umwalle. Ach, warum biſt Du nicht da? — Ich bin entſetzlich ungeduldig um Dich! — Überall entbehre ich Dich, und ſelbſt an Dich zu ſchreiben macht mir Schmerz, weil Du mir auch dazu fehlſt! Ja, zu den Gedanken an Dich, zu Dir ſelbſt fehlſt Du mir. Und wenn Du dawärſt, ſo wärſt Du überall in der Herrlichkeit. — Und alles Sprechen iſt nicht wert, ein Wort darüber zu verlieren, ſo wie alles Schießen keinen Schuß Pulver wert iſt. — Wenn ich Dir ſagen ſoll, wie es hier iſt, wie es mir iſt, wahrhaftig ganz anders als beim de Gabrielli, der Sonn' und Mond, Wald und Tal und Ferne und Sturm auf ölgetränktem Papier uns ſo deutlich vormalte, und wir uns beide freuten ſo herzlich darüber. Nein, es iſt auf dem Papier nicht zu erſchwingen, was ich brauchte,

Dir zu ſagen, was man hier in einer Minute empfinden kann, ich müßte in einer Minute wahnſinnig und geſcheut, dichtend und liebend und ſpottend und lebend und ſterbend ſein, um Dir dies Leben recht wieder zuzuſtrömen. Das Haus mitten in den Berg gebaut, aus allen Stockwerken in den Garten, ſelbſt aus dem Keller. Wenige Schritte oben das prächtige Schloß und Eichen und alles. O ich möchte noch einmal närriſch werden, da ich's einmal ſchon bin. Daneben ſteht am Garten ein hoher, alter Turm, da laſſen wir nun eine Treppe hinaufführen, ich bin ſchon mit einer Leiter hinaufgeſtiegen; oben wird ein Zelt aufgeſchlagen, und da hängt man wie ein Luftſchiffer über Berg und Tal. — Ach ich langweile mich tot, daß Du nicht da biſt, Bettine, daß Du nicht da biſt all du Frühling, den ich ſoeben erzählt hab', daß Du alles nicht da biſt, was da iſt, weil Du mir fehlſt, lieb Mädchen. Gott weiß, ich ſehe nur alles im Auge, im Genuß derer, die ich liebe, und ohne ſie iſt die Welt mir eine ausgebrannte Kohle. Aber ich liebe auch Gott und ſein Werk und am meiſten Dich, Du biſt mir ſein Abſteigquartier. Die Vögel philoſophieren in den Lüften, die Fröſche weisſagen in den Teichen, und ich verſuche ihnen nachzuſingen und zu quaken, derweile ſie ihre Studia abſolvieren. — Ach helf' mit — wirke auf Deinem Fleckchen, der Welt den Frühling in ſeiner Fülle in den Schoß zu ergießen, damit das Leben überall ſich regt; ſonſt kommen Vögel und Fröſche bei Euch zu kurz vor lauter Amtsgeſchäften. — —

Sieh aber nur, ſo ſind die Menſchen, ſo bin ich auch. Geſtern und vorgeſtern hab' ich das Vorhergehende

geſchrieben, da war alles das noch neu und wünſchenswert, ich konnte noch nach Dir und nach der Natur begehren. Heute iſt es ſchon ganz anders, ich begehre nur nach Dir, es iſt mir, als hätt' ich Dich in ewiger Zeit nicht geſehen, und ich empfinde recht deutlich, wie Erinnerung und Sehnſucht einander ſo ähnlich ſind, daß ſie ſich ſogar ergänzen. Und was die Erinnerung nie gewußt hat, das kann die Sehnſucht in Erfahrung bringen und es der Erinnerung überliefern. Daß ich Dich ſo lebhaft vor mir ſehe und in jeder Minute Deiner gedenke, iſt doch nur eine Folge davon, daß Dein Bild erſt ſo kurze Zeit deutlich in mir aufgeregt iſt durch Deinen Brief, und hätte ich nun ſeit längerer Zeit nichts von Dir erfahren, ſo würde mein Sehnen danach der Erinnerung die Rolle abnehmen. Die Nähe hinter und vor uns regt uns gleich ſtark an. Was wir vergeſſen, töten wir, weſſen wir gedenken, das beleben wir. Was uns vergißt, das tötet uns. Jede Sehnſucht iſt Begierde, zu bilden, zu gebären, jede Erinnerung iſt eine Wiedergeburt. Wahrhaftig, liebes Kind, ich liebe den Frühling nur, weil ich mit innigerer Rührung Deiner drinnen gedenken mag, weil er das einzige iſt, das mir in Momenten Dich würdig erſetzen kann, und er verſteht und reflektiert mich doch noch nicht wie Du und kann mich nicht ſo belehren und erquicken. Aus einer recht herzlichen offenherzigen Liebe kann doch nur allein in der Welt etwas werden, und wenn der Menſchen Geiſt ſich nicht recht gewaltig durchdringt und nicht recht muß, ſo bleibt es eine ewige Lumpenkrämerei und gibt immer Plattheiten. So wie die Elemente ſich durchdringen und die Welt

bilden und der Geiſt und die Welt ſich durchdringen und den Menſchen bilden und der Menſch dieſe Liebe mit einem freien Blick anſieht, und indem er ihre Notwendigkeit und ſeine Freiheit in dieſer Notwendigkeit betrachtet, den Gott erkennt und anbetet — alles das iſt nur eine herzliche Liebe, wo dieſe Liebe nicht iſt, da iſt die Dummheit und all das Böſe, das uns empört. — Ich kann mich oft recht an dem Gedanken entzücken, daß mir in Dir die Welt, die mir gegenüberſteht, die Welt, die ich gern anſehen und lieben mag, ja alles, was des Meinigen auf Erden werden ſollte, zum Menſchen erſchaffen worden iſt, der mich wieder aufnimmt in ſeine Gedanken und ſich an meinen Freuden ergötzt; ſeitdem kommen alle freundlichen Ideen, die ich denke, zu mir zurück und denken mich wieder; und was ich anſchaue mit Liebe, das ſchaut mich wieder ſo an; ſeitdem bin ich zur Welt geworden und lebe das Leben, das man mein Leben nennt, das aber des Lebens Leben ſelber iſt. — Ich habe mich oft unterfangen, meine Liebe zu Dir zu meinem eignen Werk zu machen, aber es war ein verkehrter Streich, ich bin das Werk meiner Liebe zu Dir, und nicht dieſe Liebe mein Werk. — Meine unglückliche frühere Neigung preiſe ich jetzt hoch, denn ich habe mich dadurch erkennen gelernt, und ſo kann ich Dich in jeder Minute recht verſtehen, und Du brauchſt keinen Blick unerwidert in die Welt zu tun; und alles, was von Dir laut wird, findet einen freundlichen Richter in mir. — Gott will's ſo haben, daß wir uns lieben und einander belehren ſollen, ich ſehe es in allen Dingen und gebe mich dem offen hin, denn ich will nicht mit der Wahrheit ſtreiten, denn

es ist nicht möglich, sich zu trennen von dem, in dem man sich begriffen fühlt; es ist undenkbar wie alles Resignieren, was immer nur auf sich selbst verzichten heißt. — Es resigniert niemand, so wenig als das Wasser resignieren kann Wasser zu sein, solange es noch Wasser ist. — Und Resignation ist nach meinem Begriff nichts als eine lächerliche Selbstgefälligkeit in einer notwendigen Veränderung unseres Selbst, welche Veränderung durch diese lächerliche Selbstgefälligkeit allein entsteht. — Resignation und Kaprize sind an und für sich dieselben tötenden Feinde des eigentlichen freien und vollen Lebens, das nichts von sich weiß, und das mit einer von beiden zu sterben beginnt. Wenn wir mit Kaprize das Leben festhalten wollen, so resignierte das Leben schon auf uns und ist im Abmarsch. — Wenn wir resignieren, so sind wir im Abmarsch, und das Leben hat die Kaprize, uns nachzulaufen oder nicht, und beides ist eine gegenseitige schlechte Koketterie, bei der man die Zeit verliert. Denn daß wir so oder so leben, ist grade der Beweis, daß wir so leben wollen und sollen, solange wir wollen; da das Leben die Durchdringung des Geistes und Stoffes ist, in der sich nach ewigen Gesetzen grade die Lebenserscheinung konstaliſiert, so ist's in allem. Das ganze Leben kehrt in sich selbst zurück, und wo wir schon so in uns selbst zurückgegangen sind, daß wir von uns selbst und also von keinem Ding uns mehr getrennt denken können, heißt es, sei der Tod; der Tod aber ist in jedem Momente des Lebens, da das Leben nichts ist als das ewige Zurückkehren und Hervorgehen des Lebens aus und in sich in demselben Momente. — Ebenso ist das

Leben in jedem Momente des Todes, denn Leben und Tod ſind eins; um leben zu können, muß man ewig ſterben, und um ſterben zu können, ewig leben. Die Anſicht vom Leben im Gegenſatze vom Tod iſt eine ſehr beſchränkte Anſicht, und etwa ſo, als klage ein Handwerksburſch über die Flüchtigkeit der Zeit, weil der viele Spaß am blauen Montag ihm den ſeinen ſo kurzweilig macht. Alle Menſchen, die ihre eigne Biographie für ihr Leben halten und ſo lange einen Menſchen für lebendig halten, als ſeine Stelle nicht vakant iſt, ſind ſolche Handwerksburſchen, und ihr Leben ſind blaue Montage. —

Wir leben nur durch das Bewußtſein unſeres Lebens, aber ohne alles Leben überhaupt haben wir kein Bewußtſein, und wir leben daher nur durch die Ewigkeit des Lebens, die alles Leben iſt und jedes Leben.

So gibt es denn nur ein Leben. Damit übrigens etwas lebe, muß es im Momente erſcheinen und alſo von der Zeit gefeſſelt ſein; inſofern alſo unſer eigentümlich Leben im Momente liegt, iſt es in dieſem von der Zeit gefeſſelt, und hinter jedem Momente liegt deſſen Tod; der Tod alſo befeſtigt das Leben in der Zeit, die Zeit aber ſelbſt iſt ein Produkt von uns, denn wir können eine Ewigkeit denken, alſo liegt der Tod in der Ewigkeit, und Leben iſt nichts als die Ewigkeit, die wir uns zueignen dadurch, daß wir uns ein Stückchen von ihr mit einem hinten vorgehaltnen Tod auffangen. — Doch ich kehr' zu Dir zurück, liebes geliebtes Kind, iſt doch dieſe Reflexion ſchon eine Sünde gegen Dich, ich habe in Dir meine Ewigkeit ſo ſchön gefangen, daß ich nicht länger grammatiſieren darf; da das Leben

der Sprache ein Gedicht mit mir lebt, das Du biſt, Du Lied vom Weibe, von Liebe und von Gott. — Daß ich Dich ſo liebe, dafür danke Gott, wenn es Dich glücklich machen kann, ich danke ihm auch um Deiner Liebe willen. Es iſt ein großes Erbarmen von ihm, daß er uns alles in einander gegeben hat, und wir dürfen nicht ſtolz darauf ſein, denn es iſt nur Gott, den man liebt, den Gott im Menſchen, und je ſchärfer und tiefer wir blicken, je mehr erkennen wir ihn, und je ruhiger und einfacher wird die Liebe. — Etwas Rührendes liegt in unſerer Liebe; wenn ich Dir ernſt über lebendige Stellen meines Lebens ſpreche, die nun geſtorben ſind, und wenn ich Deiner gedenke! — Aller Lärm wird dann ſtumm, alle Menſchen werden mir ſteinern neben Dir, und dies Stille erwacht in eine Muſik, ich möchte ſie eine innere Muſik nennen, die ſich ſelbſt hört. Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſpreche ich mich gegen niemand gern aus als gegen Dich, denn Du verſtehſt mich und freuſt Dich meiner. Mit den andern Menſchen verbindet mich nichts als ihre Seltenheit. — Gute Nacht bis morgen! —

Clemens.

Sollte die Günderode Dir einen ſehr wunderbaren Brief von mir zeigen, ſo verwundre Dich nicht, ich bin begierig, was ſie darauf ſpricht.

An Clemens.

Es geht ſchlecht mit meinem Witz, Dein Brief iſt wie der Blitz in mich eingeſchlagen, und ich kann Dir Neues davon ſagen, wie das einem tut! — Gar nicht

— tut es einem. Geiſt ſamt Eindruck verſchwunden! Erſt hab' ich mich beſonnen, ob ich nicht Dir dieſe Lähmung verſchweigen ſolle, daß ich nämlich mit Deinem Brief nichts anzufangen weiß und lieber Dir etwas vorzaubere vom Frühling, der hier gar nicht ſchlecht iſt. Gibt's der Tage viele wie der geſtrige Sonntag? — Himmelsbläue — unendliche! kräftige! vom Sonnenfeuer durchglüht, die Bäume vermählten ihre Schatten einander, alles im ſchönſten Frieden lautloſer Stille, — die Orangen warfen als ihre Blüten herunter, — da hab' ich gelegen im Boskett und alle Blüten aufgefreſſen, konnt' nichts mehr zu Mittag eſſen, die Großmama frägt, ob ich krank ſei, in der Nachbarſchaft ſind die Röthlen. —

Dein Brief kam um zwei Uhr, ich wollt' ihn ſtudieren unter jenen duftenden Bäumen, ein narkotiſcher Balſam ſtrömte aus ſeinen weisheitsvollen Blättern, der Sonnenſchein ging, ich hatte den Brief nicht bedacht, aber beſchlafen, aber doch blieb mein Begriff gelähmt. Der Mond kam, und der Tag war noch nicht vergangen, ich ging zum Gitter im Boskett, wo die Blumen alle ſtehen auf hohen Paradegeſtellen, man kann dran hinaufſteigen. Der Gärtner ſtand oben mit der Gießkanne, ich ward ganz durſtig, wie ſie ſo gierig das kühle Waſſer ſchluckten, ich trank aus der Gießkanne. Der Gärtner wollt' es nicht leiden, ich ſollte warten, daß er ein Glas hole. Ich bin dem Gärtner gut, er iſt mein beſter Geſelle. Alles, was er ſagt, verbindet ſich ſo nah mit der Gegenwart. Die Blumenglocken bewegten ſich vom Abendwind, der zieht mit ſanftem Brauſen durch die erfriſchten Sträucher und nimmt

den Staub der Blumen mit ſich fort; jeden Abend ſieht der Gärtner dieſem Spiel des Windes mit den Blumen zu. Grade in dieſem Monat verſäumt der Wind es keinen Abend, ſagt der Gärtner.

Was ich geſehen hab' noch? — Eine Biene, die ſich ein Bad zurecht machte in dem Schüſſelblatt von einer Geißblattblüte, ſie patſchte drin herum, tauchte den Kopf unter und wuſch ſich von allen Seiten mit ihrem Rüſſelchen, grad' wie eine Katze. — Nun denk' ich, ob man eine Biene nicht könne zahm machen auch wie eine Katze. Daß ſie hereingeflogen käm' abends und ſchlief' da auf einem Nelkenſtock oder Wicken oder ſonſt einem Blumenſtock, den die Bienen lieben. Der Gärtner meint, eine oder die andere, die einen aparten Sinn habe, könne das wohl — und ſagte noch allerlei von den Bienen, was die Leute nicht glauben, weil es zu geſcheut wär' für ſo kleine Tiere, aber es ſei dennoch wahr; ich glaub's, warum ſoll er es nicht beſſer wiſſen, da er dieſe mit ſo großer Liebe beobachtet, das heißt mit Geiſt. Die Leute ſind wohl auch ſo dumm zu glauben, ein Gärtner habe keinen Geiſt; — aber, der hat Geiſt — und kann alſo mit Geiſt beobachten, das heißt mit Liebe. —

Ja, Clemens, ich hab' geſtern abend noch an Dich ſchreiben wollen, aber ich mußte nachdenken über die Bienen. Ob ſie wohl einen an der Stimme erkennen würden? — Die Bienen haben ein fein Gehör, ſie richten ſich bei weiten Ausflügen nach dem Abendgeläut, ſie unterſcheiden genau die Glocke ihres Dorfs, das hat der Gärtner in ſeinem Dorf hundertmal beobachtet. Wir überlegten's noch mit dem Heimlichmachen der Bienen; — einen Blumenſtrauß im Mund,

ſich ins Gras legen und ſchlafend ſtellen. Kommen die Bienen, ſo muß man ſie nicht verjagen, ſagt der Gärtner, wenn ſie auch an den Blumen vorbei aufs Geſicht fliegen, ſie ſtechen nicht. — Wenn eine erſt zahm iſt, dann kommen mehrere. — Das wär' mir eine Freude, Clemente, über alle Freuden, wenn ich ſo an einem heißen Sommertag in der Lindenallee ſpazieren ging' und die Bienen kämen alle von den Bäumen herabgeflogen und umſchwärmten mich. Er würde gleich mit ſchwärmen, meint der Gärtner! — Ich weiß es — und er flög' wohl auch daneben; und ich weiß — liebſter Clemente! Der iſt aber kein ſentimentaler Pfarrer, der mit dem Univerſum liebäugelt!

Bis die Bienen wirklich kommen und mich umſummen, daß ich mein eigen Wort nicht hör', hat's Zeit, Deinen liebenden Brief zu beſprechen. Schon in Deinem früheren Brief über Kunſt ſteht — — ich fühl', daß ſolche tief durchdachte Gedanken, die Du an mich zwar richteſt, doch vielmehr der Welt angehören, das erſtemal wollte ich ſie wie einen muſikaliſchen Satz durch einen Gegenſatz beantworten, wodurch erſt ſeine Baſis begründet wird, ſagt der Muſiker, und eine Symphonie aus ſich hervorzubilden vermag. Aber, Clemens, ich fühlte mich ſo beklommen bei Deinem neuen Brief! — Er paßt nicht zu meiner feurigen Frühlingsſtimmung. „Durch Feld und Wald zu ſchweifen, mein Liedchen wegzupfeifen!" — — — er paßt nicht zu meinem himmliſchen leichtſinnigen Stubenkamerad, meinem Dämon, — nicht Damon — der mir's unter die Füße gibt, ich ſoll mich nicht auf Stelzen begeben.

— Und „was kann ich, was kann ich dafür?“ — Daß es mir gar um Freundſchaft und Liebe nicht zu tun iſt.

Geſtern, Dienstag, waren wir im Forſtwäldchen auf einem Ball, bei Moritz Bethmann. — Der Brief kommt nicht weiter heute, es ſteht ein Blumenſtrauß auf meinem Tiſch von lauter Vergißmeinnicht, wunderlich gebunden wie ein Kelchglas. In der Mitte auf dem Grund des Kelches ſind Moosroſen. Wie ſchön! — Ja, ihr Roſen ſeid ſchön, und euer Gewand iſt die Schönheit ſelbſt, und euer Reiz umwallt gleich die Bruſt, an der ihr vergeht! Und ihr ſeid ſo ſchnell fort, und doch hat man ſo zärtlich euch geliebt — und doch ſeufzt man euch nicht nach! — Warum nicht? — Hat's Gott gewollt, daß man euch liebe, wie der Clemens mir ſagt: ich ſei berufen mit ihm zuſammen, daß wir einander lieben, wenn das ſo wär', daß Gott wolle, wo er gar nicht zu wollen hat, ich würde ihm widerſpenſtig ſein und den grad' nicht wollen lieben, den er dazu geſchaffen. — Denn das bändigt mich eben grade nicht, wenn er vielleicht ſagte, wie die Kindererzieher, wenn ſie Äpfel austeilen, magſt du den nicht, ſo kriegſt du gar keinen! — Fühl' ich mich hingezogen zu manchem, ſo iſt's nicht aus vorbedachtem Gefühl, nicht weil ich glaub', Gott hab' es ſo gewollt, — es würde mir allen Farbenſchmelz und Heiligenſchein konſumieren, dies Soll oder Muß. Die Roſen — ſie glänzen im Abendſchein, ſie locken mich, ſie zu umfaſſen, ſie zu küſſen. Ich bin ganz bei ihnen, wenn wir abends im Mondenſchein allein zuſammen plaudern, und fühle mich nicht allein mit den Blumen wie

oft mit Menſchen. Und wenn es Deine eignen Ideen ſind, Clemens, die Dich wieder lieben, wie Du mir ſchreibſt, ſo ſind die Blumen wohl die Liebesgedanken der Natur, von denen ſie auch wieder geliebt wird. Liebesgedanken ſind ſie. — Die Roſenknoſpe iſt's, ſie wirft in ihrer Verſchränktheit glühende Blicke in das Auge, das ſich in ihrem Anſchauen verliert. Wenn ſie nachher dem Tag ſich erſchließt, dann iſt ſie nicht mehr ſo, ſie lacht dann jedem Vorübergehenden und wird die Blume des Tages, an der alle gleichen Anteil zu haben meinen. Drum als ich geſtern von meinem knoſpenreichen Roſenſtock ein Paar davon abbrach zum Ballſträußchen, das tat ich ungern, ſo jung von ihrem nährenden Stamm ſie zu trennen, die ſo an der Grenze ihrer Jungfrauenzeit aus ihrem grünen Kinderjoppelchen recht neugierig herausguckten, aber ich dachte: ach, morgen habt ihr ja doch das grüne Jäckchen abgeworfen und ſeht die Tage eurer Kindheit für nichts an. — „Und Du! — Für was ſiehſt Du ſie an, Deine Kinderzeit, daß Du ſo reden darfſt?" — ſagen die Roſen wieder. — Ach Roſen! — Vorwürfe von euch! — Da ich doch meine Zeit mit euch vertändle. Aus der Natur ſüßeſtem Gefühlsſchmelz ihr ſelber hervorgegangen! — Seid ihr Blumen nicht der Liebesdrang, der Venusgürtel der Natur? — Ihrer Lippen würzigen Atem hauchen die Blumen in reizenden neckenden Antworten allen Liebesanträgen aller Weſen in ihr. Und die Roſen, ſie ſind die Antwort, die im Necken ſchon ſich in einen Kuß verwandelt und ohne Widerſtand durch ihre eig'ne Schönheit Zeugnis gibt: „Die Liebe hat die Natur beſiegt." —

Es war mir ſo wehmütig, geſtern Abend mit meinen Roſen allein, und bin ungern von ihnen geſchieden, um ſchlafen zu gehen, und hab' mich noch recht in ihr weiches junges Grün hineingeſchmiegt zum Abſchied! — Und hab' ſo wunderliche Träume gehabt in der Nacht. — Sonnenſtrahlen, die ſcharf und rein durch dichtes Gewölk auf mich trafen, und da war alles in üppiger Blüte um mich her und atmete kaum vor Schwüle, und ich ſtand da allein unter dieſen Blüten allen, mit offner Lippe nach einem Tropfen Labung. — Ach, heißer Tag, du drückſt die Blumen! — ſo dacht' ich dort. Es tat mir ſo leid, daß ich nicht den Regen ihnen aus dem Gewölk niederſchütteln konnte, und als ich aufwachte, war mir's noch ſchwermütig, und heute den ganzen Tag ſo fort. — Wenn nicht eins mir Freude gemacht hätte. — In der heißen Mittagsſtunde kamen wirklich ein paar Bienen hereingeflogen, umſummten meine Roſen, meinen Maiblumenſtrauß, meinen Baſilikum, meine Ranunkel ſind noch nicht offen, ſchmecken den Bienen auch nicht. Nelken ſind auch noch nicht aufgeblüht, die ſind aber wahre Lockſpeiſe für ſie, und die ſtehen doch ſchon alle da, daß ſie von ihnen geſehen werden, was in der Zukunft auf ſie wartet, ſie werden wiederkommen und werden ſich in meinem Wirtshaus betrinken, dazu mache ich ihnen Muſik. Gleich als ſie ankamen heut', ſo nahm ich die Gitarre und klirrte ihnen was drauf vor, ſie ſummten, es war ein deliziöſes Doppelkonzert und hat mir meine Munterkeit wiedergegeben, die mit einem Fuß ſchon ausgeglitten war und ſchier in den rauſchenden Bach der Empfindſamkeit wäre geſtürzt. — Adieu!

— Ich und meine Bienen, was kann ich mehr verlangen.

Bettine.

Meine liebe Bettine!

Da ich vermute, daß Dich ein kleiner Ärger weiter nicht ins Grab ſtürzen wird, ſo hab' ich einigen Luſten, mit Dir zu ſchmälen. Stelle Dir vor, einiges in Deinem Brief hat mir einen unangenehmen Eindruck gemacht, zum Beiſpiel das mit dem Roſenſtöckelchen. Es kam mir immer vor, als ſei es recht artig, eine gewiſſe Rührung bei unſchuldigen Dingen zu empfinden, ja zur Not könne man auch ſagen, es war mir, als müſſe ich es umarmen, aber es wirklich zu umarmen und noch gar dabei in wehmütigſte Gedanken zu verſinken, das geht etwas in die Wildnis und iſt ſtark empfindſam, hält auch nicht Stich, ſtelle Dir vor, an welchem knappen Fädenchen die Geſchichte hängt; fällt ſie, ſo fällt ſie mit der ſchönſten Empfindung ins Lächerliche, denn eine gelbe Rübe, eine Kartoffel ſind doch ebenſo unſchuldig als ein Roſenſtrauch, und dennoch wäre Deine ganze Umarmung verunglückt, wenn das Roſenſtöckelchen ſich in eine ſolche Rübe verwandelt hätte. Auch haſt Du bei näherer Beleuchtung wohl nur einen erd'nen Topf umarmt. Wenn ich der Roſenſtock geweſen wär', ſo hätt' ich geſagt: „Oho, ſchönſtes Kind!" und dann hätteſt Du wahrſcheinlich gelacht. Ich hoffe, Du gewöhnſt Dir täglich mehr ſolche Exploſionen ab. Du weißt, wie oft ich Dir über ähnliche Anfälle gepredigt habe. Auch das lange Herumtragen und

Betrachten der Träume iſt kindiſch, und während man auf eine Menge ſchöner Empfindungen, die man bei Gelegenheit ſolcher Träume hat, bei hellem Tag auf eine geträumte Weiſe ſtolz wird, vergißt man eine Menge zu tun, was wirklich, wahr und Pflicht iſt. — Wieviel geſcheuter wär's geweſen, wärſt Du auf dem Ball recht vergnügt geweſen und hätteſt mir das meiſte, ja alles erzählt, das hätte mir weit mehr, ja unendlich viel Spaß und Freude gemacht. — Sehr artig wär's, wenn Du doch einmal Deine Träume gern näher überlegſt, die Nacht drauf in einem neuen Traum den vorigen zu bedenken, bei Tag aber recht luſtig und vergnügt und fleißig zu ſein, denn ſonſt läufſt Du Gefahr, einem gewiſſen Mann ähnlich zu werden, der ſehr bewandert in der Sternkunde war und alle Augenblicke in einen Graben fiel; ja endlich elendiglich in einem Brunnen erſoffen iſt, weil er immer gen Himmel guckte; Du läufſt Gefahr, daß die Leute ſagen, ſie iſt ſehr klug im Traum, aber nicht recht geſcheut im Wachen. Ich bitte Dich um des Kaiſers ſeinen Bart willen, werde nicht empfindſam, und laſſe Dich nicht von dem Lied der Katzen ſogar rühren, gehe ſpazieren, gebe Dich mit der Toni, mit der Lotte ab und freue Dich ihrer vernünftigen Kälte. Ich bitte Dich um alles in der Welt, werde nur keine Seraphine Hohenacker, die Geiſterſeherin! — Wahrhaftig, dann mußt Du am End' verzweiflen, denn ich werd' alle Tag' geſcheuter und unempfindſamer, es iſt was Miſerables um einen empfindſamen Menſchen in der Welt; und zwar gerade, weil die Welt nichts weniger als empfindſam iſt und einem kein Baum aus dem

Wege geht oder beweint, wenn man ſich ein Loch an ihm in den Kopf ſtößt. Wenn Du überdem wüßteſt, wie man durch Kränklichkeit zu all dieſen zärtlichen Empfindungen kommen kann, und daß die Beſeſſenen und Hexen in den vorigen Jahrhunderten nicht anders als ſolche hypochondriſche Perſonen waren, ſo würdeſt Du Dich noch mehr hüten, in eine ſolche Empfindſamkeit zu fallen. Dagegen hilft oft viel Bewegung, Springen, Singen und Tanzen, Beſchäftigung, der Agnes helfen in der Küche, wenn ſie allenfalls einen guten Kuchen backt, den auswäſchern, kneten und in die Backſchüſſel hineinrunden, oder auch einen ordentlichen Aufſatz machen, ſelbſt über die franzöſiſche Revolution, wär' mir lieber, und ich bin jetzt ſehr beſtraft dafür, daß ich dies Intereſſe bei Dir untergraben hab'. Ich bitte Dich, wenn es noch Zeit iſt, ergreif' es wieder, hol' Deine alten Tagebücher hervor, in denen wirſt Du Anknüpfungspunkte genug finden, es war manches ſo Schöne, ſo wahrhaft Große darin; ja ich kann Dir ſagen, daß ich manches draus erfaßt habe als ganz neu gedacht und als gut gedacht, es hilft einem auch zur Vermeidung aller Liebesgedanken, das Große, das Weſentliche der Welt zu ſeinem Hauptthema zu machen. Dort biſt Du ja auch auf dem Boden, der Deinem Geiſt die wahre Elaſtizität gibt. — Der Empfindſame bringt auch nie etwas hervor, weil er ſich keines Dinges bemächtigen kann, ſondern nur von allem überwältigt wird. Ich habe überhaupt einen entſetzlichen Widerwillen gegen die Empfindſamkeit, denn ſie wird über nichts empfindlicher, als wenn man ſie für eine Kränklichkeit erklärt, da ſie eine Feinheit

der Seele ſein will. Was ich aber unter Empfindſamkeit verſtehe, wirſt Du wohl wiſſen. —

Nichts vor ungut, Du weißt, daß ich Dich vernünftig liebe und es gut meine.

Es würde mich freuen, wenn Du etwas Geſchichte läſeſt, und außerdem meiſtens Goethe, und immer Goethe, und vor allem den ſiebenten Band der neuen Schriften, ſeine Gedichte ſind ein Antitodum der Empfindſamkeit. Aber als Geſchichte rat' ich Dir Müllers Schweizergeſchichte, es iſt etwas Himmliſches, ich glaube, Leonhardi hat ſie. Es ſind zwar einige dicke Bände, aber deſto länger dauert die Freude, ſetze Dir täglich ein paar beſtimmte Stunden, wo Du drinnen lieſeſt. — Wenn Du Dich meines heftigen Unwillens erinnerſt, den ich in Offenbach hatte, ſo oft ich alberne Bücher bei Dir fand, ſo wirſt Du mir das Recht zugeſtehen, mich ſehr zu beklagen, daß Du jetzt vermutlich alles leſen magſt, was Dir vorkommt. Überhaupt iſt es mir ſehr verdrießlich, daß Du mir nichts von Deiner innern Bildung ſchreibſt, mich nicht fragſt, was Du leſen ſollſt und dergleichen. Was ſoll alles Phantaſieren über dies und jenes, was nun einmal ſo iſt, wie es iſt. Beſſer wäre es, wenn Du Dein Vertrauen zu mir ſo benützteſt, daß Du mir Einfluß in Deine Bildung gönnteſt. — Daß Du mich über alle Lektüre um Rat fragteſt — und dergleichen. —

Um eins bitte ich Dich noch in Deinen Briefen, nämlich gebe mir immer Nachricht, ſobald irgend etwas Bedeutendes bei Euch vorfällt, von jeder Reiſe, ſobald Du davon erfährſt. — Meine Briefe an Dich zeige niemand, mit ſolchen, die betrübt ſind, wie immer

ohne Urſache, habe Mitleid mit ihnen, ſuche aber nicht etwa ſie zu tröſten, indem Du, beim Lichte beſehen, in dieſelbe erbärmliche Stimmung Dich herabſinken läßt und auch betrübt wirſt. Der Umgang mit ſolchen Leuten iſt deprimierend und zerſtört alle Kraft in uns. Daß Du übrigens dieſes nicht ſo wörtlich nimmſt wie Eulenſpiegel, hoffe ich. — Du könnteſt mir einen großen Gefallen tun, wenn Du, doch ohne Übereilung oder Faulheit, mir ein halb Dutzend leinene Stiefelſtrümpfe ſtrickteſt, aber nichts weniger als fein, ſondern nur ſtark und derb. Toni wird ſo gütig ſein, Dir das Garn nach Offenbach zu beſorgen. Auch höre ich gar nichts mehr von Lulu und Meline, es tut mir leid, daß Du von dieſen Deinen treuen Geſpielinnen gar nichts zu ſchreiben weißt. Schicke mir doch mit umgehender Poſt einige Lot der beſten ſchwarzen Kreide, auch etwas weiße, auch engliſche iſt mir lieb; es iſt für einen armen Jungen hier, der ganz vortrefflich zeichnet, ſchicke ſie aber ja gleich. Von Savigny hab' ich keine Grüße an Dich, wenn Du etwa danach fragen ſollteſt, ob er ſich Deiner noch erinnert. — Er hat ſeine Studien und ſeine Freunde, und denkt an ſie, wenn ſie ihm ins Gedächtnis kommen, er ſchreibt öfter an Gundel, vermutlich, weil er ihr manchen Rat gibt. Savigny, der immer helfend und wohltätig iſt, nützt ihr unſtreitig viel. Dir kann er in dieſer Weiſe nicht nützlich ſein, deswegen ſchreibt er an Dich nicht, ich finde das ganz natürlich, da er in Sachen des Umgangs ganz anders denkt als ich, ſo würden wir uns oft ſtören. Du verlangſt ja wohl auch nichts weiter, als daß ich alles, was ich weiß und für Dich gut

finde, Dir von Herzen mitteile, und ich verlange, daß Du mir trauſt. — Sei kein Allmein, ſchicke die Kreide, ſtelle Dich nicht ſo heilig, nehme das Leben leicht und Deine Pflichten ernſt, lerne mit vernünftigen Leuten luſtig und fröhlich umgehen und habe mich in vernünftigem Andenken.

Dein ehrlicher Bruder Clemens.

Noch etwas! — Verphantaſiere Dich nicht mit dem Gärtner! — Er iſt ein guter vernünftiger Burſche an ſeinem Platz, nämlich unter Kraut und Rüben. Es iſt ſein romantiſch Leben ganz gut mit den Blumen, das aber doch gewiß halb aus Deinem Magen kommt. — Aber einen tüchtigen Kohl muß er mir doch auch ziehen und muß ſeinen ordentlichen Reſpekt davor haben. —

Lieber Clemens!

Liebe Günderode! Denn, lieber Clemens, ich muß doch gewiß einen haben, bei dem ich Dich verklage, Dir ins Geſicht kann ich's nicht alles ſagen, was ich Schlimmes von Dir weiß und aus Deinem Brief heraus ſogleich entdeckt habe. Ach, ich möchte gar zu gerne nicht pfiffig ſein und lieber gar nichts merken, aber wenn ich's nun einmal gemerkt hab', wie ſoll ich's machen, es übergehen würde doppelt liſtig ſein. — Alſo ſchreib' ich's hier ans Günderöddchen, da kannſt Du gleich erfahren, wie zwei Mädchen ſich über einen liſtigen Jüngling luſtig machen. Alſo denk' nur, Günderöddchen, der Clemens iſt eiferſüchtig über den Gärtner. — Lies nur dieſen Brief von ihm, wo er

gleich von vorne herein mir meine Sentimentalität mit den Blumen vorwirft und wirklich die Vergleiche bei den Haaren herbeizieht. Kartoffel, Gelerüb, Rose! — Und dann, ich wär' ſentimental, und dann mir Heilmittel eingibt, ein halb Dutzend Paar leinerne Stiefelſtrümpf', an denen ich ein halb Dutzend Jahre knottlen ſoll, um mich zu kurieren, und denk' doch, Günderode, ſo geht das drei, vier Seiten fort, aber von dem, was ihn eigentlich ärgert, davon weiß er nichts zu ſagen, da iſt er ganz unſchuldig. Mit der geſunden Lotte ſoll ich umgehen, um von meiner Empfindſamkeit mich zu heilen, ſchwarze Kreide ſoll ich ihm ſchicken und weiße Kreide und von meinen Geſchwiſtern ſoll ich ihm ſchreiben, von denen wiſſe ich nichts zu ſagen, wirft er mir vor, — und ich hatte mir doch vorgenommen ihm zu ſchreiben, daß Lulu ein kaffee- und milchfarbnes ſeidnes Kleid an hatte, was ihr ſo ſehr ſchön ſtand. Vom Ball ſoll ich ihm erzählen, ſchreibt er, wie kann ich das? — Wollt' ich mein Liebesabenteuer von jener ſchönen Ballnacht ihm mitteilen, das wär' ihm wohl gar nicht angenehm. Günderode, davon laſſe Dir ja nichts herauslocken, von meiner triumphierenden Heimfahrt erzähle ihm nichts, und wen ich beim Aufgehen der Alba am Wege ſtehen ſah, der mich grüßte, und dem ich meinen Kranz aus dem Wagen zuwarf, das ſchreib ihm nicht, das bleibt unter uns Mäderchen! — Und die Revolutionsgeſchichte mit allen ihren Rebellern hier in Offenbach und mit meinen tauſendfach facettierten Reflexionen darüber, die meint er, ſoll ich wieder hervorholen. — Ja, wenn er wüßte, was wir zwei beide, ich und Du,

alles ſchon drüber miteinander gedacht und verhandelt hatten und was wir niedergeſchrieben und auch ſo manches Blatt ſchon zerriſſen haben. O Günderode, damals hatte er auch keine Ruh' und predigte Dir ſo lange, Du ſollteſt mich davon abbringen, ſo hatten wir denn beſchloſſen, im ſtillen darüber uns allein Rechenſchaft zu geben, weil doch dieſe Weltangelegenheit eine ganz andre lebendige, ins tiefſte Denken eingreifende Gewalt iſt, weil ſie doch ein Richteramt führt über alle heiligen Rechte der Menſchheit, weil ſie doch in ſich ſelber eine ganz von allen Urgründen der Lebens- und Bildungsſtufen aufſtrebende Geiſtesbahn iſt. Geſchichte ſtudieren! Müllers Schweizer Geſchichte! Bon! Aber ſie iſt vorbei, gedürrte Quetſchen, ſchmackhaft zwar, aber was ſoll ich mit Backobſt! — Was ſoll ich mit euch — ihr krüppeliges Winterausdauerungsprodukt, bin ich ein Hamſter, der beide Backentaſchen voll in ſeine Vorratskammer aufſpeichert? — Nein, ich bin eine frank und freie luſtige, helle Bergquelle, vom Zufall oft durch Wüſten und Paradieſe hinrauſchend mit gleicher Lebendigkeit; geht's über Klippen, dann iſt er gleich noch einmal ſo aufgeregt, da ſtampft er, da giſcht er, da dampft und brauſt gleich ſeine Lebenskraft heller aus dem lichten Schaum hervor. Nein, ich bin nichts. Aber, wenn einer das ſagt, dann bin ich gleich, etwas. — Auch fürchtet der Clemens, ich leſe alles durcheinander — und macht mir Vorwürfe, er denkt, Romane können mir die ſeltſamen Gedanken einprägen, und wenn er wüßte, daß keine Romane mir je gefallen können als nur meine eignen! — Gibt es etwas Ärgerlicheres

als Liebſchaften ſich vorerzählen laſſen, wo man ſich gleich wundert, wie die Schafe, welche auf dieſem Romanen-Teppich weiden, nur zu dieſem Schwindel kamen, und der meint, dazu käme ich. — Noch eine ganz närriſche Seite tritt oft wie ein mir unverſtändliches hebräiſches Wort auf den Lehrſtuhl, und zwar mit den feierlichſten Gebärden, ſo daß ich im Anfang ganz ängſtlich wurde und mir vergeblich den Kopf zerbrach, was das ſein möge. — Von nun an beſeitige ich meine Skrupel, weil ich erſt jetzt deutlich ſehe, daß der liebe, liebſte Clemens auch von allerlei ihm ſelbſt nicht recht deutlichen Beweggründen angeſpornt wird, manches zu wollen, zu fordern, zu beteuern. Das Wort iſt Pflicht. „Tue Deine Pflicht mit Ernſt — das Leben nehme leicht.“ — Seh' ich mich um nach meiner Pflicht, ſo freut mich's recht ſehr, daß ſie ſich aus dem Staub macht vor mir, denn erwiſchte ich ſie, ich würde ihr den Hals herumdrehen! So erpicht bin ich gegen ſie. — Nun, ich hoffe, daß ich und meine Pflicht nie zuſammen kommen, falls eine ſollte auch auf mein Los gekommen ſein — ich würde ſie mit meinem ernſten Blick ſchon in Schranken halten, daß ſie mir nicht über den Hals käme, ich verſtehe keinen Spaß hierüber, meine ganze Natur kommt in Aufregung, und Kräfte machen ſich in mir auf die Beine, die alles in Grund und Boden trampeln, was ſich mir aufſätzig machen will. Alſo Pflicht, halte dich im Hintergrund, wenn du nicht abgedroſchen ſein willſt. — Meinetwegen geh zum Herrgott und klag', daß du nichts bei mir ausrichten kannſt, wenn ich ihm's vorſtell', wird er ſchon Raiſon annehmen. Heilige Harmonie

der Natur, dich wollen ſie aus dem Geleis bringen der einzig göttlichen Sphäre, der Freiheit nämlich, und wollen zur zinspflichtigen Pflicht machen alles, bis auf den Adel der Seele ſogar, aus dem alles Große entſpringt. — Entſpringen heißt ja aber ſchon dem Strang der Pflicht ausweichen, ich aber entſpringe ihr nicht, ich wende mich grade um gegen ſie, ſeh' ihr ſcharf ins feige Angeſicht und ſage ihr: Weiche zurück vor meinem reinen Inſtinkt des reinen großen Mächtigen, von dem du dir nichts träumen läſſeſt. — Und denk', Günderode, auch meine Träume greift mir der liebe Clemens an mit ſeiner Satire, und wenn er doch in unſerm Traumbuch läſe, wo wir ſo ſeltſame wunderliche Sachen und Gedanken ſchon aufgeſchrieben, aus denen Du ſchon Stoff zu manchem ſchönen Gedicht gefunden haſt. — Wenn er Deinen Franken in Ägypten läſe, ein geträumtes Abenteuer gab dazu den Stoff — aber jetzt werd' ich gleich einmal meine Pflicht überſchreiten und werde ein bißchen zum Gärtner gehen, da es die Abendſtunde iſt, wo er begießt, da hab' ich ihm verſprochen zu kommen und zwar nicht aus Pflichtgefühl, ſondern aus Luſt am lieblichen Geſchäft, aus Luſt an alle dem friſchen Leben, was ſich in dem ſchönen Schmelz der Farben regt, am Wachstum der Knoſpen und an allem in allem! Und auch zum Kohlbeet werd' ich gehen, was der Clemens für des Gärtners Pflichtniederlaſſung hält. — Ich werde mich da mit meinem Pflichtſtrickſtrumpf hinſetzen und etliche Pflichtmaſchen ſtricken, ich werde aus Pflicht gegen meine Bildung in der alten Schweizergeſchichte leſen, daß der Teutone keine Stiefelſtrümpfe

trug, als er noch ein freier Mann war, ich werde also aus Pflichtgefühl am Altar der Freia mein Strickzeug niederlegen und das Gelöbnis ihr tun, nie wieder Stiefelstrümpfe zu stricken, die dem freien deutschen Charakter Fesseln anlegen! —

Soweit meine Mitteilungen an die Günderode, lieber Clemens, über Deinen Brief; ich hab' ihr zwar nicht wörtlich so geschrieben; denn es braucht zwischen uns der Worte nicht so umständlich, und diesmal war sie selbst hier, und wir gingen zusammen spazieren im Boskett, und wir lachten am allervergnüglichsten über Deine Besorgnis um meine Melancholie, hinter der sich doch nur immer die Langeweile verbirgt, da ich die aber gar nicht herberge, da ich wie ein kleiner Spritzteufel oder sogenannter Laubfrosch (Rakete) feurig herumhüpfe, morgens aus dem Bett in den Garten barfuß; denn ich hatte ja wahrhaftig gestern meine Studienbücher liegen lassen. — Dann wieder hinauf, angezogen, dann zur Großmama frühstücken, dann Klavier exerzieren, Generalbaß — Hoffmann kommt, entwickelt kabalistische Mysterien der Musik, die ungeheure Kabale und Schikane ihrer Torsperre; der geniale Hoffmann, der Mann des Ruhmes und der Begeistrung, hebt diese Gesetze mir zulieb' auf, namentlich die der Metrik, die so engherzig sind, daß jedem Volksredner in dieser engen Taille der Atem ausgeht. — Jetzt macht mir's Freude zu komponieren. — Hymnen der Diane, Päane an Dionysos, von Stolberg übersetzt. — Ja, das macht mir Freude, ich klettere als abends aufs Dach von der Waschküche, dort erfind' ich die wunderlichsten Wendungen. Der

Himmel rötet ſich davon vor tiefem Mitgefühl, und die Sterne drängen ſich herbei und lauſchen, und Hoffmann lauſcht auch, er iſt unſer nächſter Nachbar. Meine Stimme iſt durchdringend, wär' mein Geiſt es auch! — Hoffmann kommt am Morgen in die Stunde, kann meine Melodie halb auswendig, was ich mit Bleiſtift notiert habe, kann er meiſt beſſer als ich — übers Metrum ſtreiten wir zwar nicht; denn er will durchaus, es ſoll ſein, wie ich's urſprünglich ſinge, Takt und Auftakt kommen in Subordination und dürfen nicht ihre herkömmliche Obſervanz mehr geltend machen, er ſagt, wenn ich mich hineinſtudiere, ſo wird's der Muſik eine neue Bahn brechen. Närriſcher Kerl! Willſt mir ſchmeicheln, mir Mut machen zum Lernen; weiß ich doch, daß er's mir weismacht, ſo trägt's doch meine Begeiſtrung unendlich hoch! Zu Unerhörtem, noch Ungehörtem. Hoffmann machte als ein kraus Geſicht. — Aber denk' doch — bald gewöhnte er ſich — nein, er verliebte ſich hinein — und letzt, als er in einem Konzert phantaſierte auf dem Klavier, hat er alles ineinander geflochten; es war ſchön, ja ſo begeiſternd ſchön, ich wußte nicht, was ich hörte, ich konnte meinen Ohren nicht trauen! Es kam mir ſo deutlich vor, als habe ich das geſungen. Als er am andern Tag in die Stunde kam und fragte, wie ſein Spiel mir gefallen habe, ſagte ich ihm mein Entzücken, aber doch ſei es mir ſo bekannt vorgekommen, ich hätte beinah' jede Wendung vorausgeahnt, ſo fremdartig ſie auch geklungen habe. „Ja freilich, es ſind Ihre eignen Wendungen.“ — Gott, ich war ganz beſchämt, daß ich ſo ſchön gefunden, was ich ſelber erfunden

hatte, er tröſtete mich aber! — Er ſagte, er habe die Mauer zu überſteigen oft Luſt gehabt, allein über einen gelehrten Muſiker fallen die andern alten Generalbaßtyrannen wie die Krähen her, rupfen und hacken ihn, aber eine unſchuldige Liebhaberkompoſition berückſichtigten nicht dieſe alten Hinterſaſſen des Hochmuts und der Pedanterie. Andre mit geſundem Gefühl Begabte werden dieſe Lieder ſchon ihrer Eigentümlichkeit halber gern hören und gern nachſingen. Denn aus fremden Landen komme manches in der geſtatteten Harmonienfolge Unerhörtes, und doch errege es ſelbſt das verbildete Ohr zum Genuß, glaubt, es wird am End' dergleichen keinen Widerſpruch mehr erleiden, die unſchuldige Weisheit muß ſich einſchwärzen.

Genug vom Generalbaß! Du ſiehſt, lieber Clemens, daß er ſeinen Platz in meinen verſchiednen Intereſſen behauptet. — In meinen Heften, die ich vor vierzehn Tagen, alſo zum 1. Mai geheftet habe, und die den ganzen Monat ausdauern ſollten, hab' ich ſchon jetzt kaum Platz, Randgloſſen zu machen, ſo hat's Ideen geregnet mit dem Mairegen. — Ich hatte nämlich aus Pedanterie mir meine Hefte numeriert und eingeteilt, auf jeden Tag ſo viel Seiten, heute in der Geſchichte, morgen Muſik, übermorgen Ph., ich ſag's nicht was, aber Philoſophie iſt's nicht, die mich übel anriecht auf Hochdeutſch. — Aber es iſt das ſchönſte weisheitsvollſte Wiſſen für mich, in dem ich unendliche Aufſchlüſſe finde von Sonne und Mond und allem, was war und noch ſein wird, und hab' ich wollen eine Einrichtung der Ordnung machen und einmal Pflichtgefühl ſpielen, und alles war in ſchönſter Ordnung

und Gelöbniſſe, ſie nicht zu überſchreiten. Aber Mirabeau hat Recht behalten, mein Genie hat dieſe Ketten geſprengt wie ein Pulverturm, der in die Luft flog und alles untereinander warf, es iſt kurios mit anzuſehen. Aus den vier Heften iſt keins zu unterſcheiden, was es behandlen ſoll, ſchon auf der dritten, vierten Seite iſt's wie unterirdiſch Feuer, das ſich aus dem Schoß des Wiſſenſchaftlichen hervorwühlt, und wie eine Lava alles verſchüttet. Das Erdreich, über das ſolche Lava ſich ergießt, ſoll am fruchtbarſten werden.

Ich hab' ſchon ſehr genug geſchrieben! — Doch kann ich's nicht unterlaſſen, noch alles, was den ganzen Tag mich wie ein Bratapfel auf dem häuslichen Herde dem Feuer ausſetzt und gar macht, hier zu notieren. — Auf die Darre bei der Großmama komme ich auch jeden Tag ein paar Stunden, des Unendlichen unendlich viel, was da vorkömmt. — Vorzüglich eine Reiſe zweier Erdwürmer ihr vorzuleſen, welche die Erdſchichten unterſuchen. Die Großmama ſchluckt Kohlen, Kalk, Kreide, Kies, Kranitlager hintereinander (fünf K von ungefähr), ich bin immer froh, wenn die guten Herren ins Wirtshaus einkehren, wenn ſie die Schnapsflaſche herausholen und die Wurſt, wenn ſie die Nachtmütze überziehen und aufs Ohr ſich legen, aber ich kann ja nicht mit ausruhen, ich muß gleich weiter — das iſt meine peinlichſte Zeit, ich ſeh' auch die Großmama oft ſo ſtupid an, daß ſich die Verwunderung darüber auf ihrem Geſicht malt. — Jetzt denk' Dir die Emigrantenangelegenheiten noch alle unter meiner Obhut, alle Wege, wozu einer zu faul iſt die Beine aufzuheben, fliege ich im gewaltigen

Sturmflug hinab, hinan. Die frühen Morgentauwege, wo ich allemal mit naſſem Schuhwerk heimkehre und bringe einen Strauß mit. — Und das iſt doch noch nicht alles: Hühner und Hunde der ganzen Nachbarſchaft wollen auch ſich mit mir abgeben, und Deine Stiefelſtrümpfe ſtellen ſich nun gleich einer Heiducken-wache vor die Tür des Gartens des Lebens, „wo die wirbelnden Blüten im Winde ſich drehen". — Lied komponiert von Sterkel. Adieu! —

Liebe Bettine!

Ich gebe Dir in wenig Worten eine recht erfreuliche Antwort auf Deinen lieben, tollen, wunderlichen Brief, der wie alle Deine Briefe nicht zu beantworten iſt. Denke Dir — in vierzehn Tagen ſeh' ich Dich wieder! — Den 1. Juni bin ich in Frankfurt, und den 1. Juni iſt mein lieber Freund Achim von Arnim in Frankfurt! Ritters großer Nebenmann in der Phyſik. — Die eigentliche große Freude, die mich hinzieht, iſt, daß Du meinen lieben göttlichen Arnim kennen lernen wirſt und ein freundliches Bild mehr in Dein Leben tritt. Es wäre ſchön, wenn Du um die Zeit in Frankfurt ſein könnteſt, wo nicht! — Wo nicht, ſo bringe ich ihn nach Offenbach! Gott gebe dann beſſer Wetter als nun, damit Dein Kabinett, der Garten brauchbar iſt, uns drei miteinander zu erfreuen. Verſteht ſich, daß Du niemand vom Inhalt dieſes Briefes erzählſt.

Ich ſchreibe Dir hier einige Lieder der Minneſänger aus dem Altſchwäbiſchen her, die ich, ſoviel es der

Reim erlaubt, überſetzt habe. Es gibt wohl kein Gedicht mit ſoviel Klang als das erſte, es iſt vom Herrn Ulrich von Liechtenſtein an ſeine Geliebte, und nun an Dich von mir, an die alles von mir iſt.

Wohl mir der Sinne,
Die je mir gegeben die Lehre,
Daß ich ſie minne,
Von Herzen je länger je mehre,
Daß ich ihr' Ehre
Recht als ein Wunder ſo ſunder ſo ſehre
Minne und meine ſie reine, ſie ſelig, ſie hehre.

Selig ich wäre,
Ja ganz in Freuden erglühte,
Wollte mein' Schwere
Bedenken ihr hohes Gemüte.
Nimmer doch müde
Werd' ich zu ringen mit ſingen im Liede,
Wie ich mir hüte ihr' Güte, ſie Blume, ſie Blüte.

Mit Händen umfalte
Ich flehentlich auch ihre Füße,
Daß wie Iſalde
Triſtanten ſie mich tröſten müſſe.
Und mich ſo grüße,
Daß ihr Gebäre mein Schwere verſüße,
Daß ſie mich ſcheide von Leide, ſie Liebe, ſie Süße.

All mein' Gedanken
Dabei meine Sinn' allgemeine,
Gar ohne Wanken,
Beſorgen beſonders das Eine,
Wie ich ihr beſcheine,
Daß ich nun lange mit Sange ſie meine
In ſtetem Mute ſie Gute, ſie Reine.

Sehnlich ich ringe,
Daß einſtens bei grauendem Haare
Freudig ich ſinge,
Wie ich ihr Herz noch bewahre.
Traurige Jahre
Wird ſie mit Blicken erquicken für wahre,
Dann wird mein Singen verjüngen die Holde, die Klare.

Es hat mich einige Mühe gekoſtet, es Dir zu überſetzen, und ich habe es daher, doch faſt zu ſeinem Gewinſt, etwas verändern müſſen.

Es ſtund eine Frau alleine
Und harrte über die Heide
Und harrte wohl ihres Lieben,
Ein' Falken ſah ſie da fliegen.

O wohl dir Falke, frei du biſt,
Fliegſt hin, wo dir's am liebſten iſt,
Erwähleſt dir im Walde
Einen Baum, der dir gefalle.

Und alſo hab' auch ich getan,
Ich wählt' mir ſelber einen Mann,
Den ſuchten mir meine Augen,
Den halten mir ſchöne Frauen.

O weh, wann laſſen ſie mein Lieb,
Hielt ich doch ihre Trauten nie!

Dies und das folgende iſt von Herrn Dietmar von Aſt, dem Minneſänger.

Auf der Linden obene
Da ſang ein kleines Vögelein,
Vor dem Walde ward es laut,
Da hob ſich neu das Herze mein,
An einem Ort, da es eh ſchon war,

Da ſah ich Roſenblumen blühn,
Die mahnten mich der Gedanken viel,
Die mich zu einer Frauen ziehn.
Es dünket mich wohl tauſend Jahr',
Daß ich in Liebesarmen lag,
Und ohne mein Verſchulden gar
Miſſ' ich das nun ſchon manchen Tag,
Ach, ſeit ich keine Blumen ſah,
Und hörte kleiner Vöglein Sang,
Seit war all meine Freude kurz
Und auch der Jammer allzu lang.

Was Du noch über mein Buch ſagſt, iſt ihm zu viel Ehre angetan, wenn ich Dir nichts davon geſagt habe, wenn ich Dir es nicht in Händen gab, ſo iſt's, weil ich fühle, daß was Beſſeres in Dir iſt, als alle meine Bücher und Gedanken Dir geben können. —

Den Brief, den Ritter mir über Dein Geſchenk geſchrieben, lege ich Dir hier bei, finde Du den Dank ſelbſt heraus, aber bewahre ja mir den Brief mit den übrigen, die ich Dir letzt ſchickte; denn ſeine Handſchrift iſt mir heilig. Wenn Du doch auch ein Käppchen für den Arnim machen könnteſt, damit wir ihm gleich etwas ſchenken können, da er wohl ſchnell abreiſt, ſo wär' das wohl hübſch. Du weißt nicht, wie ich mich freue, daß Du ihn und er Dich ſehen ſoll, er iſt gar zu lieb und luſtig wie wenige Menſchen auf Erden. Adieu, lieb Kind, ſchreib doch dem Savigny ein oder zwei Worte, wie Du ſonſt auch immer von Zeit zu Zeit ein Blättchen ihm oft ſchickteſt. —

Briefe auf ſeiner Rheinreiſe mit Arnim, die ſie zuſammen machten, nachdem ſie acht Tage in Frankfurt und Offenbach zugebracht hatten.

Liebe Bettine!

Der Frühling war ſo ſchön, der Rhein trug mich ſo gaſtfrei. Arnim hat mich ſo lieb. Da trat ich hierher in meine Jugend, die mich rings umfing. — Ach, und ich bin ſo unglücklich geworden, ich liebe ſo heftig, ſo heftig die Geliebte meines einzigen Freundes hier, Gott gebe mir Kraft, daß ich entſagen kann, das Mädchen iſt Benediktchen K. — —, ſchreibe mir gleich, ſchreibe auch an ſie ein paar Zeilen dazu, wenn ſie Dich kennte, ſie liebte mich vielleicht.

Koblenz! Brentano.

Bei Bürger Scheidel, Firmungſtraße.

Schreibe dem Savigny, was ich Dir ſchrieb, ich kann nicht mehr. —

An Clemens.

„Schreib mir gleich", das kann geſchehen, da bin ich mit der Feder in der Hand! — „Schreibe auch an ſie ein paar Zeilen dazu!" — Ei, Clemens, Du biſt nicht recht geſcheit! — „Wenn ſie Dich kennte, ſie liebte mich vielleicht." Gewiß nicht. Wenn ſie mich kennte, ſo würd' ich ihr ſagen, ſei ganz ruhig, Benediktchen, der Clemens wird allemal ein Narr, wenn er an den Rhein kommt, im vorigen Jahr war's ſo mit der Walpurgis, da brauſten Reime wie Schäume! — Clemens, verſuch's doch, zu dichten, das erleichtert

vielleicht Dir die Bruſt. — Dort, wo Deiner Kindheit goldne Tage in fröhlichem Spiel dahinflogen, auf nimmermehr wiederkehren, wo Du mit Nachbarskindern im Sand ſpielteſt, wo Benediktchen ſchon ſeinen blonden Lockenkopf an Deine Schulter verſteckte, wenn die Sonne zu heiß brannte, wo Du ihm das Stumpfnäschen putzteſt und ſchon damals ihm drohteſt, daß wenn es nicht Deine Braut ſein wolle, ſo werdeſt Du Dich erſchießen. Gäb' das nicht eine Idylle, einen zärtlichen Roman? Woher weiß ich das alles? — Eben kam der Kanonikus Linz zur Großmama direkt von Koblenz, erzählt, daß Du dort im Korbachiſchen Hauſe Schiffbruch gelitten, daß Dein Freund ein ſchöner munterer, vollblühender preußiſcher Jüngling, weitergereiſt ſei, wahrſcheinlich um Deiner Liebe keinen Eintrag zu tun, da er dem Benediktchen, das auch rote Wangen habe und blond ſei und voll wie eine Roſe und ein Ringelhaar habe bis auf die Erde, dieſem habe Dein preußiſcher Freund beſſer gefallen; ſo ſei er fort nach Düſſeldorf, wo er Dich erwarte, wenn Du würdeſt Deine Liebeskapriolen fertiggeſchnitten haben (Ausdruck des Kanonikus Linz, Du kannſt's ihm nicht übelnehmen, er iſt geiſtlicher Herr und muß aus Solidität ſchon dergleichen Liebeshändel verachten). Clemente, Du biſt närriſch! — Ich kann es deutlich erkennen an der Nachſchrift Deines Briefes: „Schreibe dem Savigny alles, was ich Dir ſchrieb." Was iſt denn das alles, was ich ſchreiben ſoll? — Ich habe das Blättchen auf die andere Seite gedreht, es befand ſich ganz weiß, und ich bin in höchſter Unwiſſenheit! — Was ſoll

ich dem Savigny ſchreiben? Daß Du glücklich in Wochen gekommen biſt mit einer neuen Liebſchaft? — Am Rhein, wo's allemal ſo geht? — Ja in Wochen! — Denn ſo lang' wird's kaum dauern, denn Du wirſt Dich gewiß ſchon früher wieder herausmachen und wirſt gelaufen kommen und Deinen Kirchgang tun bei mir und von mir Dich ausſegnen laſſen wieder, denn das muß ich allemal. Das erſtemal Walpurgis, das zweitemal die Gachet, und nun Benediktchen, hinter all dem ſteckt nun noch Mienchen, da ſteckt die Günderode, da ſteck' ich auch, dahinter ſteckt auch die Eitelkeit. — Die Braut Deines einzigen Freundes. Der Freund iſt vielleicht ein dicker, ungeſchliffner, gar nicht reizender Bräutigam. Du ſiehſt im Spiegel ein edles Antlitz mit ſanftem Reiz der Unterlippe, mit unendlich anmutig witz'gem Feuer der Oberlippe widerſprechen. Du ſiehſt eine blendende Stirn, auf der das Genie nicht zu verſchleiern iſt, und ein Paar ſchwarze Augen und einen ganzen Kerl, der gewohnt iſt zu ſiegen! — Du kommſt, und die Braut iſt ſchon mit Kuchenbacken beſchäftigt; ſie hat keine Zeit mehr zum Scherzen, die Wirklichkeit geht an, das Spiel der Lieblichkeit kann nicht auf deſſen Koſten getrieben werden. O Clemente, Deine blaue Halsbinde, Deine wunderſchön lederne Beinkleider! Deine rote Freiheitsmütze! — Die ganze Armatur wurde von mir beſtellt und dem Schneider mit einer witzigen Bemerkung nach der andern das Bequeme, aber notwendig Elegante eingeſchärft. — Ich war bei der Günderode, als ich von Eurer Begleitung nach dem Mainzer Schiff zurückkam, ich lachte, und ſie lächelte (ſie lächelt immer

nur über Dich, ſie lacht nie), wie ich ihr aber die Beſchreibung machte von Euch zwei, wie Arnim ſo ſchlampig in ſeinem weiten Überrock, die Naht im Ärmel aufgetrennt, mit dem Ziegenhainer, die Mütze mit halb abgerißnem Futter, das neben herausſah, Du ſo fein und elegant, mit rotem Mützchen über Deinen tauſend ſchwarzen Locken, mit dem dünnſten Röhrchen, einen lockenden Tabaksbeutel aus der Taſche, und wie Arnim unterwegs die Bemerkung machte, die Mädchen am Brunnen ſähen Dir mit Wohlgefallen nach, daß Du da unterwegs getan haſt, als verſtändeſt Du das nicht, und nachher es dem Arnim zuſchobſt, aber doch gleich ſehr viel ſchärfer auftratſt, als wenn Dir wer weiß welcher originelle Geiſt ſo ganz durch den Leib gefahren wär', und wie Du mit Deinem zierlichen Sprung ins Mainzer Schiff mit einem ſo ſelbſtbewußten Genuß hineinſprangſt. — Es ſei prophetiſch, meinte gleich die Günderode! — Und wir verbrachten noch den letzten Nachmittag in ihrem Stiftskämmerchen mit Gloſſen über Dich. — Kaum bin ich hier, ſo kommt Dein Briefchen mit allem Schaden, den Deine Vorbereitung Dir angerichtet hat; denn ſie hat leider wie der Blitz in Dich ſelber eingeſchlagen. Verzweifle nicht! — Aber dem Savigny ſchreib' ich's nicht, genug, daß es die Günderode weiß. — Da haſt Du nun meinen Brief.

Und noch eins hab' ich mit der Günderode ausgemacht, Dich zu fragen — ob Du's noch ſo unpaſſend findeſt, daß der Gärtner an den Blumen hängt, ſeiner Paſſion, und nicht ſo am Kohl, ſeiner Pflicht.

Deine barbariſche Schweſter.

Lieber Clemens! Es wird mir bange, daß Du nicht ſchreibſt, und eine Zeile kannſt Du ſchreiben! Biſt Du wieder ruhig? Mein unartiger Brief wird doch kein Mißverſtändnis zwiſchen uns gemacht haben. Ich hab' Nachricht von der Gachet bekommen, ſie iſt auf ihrem Gut in Laubenheim und freut ſich über ihre gedeihenden Felder. Bei untergehender Sonne geht ſie ihrem Pflug entgegen und reitet dann auf dem Ackerpferd nach Haus, ich hab' ſie recht lieb jetzt ſo mitten in ihrer Haus- und Feldwirtſchaft, ſie hat ſo weit mehr Anzügliches für mich, als wenn ſie geiſtreiche Sachen erzählt, ſie hat mich grüßen laſſen, auch ließ ſie ſich erkundigen, ob ich Dich immer noch ſo liebhabe, wie das närriſch gefragt iſt? — Du gehſt doch wohl zu ihr auf Deiner Heimreiſe. Ach, ich möchte Dich zerſtreuen, ich hab' an allerlei gedacht, was Dir Freud' machen kann! — Dieſen Herbſt wirſt Du gewiß am End' doch am Rhein zubringen, der Kanonikus Linz meinte, es ſei die Rede davon geweſen, nach Düſſeldorf zu gehen, haſt Du keine Nachricht von Deinem Freund Arnim? — Bei dem würde es gewiß am beſten ſein für Dich, der heitere Jugendmutige wird Dich vom Schwindel befreien. Vielleicht, daß Du recht verzweifelte Stunden haben magſt. Was weiß ich von der Liebe! — Ich hätte Dir nicht ſo leichtſinnig, ſo unbarmherzig ſchreiben ſollen. — Verzeih mir's! — Ich werde dieſe Meſſe ruhig hier in Offenbach bleiben! — damit es mir nicht zu leid tut, wenn ich Dich nicht ſehe. Ach, ich wollte, ich könnt' Dir eine Freude machen! — Die Lebensgeſchichte, die

Lebensgeſchichte, die fliegt da oben am Himmel wie eine Schwalbe, ſie hat ſich eben ſo hoch geſchwungen, daß ich ſie mit bloßen Augen gar nicht mehr ſehe; wenn Du nicht willſt, daß ich ſie ganz aus dem Geſicht verliere, ſo ſchicke mir ein Fernglas. Schreib, ich ſoll Dir zulieb' es tun, gib mir ein Lebenszeichen! —

An Bettine.

Wer dieſen Brief von mir erhält, weiß ich nicht! Welchem von meinen Freunden ſchreibe ich, und wer iſt mein Freund? Ich bin ſchon acht Tage in der franzöſiſchen Republik, bin auch verliebt, habe Ruinen geſehen, Spitzbuben und Weiber, die bloß der Einfachheit der Forderungen an ſie wegen immer die beſten ſein mögen, die wir haben, in der ſchlechteſten Welt, die wir haben. Wenn Du ein Menſch biſt, der ſich gerne mit der Idee abgibt, wie dies oder jenes beſſer ſein könne, der ſich in der Zeitlichkeit damit beſchäftigt, die Stube zu möblieren, ſo wäre hier unendlicher Stoff für Deine Ideen, für Schloſſer und Schreiner. Alles Gegenwärtige iſt mir nur der Stiel, an dem ich Vorzeit und Zukunft anfaſſe. Die unendlich tiefen vollen und unſichtbaren Gefäße. Die meiſten haben nur den Stiel in Händen und ſind mit dem Stiel zufrieden, weil ſie nicht wiſſen dürfen, was ſie tun, um etwas zu tun. Wie mir's gegangen iſt, willſt Du wiſſen, mir iſt's nie gegangen. Ich bin, drum liebe ich und lebe ohne Liebe und Leben; ich bin ein geborner Idealiſt. Ich bin ein Schüler der ewigen Erkenntnis! — Alles begreifen, iſt mein Handeln! — Alles lieben, meine

Sorgen. Und daß ich alles Deinem Herzen hinbiete, das zu reich an Gerechtigkeit und ewiger Milde iſt, um zu beſitzen, das iſt mein kleiner Fluch, glücklich bin ich nicht, das iſt Menſchenwerk, unglücklich bin ich nicht, das iſt auch Menſchenwerk; ich bin alles, das iſt Gotteswerk, und mag es niemand beweiſen, das iſt arme Beſcheidenheit, die Kunſt aber iſt die Kanaille, die mich mit dieſem ſorgenvollen Ehrgeize behängt hat, und die Trägheit iſt es, der ich es verdanke, daß ich ſo edel bin.

Lieb' und Leid im leichten Leben,
Sich erheben, abwärts ſch[illegible]n,
Alles will das Herz umfangen,
Nur verlangen, nie erlangen.

In dem Spiegel all ihr Bilder
Blicket milder, blicket wilder,
Kann doch Jugend nichts verſäumen,
Fortzuträumen, fortzuſchäumen.

Frühling ſoll mit ſüßen Blicken
Mich entzücken und berücken,
Sommer mich mit Frucht und Myrten
Reich bewirten, froh umgürten.

Herbſt, du ſollſt mich Haushalt lehren,
Zu entbehren, zu begehren,
Und du, Winter, lehr' mich ſterben,
Mich verderben, Frühling erben.

Waſſer fallen, um zu ſpringen,
Um zu klingen, um zu ſingen,
Schweig' ich ſtille, wie und wo? —
Trüb und froh, nur ſo, ſo!

Arnim, Arnim, Dir ruf' ich ewig nach, nur neben Dir mag ich leben und ſterben, beides muß ich, ſeit ich Dich kenne, mag ich es auch. Du freue Dich meinen Teil, Du weine meinen Teil, ich gönne Dir beides

und wäre zufrieden mit Dir, und ſo wenig als einer ſich ſelber gewährt, der kein Verlangen nach mehr hat. Neben Dir iſt mir's traurig ergangen, und doch konnt' ich in Dich als in den Frühlingshimmel ſchauen! — Dich hab' ich als einen ſolchen gefunden und mein ſelbſt vergeſſen. So biſt Du mir entgegengekommen und haſt mich ſolchermaßen geliebt! — O Jugend, o Leben, o Liebe, o Tod, o Webſtuhl der Zeit! — O Teppich, o Gaſtmahl, o Rauſch, o Kopfweh, o Nüchternheit der Gegenwart. O notwendige Ewigkeit der Gemeinheit und Ungemeinheit, o Allerheiligſtes, o Allerunheiligſtes.

Im Sandrat ſteht ein Kupfer, es ſtellt eine trinkende Pſyche vor, auf der Stirn der Pſyche fängt die einzige kreiſende Linie an, die das ganze Bild herausbringt; an dieſem Pünktchen ſucht mich, wenn Ihr Euch nach mir ſehnt, da ſitze ich und hab' ein Hütchen auf.

Du biſt es, Du liebes Mädchen, die dieſen Brief erhält. Du biſt mein einziger Freund; auch bin ich bald wieder bei Dir. Meine Liebe hier iſt geendigt, nein, Dir geopfert, hier haſt Du noch ein Lied, ſchreib mir nicht hierher, ich bin früher wieder bei Dir. Mein Herz ſehnt ſich wieder nach Deiner reinen, tiefen Seele, o Du Engel, Du bleibſt mir ewig. Hier haſt Du ein Lied, das ich niederſchrieb, als ich Benediktchen geſehen hatte, ich hatte es eigentlich geſchrieben, als ich an Dich dachte. Doch zuerſt einige Worte über einliegende Zeilen von Ritter, die er mir ohne eine Zeile an mich ſo ſchickte. Ich weiß nicht, was er damit ſagen will, finde ſie auch ſehr unverſtändlich, und Du ſollſt ihm alſo nichts drauf antworten und ſie ſo lange für einen Wiſch halten, bis etwas Geſcheiteres oder nichts erſcheint, und damit gut.

Am Rheine ſchweb' ich her und hin
Und ſuch' den Frühling auf,
So ſchwer mein Herz, ſo leicht mein Sinn,
Wer wiegt ſie beide auf.

Die Berge drängen ſich heran
Und lauſchen meinem Sang,
Sirenen ſchwimmen um den Kahn,
Mir folget Echoklang.

O halle nicht, du Widerhall,
O Berge, kehrt zurück,
Gefangen liegt ſo eng und bang
In Herzen Liebesglück.

Sirenen, tauchet in die Flut,
Mich fängt nicht Luſt, nicht Spiel,
Aus Waſſers Kühle trink' ich Glut
Und ringe heiß zum Ziel.

O wähnend Lieben, Liebeswahn,
Allmächtiger Magnet,
Verſtoße nicht des Sängers Kahn,
Der ſtets nach Süden geht.

O Liebesziel, ſo nah, ſo fern,
Ich hole dich noch ein,
Die Frommen führt der Morgenſtern
All zu der Liebe ein.

O Kind der Lieb', erlöſe mich,
Gib meine Freude los,
Süß Blümlein, ich erkenne dich,
Du blüheſt mir mein Los.

In Frühlingsauen ſah mein Traum
Dich Glockenblümlein ſtehn,
Vom blauen Kelch zum goldnen Saum
Hab' ich zu viel geſehn.

Achim von Arnim

Du blauer Liebeskelch, in dich
Sank all mein Frühling hin,
Vergifte mich, umdüfte mich,
Weil ich dein eigen bin.

Und ſchließeſt du den Kelch mir zu,
Wie Blumen abends tun,
So laſſe mich die letzte Ruh'
Zu deinen Füßen ruhn.

Adieu, lieb Kind, auf Wiederſehn.

Clemens.

Liebe Bettine!

Ich habe zu viel die ganze Zeit an Dich gedacht, und mein Gemüt ſaß zu gleicher Zeit zu ſehr wie auf einer Schaukel, als daß ich Dir hätte ſchreiben können, auch hab' ich täglich abreiſen wollen, aber es hat ſich mir Abenteuer an Abenteuer gereiht, und ich bin mit allerlei künſtlichen Spinnweben umflochten worden, die ich im Anfang leicht hätte zerreißen können, aber ich ſah mit künſtleriſcher Luſt den Geweben zu und habe aus kindiſcher Tollkühnheit mir ſelbſt Stricke daraus geflochten. Ich habe den Geliebten Benediktchens ſo liebgewonnen, daß ich den beiden Glücklichen emſig in ihrer Intrigue helfe. Beide haben ſich wie Engel gegen mich betragen, Benediktchen iſt eins der holdeſten und genialſten Mädchen, die man wahrſcheinlich nur einmal begegnet. Außerdem habe ich noch eine wunderliche Liebſchaft, aus der ich gar nicht klug werde. Zwei Freundinnen hab' ich auf einer einſamen Inſel in einem engen Flußtal hier

kennengelernt, der Vater des einen Mädchens hat auf der Inſel einen Eiſenhammer, das andre Mädchen iſt von hier, eine Freundin Benediktchens, ſie ging die Einſiedlerin beſuchen, und ich begleitete ſie. Hannchen heißt die Einſiedlerin und Gretchen die Freundin, ſie iſt klein, äußerſt niedlich und fein, eines Seraphs Geſtalt, aber einen ernſten Kopf mit ſchwarzen, tiefſinnigen Augen, an ihrem Geſichte iſt nichts ſchöner als die ewig rege Freundlichkeit, die in einem beſtändigen wunderlichen Kampfe mit dem Tiefſinn von Stirn und Auge begriffen iſt. Wenn man ſie anſieht, iſt es, wie wenn ſchnelle Wolkenſchatten unter dem Sonnenſchein her über die Felder fliehen. Sie iſt ſtreng und freundlich und gleich einem Granatbäumlein, das in unſerm Klima keine Frucht trägt. Sie iſt nicht glücklich, denn kaum mag man ſie zu umarmen wünſchen, ſo wünſcht man auch, ſie zur Freundin zu haben, weil ſie zu beſcheiden iſt, ihr volles Herz in ſehnſüchtigen Blicken zu verraten. Sie ſieht einen nur mit vertraulichen Augen an, an denen die Begierde zu einem ſchwermütigen Ergötzen des Zweifels wird.

Lieber Clemens!

Dein fliegend Blatt iſt mit dem Morgenwind nicht zum Fenſter herein-, ſondern hinausgeflogen. Eben hatte ich meinen Sitz zum Schreiben zurechtgerückt, ſo macht der Wind die Tür auf, packt mein Blatt und ab mit zum Fenſter hinaus, dahin, von wannen er gekommen war, was kein Menſch weiß, wo das iſt, ich ſeh' ihm nach und entdecke, daß er mit dem Blatt in

den Schornſtein unſeres Nachbars Johann Andree ſich retiriert, er konnte in den Suppennapf fallen und dem Herrn Andree aufgetiſcht werden; um dem zuvorzukommen, ſprang ich hinunter, fand das Blatt ſchon unterwegs nach dem Kanal, es ſchwebte über dem Waſſer, nur ein Wunder konnte es retten, das war eine graue Mütze, die es auffing, die dem Arnim gehörte, der vor mir ſtand mit einem zweiten Brief in der Hand, den er mir von Dir mitbrachte. Aber warum haſt Du auch auf ſo dünn Papier geſchrieben, ätheriſcher wie die Luft ſelber, vielleicht weil er das Gewand Deiner Seele iſt, der Widerſchein Deiner ſelbſt! —

Die beiden Freundinnen ſind ein Paar Nebenfacetten Deiner verklärten Einbildung, die hundertfältig facettiert iſt, ſie ſtrahlt im eignen Glanz, was ſchön iſt zu empfinden, zu genießen, und wer ſich in Dir geſpiegelt ſieht, der muß Dich lieben, weil er eben nicht frei iſt von Eigenliebe. Man kann vor anmutigſter Schelmerei, die vom Witz zur Rührung ſich durchneckt, aus der hinüberſpringt zur Seiltanzkunſt und da ſolche Sprünge macht, daß einem Hören und Sehen vergeht, gar nicht dazu kommen, daß man ſo weit ſich mit Dir einließe, Dir ein Gnadengeſchenk zu machen mit irgendeinem Pfand der Zärtlichkeit. Einen Kuß zum Beiſpiel, wie kann man ihn Dir geben, Du hatteſt Dir ihn ſchon genommen wie einen Apfel, den man gedankenlos vom Zaun bricht, Du ſpielſt Ball mit zum Zeitvertreib, Du haſchſt ihn wieder, Du wendeſt und dreheſt Dich damit vor dem geblendeten Auge der Geküßten, die nicht begreifen kann, wie dies

Pfand der Zärtlichkeit bestimmt war, solche Luftsätze zu machen. Die andern, die zusehen, lassen sich hinreißen von diesem Spiel, sie sind außer sich vor Vergnügen über den göttlichen Clemens, eh' sie sich's versehen, hast Du einen neuen Apfel abgerissen von den Zweigen des Wohlwollens, der Hinneigung und Begeistrung, der alte Apfel rollt in die Ecke und beschämt die, der Du ihn durch Deine Neckerei geraubt hattest. — Clemente, sei nicht böse über diese Charakteristik, sie ist ja nur die spanische Wand Deiner andern „Torheiten", sagte die Günderode. Tiefe Weisheit sagte ich, wahre, tiefe Liebe sagte ich, Heiligtum der reinsten, edelsten Freundschaft. Und der Clemens kann in seiner Treue nicht verglichen werden; er faßt die Seele, er legt sich warm wie ein brütender Vogel über sie und schützt sie und streitet für sie und harret geduldig über ihr mit großer Sorge und Vorsicht, aber dann kriecht öfter auch ein Gänschen aus dem Ei, aus dem er einen Schwan auszubrüten hoffte, und das ärgert ihn dann sehr.

Soweit ich und die Günderode über Dich; nur noch eins wollte ich behaupten, daß sie nämlich gewiß auch einen Apfel misse an den herabsenkenden Zweigen ihrer adeligen Seelengüte! — Clemens, wenn Du den geraubt hättest auch zum Spiel nur und hättest ihn nicht bewahrt als ein Geschenk der Göttin Fortuna, so prophezei' ich Dir Schlimmes. — Du weißt, wer ein solches Pfand vernachlässigt, an das diese eigensinnige Göttin oft das Heil ganzer Geschlechter knüpfte, der muß dann einen bösen Dornenpfad wandern, von dessen stacheligen Zweigen er keine

ſüßen Feigen ſammeln kann. — Ich fragte die Günderode über dies Pfand und ob ſie glaube, daß es in Deiner Seele Gedächtnis gut und edel verwahrt ſei — ſie ward ein bißchen nachſinnend darüber — dann lächelte ſie und zog mich auf ihren Schoß und küßte mich zärtlich! — Ich weiß, daß die Günderode Dir gütig geſinnt iſt, ſie iſt die beſte und edelſte von uns dreien. Aber natürlich, wenn Du auf dem Tanzplatz herumgaukelſt all Deiner ſeltſamlich verphantaſierten Scheingöttinnen, da kann die echte ſich nicht herablaſſen, eine von Dir gewählte Rolle zu übernehmen. — Ach, ich vergeſſe ganz, Dir noch viel zu erzählen.

Der Arnim kam zu uns ins Stift und fragte, ob man bei dem herrlichen Abend nicht wolle hinaus nach der grünen Burg, ſo wanderten wir bei Abendſchein die ſtillen Feldwege, ich lief immer voraus, wendete um und ſah die beiden vom untergehenden Tag mit einem Nimbus umfangen, ſchreiten, mehr ſchweben — optiſche Wirkung des Lichtes, das ſeinen Sonnenharniſch abgelegt hatte! — Das Licht, wenn es nicht thront, iſt mild, einfach, beſcheiden, kindlich und wohl gar wie ein Kind zum Spielen geneigt. — So auch der Weltherrſcher, im Sonnenfeuer ſeiner Macht durchglüht er alles mit Geiſtesfeuer, ihm muß werden, was ſeines Willens iſt; aber wenn er ſich entkleidet dieſer Gewalt, iſt er wie ein Kind! — Der Arnim ſieht doch königlich aus! — die Günderode auch; der Arnim iſt nicht in der Welt zum zweitenmal, die Günderode auch nicht. Die beiden gehen da nebeneinander an dieſem ſchönen, heitern Abend! Aber dort kommt ein Gewitter! Die Winde kehren vor

uns den Weg, wir müſſen eilen! Wir fangen an zu traben, wir wollen eben in Galopp uns ſetzen, ergießt das ſchwarze Gewölk ſich über uns, unten blitzt es, die Donner ſchlagen ihre Wirbel. Wir erreichen einen dichtlaubigen Kaſtanienbaum, die Regenflut läuft an ſeinen breiten hängenden Aſten hinab, dicht am Stamm iſt's trocken. Der Arnim breitet ſeinen grünen Mantel um uns, die Günderode hat mit dem Kragen den Kopf geſchützt, ich konnte es aber nicht drunter aushalten, ich mußte ſehen, was am Himmel paſſiert. Da zogen die Regenſchichten nacheinander vorüber, es war ein Gewühl. Ganz ſo ſtell' ich mir das Wetter vor unter der Erde, wenn da ein Poſtament von Wolken wär', auf dem ſie thronte. — Kurz, es war entweder das unterſte Naturgeſtell, was mit dem Gewand ihrer Farben und Schönheitsſchmelz verdeckt iſt, und ſie hatte dies ein bißchen zu hoch geſchürzt, oder es war die Kehrſeite der Kuliſſen, hinter die man wirft, was nicht ſoll an Tag kommen. Aber Nacht und Dunkel kommt ja auch an den Tag; um ſo heller der leuchtet, um ſo dunkler ſie uns droht. — Ein Veilchen gefiel mir dies böſe Abenteuer. Arnims wunderſchöne Jugendnähe elektriſierte mich, ich opponierte dem Gewitter mit allerlei vom Zaun gebrochner Philoſophie, die nicht Hand und Füße hatte und naſſe Flügel, die ließ ſie hängen. — Wir gingen weiter, jetzt, wo der Wind die Wolken ins Gebet nahm, riſſen ſie aus. Die Günderode wurde ins Bett geſteckt, wir ſollten die Nacht dableiben. Wer war froher wie ich. Eine ſchöne Sommernacht unter einem Dach mit dem Arnim, mit Günderödchen durchplaudert, — doch haben wir

uns gezankt. Wir ſtiegen die Leiter der Begeiſtrung hinan in unſerm Nachtgeſpräch, eins überhüpfte das andere, oben zankten wir einander, daß wir nicht in ihn verliebt ſeien, dann zankten wir einander, daß wir kein Vertrauen hätten, und wollten's nicht geſtehen, daß wir ihn doch liebten, dann rechtfertigten wir uns, daß wir es nicht täten, weil jede geglaubt hatte, daß die andre ihn liebe, dann verſöhnten wir uns, dann wollten wir großmütig einander ihn abtreten, dann zankten wir wieder, daß jede aus Großmut ſo eigenſinnig war, ihn nicht haben zu wollen. Es ſchien ernſt zu werden, denn ich ſprang auf und wollte mein Bett von dem ihrigen wegrücken aus lauter Zorn, daß ſie den Arnim nicht wollte. Auf einmal hören wir huſten und ſich tief räuſpern. Ach, der Arnim war durch eine dünne Wand nur von uns geſchieden, er konnte deutlich alles vernehmen, er mußte es gehört haben, ich ſprang ins Bett und deckte mich bis über die Ohren zu. Uns klopfte das Herz wohl eine halbe Stunde, keins muckſte mehr die ganze Nacht. — Am andern Morgen früh um ſechs Uhr ſah ich zum Fenſter hinaus den Arnim ſchon unter den Linden ſpazierengehen. Jetzt wollten wir doch probieren, ob er uns gehört könne haben. Ich ging ins Nebenzimmer, die Günderode ſprach ungefähr dasſelbe und ebenſo laut wie am Abend. Ich legte mein Ohr an die Wand und hörte teilweiſ', aber nicht alles; als ich aber ſah, daß ſein Bett gerade an der Tür ſtand und daß das Schlüſſelloch mit dem Kopfkiſſen auf gleicher Höhe ſtand, und daß man da alles deutlich hören konnte — wie zwei marode Schiffer, die eben geſcheitert ſind an der Sandbank,

die ſie ſolange ängſtlich umſchifft hatten, guckten wir uns an. Wir mußten zum Frühſtück! — Wir ſetzten uns mit dem Rücken gegen die Tür, um ihn nicht gleich ſehen zu müſſen, was half der eine Augenblick, wir mußten ihm ja doch die Sträußchen abnehmen, die er eben aus dem Feld mitbrachte, Vergißmeinnicht! — Ach, nun war's gewiß, daß er's gehört hatte. Ach, Clemente, es war recht wunderlich! — Das war gewiß ſo ein Gefühl, was man Verlegenheit nennt! — Ich nahm die Gitarre von Gunda und ſang „Das ſchmerzt mich ſehr, das kränket mich, daß ich nicht genug kann lieben Dich". — Der Arnim gab mir ſeinen Handſchuh und bat, den zerrißnen Daumen zu flicken. — Ich hab's getan, Clemente. Ach, aller Anfang iſt ſchwer, der Handſchuh duftete ſo fein, ſo vornehm. — Ein grauer Handſchuh von Gemsleder, ich habe ihn mit Hexenſtichen benäht, er zog ihn gleich an, den linken Handſchuh aber ließ er liegen und promenierte mit ſeinem Stock neben uns. Ich warf ſeinen vergeßnen Handſchuh unter den Tiſch, ich dachte, da mag er liegen, wenn er ihn zurückläßt, dann heb' ich ihn zum Andenken auf; denn er geht ja morgen fort. „Wird nicht wiederkommen, wird nicht wiederkommen, das tut mir weh" — ich hab' ihm dieſes alte Volkslied vorgeſungen, es hat ihm ſehr gefallen. —

Der Arnim iſt fort! — er hat den Handſchuh zurückgelaſſen. Geſtern nahm er Abſchied, und geſtern leuchteten noch die Sterne uns beim Heimgehen, er ſuchte einen Stern aus, den wir alle drei wollten ſehen, wenn wir aus der Ferne aneinander dächten. Ach Gott, ich hab' den Stern vergeſſen, er hat's ſo deutlich expliziert,

und nun kaum war er fort, wußt' ich's nicht mehr, ich fragte die Günderode, denn die iſt ſternkundig, aber die neckt mich und nimmt dies als einen Beweis, daß ich gewiß in ihn verliebt ſei! Es iſt aber doch nur, weil mir's ſo leid tut, daß er vielleicht treu und redlich ſeinen mit uns ausgemachten Stern anſieht, in der Meinung, wir guckten auch, und nun gucken wir beide wie die Hahlgänſe daneben" —

Lieber Clemens, geſtern nahm Arnim Abſchied, und geſtern ſchrieb ich dies nieder, und heut' bin ich wieder ruhig über die Sternengeſchichte, denn mein Gewiſſen würde mich dann ewig geplagt haben, ob ich auch zu rechter Zeit nach dem Stern ſehe. Ich würde am End' jeden Tag eine ganze Stunde meinen Kopf haben in die Höhe halten müſſen, es wär' eine Pein geweſen, um gleich des Kuckucks zu werden. Ich wollt', Du wärſt bei mir, ich hab' Dich doch ganz allein lieb, und ſo lieb wie mich haſt Du niemand anders. — Wenn Du auch noch ſo ſehr meinſt, Du müſſeſt über Deine Liebſchaften verzweifeln, weil immer keine Gegenliebe dabei herauskommt. Es iſt einmal ſo, die Menſchen machen ſich nichts aus uns beiden, und wenn wir ihnen ebenſo vorkommen, wie ſie mir alle zuſammen vorkommen, dann iſt's ihnen nicht zu verdenken; denn ſo albern ſind ſie wohl, daß ſie uns ebenſo abſurd finden, als wir geſcheit ſind, ſie närriſch zu finden. Aber vom Arnim tut mir nichts leid, als daß ich ſo kalt Abſchied von ihm genommen hab', ich fragte ihn lachend, ob es ihn dann gar nicht rühre, daß er nun weggehe, und es war mir doch gar nicht ſo ums Herz. Ich hätte viel lieber Abſchied von ihm genommen wie von Dir, nicht

wie von einem Fremden, der mich gar nichts angeht.

Jetzt freut mich's, daß ich so aufrichtig gegen Dich sein kann, und wenn Du an Arnim schreibst, so sage ihm, daß ich ihn noch recht liebhabe, aber nicht so deutlich sage es ihm wie hier in diesem Brief. Ich würde Dir eher geschrieben haben, aber ich bekam erst viel später Deinen Brief von Christian, der auf der grünen Burg den ganzen Tag im Gras liegt und Flöte bläst, und die Leute sagen, die ganze Gegend wär' wie verzaubert von diesen Flöten-Variationen „Mich fliehen alle Freuden", und wenn er aufhört zu blasen, so spitzen sie die Ohren, als ob sie was hörten, das ist die schweigende Stille, die sie hören, das ist ihnen ein so längst entwöhnter Ton, eben weil die Flöte weder bei Tag noch Nacht von seinen Lippen kommt.

Clemens, komm bald, komm ja recht bald, an Benediktchen einen Gruß, und sie soll Dich gehen lassen. — Komm, ich hab' Dir viel zu sagen.

Bettine.

Liebe Bettine!

Während ich Deinen Brief las, donnerte und blitzte es rings im Tale, nun ist es ruhig, aber ich kann Dir nicht heute ruhig antworten, es ist keine Zeit, wahrlich, Dein Brief selbst läßt mir keine Zeit, ich gehe jetzt in den Garten, da will ich an Dich denken und Deinen Brief dem Sonnenschein, der durch die Gewitterwolken bricht, vorlesen, der wird Dich in Offenbach freundlich dafür ansehen und Dir danken, daß Du an ihn geschrieben hast. Drum, er konnte auch nicht

umhin, er muß Dir gleich recht warm glühende Antwort geben. Ein freundlicher Kerkermeiſter, dem es jammert, daß er den Gefangnen im Kerker muß ſchmachten laſſen, wie vergnügt bringt er die Botſchaft der Befreiung, und wie eilig und wie ſanft löſt er die Feſſeln; ſo war's mit Deinem Brief, er kam mit dem Schlüſſel in Händen, ich fühlte vom erleichterten Herzen die Feſſeln niederfallen eine nach der andern, und die Sonne ſchien mir ins Herz, da war's auf einmal anders; ich dachte, wie bin ich doch betrunknen Sinnen hingegeben geweſen. — Ja, es iſt alles ſchön, was ich erlebte, und die Liebe und Güte dieſer Menſchen gegen mich iſt wirklich lieb und edel, aber ſchöner iſt doch nichts als frei ſein und ungefeſſelt lieben, wie ich meine Schweſter liebe, und dann fühlte ich, daß nichts mich ſo beglücken kann als die ſpielende Heiterkeit in Dir, die doch aus innigſter, warmer Lebensquelle ſtrömt, lieb Kind! — Tanz iſt doch edel! — ja gewiß mit die reinſte, die erhabenſte der Künſte! — Denn jede Kunſt hat im Geiſt ihre Apotheoſe, und Deine heitere Lebensanſicht, Deine Gefühle ſind tanzende Wendungen nach der lieblichſten Melodie. — Diesmal im Brief ſpielen Deine Gefühle auf der Schalmei und begleitet der Witz mit dem Triangel dazu. —

Meine Gitarre wünſche ich mehr als je hierher, ich möchte ſie mit nach Düſſeldorf nehmen; wenn Du ſie könnteſt laſſen in eine Decke einpacken, wäre gut. Haſt Du dem Ritter geſchrieben? — Schreib ihm doch, er iſt einer, der beſſer iſt wie die Albernen, die uns für abſurd halten, ſchreib ihm, lieb Kind! — wie Du ans Weltall ſchreiben würdeſt, wenn Du auf einem

vertrauten Fuß mit ihm wärſt. Denn er iſt im Begriff, die Schöpfung auszuſprechen. So wie der Urgeiſt ſie im Moment der Erfindung ausſprach, was ein und dasſelbe iſt dem Erfinden, ſo geht ſie in geläutert en gehöheten, geiſtigen Begriffen durch ihn durch, als ob ſie bloß geſchaffen, um auch einem ſo erhabnen Streben des Geiſtes durch ihren Begriff zu lohnen. — Lies doch wieder in den guten Büchern, die Du haſt, lieber Engel — und werde immer ruhiger und bemühe Dich, einzelne Dir merkwürdige Lebenspunkte aufzuſetzen, und ſchenke mir dann und wann ſo was! — Dem Arnim will ich ſchreiben, daß Du ihn liebhaſt, er erwartet ſich's aber auch nicht anders, denn er hat Dich gewiß ebenſo lieb; — und vom Günderödchen war's ebenſo recht, daß es ihm nicht den Vorzug gab. Denn es will gewiß gleich teilen zwiſchen mir und ihm, und wir vier gehören ja alle einander an.

Düſſeldorf.

An Bettine.

Warum ſchreiben wir uns nicht? — Ich gehe in jeder Stunde mit Dir um, Dein Bild ſteht immer hinter meinem Tintenfaß, und ich ſehe Dich immer an. Wenn ich Dein Bild aufgeſtellt habe, ſo bin ich honett, gut, einfach und ſtolz. — Ich gehe hier mit vielen Leuten um, die ſchlechter ſind als ich und Du, man muß auch das lernen. Was mich hier feſſelt, iſt die Galerie und das artige Theater, dann der geſchickte Muſikdirektor, dem ich eine Oper dichten will, und der mir dafür Unterricht in der Kompoſition geben

wird. Eine kleine Oper habe ich ſchon fertig für Neujahr, wo ſie aufgeführt werden ſoll in Mannheim, er arbeitet noch daran. Haſt Du Savigny in Frankfurt geſehen? Wie war er? — Wie lebſt Du, was machſt Du? — Ich hab' heut' an Chriſtian geſchrieben, ich bitte, ſchreib ihm auch. Bald iſt mein Namenstag, ſchick' mir dann einen recht langen Brief, er iſt mir das Liebſte, aber ungezwungen, ungeniert, ſo wenn Dir's einfällt und was Dir einfällt, ich werd' mir's ſchon zurechtlegen. Kommt Minchen Günderode nicht auch zuweilen mit ihrer Schweſter zu Dir? — Ich bin ihr einen Brief ſchuldig. Küſſe ſie von mir, ſage ihr, daß ich ſie liebe, wie ich jetzt kein anderes Weſen lieben kann! — Denn in meine Oper denk' ich die Hauptrolle mir gerade wie ſie! und den erſten Liebhaber wie mich. — Ich muß ihr zu Füßen fallen, ich muß ſie küſſen, ſie mag wollen oder nicht. — Und ſie muß auch am End' einer langen Arie mir in die Arme fallen und mich beglücken, ſtelle ihr das doch recht beweglich vor; und daß es ja nicht anders ſein könne, weil ſie einmal meine Opernheldin iſt, ſie ſoll ſich bewegen laſſen darauf einzugehen. Das wird recht ſchön ſein, wenn ich mir denke, es ſei alles wahr, dann werde ich mir die lieblichſten hinreißendſten Szenen zum Küſſen malen!

Haſt Du was gedichtet, geſchrieben, ſchicke mir es in meine Einſamkeit. — Wenn Du ein Kinderkleidchen für ein liebes rundes Mädchen von drei Jahren hätteſt, aber recht hübſch und bald, ſo würdeſt Du mir große Freude machen. Wo nur Arnim ſtecken mag, ich hörte ſeit meinem Brief nichts mehr von dem Jungen.

Du biſt wohl recht ruhig. — Ich bin es auch. Ich ſchicke Dir vielleicht bald mein Porträt. Schreibe mir einen langen hiſtoriſchen Brief. Deine Empfindung, meine Empfindung kennen wir ja! — —

Ich werde noch eine Weile hier bleiben, denn zu ſehen, zu hören, ja mitzufühlen, wie alles Denken und Erdenken plötzlich fließend wird in muſikaliſchen Geſetzen, die der Poeſie den Kopf zurechtrücken, das macht mich ganz hingeriſſen. — Leb' wohl! Schreib!

Clemens.

Lieber Clemens!

Ich will gleich anfangen mit dem, was mich zuletzt frappiert in Deinem Brief! — Ich hab' Angſt, die Muſik wird ſchlecht zu Deiner Oper. — Warum? — Weil Du eine ſo enorme Freude daran haſt! — Ich kenne Dich ja! — Du läßt Dich gar zu leicht begeiſtern. Einem Kapellmeiſter gegenüber, wenn er ſeine Muſik vorträgt, iſt nicht zu ſpaßen mit fünf Sinnen, ſie gehen in die Brüche! Er betrachtet Dich als einen guten Kerl, den er mit Herablaſſung Straßen führt, welche Dir unbekannt ſind, Du kannſt da gar keine Autorität haben, Du mußt Dich führen laſſen! Die Effekte, die Du nur in Gedanken hörſt und Dir natürlich ganz übernatürlich vorſtellſt bei vollem Orcheſter, machen Dich in Dankbarkeit hinſchmelzen vor dem Kapellmeiſter, der überraſcht von dem Eindruck, den er Dir macht, eine ganz neue Bekanntſchaft mit ſeinem Talent zu machen glaubt, er komponiert drauflos, weil er eine Quelle der Erfindung in ſich entdeckt,

auf die er früher nicht ſich verlaſſen konnte! — Nun findet er, daß Du trotz Deinen Dichterlaunen ein ſehr verſtändiger, urteilsfähiger junger Menſch biſt, Du wirſt gelobt als höchſt liebenswürdig, die Sängerinnen werden begeiſtert, ſie ſtrengen ſich an, wetteifern! Fräulein Peterſilie ſoll die Hauptrolle haben, ſie verleugnet den Peter zu Haus und kommt bloß als Silie. Der Name Silie bewegt Dein Dichtergenie zu Exploſionen von Begeiſtrung. — Kurz, es wird ein Wonnemonat, wie noch kein ſchönerer war, wo Dichtkunſt und Tonkunſt ſich vermählen! —

Hoffmann hat hier ein Duett gemacht, wozu Du mir den Text ſchon früher gabſt: „Hör', es klagt die Flöte wieder, und die kühlen Brunnen rauſchen." — Ja, wenn Dein Komponiſt ſo arbeitete wie er! — Dazu muß man aber, in eine Einſiedelei verborgen, Blumen und Gras umher, im Schlaf verſunken, nach der Ferne lauſchen, wo die rauſchende Welt endlich auch betäubt ruht. — So iſt aber der gute Hoffmann, ſein kränklicher, gebrechlicher Körper ſondert ihn ab von den Schwelgereien der Muſiker, von ihren Weltverhältniſſen und Liebeleien! — Durch den Hoffmann hab' ich manches begreifen lernen. Erſt war ich als immer verwundert, wie doch ein Menſch ſo ein traurig Los tragen müſſe, der ſeinen Leib doch nicht verlaſſen könne, der ihm Schmerzen macht; jetzt weiß ich's aber anders. Der Geiſt überwindet alles. Und wenn der Geiſt kämpft, ſo muß er doch ſtark dadurch werden. Der Geiſt kann nicht Wunden erliegen. „Invulnerable," ſagt Mirabeau. Es kann nur vielleicht ihm verſagt ſein, ſich geltend

zu machen! — Aber vielleicht iſt der Leib die verſchloſſne Werkſtätte, in der der Geiſt zur höchſten Stufe der Bildung gelangt; und wenn er erſt durchgeläutert und geglüht als vollendetes Kunſtwerk ſeiner ſelbſt, zugleich mit dem Lebenskeim zu einer höheren gewaltigeren Bildung verſehen, neue Welten durchdringt — was iſt's da, daß in dieſer Welt die Krankheit wie ein böſer Traum ihn anflog. — Guter Hoffmann! — Ich höre ſein Klavier bei offnen Fenſtern in die Mondnacht rauſchen! Er denkt gewiß, ich lieg' im Bett und hör' ihm zu! —

Gute Nacht, morgen ſchreib' ich weiter, weil Du einen ſo langen hiſtoriſchen Brief verlangſt. —

Den wollt' ich Dir wohl ſchreiben, den ſchönen langen hiſtoriſchen Brief, wenn nur was vorgehen wollte! — Ich hab' zwar gar keine Neigung, daß etwas vorgehen ſoll, aber doch wie letzt in der Blaufärberei am Kanal Feuer ausbrach, machte mir das ein unendliches Vergnügen; damit ſtimmte das Volk mit ſeinem Schauſpielertalent überein. — Eine Verzweiflungs- und Jammergeſchreikomödie, gewürzt mit den ausgelaſſenſten Scherzen; das Ganze war unwiderſtehlich, ich bedauerte, daß es nicht ſchicklich war mitzuſpielen, ſondern nur zuzuhören. — Gegenüber vom Feuerbrunſttheater, im freien Feld ſteht das große Haus, worin Bernards blaſende Inſtrumentiſten alle wohnen, die manchmal ſich das Pläſier machen, aus allen Fenſtern heraus nach den vier Weltgegenden hin ihre Paſſagen zu exerzieren, dieſe waren durch die ausſchlagenden Flammen in Begeiſtrung verſetzt, — ſie bliesen Tuſch, wenn ein Stück Dach einfiel oder Mauer!

— Was einen doch gleich Lebensübermut durchſtrömt, wenn die Menſchheit nicht ſo ängſtlich am Beſitztum klebt! — Wenn man hört Mitleidsquellen rieſeln, über das einzige bißchen Habe, was den Armen nun verloren iſt — das macht ſo malade, es ſteht einem der Verſtand ſtill, da doch gewiß jeder genug hätte, wenn jeder wüßte, was er mit dem ſeinen anfangen ſoll. — Der Blaufärber hatte die großmütigſte Gleichgültigkeit bei dieſem Veraſchen ſeiner Einbläuung, und es kamen die närriſchſten Witze vor bei der Judenſpritze, bei welcher der Blaufärber ſelber ſtand und ſie fortwährend dirigierte gegen die zwei uralten Linden in ſeinem Hof, die ſein Urgroßvater, der auch Blaufärber war, gepflanzt hatte, unter denen der Färber ſeine Hochzeit gehalten. — Wenn ihr mir die erhaltet, ſagte er zu den Juden, ſo ſchenk' ich euch zwanzig Taler. — Nun wurden die Juden ſo feurig, lauter arme Lumpen! — Es gab ein Gezänk mit der Polizei, ſie wollte auf die unnützen Linden kein Waſſer verwendet haben, die Juden ſchrieen mörderlich, als man ihnen den Schlauch entriß, nach dem Blaufärber; der kam herbei und mußte ihn wieder erobern. „Was ſolle die alte Bääm," ſagt der Herr Bolezei! — Wie, Herr Polizei! — Sie ſchmähen die alten Linden, das Wahrzeichen von Offenbach? — „Ei, do könnt ganz Offebach abbrenne, und die Wahrzeiche bliebe alleen ſtehe. Die könnten doch das Maul nicht uftun und erzähle, daß Offebach da geſtane hat." —

Die Linden wurden übrigens gerettet; denn die Juden ließen ſich nicht zu nah kommen! — Die Horniſten, Hautboiſten, Klarinettiſten und Fagottiſten

ſchmetterten ihre Paſſagen dazwiſchen wie freie Götterſöhne in des Mondes blauem Licht, der über ihrer Wohnung thronte und nichts von ſeinem Glanz verlor durch die gegenüber aufqualmende Feuerſäule, die ſich oft vom Rauch nieder mußte drücken laſſen! — Der Mond hat Charakter, die Geſtirne haben Charakter, der Himmel, der ſie trägt wie ein Baum die Äpfel, der iſt der Charakterbaum. — Die Menſchenſeele iſt ein kleiner fliegender Samenſtaub, der einen guten Boden ſucht, um auch Charakter zu werden. — Das Werden! — Das große Werden — iſt und ſoll ſein der einzige Genuß, ſagt die Günderode, der wird aber nicht, der nicht göttlich wird, ſagt die Günderode auch noch. — Für heut' hab' ich genug geſchrieben; nun wünſch' ich, daß morgen wieder was vorfallen möge, einzig, um meinen hiſtoriſchen Brief fortſetzen zu können. —

Heut' iſt aber doch nichts vorgefallen, ſo ſehr ich auch getrieben habe und dem Fenſter hinausgeguckt, ob nichts kommen wollte. — Vom Feuer war viel die Rede, man beſuchte die Großmama, um ihr zu gratulieren, daß ihr der Schreck nichts geſchadet habe; ſie wurde am End' ärgerlich, wie einer nach dem andern kam, die Fürſtin von Yſenburg war zuerſt bei ihr geweſen, da war es gleich Mode geworden. — Es iſt ſchlimm, daß die Großmama ſich nicht gut verleugnen kann, weil ſie nie aus Garten und Haus kommt! — Dieſe Häuslichkeit hat einen eignen poetiſchen Schimmer, alles in der höchſten Reinlichkeit und Heimlichkeit erhalten, — zu jeder Stunde, zu jeder Jahreszeit iſt nichts vernachläſſigt, ſelbſt das aufgeſchichtete

Brennholz am Gartenspalier ist unter ihrer Aufsicht der Schönheitslehre. — Wenn es im Winter muß verbraucht werden, so läßt sie es immer so abnehmen, daß die Schneedecke soweit wie möglich unverletzt bleibt, bis Tauwetter einfällt, wo sie's abkehren läßt. Im Herbst hat sie ihre Freude dran, wie die roten Blätter der wilden Rebe es mit Purpur zudecken. — Im Frühling regnen die hohen Akazien ihre Blütenblättchen drauf herab, und die Großmutter freut sich sehr daran! — Ach, was willst Du? — Es gibt doch keine edlere Frau wie die Großmutter! — Wer den wunderschönen Blitz ihres Auges verkennt, wenn sie manchmal sinnend mitten im Garten steht und späht nach allen Seiten und geht dann plötzlich hin, um einem Zweig mehr Freiheit zu geben, um eine Ranke zu stützen — und dann so befriedigt in der Dämmerung den Garten verläßt, als habe sie mit der Überzeugung alles gesegnet, daß es fruchten werde. —

Nein, heute ist nichts weiter vorgefallen, was ich historisch nennen könnte, der Tag ist total vorbei! — Und nichts, was nur den Hund hätte zum Bellen gebracht. — Nur eine kleine elegische Szene. Die Großmama hat manchmal einen Verdruß an so einem Federvieh, wenn es in ihre Hausordnung sich nicht fügt, so muß es geschlachtet werden, diesmal traf das traurige Los der Hinrichtung ein impertinentes Huhn, was immer mit großer Geschwindigkeit die Weizenkörner, welche sie für alle streut als Dessert zum Haber, für sich allein erschnappte. Dies Huhn war von Meline in Affektion genommen, gleich als es auskroch, heißt Männewei, von Mannweibchen, weil es lang

unentſchieden blieb, ob das Tier ein Hahn oder Huhn ſei, da es einen ſo roten, ſtolzen, doppelten Kamm und einen ſchönen roten Bart hat, kurz, ich komme grade an der Küche vorbei, wie die taube Agnes auf dem Schemel ſitzt, das Huhn zwiſchen den Knien, das Meſſer wetzt. — Ich ſpringe hinzu, zieh' den Schemel unter ihr weg, ſie fällt auf die Naſe, das Huhn unter dem Meſſer weg flattert mit großem Geſchrei durchs Küchenfenſter; es war die Zeit, wo die andern Hühner ſchon alle im Hühnerſtall mit ihrem Hahn der goldnen Ruhe genießen, kaum hörten ſie aber das Notgeſchrei der Henne, als alle loslegten mit Gackern! Ich war voll Schreck über meine Kühnheit, die Hinrichtung zu verhindern. Ich jagte das Huhn durch den Garten, ganz am End' der Pappelwand fing ich's erſt ein, wo ſollte ich mit hin, bracht' ich's zurück, ſo wurde es dennoch abgetan, aber mir ſchauderte, eine Suppe von dieſem Huhn zu eſſen. — Ich marſchierte zum Gärtner im Boskett. — Der nimmt es unter ſeine Obhut, bis beſſere Zeiten kommen. — Wie kann man auch Tiere, die täglich unter uns herumlaufen, uns trauen, einem nicht aus dem Weg gehen, plötzlich, was ſie gar nicht gewärtig ſind, über ſie herfallen und freſſen. Die taube Agnes iſt ſehr erſchrocken, daß der Poltergeiſt die Schawell unter ihr weggezogen hat, ſie erzählt noch mehrere Fälle von dieſem Spukeding; — einmal war es mit ihrer Haube ausgeriſſen — ſie war aber am Fenſterſpiegel hängen geblieben. — Diesmal mit der Henne, keiner glaubt ihr das, aber jeder wundert ſich, daß es verſchwunden iſt und nicht wieder erſcheint. — Und endlich, meint die Agnes,

werden wir's doch einſehen, daß es ſpukt. Die alte Kordel ſetzte ſich mit dem Mädchen herbei, die Agnes erzählte lauter Geſchichten vom Küchenteufel, eine ganz aparte Klaſſe; wollt' ich auch jetzt ſagen, daß ich das Huhn weggeſchleppt habe, keiner würde es glauben. — Abends beim Sternenſchimmer, wo ich den Kopf weit aus unſerm Manſardfenſter ſtreckte, um recht viele Sterne zu Zeugen meines feierlichen Schwures aufzurufen, tat ich das Gelübde, alles dran zu wagen, wenn ich einen Menſchen in Gefahr ſehe und wenn auch ſelbſt das Meſſer ſchon über ſeinem Haupte ſchwebt. — Ein raſcher Entſchluß vermag viel, aber Zagen iſt das Verderben aller Großtaten! Hätt' ich nur einen Augenblick mich beſonnen, ſo lebte jetzt kein Männewei mehr! — Und mit ſo einem Tier iſt's eine beſondere Sache, man weiß nicht, ob es ein Jenſeits hat, doch lebt es gern, doch hat es mehr mit der Natur zu ſchaffen wie wir, doch gehört ihm die Welt, jeden Augenblick es drauf verweilt, ja es iſt der Mühe wert, ein Leben zu retten, ſei es welches es wolle. Ach, die Schwäne fallen mir hier ein, die ihr ſchneeweiß Gefieder im eignen Blute mußten baden, die Helden der Gironde! —

Schon wieder iſt der Abend angerückt, lieber Clemens! — Heute ſind keine Ereigniſſe vorgefallen, nur Nachrichten eingelaufen, die aber vielverſprechend ſind. — Savigny iſt auf dem Trages und erwartet uns zum Diner den Sonntag, wir werden alſo morgen in die Stadt gehen, dieſe Nachricht brachte Doktor Ebel als Auftrag von Leonhardi, der uns einen Platz in ſeinem Wagen anbot. — Ebel iſt ein naturforſchender Miſtfinke, aber die Großmama geht ganz darüber

hinweg, daß er immer ein ſchmutziges Hemd an hat und ſchwarze Nägel, und tat folgenden, merkwürdigen Ausſpruch: „Mein Kind! — Die Reinlichkeit iſt zwar die edelſte Tugend und iſt verſchwiſtert mit der ſittlichen Reinheit. Selbſt ein laſterhafter Menſch erhebt ſich aus ſeinem Sündenpfuhl, wenn er ſich wäſcht und ein reines Hemd anlegt, die Würde des Menſchen fühlt ſich dadurch neu belebt. — Aber — —", ſagte ſie und hielt ein, denn der Miſtfinke, der einen Augenblick abweſend geweſen war, trat herein und brachte der Stoßmama allerlei Abfall von der Natur, den ſie ſollte in ihr Naturalienkabinett aufnehmen. Unter andern ein Stück Leinwand von Asbeſt, was unverbrennlich ſei. — Mooſe, welche auf der höchſten Spitze der Spitzberge wachſen — purpurrot! St. Pierre und Buffon wurde geholt, um über Schnecken und Muſchelſamen, wovon Ebel eine ganze Bonbontüte voll mitgebracht hatte, zu befragen, ſie blieben die Antwort ſchuldig! — Ebel erzählte alſo, daß dieſer, aus dem Grund des Schwarzen Meeres, ihm von einem Freund zur Unterſuchung mit vielen Mühen und Unkoſten geſendeter Muſchelſame die wunderbarſten Erſcheinungen enthalte, mit einem Vergrößerungsglas betrachtet, werde man die ausgebildetſten Formen drinnen finden, die ſo klein ſeien, daß man ſie für Sandkörnchen halte. — Die Großmama war begeiſtert für dieſe Merkwürdigkeitstreckelchen, aus denen die Welt zuſammengebacken iſt, und die Ebel mit Lebensgefahr unter einer Taucherglocke von einem kühnen Taucher wollte erhalten haben, ein Paketchen draus gemacht und mit Noten verſehen in ein Käſtchen

gepackt, worin noch andre Seltenheiten der Art liegen. — Das war nun, was er in der rechten Rocktaſche mitgebracht hatte. Nun griff er in die linke Rocktaſche. Das erſte Päckchen enthielt ein Stück Spinnweb von der Rieſenſpinne, — er konnte es ordentlich auseinanderfalten, ohne es zu zerreißen, es fiel dabei ſehr viel Staub heraus, die Großmama hätte dies Chemiſett der Arachne gewiß gern unter ihren tauſend Wundern der Welt beſeſſen, allein Ebel wickelte es ſorgfältig wieder ein und ſteckte es in die Weſtentaſche! — Ich glaub', er hat's irgend im Winkel auf dem Boden entdeckt und hat ihm die Reiſe aus Indien erſpart! — Dafür entſchädigte er ſie mit einem Stück Brot von der Brotbaumfrucht in Otaiti. — Dies war eine große Galanterie, denn bekanntlich iſt ihr Liebling unter allen ihren Werken dieſer Roman, der auf Otaiti vorgeht; ſie war alſo durch dies Brot ſo entzückt, daß ihr die Tränen herabrannen! — „O Kinder," ſagte ſie, „wieviel Schönes harret noch eurer, wenn ihr euer Intereſſe an der Natur ausbildet, glaubt mir, nicht allein das, wozu die Natur etwas geſchaffen zu haben ſcheint, hängt mit dieſem Etwas zuſammen und iſt darauf angewieſen; nein, es führt alles eine Sprache mit dem Geiſt. Dieſer aber iſt wie ein Kind, die große Rednerin Natur ſpricht nur liebkoſende Worte zu ihm, ja ſie ahmt ſein Lallen nach, nur um ihm ſich verſtändlich zu machen; aber es muß einſtens dahin kommen, daß ſie die höchſte Begeiſtrung zu ihm ausſpreche, und daß er ihr Antwort darauf geben könne." „Ja," ſagt' ich, „liebe Großmama. Wenn die Natur erſt mit dem Menſchen ſpricht, wie Mirabeau zu der Nation,

dann werden lauter Freiheitshelden geboren werden!" — Ebel — kreuzigt ſich immer vor mir, er iſt mehr noch als Haſe! — Jede Idee, die ich ausſpreche, deucht ihm ein Piſtolenſchuß, das Geringſte, was ich ſage, hält er für eine Erbſe, die ich ihm mit einem Blaſerohr in die Perrücke ziele; — es kommt ihm immer vor, als erſchüttre ich das Weltall mit meinen Behauptungen. — Er lauſcht manchmal, ob er's nicht krachen hört. — Er guckt nach dem Wetter und behauptet, die Wolken, die da herankommen, ſeien gewitterhaft von meiner elektriſchen Natur zuſammengezogen, und er mag durchaus nicht in meiner Nähe verweilen bei ſchwüler Luft, er fürchtet für ſein geſchätztes Daſein, das Gewitter könne in ihn einſchlagen und ſeine Seele ungewaſchen und ungekämmt vor den Richterſtuhl Gottes bringen! — Der Herzog von Gotha war dabei, als er dies einmal ſagte, und hatte ſeine Verwundrung über den gelehrten Naturforſcher, er fragte ihn, ob er denn an ein letztes Gericht glaube, ob er an die Hölle glaube? — Da kam es heraus, daß er an noch mehr glaubt; nämlich an einen großen Aktenſchrank, worin alle Lebensprozeſſe aller Menſchen drinnen in höchſter Ordnung aufgeſtapelt ſind. Dieſer Aktenſchrank iſt ſehr leicht beweglich, auf einen Wink fliegt er auf und präſentiert gerade die Akten, die zum Prozeß des Lebensverfloßnen die nötigen überweiſenden ſind, denn kein Menſch wird verurteilt, er werde denn von der Gerechtigkeit des Richterſpruchs überzeugt, — damit er ſich die Höllenpein nicht durch den Troſt erleichtere, er ſei ungerecht verdammt, — „denn Gott kann nicht ungerecht ſein," ſetzt Ebel hinzu!

„O Hirngeſpinſt, o Scheuſal, o Geſpenſt, o Empuſa,“ ſagte der Herzog, und ſeitdem trägt Ebel den Namen Empuſa! Er wird auch nicht mehr maskuliniert, ſondern muß weiblich paſſieren, was ihn ärgert, mich aber auch.

Genug von der Empuſa; als ſie geflohen war, ſo wollte die Großmama das Wort für ihn nehmen und meinte, es ſei doch gut von ihm, dieſe Freude ihr zu machen. Ich holte Licht und bat die Großmama ſo ſehr, ſie möge doch die Asbeſtleinwand ins Licht halten. Aber ach, ſie brannte ab. — Adieu Leinwand! — Adieu, Ebel, Du biſt kein charmanter Ebel mehr! —

Fortſetzung des hiſtoriſchen Briefes

Am Samstag ſind wir um neun Uhr nach Frankfurt gefahren! Der erſte, der am Kornfeld von Sachſenhauſen uns begegnet, war die Empuſa; ſie hatte ſich nicht mehr am Abend in die Stadt getraut, es war Meltau gefallen, und ſo blieb ſie auf der Gerbermühle, damit nicht auf ihm der Meltau ſich hafte, der ſehr oft die Auszehrung veranlaſſe. Ich rief dem Kutſcher halt, ſprang aus dem Wagen, brach mehrere Ähren ab, nahm ſie in den Mund und ließ ſie blühen; — dann perſuadierte ich die Empuſa, doch dieſe Roggenblüte durch den Mund zu ſtreifen und zu eſſen, als ein ganz ſicheres Mittel gegen die Auszehrung. Dies hab' ich im Kloſter gelernt. Empuſa fraß die Roggenblüte, fühlte ſich nun, geſichert gegen den Meltau, ganz munter. — In unſerm Haus war alles voll Sonnenſchein und erinnerte mich ſehr an unſere Kindheit, wo wir uns als in die Galerie verſteckten, um dort das kleine Seeſchiff zu betrachten und die unzähligen kleinen Wachspüppchen von allen Ordensgeiſtlichen, vom

Papſt an bis zu den Bettelmönchen und Nönnchen. — Die Galerie ſtand offen, ich verweilte dort bei manchem aufgehobenen Kinderſpiel aus unſerer frühſten Zeit; auch fand ich dort in einem Schrank den ſchönen Kaſtorhut der Mutter mit einem blitzenden Band von Stahl und Goldperlen, auf den der Papa als die Johanniswürmchen ſetzte, wenn er mit uns am Abend im hohen Sommer ſpazieren fuhr. — Der Kaſtorhut war mir gar zu lockend; ich ſetzte ihn auf, er ſtand mir ſchön, ich glich der Mama; denn ihr Bild wurde mir wieder ganz deutlich — und der Papa hatte mich auch lieb vor allen Kindern, ich glaub' wohl, daß ich ohne Sünde den Hut kann behalten. — Ich frage bei Dir an, ob's ein Diebſtahl iſt, — unterdeſſen hab' ich ihn zum Günderöddchen gebracht, daß ſie mir ihn verſteckt, bis Du mir ſchreibſt, ob Du erlaubſt, daß ich den Hut behalte! — Ich behalt' ihn aber doch! — Abends war bei der Gunda der Tee; da waren allerlei Menſchen, die ich noch nicht geſehen hatte, aber auch Link war da, Dein Freund! — Sie erwarteten Heinſe, aber der kam nicht, den ich doch ſo gern geſehen hätte. Ich ſaß auf einer Schawell an der Türe des Kabinettes, das ganz voll war, — an Günderöddchens Seite, ſo lehnte ich mich an ſie, und während ein Doktor Käſtner ſang: nicè bella nicè amata, ſchlief ich ein; kein Menſch hat's gemerkt. —

Geſtern am Sonntag fuhren wir nach dem Trages; — ſchon um ſieben Uhr waren die Wagen vorgefahren, alles, was mitfuhr, hatte ſich im Saal verſammelt, alles war eingeſtiegen, und als alles eingeſtiegen war, da war kein Platz mehr für mich! — Da hieß es, der

Leonhardi kommt gleich vorgefahren mit Fr. von Barkhauſen, mit denen fährt die Bettine. — Der Leonhardi kam erſt gegen zehn Uhr! — Keine Frau von Barkhauſen mit; man war unſicher, ob ich allein mit ihm über Feld fahren könne, unterdeſſen ſtieg ich ein und ſagte: „Fahr zu Kutſcher!“ Und bald war ich mit meinem Leonhardi in die ſommerlichen Felder entflohen. — Jetzt laß Dir erzählen und glaub' es nicht, das kann mich nur überzeugen, daß es Dir zu toll vorkommt; er klappte einen Tiſch auf, darauf legte er einen Folianten, den er mitgenommen hatte, einen Krug Geilsheimer Waſſer, den er mit einer Schlinge ans Fenſter befeſtigte, plazierte er auch darauf — und nun legte er ſich mit beiden Ellbogen auf ſeinen Tiſch und fing an, in der Chronik zu ſtudieren und Exzerpte zu machen. — Nachdem ich eine Weile eine große Warze und eine kleinere Warze auf ſeinem Backen betrachtet hatte, ſo fing ich an zu pfeifen. — Das war ihm verdrießlich; er bat mich, ſtille zu ſein; denn er habe da was ſehr Ernſtes vor und ſich es zum Geſetz gemacht, nie Zeit zu verlieren! — Ich ſchwieg recht gern, aber ich ſang in Gedanken und vergaß das Schweigen und ſang wieder laut. — Das ſtörte ihn ſehr; er machte mir Vorwürfe, daß ich keinen Augenblick Ruhe haben könne! — Als wir an einer Schenke hielten, um die Pferde zu füttern, ſetzte ich mich auf den Bock und ließ den Leonhardi mit ſeiner alten Chronik im Wagen! — nur einmal ließ ich halten, weil eine wunderſchöne Blume am Wege ſtand, die wollt' ich pflücken; da machte der Leonhardi einen fürchterlichen Lärm, ich hatte aber meine Blume. O blühte

ſie doch ewig! — Es iſt mir lieb, daß bis jetzt mir noch niemand geſagt hat, wer ſie iſt, denn dann ſetzt man gewöhnlich auch hinzu, ſie iſt ganz gewöhnlich und wächſt da und da ſehr häufig! — Nun laß Dir nur erzählen, wie ſchrecklich böſ' ich den Leonhardi gemacht hab'; ich wollte nämlich ein bißchen fahren, und ich kann es auch recht gut. Da hat mir der Kutſcher die Zügel gegeben; der Leonhardi, der alle Augenblick' aus ſeiner Chronik herausguckt, ſieht das, ruft, ich ſoll's ſein laſſen, die Pferde ſcheuen leicht. Der Kutſcher ſagt, ich könnte getroſt fahren; — ich ſchnalze mit der Zunge und werfe den Pferden die Zügel ein bißchen auf den Hals, ſie werden charmant mutig, und es geht noch einmal ſo raſch! — Der Leonhardi kriegt Angſt ſchrecklich, die Pferde ſeien ausgeriſſen, ſteckt eilig den Kopf durchs offne Fenſter, wirft den Krug, der Pfropfen geht heraus und das Geilsheimer Waſſer fließt über die Chronik.

Es mußte gewiſcht und geduppt werden den ganzen Weg! — Aber jetzt kommt was ſehr Lächerliches; er holte einen ganzen Pack alter Zeitungen aus der Taſche, ohne die er nie reiſt, ſagte er, — und nun wurden die naſſen Stellen bepflaſtert; das ging ſo fort, bis wir in den Wald kamen, wo der Weg zu ſchlecht iſt, um zu leſen oder zu pflaſtern. — Wir kamen an, wie eben die Krebſe auf den Tiſch getragen wurden, — ungeheuer große Kerle aus dem Goldweiher. Der Leonhardi zankte noch nachträglich auf mich, daß ich allein am ſpäten Kommen ſchuld ſei — ich hätte alle Augenblick' eine Blume abbrechen wollen, ich hätte das Geſchirr an den Pferden in Unordnung gebracht, ich hätte die Pferde wildgemacht. — Es waren mehrere Hakennaſen

aus Savignys Familie da — es war ein ziemlich heißer Nachmittag, mit verbrannten Naſen kamen wir vom Hahnenkamm zurück; Savigny war über die Maßen freundlich und ſchloß alle Schleuſen ſeines Paradieſes auf und ſchien dennoch ſo einſam unter uns allen, als wären wir wie eine Horde Räuber bei ihm eingefallen. Die Zeit kam zum Aufbruch; auf der Heimfahrt war ich nicht in Leonhardis Kutſchenverließ eingeſperrt, er hatte dagegen appelliert. — Ich ſchlief im Wagen bis in Hanau, wo die Pferde futterten; da ſahen wir Minchen, und da teilte ich ihr Deinen Brief mit, ſie freut ſich recht, die Heldin Deiner Oper zu ſein. Dort kam der Georg gefahren und nahm mich in ſein Gig, wo ich durch die kühle Nachtluft ſehr erquickt ward. — Heute Nachmittag ſind wir wieder in Offenbach angekommen; ich wollt', ich wär' gar nicht fortgeweſen, ſo müde bin ich von dieſer Reiſe. — Ich endige meinen hiſtoriſchen Brief, weil es mir grade ſo iſt, als werde nichts heut' vorgehen, woraus ich geſchichtlichen Honig ſaugen könnte. — Günderode, Minchen und Marianne grüßen. — Du kommſt wohl dieſe Meſſe nicht nach Frankfurt? —

Bettine

Liebe Bettine!

Dein letzter Brief hat mich mehr als je ein vorhergehender erfreut, er iſt recht fröhlich, ohne alle Melancholie, und Du haſt eine große Darſtellungsgabe; immer mehr werde ich überzeugt, daß Du eigentlich zum poetiſchen Auffaſſen aller Ereigniſſe, auch der kleinſten,

das größte Talent haſt, und ich kann Dir nicht genug empfehlen, daran feſtzuhalten. Alles, was Du mir erzählt haſt, iſt gut und lieb und wahr. — Wie weh ſollte es mir tun, wenn Du aus Deiner natürlichen Richtung herauskämeſt. — Wie ſchön wird unſere Freundſchaft werden, wenn nichts Unklares und Trübes mehr in ihr herrſcht und unſre Empfindungen ſich klar und tief ausſprechen, und wir uns recht vernünftig aneinander freuen können. Daß Du ruhig und heiter biſt und dahin ſtrebſt, fühle ich mit Freuden, und daß ich auch dahin ſtrebe, darfſt Du mit Recht von mir begehren. Du glaubſt, ich werde dieſe Meſſe nicht nach Frankfurt kommen, ich komme doch, und vielleicht bleibe ich den ganzen Winter über in Frankfurt. Savigny iſt dann freilich allein in Marburg, doch im Sinne des Worts genommen iſt er das wohl immer, was Du wohl an ihm bemerkt haſt. Am deutlichſten erſcheint ſeine Einſamkeit darin, daß er einen nie vermißt; mich ſchmerzt das oft. Da ich aber an die Vollendung eines Menſchen kaum ſtärker glauben darf als an die ſeinige, ſo wäre es töricht von mir, näher zu unterſuchen, ob er ganz recht hat, mich nur grade ſo zu lieben und nicht mehr; er hat ſicher recht und damit holla! — Eines fehlt uns, liebe Bettine, und mir mehr als Dir; es iſt die Kunſt, mit ſich ſelbſt genug zu haben, die müſſen wir erlernen. Es iſt das einzige Mittel, zum Überfluſſe zu kommen, denn dann haben wir die Hülle und die Fülle, indem unſre Liebe zueinander, die nun Gott ſei Dank das beſte und edelſte Geſchenk des Geſchickes iſt, ein Übermaß iſt über das, was als unſere innere Lebensgenüge noch obendrein uns

geworden iſt. — Gott wird Dir vielleicht und hoffentlich zu einem lieben Manne helfen und mir zu einem lieben Weibe, mit dieſen Verhältniſſen und dem gehörigen Glück und Unglück wird es ſich ſo angenehm leben, als es zum Leben notwendig iſt. Das nach der Meinung vieler Narren und Weiſen höchſt eitel und nicht ſehr zu ſchätzen ſein ſoll. — Doch noch eins, mein Kind! — Es iſt zwar leicht, ſich über vielen Verdruß, über viele Kleinlichkeiten hinauszuſetzen, noch leichter aber iſt's, ſich alles das zu erſparen. Sich ein wenig einzuſchränken, um keinen Verdruß zu haben, lohnt wohl der Mühe; Verdruß kränkt uns doch und nimmt uns das Vertrauen zu den Menſchen; hieraus wäre wohl zu empfinden, daß er dem freien Lebensorgan unſeres Herzens in den Weg tritt, und wenn wir ihn nicht mehr empfinden, ſo iſt das doch eine Abſtufung unſerer Seele. Wie ſchön iſt es nun, die Menſchen um ſich her ſo zu berühren, daß ſie einem keinen Verdruß mehr machen können, und doch die Freiheit und das ganze Leben ſeines Herzens zu behalten. Daß Du nun von ſo vielen Menſchen verkannt wirſt, wie zum Beiſpiel von Ebel, der trotz ſeiner ſchwachen Seiten ein ſehr gelehrter Mann iſt, und von Leonhardi, der offenbar einen Widerwillen gegen Dich hat, wundert mich nicht, da mir ſelbſt in einzelnen Minuten Deine Erſcheinung nicht ganz gefällt und mich drückt. Wenn ich das empfinde, der ich Dich ſo gut kenne, wie ſollen das alle die Leute nicht empfinden, die keinen Menſchen kennen? — Nun zweifle ich aber gar nicht, daß es Dir einleuchten werde, wie es nicht zu verſchmähen ſei, allgemein liebenswürdig und geliebt zu werden; denn nur dann

kann man behaupten, zur wahren Schönheit des Gemüts gelangt zu sein, wenn kein guter Mensch unbefriedigt von uns geht. — Ich weiß nicht, Bettine, warum es mich so unendlich unmutig macht, wenn ich Trätschereien über Dich höre, aber ich glaube, es ist deswegen, weil es eine wirkliche Nachlässigkeit von Dir ist, sie zu veranlassen. — So habe ich jetzt zum Beispiel wieder gehört, daß Du dem Mädchen, was Dich Sticken lehrt, Briefe von mir und Dir vorliest, und was hindert dies Mädchen, sie mag ein gutes Geschöpf sein oder nicht, das, was sie gehört, herumzutragen? — Was Du selbst nicht verbirgst, wird sie auch nicht verschweigen und hat es wohl nicht verschwiegen, sonst wüßte ich's nicht. So wie Du zu ihr mit Deiner Vertraulichkeit hinabsteigst, steigt sie wieder hinab, und sofort ist der Weg sehr kurz, daß unser ganzer Umgang ein Gassenhauer wird. Das ist nun eine sehr verdrießliche Sache, das macht Dich und mich den Leuten lächerlich und mit Recht, und uns beiden macht es die Leute beschwerlich, denen Du es so wenig wie ich verdenken darfst, über das zu lachen und zu spotten, was mit solchen Prätensionen im Kote gefunden wird. Sehr ungeschickt und ebenso töricht aber wär' es, wenn Du dem Mädchen das verweisen wolltest oder nur ein Wort darüber verlörst; denn das Mädchen hat gar nichts verbrochen, sondern bloß Dir selber sollst Du es verweisen und das recht tüchtig. Diese ganze Geschichte kann zwar sehr zufällig und nicht so bedeutend sein, als sie hier auf dem Papier Dir wiedergegeben ist, auch hast Du vielleicht Dein Vertrauen seitdem beschränkt, von dessen Mitteilung zu

der niedrigſten Klaſſe kein großer Schritt iſt, ſie ſelbſt mag ſein wie ſie will, ſie darum zu verwerfen, wäre unmenſchlich, aber überhaupt in eine vertraute Freundſchaft mit ihr zu geraten, iſt ſehr töricht. Du ſiehſt nun, ob die Brüder und Anverwandten keine Urſache haben, mit Dir und mir unzufrieden zu ſein, wenn ſie ſolche Dinge von uns erfahren ſollten; ich glaube, ſie haben keine Urſache, unſern Umgang zu ehren, wenn Offenbacher Juden ſich über ihn unterhalten. Werde nicht traurig über dieſe Geſchichte, ſondern nehme Dich in acht mit Deinem Vertrauen. Es kommt am Ende der Verdruß auf mich und mit Recht, warum habe ich Dich nichts Beſſeres gelehrt. Ich habe unlängſt den Franz gebeten, Dich nach Frankfurt zu nehmen; er täte es gern, nur macht er mancherlei Einwendungen, er begehrt, daß Du der Toni gehorchen, reinlich, fleißig und häuslich ſein ſollſt, das iſt nun freilich in etwas gegen Deinen Freiheitsſinn, der in Dir von der Großmutter ordentlich erzogen wurde, aber das wirſt Du ihm doch nicht verdenken, bei der großen Ausbreitung des Familienzirkels im Hauſe kann er nur wünſchen, daß ein ſo junges Mädchen wie Du ſich an ihn und Toni anſchließe, dies iſt eine notwendige Folge ſeines treuen Gemüts. — Du wünſcheſt nicht in Frankfurt zu ſein, ſo wie Du jetzt biſt, iſt es Dir viel angenehmer, weil Wald und Flur Dir vor der Tür entgegenlachen, weil Muſik und alles und die Einſamkeit Dir dort teilweiſe geraubt werden und auch der Umgang der Großmutter Dir dort fehlen wird. Aber wär' es vielleicht nicht beſſer und zuträglicher für Deine ganze Zukunft, wenn Du Dich mit Geiſt und Seele

in einen ganz andern Zirkel ſtelliteſt? — Du würdeſt eine ſchöne Mühe anwenden, Dich dem Franz gefällig zu machen, Du wirſt ſelbſt nach und nach Dich mehr der Geſellſchaft anderer Menſchen, der das Weib nie entgehen ſoll und darf, anpaſſen, und mit viel größerer Freude und Ruhe wirſt Du Dich ſelbſt und die innere Bildung Deiner Seele fortſetzen, wenn Du ſiehſt, daß die Menſchen Dich lieben. Es wäre ſelbſt das ſchönſte Unternehmen, mit Mühe daran zu arbeiten (ohne doch deswegen es merken zu laſſen), die Geſelligkeit und Freundlichkeit unſeres Hauſes unter Deinem heimlichen Schutzrecht gedeihen zu machen, und ich zweifle nicht daran, daß es Dir möglich wäre, wenn Du recht wollteſt. —

Sieh, das ſind alles fromme Wünſche, und ich weiß kaum, ob die Momente, an die ſie ſich knüpfen, wirklich eintreten werden, und ob es möglich ſein wird, je auf einem ſolchen Parterre des Witzes und des Extraordinären einen freundlich häuslichen Garten anzulegen, wo jeder gern ſein möchte. Ich habe nie Gemüter angetroffen, die ſo warm lieben und zugleich ſich ſchämen, dieſe Liebe zu äußern. So trifft der Spott immer die Innigkeit, und iſt keiner da, der ſie auslacht, ſo lacht ſie ſich ſelber aus. — Übrigens weiß ich bei allem dem nicht, ob man damit übereingekommen iſt, Dich nach Frankfurt zu nehmen; mein Wunſch wäre es beinah', daß Du mehr in den gewöhnlichen Frankfurter Schlendrian kämſt, damit Du das Auffallende in Deinem Betragen etwas unterdrückteſt, denn durch dies Auffallende kannſt Du leicht einſtens noch viel Verdruß haben, nicht als wäre es

deswegen ſchlecht an ſich, nein, es iſt nur hinderlich und ſteht oft und bei dem Weibe faſt immer im Wege, Gutes zu wirken.

Die Sitte kann keinem Menſchen erlaſſen werden; ſie iſt eine Art Allerweltſprache, ohne die man nie verſtanden wird; doch ſoll der Menſch in ſie ebenſowenig von Jugend auf hineingeleimt werden, als er ganz unfähig für ſie werden darf. Aber ſchön iſt, wenn ſie der Menſch mit freiem Willen ergreift, ſie durch die ſchöne Eigentümlichkeit ſeines Daſeins veredelt und ſo allen andern in dieſer allgemeinen Sprache ſich ſelbſt liebenswürdig und verſtändlich macht. Jede gänzliche Verſchließung des Menſchen iſt verderblich und hat etwas Fürchterliches und Unnatürliches, um ſo mehr, wenn ſie nicht ganz freiwillig, ſondern durch eine äußere ſchmerzliche Berührung mit der Welt hervorgebracht iſt, die aus Unfähigkeit und Unbildung entſtand; denn in dem Zuſammenhang beſteht die ganze Größe der Welt, und an ihr können wir uns allein ſtärken und bilden. Wer ſich dieſem Zuſammenhang entzieht, muß ein großes reiches Leben zurückgelegt haben, das er nun ausbilden und verarbeiten will, oder er muß ſich von ſeinen Wunden heilen wollen, ſo kann er zu entſchuldigen ſein, wenn er zurücktritt. Aber jener, der durch Ungewohnheit und Ungeſchicklichkeit im Umgang mit Schmerz und Sehnſucht nach eben der Welt, der er ſich nicht anpaſſen kann, ſich zurückzieht und auf ſich ſelbſt reduziert, der verdient bei allen übrigen Verdienſten doch von dieſer Seite für einen unvollkommnen ungeſchickten Menſchen gehalten zu werden und wird mit Recht ausgelacht, wenn er ſeiner

Unbeholfenheit den Namen der Zurückgezogenheit oder der Betrachtung geben will. Solange, liebe Bettine, als die Einſamkeit Dir noch anklebt als Widerwillen gegen die Geſellſchaft, mußt Du Dich nach den Menſchen umſehen und alle Mittel anwenden, Dich von allen Menſchen geliebt zu machen.

Das Leben des Weibes iſt feſter und unbeweglicher als das Leben des Mannes, das Weib berührt die Menſchen näher und muß Segen über ihre Umgebung verbreiten. Was frommt es Dir, wenn dann und wann ein geflügelter Denker an Dir vorübereilt, der Dich grüßt und weiter eilt und Dir die Sehnſucht unbefriedigter Liebe zurückläßt! Ich weiß nicht, welches Bild ſchöner iſt, ein Marienbild von einem trefflichen Meiſter, das in einer kleinen Dorfkirche vergeſſen hängt, aber vor dem fromme und unſchuldige Menſchen beten, oder eine herrliche Statue in den Händen von Barbaren, die dann und wann von einem durchreiſenden Kunſtkenner oder von einem reiſenden Engländer bewundert wird. Jenes wird nie verkannt und immer gewürdigt, dieſes wird ſelten erkannt, und jeder Dünkel brüſtet ſich mit ihm. Ich wünſche es daher herzlich, liebe Bettine, daß Du auch verkehrtere Menſchen und gewöhnliche durch deinen Umgang, durch eine einfache, durchaus ſittliche Erſcheinung, die, ohne aufzufallen, alle die Rechte der Liebenswürdigkeit und Güte geltend macht, erfreuen mögeſt. Du retteſt dadurch mich von Vorwürfen und machſt, daß Deine Liebe zum Schönen nie als eine Zuflucht erſcheint, ſondern ein freies ſchönes Erheben, das wie die Andacht und Religion neben dem ſtillen häuslichen Leben ſteht. —

Arnim hat mir neulich viel geſchrieben, er iſt bis Mailand herumgeirrt und hat viel gedichtet; ſein ganzer erſter Brief iſt über Dich, doch ohne Verliebtheit, mit freundlicher Achtung und Annäherung erfüllt. Wenn ich nach Frankfurt komme, leſe ich ihn Dir vor; er iſt jetzt in Genf und grüßt Dich herzlich. — Sollte Dir übrigens der Vorſchlag gemacht werden, nach Frankfurt zu kommen, ſo mache keine Einwendung, als höchſtens, daß Du gern Dein eignes Kämmerlein haben möchteſt; denn die vielen anderweitigen Berührungen, denen Du ausgeſetzt biſt, wenn Du die Wohnung teilſt mit Gundel, die ganz andere Gewohnheiten und Verkehr hat, als ein ſo junges Mädchen wie Du ſie haben kannſt, würde auf Deine fernere Bildung ſehr verderblich wirken. — Adieu, liebſtes Schweſterchen, ſei vergnügt und fleißig und fein.

Dein Clemens.

Düſſeldorf.

An Bettine.

Bettine, Du ſchreibſt nicht! Das macht mich ängſtlich um Dich. Du biſt ſeit vierzehn Tagen in Frankfurt; ich muß mir das von andern ſchreiben laſſen, es iſt zum erſtenmal, daß ein Brief ſo lang ohne Antwort blieb; ich hatte Dir geſchrieben aus ernſten Gründen und Dir ans Herz gelegt, was Dir ſo notwendig, mir ſo wichtig und heilig iſt. Was kann Dich abhalten, mir zu antworten? — Ich bin ſeit geſtern hier aus Jena, wo ich mit meinem Ritter war, der auch Dir ſo gut iſt, dem Du nichts geantwortet haſt

auf ſeine liebevollen Zeilen. Was iſt das, daß Du verachteſt, wenn ein ſo großes Gemüt Dich freundlich begrüßt, daß Du dieſen Gruß verſchmäheſt! Iſt es nicht, als wenn Du dem Sonnenſchein, der ſich über die Dächer zu Dir herniederſtiehlt, um Deine Wohnung durch ſeinen Beſuch Dir freundlich zu machen, die Fenſter verhängteſt? Ich ſchreib' Dir heute nicht mehr, aber ich bitte Dich, vernachläſſige nicht Deinen treuen Bruder! Ich bitte Dich, ſchreib, Du glaubſt nicht, wie es mich manchmal packt, als könne dieſe reine Freude an Dir mir verdorben werden. —

Lieber Clemens!

Ich ſitze hier ſchon eine halbe Stunde und beſinne mich, — nicht was ich Dir ſchreiben ſoll; denn ich hab' genug zu ſagen, aber wo ich anfangen ſoll! Das geſchieht mir nun ſchon ſo oft, als ich auf Beantwortung Deines letzten längeren Briefs denke. — Und ſonſt war das nicht ſo! Nie hab' ich mich bedacht, es floß mir aus der Feder! — Deine Verweiſe kränkten mich nicht, wenn ſie auch manchmal aus der Luft gegriffen waren, — und jetzt weiche ich dem aus, Dir zu ſchreiben, alles dient mir zum Vorwand; ich gehe zur Günderode ins Stift, ich bleibe länger bei ihr mit dem heimlichen Willen, daß es zu ſpät ſein möge, Dir heute zu ſchreiben, und ſo vergeht ein Tag nach dem andern; an jedem wache ich auf mit dem Gefühl einer Tagespflicht, die ich gern hinter mir haben wollte und zu untüchtig bin, ſie zu leiſten. Alſo, Du ſiehſt wohl, daß es nicht Leichtſinn war, hätte ich den nur dabei gehabt, ſo wär' mein

Brief ſchon längſt bei Dir angelangt. — Ich hab' der Günderode davon geſagt und hab' ihr (es mag Dir vielleicht nicht recht ſein) Deinen Brief ganz vorgeleſen. — Sie ſagte, der Clemens ſpielt in einer fremden Tonart, in der Du nicht bewandert biſt, in die Du auch nie hineinkommen wirſt, es iſt daher nur zweierlei zu tun, entweder Du antworteſt ihm Punkt für Punkt, wie wenn Du vor Gericht ſtändeſt, wo man ja auch, aus dem innern Lebenskreis herausgeworfen, wie ein Hund parieren muß. Oder Du überſpringſt alles, was er rügt, was er frägt und empfiehlt; denn er wird doch wohl nicht mehr von der Stimmung dieſes Briefs durchdrungen ſein. Ich fand auch dieſen letzten Rat vorzuziehen, allein, wo ich hier am Schreibtiſch ſitze mit mir allein (denn Dein Brief hat mich iſoliert, und ich weiß nichts in dieſem Augenblick vom Spielplatz geſchwiſterlicher Liebe), alſo mit mir allein hier, in den Spiegel ſehend über meinem Schreibplatz. — Da regt ſich ein ungeheures Selbſtgefühl! — Clemens! Ich glaub' wohl, es gibt Menſchen, die ſich lenken laſſen von dem Geiſte anderer, ich auch, ſobald dieſer Geiſt in dem meinen widerhallt, ſobald alſo er den meinen zur Übereinſtimmung weckt. — Diesmal tut er das nicht, ich könnte dieſem Brief wie der Inquiſition gegenüberſtehen, die nie den Sinn von einem freiſinnigen Menſchen erfaſſen kann, als nur zu ſeinem Verderben! — Und — noch eine Frage: Soll ich Dich beſchämen durch meine Antwort? — Das wär' ſchlimm; denn es bewieſe Dir, daß es mit der Hingebung in Freundſchaft und Liebe nichts iſt, daß alles Rufen und Berufen immer dem inneren Selbſt weichen müſſe,

daß alles, was diesem inneren Selbst widerspricht, von ihm mit Füßen getreten wird, und ich muß Dir sagen, lieber Clemens, daß ich ganz nach diesem göttlichen Ebenbild des Selbstseins geschaffen bin. —

Nun lasse uns immer diese bittere Frucht anbeißen, denn ich seh', es geht doch nicht anders, und eher wird mir das Herz nicht leicht Dir gegenüber.

Also erst der Eingang Deines Briefes, der mir ein Streben nach Klarheit und Ruhe unterlegt! — Nein, Clemens, ich habe kein mir bewußtes Streben der Art, das muß von selbst aus dem Lebensquell hervorspringen. Eines Strebens bin ich mir bewußt, weil sich alle meine Kräfte darin bewegen. Das ist innere Unantastbarkeit. Du nennst das „die Kunst mit sich selbst genug zu haben" — mir ist das keine Kunst, warum? — Weil ich alles mein nenne, weil alles mein ist, was ich anrede, was mich erregt. — Sehnsucht hab' ich nie gehabt, von Kindheit an nicht, ich könnte Dir aus dem Kloster darüber erzählen. Das Schöne hab' ich liebgewonnen, ich nahm es an, wenn man mir es schenkte, um gleich es wieder zu verschenken. Nur in der Freiheit, in dem Fürsichbestehen gefällt mir das Leben; und ich werde nie etwas an mich reißen. Ich werde mich hinneigen, aber ich werde mich nicht gefangen geben.

Du denkst Dir also unsre Liebe zueinander als den „Überfluß und die Fülle des künftigen Lebens? Die uns zu der Genüge desselben noch obendrein gegeben ist." — Du sprichst aus: „Gott werde mir hoffentlich zu einem lieben Manne und Dir zu einer lieben Frau helfen." Das sind Deine Worte an mich! Und das

iſt die Tonart, in die ich durchaus nicht überſetzen kann. Und — ich kann mich dabei auch gar nicht aufhalten, die liebe Frau, der liebe Mann mögen ſich zuſammenfinden, wo es ihnen deucht, ich will ſie nicht genieren! Mehr läßt ſich von mir nicht herausbringen. — Jetzt gehſt Du weiter in Deinen Vermahnungen, als ob die Philiſter Dich trunken gemacht hätten, und ſprichſt vom Verdruß und von Abſtumpfung gegen die Berührung mit Menſchen. Ach, das mag ich gar nicht noch einmal leſen, mir iſt, als müſſe ich mit einem Mückenplätſcher dieſe närriſche Mücken von Dir alle totſchlagen. — Nun ſagſt Du, daß Dir, der mich doch ſo gut kenne, meine Erſcheinung in einzelnen Minuten auch nicht gefalle.

Ach, wär' es möglich, daß eine fremde Sprache eine andre fremde Sprache mit ihren Klängen und Wortarten ſo ganz decke, daß einer einen Roman in der einen ſchrieb', der andre in der Meinung, es ſei die andre Sprache, in ihr dieſen in der erſten geſchriebnen Roman läſe? — Und kriegte da eine Geſchichte heraus, von der keine Spur je geahnt oder gemeint war. So iſt's mit Dir, und ich muß Deine Hoffnungen alle niederſchmettern, daß ich mich bemühen würde, „allgemein liebenswürdig und geliebt zu werden". Du haſt mich nicht in meiner Sprache geleſen; Du haſt eine andre Natur herausgekriegt, die Dir nur dann und wann nicht gefällt, meiſtens aber doch. Wenn Du aber in der meinigen Sprache mich gefaßt hätteſt, ſo würde ich keinen Augenblick Dir gefallen, nein, davon nicht, von andern Dingen wär' die Rede. Ein Gewimmel von Mißverſtändniſſen.

Nun laſſe uns noch durch den Moraſt der Trätſcherei waten, da ich hochgeſchürzt bin und daher nicht fürchte, mich zu beſchmutzen. — Und doch kommt es mir ſehr hart an, daß ich hier Halt machen muß. — Was Deine Briefe anbelangt, ſo liegen ſie alle mit Nummern bezeichnet in einem kleinen Schränkchen, das ich zur Not bei einer Feuersbrunſt oder Überſchwemmung unter den Arm nehmen könnte und damit das Weite ſuchen; ich geh' an dieſen Behälter nie, nur wenn ich einen neuen Ankömmling hineinſperre wie im Kloſter, heraus kommt mit meinem Wiſſen keiner! — Ja, ich ſelbſt leſe ſie nicht leicht wieder, wie ich ſonſt wohl tat, denn eine zu große Maſſe von Gedanken durchſtrömt mich und führt mich wie ein gelichtetes Schiff auf die hohe See, die Heimat hab' ich im Herzen, aber ich kehr' zu ihr nicht zurück, ich lande unter fremden Himmelsſtrichen. — So geht's mit Deinen Briefen, ſie ſind meine Heimat, in ihnen bin ich geboren, aber die Heimat hab' ich verlaſſen. So wenig ich die Türe meiner Hütte öffnen kann hier im fernen Weltteil, ſo wenig öffne ich dieſe Briefe, die mir geliebt, aber fern liegen. — Verſteh mich, das heißt, liebe mich darum!

Nun will ich Dir noch vom Veilchen erzählen, Du ſagſt von ihr, „ſie mag ein gutes Geſchöpf ſein, zu der ich hinabſteige mit meiner Vertraulichkeit!" — Wer bin ich denn, daß ich mich herablaſſe, wenn ich mich zu einem guten Geſchöpf vertraulich wende? — Bin ich ein Engel? Nun, die fliegen ja den guten Menſchen nach und bewachen ſie auf Schritt und Tritt, aber ich glaube nicht, daß ich ein Engel bin, ich glaub' vielmehr,

daß ich zu ihr hinanſteige, ſtatt herab! — Sie iſt dieſen ganzen Sommer in Wiesbaden mit ihrem Großvater, ſie weiß, der alte Mann muß ſterben mit ſeiner Krankheit, er iſt ſchon zwiſchen ſiebzig und achtzig Jahre, aber ſie hat ihn hingeführt, ſeine Enkel hat ſie ausgetan bei befreundeten Juden für ein Koſtgeld, ſo hoch ſie es zu erſchwingen vermag. Die Hoffnung, daß die Bäder ihm nutzen, macht den alten Mann geduldig in ſeinen Schmerzen; ſo denkt ſie ihn leiſe den Lebenspfad fortzugeleiten, ſo pflegt ſie ihn! Er iſt mein Großvater, ſagt ſie, mein Vater war ſein Liebling, er hat gar ſehr viel an ihm getan! — Und ſo wiſchte ſie ſich den Schlaf aus den Augen am Abend, denn ſie war früh aufgeſtanden; — alſo, da las ich ihr als vor aus den Büchern, die ich von Dir hatte, manches ſchöne Lied von Goethe hat ſie auswendig gelernt während dem Sticken, und ich fädelte ihr die Nadeln ein. Es waren die liebſten Zeiten mir. Als ſie wegging, hab' ich ihr verſprochen, nach den Kindern zu ſehen; und ich bin deswegen mit ihr im Briefwechſel, ſo laſſe ich ihr Stickmuſter bei dem Goldarbeiter Fink machen, wenn ſie neue Aufträge hat, — ich ſchicke ihr die Seide und das Gold und geb' ihr meine Anſicht, es iſt mir immer das größte Pläſier, wenn ein Auftrag bei ihr einläuft, wobei meine Erfindung von ihr in Anſpruch genommen wird, mein liebſtes iſt Stahlflitter und Perlen, und letzt haben wir eine grüne Sammetrobe in ſolchen Stahlgirlanden angeordnet mit einem Netz von goldnen Raupen darüber, und das ſoll ſo wunderſchön geweſen ſein, ſchreibt ſie, daß man nicht glaubt, in Paris könne es beſſer gemacht ſein. — Meinſt Du,

ſo was hätte keinen Reiz für mich? Wohl freue ich mich über einen ſolchen Brief. Und wie manche Stunde in der Nacht habe ich in Erfindungen geſchwelgt. Du ſiehſt, lieber Clemens, die Gegend iſt anders, als Du ſie gedacht haſt, da iſt kein Steg, der hinab in die Gemeinheit führt. Wir befinden uns innerhalb der Grenzen des einfachſten Verkehres, und Deine Furcht, daß Dein Umgang mit mir ein Gaſſenhauer werde, und daß man ihn belache und ſich darüber ärgere, im Kote zu finden, was mit ſo hohen Prätenſionen auftrete, iſt dem inneren Weſen nach ungegründet. — Du ſchreibſt, „in eine vertraute Freundſchaft mit ihr zu geraten, iſt töricht.“ — Clemens, was wär' es, wenn ich auch dadurch mich abhalten ließ', der Veilchen die kleinen Gefälligkeiten zu erzeigen, weil Offenbacher Juden von mir ſprechen? —

Mein Aufenthalt hier in Frankfurt dauert nun ſchon vierzehn Tage, morgens früh wecke ich den Franz und laufe mit ihm in die Gemüsgärten vor der Stadt. Das iſt meine beſte Zeit. Da ich mit der Gundel in einem Zimmer wohne, ſo iſt das Eckelchen, worin ich mich bewege, ſehr klein, dafür hab' ich einen größeren Raum bei der Günderode im Stift, wo ich Landkarten male von Alt-Griechenland. – [illegible]ch dort kommt der alte Domherr von Hohenhaus hin und ſieht auf mich herab und gibt mir Anweiſung, das iſt mir unangenehm. — Ich hab' früher mit dem Sonnenſchein gern verkehrt, jetzt iſt mir lieber die Nacht, wo ich auf den langen dunklen Gängen ſpazieren gehe und erwarte, daß ein Geiſt kommt mit mir zu reden; mit dem Dominikus unterhalte ich mich über die

Republik der Herbſtſpinnen auf der Altane. Wohin ich gehe, iſt der wie von einem allgemeinen Landregen aufgeweichte Pfad der Langenweile, in dem man leicht mit dem Schuh ſtecken bleibt und nicht weiter kann! — Doch ſollte ich mich nicht faſſen können und meinen Geiſt auf die Weide treiben (Du nennſt es Bildung meiner Seele, iſt mir ganz unverſtändlich!), „ich ſoll mein auffallend Betragen unterdrücken," weiß nicht, in was es beſteht, — ſoll die „Sitte als eine Allerweltſprache aus freier Anmut führen lernen", wo iſt das Theater, wo man dieſe Rolle ſpielt? —

Du haſt es alſo gewünſcht, ich möchte Offenbach verlaſſen, um in einen höheren Kreis und Verkehr mit der Welt zu treten. Lieber Clemente, in dem Offenbacher Kreis war die Katz' zu Haus, in dieſem hier tanzen die Mäuſe auf dem Tiſch! — Die Katze konnte ich verſtehen und Lehre von ihr annehmen, obſchon ich oft dabei gähnen mußte. Das letzte, was ich ihr vorlas, ſind die lettres de Madame de Sevigné, es hat ihr ſehr leid getan, daß ſie meiner Seelenbildung nicht konnte dieſe letzte Hand anlegen. Hier verſtehe ich wohl, was ſie meint. Dieſe an eine Tochter geſchriebne Briefe ſind ein eleganter Tanz der Seele auf dem Tanzplatz der höheren Welt, wo alles ihrer Grazie bei jeder Wendung Beifall klatſcht. — Ich werde nie in die Verlegenheit kommen, ſolche Briefe ſchreiben zu müſſen. —

Adieu, Clemens. Ich werde auch unter den Mäuſen keine Gelegenheit haben, mich geltend zu machen; es iſt ein apart Geſchlecht, ich gehöre nicht dazu.

Ich hab' einen recht garſtigen Singlehrer, einen alten Diſtelbart! Pfui! Wie mir der zuwider iſt;

wenn er fort iſt, mach' ich Fenſter und Türen auf, damit die Atmoſphäre ſeines Dageweſenſeins nicht im Zimmer eingeklemmt bleibe. — Wenn Dir nächſtens geſchrieben wird, daß ich über Schmerzen auf der Bruſt klage, ſo bedaure mich nicht, ich muß lügen um des Diſtelbarts willen.

Adieu, ich gehe jetzt zur Günderode und leſe ihr dieſen Brief vor und konſultiere, ob ich dieſen widerbelleriſchen Brief Dir ſchicken ſoll.

Clemens! — Die Günderode hat geſagt, der Brief wär' ſehr gut und ich ſoll ihn Dir ſchicken.

Bettine.

Düſſeldorf.

Liebe Bettine!

Du wirſt Arnims Brief für Dich und Gundel erhalten haben, heute erhielt ich Dein liebes Schreiben und danke Dir herzlich. Ich hoffe von Dir einen Brief in Marburg zu finden, wohin ich in wenig Tagen abreiſe, und begehre denn auch ſehnlich nach einem ordentlichen ſchriftlichen Verkehr mit Dir. Dein heutiger Brief hat mir einen ganz eignen Eindruck gemacht. Ich weiß nicht, in wiefern ſich Dein Gemüt verändert hat durch Deinen Aufenthalt in Frankfurt, daß Du ſo ruhig in eine verneinende Poſition Dein ganzes Weſen übertragen haſt. Ich kann mich nicht ohne Deine Treue im Leben denken, und ſo habe ich leicht Furcht, ich könne durch ein unwillkürliches Verletzen Dich verſcheuchen wie ein Reh, dem einer nachging, und es liebt doch mehr den Wald als alle Liebe,

die man ihm bietet. — Und was iſt es denn, was ich in meinem letzten Brief Dir ausſprach? — Alles, was ich von Deiner Liebe erwarte; ich erwarte in ihr die Liebe eines unverſchrobenen, reinen, einfachen Gemütes. Wenn Du aller Verſchrobenheit entgegenarbeiteſt, ich glaube zum andern, was ich Bildung der Seele nenne, brauchſt Du keine Mühe. Um eines bitte ich Dich, laſſe Dich nicht in die Baſereien und Flüſtereien ein, die dort in der Luft wehen, die als ewig langweiliger Schweif ſchiefer Liebeleien das Intereſſe für unmittelbaren Geiſt durchkreuzen! Bleibe um Gotteswillen wie Du warſt! Sei jedermann höflich, aber nie, nie mit einem Menſchen vertraulich, den Du nicht achteſt. Ich weiß, wie leicht man durch das langweilige unordentliche Leben in der Geſellſchaft zu niedrigen Gattungen der Unterhaltung ſeine Zuflucht nimmt, da nichts Großes, nichts Edles in ihr unſre Fähigkeiten anregt, ſondern Klatſcherei, Kokettieren, dummes Witzeln und ſo weiter, worüber der Menſch nach und nach ſchlecht wird. Und ſollteſt Du mir's verdenken, daß ich zärtlich um Dich beſorgt bin, und daß ich in dieſer Beſorgnis jeden Schatten verfolge, der ſich in Deine Nähe wagt, von dem ich nicht weiß, ob nicht ein falſches Licht dieſen Schatten wirft, da ſeit einem langen Monat Du nicht geſchrieben hatteſt. Du müßteſt mir immer etwas zu ſagen haben, aber Du vergißt mich gewiß einmal ganz. Andere mögen mir wohl gut ſein, aber herzlich geliebt, ſcheint mir, war ich nur von Dir, bei der ich keine Nebenbuhler hatte, deren Lehren Dir mehr galten als die meinen. Menſchen, die nie wünſchen können, was ich wünſche, die waren nie

Deine Freunde, und Du haſt mich bisher nicht in meinem Glauben geſchwächt und mich mit meinem Vertrauen noch nicht entzweit, wie mir ſchon manche ſchmerzliche Erfahrung geworden. Liebe Bettine, tue Dein Möglichſtes, mir getreu zu bleiben, hebe das Dunkle, Schwankende in Deinem Vertrauen zu mir auf, laſſe es klar und feſt werden, daß nie etwas zwiſchen uns treten könne, ſelbſt Deine Nachläſſigkeit nicht. Außerdem bitt' ich Dich noch um eines: ohne Dich öffentlich allzuhoch zu halten, ſo halte Dich doch innerlich über jeden Preis. Der Edelſtein, der ſeinen Preis beſtimmen kann, iſt der Taxe immer noch unterworfen. Sich ſo betragen, daß man den verdient, den man nicht lieben kann, und den glücklich machen kann, den man liebt; das iſt die Würde und die Höhe, auf die ſich die Bildung der Seele ſchwingen ſoll, und das iſt das ganze Geheimnis, was Du vorgibſt oder auch meinſt, nicht verſtehen zu dürfen. — O, weiche mir nicht aus; — die Idee, daß ich Dich jemals weniger ſchätzen dürfte, als ich bis jetzt zu meinem Troſt und meiner Lebensfreude immer noch getan, macht mich ſehr betrübt. O ich bitte Dich, liebe Bettine, bringe es dahin, daß die Menſchen und Du ſelbſt Dich ehren. Wenn auch jene Dich nicht verſtehen und Du ſelber Dich nicht begreiflich machen kannſt. — Den zweiten oder dritten Jenner bin ich wieder in Marburg. Wenn es Dir und Gundel Freude macht, an Arnim zu ſchreiben, ſo erwarte ich Euern Brief in Marburg zum Einſchluß. — Haſt Du nicht wieder das ungezogne Hannchen oder Hänschen geſehen, Minchen vergiß um alles in der Welt willen nicht zu grüßen und

zu küſſen, ich kann ſie manchmal tagelang nicht vor den Augen wegbringen, ſie iſt meine Opernheldin, nur noch viel lieber und zarter, ſie hat mich einmal dazu verführt, daß ich dieſe Oper ſchrieb, täglich läßt mir der Kapellmeiſter Ritter ihre Grazie in den ſchönſten Melodien erklingen, und oft muß ich's ſelbſt ihr ſagen in Tönen; noch am Abend ſpät erfind' ich mir Melodien zu meinen Verſen, die Ritter mit freundlicher Anerkenntnis in die Oper aufnimmt, für mich klingt das alles ſchön, ja hinreißend. Aber kann mich's nicht auch beſtechen, die Luſt ſie doppelt zu beſingen, mit der Melodie und den Worten. —

Deine Verhältniſſe mit dem Stickermädchen berühr' ich nicht ferner. — Es iſt einmal traurig, daß oft das Einfachſte, wenn es ungewöhnlich iſt, eine Laufbahn der Gefahr wird, aber ich kenne auch Deinen Eigenſinn oder Heroismus, — um Dich nicht zu beleidigen, — dem Trotz zu bieten, wenn Du etwas für Recht hältſt, kenne ich.

Ich freue mich doch ſehr auf den Savigny, da ich nun wieder Proviant auf die langen Winterabende habe, ihm zu erzählen. Wenn er auch wenig oder gar nichts antwortet, ſo hört er doch mit einem Intereſſe zu, das entſchädigt für die Antwort, die er einem ſchuldig bleibt. — Du glaubſt nicht, wie wenige man findet in der Welt, die ganz frei ſind vom Schlechten und Gemeinen, und wie ein Mann gleich Savigny ein wahres Wunderwerk iſt.

Ich will Dir noch eine Ballade hierher ſchreiben, die ich geſtern gemacht habe, nur um dem Arnim ein Gedicht ſchicken zu können, die Geſchichte von

Gottſchalk Overſtoulz und der Maus und Biſchof Engelbrecht habe ich in der Kölniſchen Chronik geleſen, es geſchah im dreizehnten Jahrhundert, das andre iſt hinzugedichtet, viel Gutes mag vielleicht nicht dran ſein, aber es reimt ſich doch, hat Anfang und Ende und gefällt Dir vielleicht.

Von Köllen war ein Edelknecht
Um Botſchaft ausgegangen,
Den Vater hielt ihm Engelbrecht,
Der Biſchof, hart gefangen.

Er ging gen Arle manchen Tag,
Er ging in ſchweren Sorgen,
Sein Liebchen ihm im Sinne lag,
Der hätt' er es verborgen.

Gar traurig er am Brunnen lag,
In Buſch und grünen Hecken,
Da hört er ſchallen Hufesſchlag
Und tät ſich ſchnell verſtecken.

Zum Brunnen ritt ein froher Mann,
Sein Hütlein tät er ſchwenken,
Ein andrer ging betrübt heran,
Die Lanze tät er ſenken.

Und ſprach zum frohen — Froher Mann,
Was mag Dich ſo erfreuen —
Laß ab zu trauren, hub der an,
Gott will uns Troſt verleihen.

Denn Gottſchalk, der getreue Mann,
Geht frei aus ſeinen Banden,
Durch Gottes Wunder er entrann
Mit allen den Verbannten.

Er hatte eine kleine Maus
Sich alſo zahm erzogen,
Die lief da freundlich ein und aus,
Und war dem Herrn gewogen.

Doch einſt der kleine Freund entlief
Und wollte nicht mehr kehren,
Und wie Herr Gottſchalk pfiff und rief,
Das Mäuslein wollt' nicht hören.

Da ſprach betrübt der treue Mann,
Ich muß dich wieder haben,
Und mit den Freunden er begann,
Dem Mäuslein nachzugraben.

Und in der Erde eingeſcharrt
Fand Meißel er und Feilen,
Womit er ihre Bande hart
Gar leichtlich konnte teilen.

Der andre ſprach, mein Schweſterlein
Das liegt gar hart gefangen,
So hart, daß ſelbſt das Mäuslein klein
Nicht könnt' zu ihr gelangen.

Des Schloſſes Dach iſt himmelblau,
Die Mauern grüne Wellen,
Die Graben rings ſind Flur und Au,
Die Fenſter Fluß und Quellen.

Der ſüße Knecht, die Liebe brach
In ihres Herzens Kammer,
Ihm folgten die Geſellen nach,
Der Schmerz und böſe Jammer.

Die Hoffnung blies ihr Lämpchen aus
Die Schmerzen ſie bezwangen,
Und legte ſie ins dunkle Haus
Wohl auf den Tod gefangen.

Am Fels, wo wild der Rhein zerſchellt,
Wo bös die Schiffe ſtranden,
Dort ewig ſie gefangen hält
Der Schlund in kühlen Banden.

Ein Freund des Biſchofs ſie belog,
Herr Hermann ſei erſchlagen,
Der insgeheim gen Arle zog,
Den Vater zu erfragen.

Dann zäumten ſie die Roſſe auf,
Um von dem Quell zu ſcheiden,
Und gaben ſich die Hand darauf,
Den Biſchof zu beſtreiten.

Und wie ſie aus dem Walde ſchon,
Trat wieder an die Quelle
Hermann, des treuen Gottſchalks Sohn,
Der traurige Geſelle.

Er eilte an das Waſſerſchloß,
Wo bös die Schiffe ſtranden,
Und ſchrie, wer macht mich feſſellos,
Wer ſprenget mir die Banden.

Leb' wohl, leb' wohl, o Vater mein,
Leb' wohl in großen Ehren,
Ich hab' verloren das Mäuslein klein,
Es kann nicht wiederkehren.

Leb' wohl, leb' wohl, o Kerker mein,
Das Mäuslein iſt verloren,
Das Schwert muß meine Feile ſein,
Da tät er ſich durchbohren.

Und ſtürzt' hinab ins kühle Haus,
Wo Liebchen liegt gefangen,
O Liebchen breit' die Arme aus,
Ihn herzlich zu empfangen.

Ach läg' gefangen im kühlen Haus,
Die mich ſo hart betrogen,
Sie hätte, eh' dies Lied noch aus
Mich auch hinabgezogen.

Grüße die Gundel und alles, wem es Spaß macht, dem leſe mein Liedlein.

Clemens.

Marburg, am Mittwoch.

An Bettine.

Den Montag bin ich von Münſter wieder zurückgekehrt. Savigny iſt mir dort begegnet und war freundlich; daß ich keinen Brief von Dir hier gefunden habe, macht mich traurig oder läßt mich einſam in meiner Trauer. — Deinen Brief, worin die Reiſe auf den Trages beſchrieben, hab' ich ihn leſen laſſen; er hat aber keine Silbe geſprochen und die Zeitung nachher gleich weitergeleſen. Überhaupt ſpricht er nie von Dir und hört ungern von Dir reden. Das iſt vielleicht in ſeiner Art und muß Dich nicht verdrießen, Du haſt die richtigſte Anſicht von ihm, und wenn Du nichts mehr von ihm begehrſt, werde ich nichts mehr an ihm vermiſſen, der keinen Menſchen vermißt.

Adieu, in höchſtens vier Wochen bin ich bei Dir.

Clemens.

Lieber Clemens!

Es iſt wohl wahr, daß ich Dir lange nicht geſchrieben habe; denn mein letzter Brief, in dem ich wie ein ungebärdig Kind mich allem widerſtemme, was Du mir vorhältſt, der gilt nichts. Aber diesmal, noch ehe ich Deinen langen Brief eröffnet hatte, nahm ich mir vor, auf der Stelle zu antworten; ſo hielt ich denn an mich, ließ mir erſt eine Feder ſchneiden, mit der ich gleich recht kulant ſchreiben wollte; und wie ich ſchreibefertig war, erbrach ich erſt Deinen Brief, in dem ich las und noch einmal las und wieder las, daß Du in

meinem letzten Brief Dich nicht zurechtgefunden haſt und nicht mehr weißt, ob meine Briefe ruhig und zufrieden oder kalt und erſchlafft ſind; ob ich Dich noch ebenſo liebe wie ſonſt oder Dich ziemlich vergeſſen habe, da ſtockten meine Gedanken. —

Ich habe zwar lange ſtillgeſchwiegen gegen Dich, der Grund aber war kein andrer, als weil die Antwort mir nicht gleich einfallen wollte; ich bin nicht geübt, mich zuſammenzunehmen und zu ſuchen in meinem Herzen nach Antworten. Auf Vorwürfe, die Irrtum ſind, auf Sorgen, die mich nicht grämen, auf Fragen, von denen ich nichts weiß. Da denk' ich und will noch einmal denken, weil ich ja ſuchen muß nach Antwort, und weil es ja nicht iſt wie in Offenbach, wo ein friſcher Wind durch die Pappeln rauſchte, alle Blätter zum Flüſtern und Plaudern brachte, auch meine Gedanken auf die Flügel nahm und zu Dir hinflog! — Sieh, das iſt ſchuld, daß ich weniger ſchrieb; der Offenbacher Luftzug, ach, der erhielt mich ſo friſch! — Ach, die Straßen waren mein, die ſo ſauber morgens in der Frühſonne dalagen, und die roten dunkelroten Granithäuſer mit Spiegelfenſtern und grünen Gittern. Ach, jetzt erſt vermiſſ' ich alles! Wenn die liebe Domſtraße noch in gemächlichen Morgenträumen ſich dehnte und ich mit den reinlichen Täubchen allein drin auf und ab ſpazierte; ſie waren mich ſo gewohnt, ſie flogen nicht auf, wenn ich kam! — Und dann waren noch mehr kleine Hauptpläſiere und Schelmſtreiche, die auf den ganzen Tag mich glücklich machten. Das war zum Beiſpiel, wenn ich ging auf Raub nach Rötel für meine Zeichnungen. In dem roten Granit, von dem dort

die Häuſer gebaut ſind, ſteckt ſolcher Rötel von verſchiedenen Nüancen bis zum ſtärkſten Scharlachrot! Den hab' ich in der frühſten Frühe, wo kein Menſch merkte, daß ich die Häuſer demolierte, mir beim Herrn Nachbar herausgebohrt und habe dann meiner Flora einen Kranz von Roſen aufgeſetzt mit dieſem geſtohlnen Gut! — Vier Knaben in Rotſtift mit Perücken in ſchwarzer Kreide ſpielen mit einem Bock in weißer venetianiſcher Kreide auf hellblauem Papier. — Die Gaſſenbuben, denen ich ſie manchmal aus dem Fenſter heraushielt, freute es unvergleichlich, und einer holte den andern herbei; manchmal waren ihrer fünf bis ſechs, die baten, ich ſoll ihnen den Bock zeigen, ſie haben mich bewundert. — Hier hat Fräulein Leonhardi einen Homer gezeichnet! — Er wird ſehr geſchätzt; ich werd's nie dahinbringen, einen Kopf zu zeichnen, der ſo viel Lob verdient und ſo wenig Neid, da er grade ausſieht wie ein alter Schulmeiſter, der die Auszehrung hat und deswegen ſehr ärgerlich geſtimmt iſt. Die Gaſſenbuben würden vor ihm ausreißen, aber nicht ihn bewundern wie meinen Bock! — Ach, die ſchmutzigen Straßen hier! Wenn in Offenbach ein Platzregen kam, ſahen da die Pflaſterſteine aus wie friſch gewaſchne Geſichter, — hier muß man ein paar Tage durch die Pfützen patſchen! — Aber was ſchadet das, wenn die Sonne, die dort ſie ſchnell auftrocknete, nur hier Gelegenheit fänd', irgend zu einem zu ſchleichen; ſolang' ich hier bin, hat ſie noch nicht einmal mir das Fenſter auf die Dielen gemalt! — Um ſolche Dinge muß ich Sehnſucht haben, als müſſe ich aus der Haut fahren. — Ich gehe in die Karmeliterkirche, ſetze mich da in die Bank, wo das

Kirchenfenſter mit ſeinem Weinlaub ſich auf den Boden malt; der Schatten des Laubes ſpielt mir auf dem Kleid, der Wind weht das Blatt herunter, ſo fällt Schatten mir vom Schoß, das amüſiert mich ſo träumeriſch. — Die Zeit, die ich dort verliere — nicht wahr, ich könnte ſie nützlicher anwenden? Alles iſt hölzern, was ich hier Ernſthaftes beginne! Ich hab' nur Intereſſe an Dummheiten. — Ein innerer Drang, heraus aus der Frankfurter Eierſchale, die ich durchpicken möchte — in die Kirche gehe ich ins Hochamt gern. Der Franz ſagt: „Du biſt ja recht fromm, Mädchen!“ — Was zieht mich in die Kirche? — Der Weihrauch, es iſt doch ein bißchen ein ſtolzer Geruch! — In den Straßen riecht es nach Schacher; Sonntags ſind die Läden geſchloſſen! Was ſteckt denn hinter dieſen eiſernen Stäben und Gittern? — Schacher, Geld! — Was machen die Leute mit dem Geld? — Ach! Sie geben Diners, ſie putzen ſich und fahren mit zwei Bedienten hinten auf. — Geſtern erzählt der Dominikus, daß in Wien immer ein Bedienter von Heu ausgeſtopft iſt, das riechen des Fiakers hungrige Pferde; ſie ſchieben dicht an den Staatswagen heran, der Fiaker ſchlummert, jeder Gaul packt ein Bein der Galahoſen und rupft das Heu heraus. Die Schenkel werden dünner, bis nur die Hälfte des Heumannes noch am Wagen hängt; der Herr ſteigt ein, der andere Diener ſpringt hinten auf neben den Halbmann, deſſen Eingeweide der Wind plündert. — Aller Reichtum iſt ein ausgeſtopfter Kerl, mit dem man Parade macht, und die Lungerer ſind die Hungerpferde, es iſt ihnen einerlei, ob der ſeine Eingeweide verliert, an dem ſie ſich ſattfreſſen. —

Du merkſt, Clemens, daß ich wieder mit allerlei der Beantwortung Deines Briefes ausweiche! — Mich hat zwar dies lange Stillſchweigen nicht irre gemacht, ich glaub' noch feſt, daß ich Dir am nächſten bin. Dein Käfig voll Turteltauben, die Du am Rhein Dir eingefangen haſt, die Dir im Kopf girren und gurren und (Bemerkung der Günderode) dazu noch andere herbeilockſt. Deiner Bruderliebe zapfſt Du ein Schöppchen Moral für mich ab. Ich laſſe es ſtehen; denn ich kann keinen Appetit mir dazu anſchaffen, aber ich nehme es für genoſſen an. — Und da muß ich Dir doch wohl beweiſen, wie ich das Kleinod Deiner Liebe heilig halte über alle Moral hinaus.

Und ſage Du nicht, aber Du vergißt mich gewiß einmal ganz! Dich vergeſſe ich nie, aber ich vergeſſe manches über Dich. — Deiner Sorgen, die mich ermüden würden, wollt' ich nicht augenblicklich ſie vergeſſen; Deiner Moral vergeſſ' ich, die meiner Liebe Eintrag tun würde. —

Das alltägliche Leben iſt hier ſehr zudringlich, wo nicò bella nicò ingrata mich verfolgt durch die ganze Wüſte, in welchem die Gemeinde der Geſellſchaft ſich verſammelt; da war's in Offenbach doch anders, wo ich jeden Tag im Erbrauſen der Symphonien mich konnte verlieren. Die Abendſtunden waren lieblich bei der Großmama, wo wir über alten Büchern ſtudierten, dort ſind mir oft über Nacht die tiefſten Gedanken eingefallen. Ich hab' die höchſten Rollen durchgeſpielt, mich tief ins Leben hineingedacht, nicht bloß ſo obenhin, und hab' mehr in denen gewaltet und geſchaffen in meinem innern Sinn als in allem Äußern.

Ich dachte oft: auf was freuſt Du Dich denn ſo ſehr? — Es war, den Traum der Einbildung von voriger Nacht fortzuſetzen, wenn ich ſchlafen gehen werde. Meine großen Menſchheitsprojekte führte ich da auf die Höhe des Weltmeeres. — In der Dunkelheit der Nacht ſo allein, da wird das Tiefſte, was man will, recht deutlich! — Wenn man durchführte, was man in der Nacht bei Mondſchein halbſchlummernd ſich ausdenkt! — Was würde dann noch als Traum können verworfen werden? — Ich tue meine großen Taten alle im Traum, das Morgenrot ſcheint mir oft noch hinein, ſo nah drängt ſich ihm das Tagsleben, und ich ſpringe auf meine Füße ganz voll Willenskraft, aber wo ſoll ich doch das Leben anfaſſen? — Für einen zu ſorgen oder zwei, die mir grade in den Weg kommen, deucht Euch allen Extravaganz! — Ihr verbietet mir mit einem armen Judenmädchen Umgang zu haben; und ich will Umgang haben mit allem, was zugleich mit mir auf dieſer Welt lebt. Oder ſind dies etwa keine gerechten Anſprüche: daß ich bin und der Hilfe bedarf, die Du geben kannſt. — Aber Sittlichkeit und Anſtand, das ſind zwei dumme Wächter, die dem menſchlichen Sein und Willen den Weg verwehren. Fordere nun nicht mehr, ich ſoll Dir treu bleiben; ich bleibe Dir in allem treu, was meine Natur nicht verleugnet, aber Deine närriſche Angſt, ich ſoll nie, nie mit einem Menſchen vertraulich werden, den ich nicht achte, während ich mit allen Menſchen vertraulich bin und gar keinen Unterſchied zu machen weiß, als der ſich von ſelbſt macht! — Manchmal biſt Du doch gar zu blind über mich. — Ich kann die Menſchen gar nicht

voneinander unterſcheiden und ſoll doch mich nur an die halten, die ich achte! — Ich könnte zu dieſer Achtung ſehr leicht die unrechten herausgreifen, was ſoll ich ſie erſt lange hin und her wenden, zu dem bißchen Umgang, das doch nichts mehr gilt als eine Priſe, welche die ſchnupfenden Leute ſich bieten. Die Günderode und ich gehören einſtweilen zuſammen, bei ihr iſt der Ablagerungsplatz unſerer Bemerkungen und Witzeleien; das macht ſich von ſelber. — Ich bitte Dich um Gottes willen, gebe doch auch Deine Stoßſeufzer auf um einen lieben Mann, den Du mir herbeiwünſcheſt, und an den Du nur denkſt, wenn Du präokkupiert biſt von einer andern Liebe als der brüderlichen, wo dann, wie natürlich, keine Zeit zu dieſer bleibt. Es iſt Vorſorge, geliebter Clemens, aber glaube, daß ich keiner Stütze im Leben bedarf, und daß ich nicht das Opfer werden mag von ſolchen närriſchen Vorurteilen. Ich weiß, was ich bedarf! — Ich bedarf, daß ich meine Freiheit behalte. Zu was? — Dazu, daß ich das ausrichte und vollende, was eine innere Stimme mir aufgibt zu tun. — Die Liebe, mein Clemente, die werde ich einfangen wie den Duft einer Blume, alles wird dem Geiſt zuſtrömen, der nicht mehr ſorgen wird, wie er ſich ſoll zu verſtehen geben; denn im Allerinnerſten iſt es Tag bei mir, dagegen mir die Welt ſehr dunkel vorkommt, in der ihr glaubt, Licht zu haben, und dies Licht iſt aber nur das, welches die Philiſter ſcheinen laſſen; ein garſtiges ſchmutziges Talglicht zum Nutzen und Beſten der Bärenhäuter, zu deren Nutzen immer das ganze Leben berechnet iſt. — So gehöre ich denn in einen andern Kreis der

Allgemeinheit, wo ſich faſſen möchten: Kinder, Helden, Greiſe, Frühlingsgeſtalten, Liebende, Geiſter. — Warum wähl' ich mir dieſen? Weil die mich fragen nach dem Irdiſchen, ſie gehören zu mir! — Da glänzen die Wolken ſchon im Abendrot. — Späte Roſen glühen ſchon in der Halbdämmerung! Nacht gibt doch Kraft zur Unſterblichkeit.

Bettine.

Einen Gruß von Gundel.

An Bettine.

Ich habe einmal eine Geſchichte geleſen von zwei Liebenden, die mutterſelig allein in einem Walde ſaßen, aus dem ſie nicht mehr herauskonnten. Dieſe Leute wandten alle Mittel auf, um der Langenweile zu entgehen, ſie ſetzten ſich einander gegenüber auf Bäume und pfiffen und ſchimpften und machten ſich Vorwürfe, hatten Angſte uſw.; ſollten in unſern letzten Briefen ſich nicht einige Ähnlichkeiten mit dieſen Verliebten finden laſſen? — Ich zweifle kaum daran, und es hat alſo vermutlich nichts auf ſich. — Zu meiner letzten ängſtlichen Ermahnung an Dich hat mir eine gewiſſe Undeutlichkeit eines Briefes über Dich Anlaß gegeben, die aber nur eine Undeutlichkeit iſt. Laß Dir daher meine Beſorgtheit als einen Beweis meiner Liebe und nicht als einen Argwohn oder Beſchuldigung gelten. Daß ich ſeit einer Zeit nicht mehr im Ton früherer Tage ſchreibe, fühl' ich ſelbſt deutlich, aber ich bereue es nicht. Alles Weſen hat auf Erden ſeinen Frühling, Sommer uſw.; wir ſpielen ganz natürlich mit den Kindern und werden ernſter mit den

Erwachſneren, denn wir fühlen, daß ſie ſelbſt zu leben beginnen, und wir haben nun kein Recht mehr, ſie zu zerſtreuen. Wenn einer ein Erzieher wäre, ſo tät er dies abſichtlich, iſt er ein bloßer Liebender, ſo tut er es, ohne davon zu wiſſen, und ſo iſt es bei mir der Fall; unſer Verhältnis iſt nun ernſter zueinander und weniger auf die bunte Phantaſie gegründet, weil unſer Verhältnis zum Leben ernſter iſt. Man wird zu leicht verführt, die andern Menſchen zu vergeſſen, ſobald man ſich einem einzigen mit Bequemlichkeit ergeben kann, und man nennt es nur zu leicht ein liebendes Gemüt haben, wenn man ein einſeitiges Gemüt hat; und wir ſollen uns ja durchaus bilden und alle unſere Flächen der Seele mit der Welt in unſchuldige, wohltätige Berührung bringen. Je einzelner und ausgezeichneter aber der einzelne Menſch iſt, dem wir uns allein hingeben, je mehr beſchränken wir uns, je mehr beſtehlen wir die andern Menſchen um das Wohltätige, was unſere Liebe für ſie haben könnte, und wenn wir es beim Lichte betrachten, ſind die Menſchen nicht ſo verſchieden, als ſie ausſehen. Wir dürfen nur das Weſentliche vom Zufälligen in ihnen trennen und nur jenes lieben, ſo wird unſre Selbſtliebe zur natürlichen ſchönen Liebe für die ganze Gattung; und richten wir dann über uns einzelnen, wie wir über die ganze Gattung ſo gern richten, ſo gehen wir der ſchönſten Bildung entgegen; wir erheben uns zu Repräſentanten der reinen Menſchheit, wir werden, was wir für das Höchſte, Schönſte in der Produktion des Univerſums erkennen, wir werden Bilder der reinen Menſchheit, Ebenbilder Gottes. —

Je begehrender, je wünſchevoller aber unſer Herz iſt, je größere Pflicht liegt uns ob, uns zu bilden, je rührender uns die Liebe anderer zu empfinden und anzuſchauen iſt, je mehr müſſen wir das in uns für ſie ausbilden, was uns mit ihnen verbinden kann; denn der iſt kein guter Mann, der gerne wohltut und nichts zu erwerben ſucht. Wir beide lieben einander herzlich um unſerer ſelbſt willen, das hat die Natur durch die Ähnlichkeit unſerer Gemüter ſo wohltätig in uns vorbereitet, — es bliebe alſo bloß uns noch übrig, uns einander zu lieben, um aller andern halben! — Das iſt ſchwerer, denn hier ſetzen wir allgemein anzuerkennende Vortrefflichkeit in uns voraus; — laß uns beſcheiden ſein, und wir müſſen eingeſtehen, daß wir ſehr weit von der Vortrefflichkeit entfernt ſind, und hier trennen ſich unſere Wege, nicht unſere Herzen; denn wir müſſen uns auf einige Zeit aus dem Geſichte verlieren, da Du ein Weib biſt und ich ein Mann, und ein vortreffliches Weib etwas ganz anderes iſt als ein braver Mann. —

Doch laſſe das alles ungeſchrieben ſein, es gefällt mir nicht, glaube mir, Deinem Herzen und Deiner Liebe. Damit Du mein Vertrauen und meine Liebe erkennſt, damit Du die Menſchen begreifſt, die um Dich ſind, damit Du etwas freudig fühlſt, was auch mich innig erfreut hat, ſo ſende ich Dir einen Brief, der mir über Dich geſchrieben ward, und der für Dich und mich den Beweis enthält, daß ein vortreffliches geiſtvolles Weſen den innigſten Anteil an uns nimmt, Dich und mich liebt, — ſo ſchicke ich Dir die beiden Briefe, wovon der erſte meine Warnung an Dich

veranlaßte. — Auf dieſen erſten Brief antwortete ich und beſchwerte mich über die Undeutlichkeit ſeines Inhalts in Hinſicht Deiner und erhielt hierauf die heutige ſchöne Antwort, die ganz Dein Herz und Geiſt einnehmen muß. Ich bitte Dich aber, davon, daß ich Dir die Briefe mitteile, Dir nichts merken zu laſſen, da dieſe Leute Dir nicht vertrauen, wie ich es tue. — Nochmals bitte ich Dich herzlich, ja ſogar ernſtlich, um Vermeidung aller männlichen Geſellſchaft, außer in Gegenwart von Franz und Toni. Auch bitte ich um Fleiß, lieb Kind; ſei wahr und treu, ich liebe Dich unendlich.

Clemens.

Beiliegenden Brief beſorge an Minchen.

Ich finde den erſten der beiden Briefe nicht gleich; ich ſchicke alſo nur den zweiten, aber ſchweige und ſchicke ihn zurück.

Clemens!

Sehr viel Ärger wird Dir alles machen, was ich eben im Begriff bin, Dir zu ſchreiben. Ich ſpür' ſchon, daß ich ſehr alles das ſein werde, was Du im ganzen ein ungezognes oder ungebärdiges Ding nennen kannſt, wenn Du willſt; — erſtens, da der zweite mir geſendete Brief, den Du wunderſchön edel nennſt, nichts als Lüge über mich und von mir iſt, ſo behalte nur Deinen erſten ganz und gar für Dich, — denn es iſt mir gar nichts daran gelegen, dergleichen durchzuſtudieren! — Und ich wollte doch lieber etwas anderes tun, als dergleichen Geſchwätz nur zu berückſichtigen an Deiner Stelle, ob dies oder jenes iſt oder war. Ich ſage Dir

feierlichſt, warte bis ich irgendeine Exploſion gemacht habe; dann ſchreie: hätte ich mir das gedacht! — Obſchon auch dies nach geſchehener Tat nichts helfen kann! — Aber dann hat doch Dein Nachſeufzer einen Grundton und kann daher ſchon eine Melodie aus ſich entwickeln. — Du haſt mich nach Frankfurt promoviert — jetzt, wo ich da bin, läufſt Du wie eine Glucke am Ufer, wo das Entchen ſchwimmt, und gluckſeſt Dich ganz müde vor Angſt. Aber ich ſchwimme gar auf keinem gefährlichen Element, es iſt lauter Einbildung von Dir!

Deine Illuſionen hüpfen wie die Heuſchrecken in Deinem Brief herum; ich weiß nicht, welche ich zuerſt erwiſchen ſoll. — Die allerledernſte Heuſchrecke iſt mir die, wo Du mich mit Gewalt willſt auf den großen Unterſchied hinweiſen zwiſchen einem vortrefflichen Weib und einem braven Manne. Mögen ſich dieſe zwei beiden zuſammenfinden auf irgendeinem glücklichen Stern, nur das einzige bitte ich mir aus, daß Du es mir nicht zu wiſſen tuſt; und ein für allemal will ich von dieſem Heiligtum gänzlich ausgeſchloſſen ſein! — Und zweitens — Deine Warnung vor aller männlichen Geſellſchaft! Die Günderode ſagt zu mir, ſie kenne keine männliche Geſellſchaft, außer die meine. Ich, lieber Clemens, kenne auch keinen männlichen Umgang, als den mit den Hopfenſtecken, die mir die Milchfrau beſorgt hat für den kommenden Frühling, ſie ſind die derbſten unter meinen Bekannten, auch gehe ich zwar mit ihnen um, aber nicht zart; ich ſchneidle dran zurecht kleine Rinnen, an denen die Bindfäden hin und her ſich flechten. — Manchmal hab' ich die ganze Stube voll Hobelſpähne

und Schwielen in der Hand. Die nicò ingrata, obſchon ſie Dein Univerſitätsfreund iſt, und nachdem Du ihr den Doktorſchmaus bezahlt hatteſt, mit Deinen beſten Kleidern durchging, hat zwar einen Bart und möchte vielleicht auch für einen Mann gehalten ſein; aber ſie ſieht in den Spiegel und ſingt nicò bella, und wer zweifelt, daß ſie eine Nicò iſt. Gerne fliehe ich ſie, ſoweit der Schall ihrer Stimme trägt. Clemens, vor Ärger kann ich das Schöne in Deinen Briefen nicht würdigen, ich will im urſprünglichen Geiſt mit Dir eins ſein, aber mich faßt eine Ungeduld, Deine Belehrungen zu überſpringen; — es iſt ein wahrer Schiffbruch mit der Moral, ſie iſt wie ein Uhrwerk, an dem die Kette geſprengt iſt, ſie raſſelt ſich aus, und auf einmal ſteht die Uhr ſtill, und ſo tot ſind mir dieſe Werke der Belehrung! Ich laufe zur Günderode, ſie lieſt mit mir Deinen Brief; wir ſind beide drüber hinaus, wir zanken einander, wir lachen einander aus, wir kommen auf keinen grünen Zweig! — Geſtern gingen wir bei ſchönem Froſt um die Tore, Günderödchen und ich — es war ſchon dämmerig und die Allee ganz leer; ich war aufs Glacis geſprungen und wollte das Kunſtſtück machen, von einem Tor zum andern zu kommen, ohne herabzufallen; da trat der Mond hervor, und ein leiſer Wind machte ihm durch die Wolken Bahn, da ſprang ich wieder herab und zog es vor, mit der Günderode einen ſanften philoſophiſchen Schritt zu halten.

Adieu! — Noch einmal! Dein mitgeteilter Brief iſt voll Unkraut der Lüge.

Bettine.

St. Clair ist hier, — erste männliche Unterhaltung in der Ecke des Fensters, — ich könne eine Jeanne d'Arc sein, in mir läge Stoff zur Heldennatur, die Auriflamme zu ergreifen, für die Erhaltung der Freiheit und Menschheitsrechte. Diese Unterhaltung hat mir geschmeichelt, — ich liebe Kriegestaten! — Kühn! Entschieden! — Das sind Eigenschaften, die ich in meiner Seele ausbilden möchte, — aber der Sklavenmarkt der Gesellschaft ist dazu nicht. — Wohin fliehen! — Überall triffst Du auf einen Boden, der der Saat der Drachenzähne nicht günstig ist.

An Bettine.

Meine liebe Schwester, Dein letzter Brief hat mir einen recht traurigen Tag gemacht, weil ich so etwas nicht erwartete. Der Brief, den ich Dir anvertraute, ist einer der liebevollsten Briefe, deren ich mich erfreute, Du erklärst ihn für eine offenbare Lüge! Wer so lügen kann, liebe Bettine, der ist sehr geistvoll und sehr liebenswürdig, ich hab' diesen Brief nochmals gelesen und mich trotz Deiner Beschuldigung wieder von ihm hingerissen gefühlt; — und wenn Du seinen Inhalt ebenso verstehst, wenn ich ihn nicht unrecht erkläre, so sind unsre Meinungen verschieden. Übrigens will ich Dir nicht Unrecht geben, da Du wissen mußt, was Du schreibst; nur mußt Du mir erlauben, mich für Dein Recht hierin nicht zu interessieren. Ich sage nur so viel noch von jenem Brief, was ihn mir durch und durch unschuldig macht: erstens fängt er damit an sich selbst zu beschuldigen, dann

erzählt er eine Abfahrt zum Ball, die wohl nicht wahr ſein muß, weil Du mir von ihr gar nichts geſchrieben haſt. Ein Ball, wo Dich die Leute alle anſahen und Du allen auffällſt, iſt ja auch nichts Merkwürdiges in Deinem Leben. — Sonſt enthält er nichts als innige Rührung über Deine Liebe zu Franz und zu den Kindern, ja er tadelt ſogar Franzens Neckerei und erkennt, wie Du Dich ſchön dabei beträgſt. Was von Deinem Gemüt darin geſagt iſt, das iſt nach meiner Kenntnis Deiner nicht nur wahr, ſondern ſogar geiſtvoll dargeſtellt. Über den ganzen Brief iſt Innigkeit, Begierde nach der Liebe eines würdigen Weſens und nach ſchöner Eintracht verbreitet.

Jetzt will ich aus dem Briefe das ausziehen, was allein gelogen ſein kann, weil es allein Tatſache iſt, weil der übrige Teil nur die Empfindung des Schreibers darſtellt. — Erſtens: Bettine war ſchön! Das iſt nun freilich gelogen und muß Dich ärgern; ſie ſprach viel auch wohl in den Tag hinein! Das halte ich nicht ganz für gelogen, da ich es ſehr oft bei ähnlichen Gelegenheiten mit einer unangenehmen Empfindung an Dir bemerkt habe. Ich weiß, wie leicht Du in unendliche Lebhaftigkeit übergehſt, und um ſo auffallender aus einer traurigen Stummheit hervor. — Das Unſchuldige darin kenne ich auch, aber das kennen nicht alle Menſchen, nicht dieſer oder jener, der gegenwärtig iſt, und dem Du dadurch frei oder töricht oder kokett vorkömmſt. —

Ob und wann Ihr vor oder nach der Ankunft von Leuten retiriertet, ein Umſtand, dem Du mit Unrecht einige Widerlegung widmeſt, iſt ganz

unintereſſant. Genug, daß Ihr Euch zurückzieht, da Ihr wißt, daß Franz, dem wir nur ſeine Vortrefflichkeit danken können, Euch gern ſieht, er, der mehr wert iſt, als wir alle, hat die paar Freiſtunden nicht die Freude der Geſelligkeit, er liebt uns ſo innig, und wir danken's ihm nicht. Ihr, die bei ihm wohnt, ſolltet ihm noch treuer anhängen, und er klagt ſo beſcheiden über das, was er Dir befehlen könnte, daß Du nicht herunterzubringen biſt. — Du mußt viel von Gundel zu lernen, mit ihr auszutauſchen haben, da Du ſelbſt die paar Minuten dem Franz nicht gönnen kannſt. — Ich habe immer gefunden, daß mit mir zuſammen Du nicht viel zu erzählen hatteſt, da wir keine große Abenteuer haben, warum mußt Du nun der Familie die Abendſtunden rauben, um ſie wieder da zu verbringen, wo man auch Dich nicht wünſcht, und wo Du beſchwerlich fällſt, was Du aus dem folgenden Brief erſehen kannſt, in dem dargelegt iſt, daß Gundel ihren ganzen Tag opfert, Dich anzuregen, daß Du Deine Schuldigkeit tuſt (ich hoffte, Du würdeſt ſie von ſelbſt tun). Ich finde es daher ſehr indiskret von Dir, ihr dieſe Stunden, in denen ſie allein ſein möchte, auch noch zu ſtehlen.

Wenn ich in Frankfurt bin, ſo leſe ich oft abends vor; alle hören mir gern zu und ſind zufrieden mit dieſen Stunden, warum kannſt Du das nicht auch? — Ich verlange nicht von Dir, daß Du dem einen in der Familie mehr anhängſt, wie dem andern; man ſoll keinem Menſchen anhängen, inſofern er Partei macht! In Deinem Weſen ſollte ſich vielmehr jede zufällige Trennung vereinigen, jedes Mißverſtändnis löſen. Im

Weſentlichen hat nach meiner Anſicht einer ſo wenig mit Dir gemein als der andre; und Du ſollſt Dir ſelbſt vertrauen und dem, was Dein Herz am liebſten beſchäftigt. — Erinnere Dich, daß man Dir ſagte, Du würdeſt Dich an mir betrogen finden, und daß man Dir Dein Vertrauen zu mir vorwarf. — Du äußerſt oft Ausdrücke von Charakterſtärke; dieſe ſind zum wenigſten, wenn Du ſie auch noch nicht erprobt haſt, doch ein Beweis, daß Du auf dieſe Eigenſchaften den höchſten Wert legſt; ich hoffe daher, daß Du nichts zwiſchen unſere Liebe kommen läßt, was ſie erkälten könnte. Wie der Hunger der beſte Koch iſt, ſo iſt auch die Langeweile der beſte Kuppler. — Ich bin nicht vortrefflich, es ſind daher nicht meine Verdienſte, die mich Dir intereſſant erhalten können, oder das neue Überraſchende in mir, es iſt Deine Treue, wenn die nicht zur Lüge in Dir ſoll werden, wodurch alles in Dir zur Lüge werden müßte, was wir in dieſen Jahren miteinander erlebt haben an guten und böſen Stunden, ſo kann der nächſte Wind dies Band, das dann nur ein Strohband iſt, zerpflücken und es als Spreu in die Lüfte zerſtreuen. —

Wenn Du, wie ich hoffte, jene Erkenntniſſe, die ich Dir immer geprieſen, wirklich liebteſt, wenn Du Dich dem eigentlichen Weſen der Kunſt und Poeſie hingeben wollteſt, ſo würdeſt Du Ruhe, Friede und Glück genießen, ohne Dich den andern zu entziehen; Du würdeſt als wahr empfinden, was ich Dich immer gelehrt habe, daß nur der Menſch kann geliebt werden, inſofern er ein wahrer und reiner Spiegel des Ewigen und Göttlichen wird. —

Und Du würdeſt ſelbſt Deiner Liebe zu mir ihren Wert und ihr Geſetz geben können, inſofern ich jener Vorausſetzung entſpreche. Ich habe Dir nie das Einzelne geraten. Ich habe Dir immer das Ganze zu zeichnen geſucht, wie ich es begriff; — um Deiner Perſönlichkeit keine Gewalt anzutun. Ehre Deine Perſönlichkeit und bilde ſie zum Schönen für alle, dann wirſt Du glücklich ſein; werde nicht zur Törin, wie die andern, bilde Dir nichts ein! Arnim läßt Euch grüßen; er ſchrieb mir von Genua, Nizza und Paris. — Mein Luſtſpiel wird jetzt zugleich mit einem Buch von Arnim in Göttingen bei Diedrich gedruckt.

Schreibe Deinem Clemens.

Grüße die Günderode, ſage, daß ich ſchreiben würde, aber ihre Antworten ſind nicht auffordernd, nicht erſchließend, ſondern vielmehr abſchließend. Weiß Gott, warum wir alle aus dem Paradies des Vertrauens herausgeworfen ſind, und keiner findet irgendeinen Schleichweg dahin zurück. —

An Clemens.

Die Weck- und Schreckpoſaune! Iſt aber nichtsdeſtoweniger das Kämpfende. Achtes Kapitel, ſechſter Vers: Jakob hatte lange mit dem ihm unbekannten Manne gerungen; alle ſeine Kräfte angewandt und noch nicht genug, ob ihm gleich das Gelenk ſeiner Hüfte verrenkt war; daher ſagte jener: „Laß mich gehen, denn die Röte des Morgens bricht an.“ Aber Jakob antwortete: „Ich laſſ' dich nicht; es ſei denn, Du ſegneſt mich.“

Er will den Segen, der den Segen in Armen hat! — Er hält den, der ihn und alles hält.

Dein Brief iſt ſo voll ſorgender Liebe zu mir und doch ſo ohne Zutrauen, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich mich freuen ſoll oder nicht. Wie kannſt Du glauben, daß ich witzig und kokett werde, um Deine Liebe zu verſpielen; ich werde alles tun, um ſie unberührt zu behalten; ich will einfach bleiben und gut. — Ich will auch auf den vergangenen Streit nicht zurückkommen und nichts entſcheiden über Recht oder Unrecht. Nur allgemeine Bemerkungen laſſe mich hier oben anſetzen; nämlich:

Erſtens: Empfindung iſt grade gelogen und Tatſache wahr.

Zweitens: Wer klagt, iſt nicht unſchuldig!

Drittens: Einen Ball, wo die Leute mich anſehen, wie die Kuh das neue Scheuertor, iſt mir gar nicht wichtig, von ihm zu erzählen.

Viertens: Man kann mich loben, aber auch lügen.

Fünftens: Die unendliche Lebhaftigkeit, aus der ich oft plötzlich aus einer traurigen Stummheit übergehe, und die Dir oft unangenehm aufgefallen iſt, hat ſich auf jenem Ball nicht ergoſſen! —

Soll ich Dir ſagen, wie es mir ergangen iſt an jenem Abend? — Als wir eintraten in den Saal, da ſtand ein ganzer Trupp langer, dünner, kurzer, dicker, breiter, alle ſchwarzgekleideter Tanzherrn in der Mitte, die ſoviel Raum zum Tanz ließen zwiſchen ſich und den Wänden, an denen die jungen Mädchen zwiſchen Mamas aufgereiht waren wie allerlei Marktfrüchte, worunter Schoten, Rüben und Zwiebeln nicht die

wenigſten waren, hier und da ein angenehmer Blumenkohl, nur ſelten ein Borsdorfer Apfel, worunter ich zu zählen; jetzt holten die Herrn dieſe Rübchen, Zwiebelchen und Schotenbukettchen zum Tanz. Alle hatten Uhrketten mit allerlei Berlocken, manche zwei aus der Taſche hängen; dieſe Berlocken machten ein Glockenſpiel wie eine Herde. Ich ſaß da dicht am Muſikantenbalkon und vertrieb mir die Zeit, mit beiden Händen meine Ohren zuzuhalten, um nichts von der Muſik zu hören; dabei ſah ich mir die Menſchen an, die da herumhüpften, und hatte die Empfindung, als ob ſie alle toll ſeien, und endlich mußte ich lachen, ich ließ die Hände los, da brauſte mir der Walzer ſeinen vollen Strom ins Gehör! — Dann machte ich ein zweites Experiment; ich klappte die Ohren auf und dann wieder zu, ſo kam ich ſtückweiſ' zu einer ganz aparten Muſik, die ich mir aneinanderflickte, wie eine Harlekinjacke! — So vertrieb ich mir die Zeit. Endlich kam Grunelius, der lange, und tanzte einen Walzer mit mir, ich aber nicht mit ihm, denn er hielt mich ſchwebend, und ich kam nicht dazu, eine Fußſpitze auf die Erde zu ſetzen. Zu dieſem Kunſtſtück mit mir wie mit einer Porzellanurne herumzutanzen, brauchte er alle Kneifgewalt ſeiner langen Finger, die er wie Krallen in mich einſchlug; denn wär' ich heruntergefallen, ſo konnte ich den Hals brechen; da hätte man ihm vielleicht Vorwürfe machen können. Wer war froher als ich, da ich wieder an meinem Platz war; nun ſchob ich mich ganz unter den Balkon, hinter einen Haufen Schals und Flöre; ich lehnte mich in ein Eckchen und hatte ein heimatliches Gefühl, noch ein Veilchen

konnte ich mit Mühe mich wach erhalten, aber wie es kam, daß ich dem Drang zu ſchlafen nachgab, weiß ich nicht zu ſagen, genug, der Kampf war kurz, der Schlaf ſiegte, aber als edler Feind, denn nie hab' ich ſüßer geſchlafen, die Muſik war wie Goldfrüchte, die ein duftender Wind von den Zweigen löſte da oben auf dem Berg und mir alle in den Schoß rollte; alle die Lichter waren Sterne am Himmel. Auf einmal erwache ich, zu meinem Erſtaunen da zu ſein, wo ich bin; ſtatt dem Berg mit Orangenbäumen beſetzt lauter närriſche Geſichter, die im Schweiß ihres Angeſichts Baßgeige und Fidel ſtreichen oder mit aufgeblaſenen Backen trompeten! — Statt dem klaren Nachthimmel mit Sternen Staubwolken, die ſich mit der Erleuchtung um den erſten Platz ſtreiten. — Eine Pauſe tritt ein, toute la masse des mâchoires en mouvement, mehrere Erfriſchungen zu verkauen. Es machte dieſe Bewegung, die immer zwiſchen den Kinnladen und den Schläfen korreſpondierte, einen ſo fatalen Eindruck auf mich, daß mir ſchwindelte, und ich fühlte, daß ich eine Art mal au coeur bekam! — Ach Clemens, kann man ſo phyſiſch unglücklich werden, wie ich in dieſem Augenblick war? — Ach hätte ich doch in jenem Augenblick in Offenbach in unſerm Hof können meinen Kopf unter die Pumpe halten, wo ich mir ſchon manchmal ähnliches Weh vertrieb, wenn mich ein Ekel überkam über irgend etwas, das mir unerträglich war. — Ach Gott! — Ach lieber Gott, Du haſt ſo viele geflügelte Boten, ſchick' mir doch einen, der mich hier wegträgt auf mein Kopfkiſſen in die Sandgaſſe, — das war mein inneres Stoßgebet; ich wagte nicht den

Kopf umzudrehen und nach dem Engel umzuſchauen, aus Furcht vor dem Schwindel. — Da ſteht plötzlich der Franz Chameau vor mir, ob ich den Kehraus wolle tanzen? — Da ich als vierjähriges Kind oft mit ihm geſpielt hatte, wo wir uns oft einander den Wall heruntergeſtoßen hatten, ſo machte ich diesmal keine Komplimente mit ihm und ſagte: „Ach, gehen Sie Eſel und machen Sie mir nicht ſchwindlig mit Ihren Uhrketten.“ Dieſe Worte können höchſtens das geweſen ſein, was ich in den Tag hineingeredet ſoll haben; mehr iſt mir nicht bewußt, den ganzen Ball hindurch geſprochen zu haben, den ich noch verwünſche! — Ich muß fort, ich muß wieder nach Offenbach, in die dunkle, reine Nachtluft dort meine Seufzer verhauchen. Die weißen Wände meines Stübchens mit den gelben Streifen, die Diele von Holz, der grau angeſtrichene Tiſch und Schrank! — Ach, ich ſehne mich dahin! — Ach, ich kann die Teppiche nicht leiden! Die rotſeidenen Vorhänge rauſchen mich noch ganz krank — und ich kann jetzt nicht fortſchreiben, weil ich ganz übel bin, bloß von der Erinnerung. —

Lieber Clemens, ſeit zwei Tagen liegt der angefangene Brief da, und ich mochte nicht wieder drangehen aus Furcht vor dem Schwindel, laſſe uns über die anderen Punkte jenes Briefes ſchweigen, aus Furcht vor dieſem Schwindel! — Ich weiß Dir ja auch was Beſſeres zu ſagen, jetzt kommt der Frühling bald; denn in Erwartung des März hab' ich keinen Reſpekt mehr vor dem Winter, und meine Sehnſucht, die grüne Saat bald herauskommen zu ſehen, ſtellt ihn mir auch näher, ach ja gewiß, der Frühling iſt ein Knabe aus

weiter Ferne, in ſo reiner klarer Luft kommt er herangezogen, daß man ihn ſchon von ſehr weit her ſehen kann. Heute habe ich einen Brief von Dir wieder geleſen, den Du mir im letzten Frühling ſchriebſt, er iſt ſo ſchön; wenn ich die Zeit mir ihm ſo entgegeneilend denke, wie die Felder und Wieſen dann auch bei Euch grün werden, und dann fangen die Obſtbäume an zu blühen, und der Himmel wird ganz blau! Vielleicht ſchreibſt Du mir dann auch einen blühenden Brief wieder, wenn die Sonne auf Deinen Schreibtiſch ſcheint. Ich habe dann zwar noch eine Beſchäftigung mehr, denn die Altane wird ganz mit Bohnen und Hopfen bepflanzt. — Das wird ein grünendes Zelt, das ganze Haus wird luſtiger ausſehen. Die Stangen hab' ich mit dem Dominicus ſchon geordnet; — Kaſten haben wir mit guter Erde gefüllt, da ſollen die Sonnenblumen zu einer erſtaunlichen Höhe drin wachſen; auf die Mauer kommen erſtens ein Aurikelflor, zweitens Ranunkeln — meine liebſten Blumen! — Wenn dieſe ſind abgeblüht, dann kommen die Grasblumen! Nein, dieſe ſind mir die liebſten! — In die Mitte mache ich einen Sitz, auf beiden Seiten kommen meine zwei großen weißen Roſenſträuche hin, die der Gärtner in Offenbach mir überwintert, und den Granatbaum und den Feigenbaum, unter deſſen Schatten man ganz gedeckt iſt! — Adieu, lieber Clemens! Ich bin und bleibe wie ich war, Du tätest mir das größte Unrecht, wenn Du nur vermuten könnteſt, daß ich anders werde. — Ach, ich kann ja meine Seele nicht abwerfen wie ein ſchlechtes Gewand! —

Bettine.

Lieber Clemens!

Eben iſt mein Brief ſchon fort, und da kommt George mit einem nachträglichen Anliegen an Dich. Am 19. März iſt dem Clausner ſein Geburtstag; George will, daß wir ihm etwas vorzaubern, um ſein langes Alleinſein ein bißchen mit vergnügten Augenblicken zu unterbrechen, er meint, Du würdeſt gewiß etwas Schönes erdenken, — wo wir alle mitwirken könnten. — Was könnten wir machen, Clemens, beſinne Dich, in der Übereilung fällt mir gar nichts ein: vielleicht ein Schattenſpiel in der Tür vom Saal angebracht, das gibt ein Familienpläſier, wenn wir am Abend alle beiſammen ſind und die Dekorationen malen und die Figuren dazu; und mach' fort, ſchüttel's aus dem Ärmel!

An Bettine.

Ich kann Dir nur ein paar Worte ſchreiben, da die Poſt ſpät ankam. Dein Brief hat mich recht gerührt, ſchreib mir doch ausführlicher und hüte Dich vor aller Überreizung. Du hätteſt eine Ohnmacht gehabt, ſchreibt mir die Toni, und an die Wand Dich geſtoßen und ein tiefes Loch dicht unter dem Aug'! —

Ich fühl' es an meinem Aug', ſo ſehr leid tut mir's! So ſind wir denn wieder recht einig; ach Gott, ich bin doch ſo ängſtlich! — Sei doch nur recht vergnügt, ſo wirſt Du gewiß nicht mehr ſolche Anfälle haben! Ich habe Dich gekränkt zwei Wochen lang mit dummen Briefen, und dann kamſt Du auf den Ball und warſt

im Herzen nicht freudig dazu, da war Dir die ganze Welt ein Ekel, da mußte Dir wohl wüſte im Kopfe werden! — Warum muß ich denn allein nur ſo dumm ſein, hätte ein anderer ſo von Dir gedacht, ich hätte ihm den Kopf zurechtgeſetzt und hätte Dich geſchützt gegen jeden Vorwurf! — Ach ich bitte Dich, ſei glücklich. Oſtern komme ich nach Frankfurt, da wollen wir uns recht ausſchwätzen. Grüße die Gundel, ſage ihr mein Mitleid mit ihrem Unwohlſein wie auch, daß ich einen großen Brief von der Mereau habe, und daß zwiſchen uns ein artiger Briefwechſel, eine Art Präliminär-Friedensartikel ſich zu erheben ſcheint. — Grüße die Toni, aber Dein Aug', Dein Aug'! Das ſcharfe Eiſen, was ſo dicht daran Dich verwundete, leidet doch Dein Aug' nicht; ich fühle, wie ich Dich liebe voll Angſt! Tut es denn noch ſehr weh? — Und eine Ohnmacht, gut, daß ich nicht dabei war. Ich bitte, halte Dich gut! Ergib Dich keiner Betrübtheit, wenn es vielleicht eine böſe Narbe wird! Wenn's doch erſt beſſer Wetter wär', ſo könnteſt Du doch die friſche Luft genießen, ſie iſt Dir ſehr notwendig, ſie iſt Dein Element. — Du mußt alles Traurige vermeiden! — Es könnte Dir ſchädlich ſein.

Lebe wohl, lieber Engel. Clemens.

Liebe Bettine!

Ich erhalte Deinen kleinen Brief wieder zu ſpät, um viel zu ſchreiben, grad' noch fünf Minuten. Kannſt Du's mir genauer noch beſchreiben, das Geburtsfeſt betreffend? Illumination? — Ölgetränkt? — Wohin?

— Wie groß? So will ich Euch viele Ideen angeben, wenn Du mir umgehend beſtimmter ſchreibſt und Ihr noch nichts angefangen habt; — ſo kann ich Euch bis zum 19. noch ein kleines Luſtſpiel dichten für die Schattenperſonagen. Braucht Ihr etwa auch Verſe? Schreibe beſtimmt darüber.

Clemens.

Liebe Bettine!

Euer Feſt auf Claudinens Geburtstag liegt mir ſo am Herzen, daß ich wünſchte, Ihr möchtet etwas recht Schönes und Edles vorſtellen, das Euch Ehre machte, Du weißt, wie oft auch das Ölgetränkte, wenn es noch ſo gut angelegt war, verunglückt. — Ich habe daher nachgedacht und etwas ziemlich Artiges erfunden, was ſich auch gut ausführen läßt und bis auf ein Härchen paßt. Das Ganze iſt ein kleines Drama in einer Szene, das ich Euch ſchreiben will, und das Ihr, wenn Ihr mir augenblicklich ſchreibt, ob Ihr meinem Vorſchlag folgen wollt, ſchon den nächſten Mittwoch haben ſollt. Ich will es Euch hier näher beſchreiben: Einige Mädchen haben eine Freundin, die ſie ſehr lieben, und deren Geburtstag ſie feiern wollen; ſie wiſſen aber nicht wie, denn ihre Freundin iſt ſo vortrefflich, daß ſie nicht wiſſen, wie ſie ihr recht Ehre erweiſen ſollen. Da ſie über ihre Anſchläge ſinnend in den Wald gehen, finden ſie eine Matrone, der ſie ihr Anliegen vorbringen; dieſe iſt eine Zauberin und verſpricht den Jungfrauen zu helfen. Sie ſagt: „Ich will eurer Freundin die Taten des edlen Weibes zeigen,

das an ihrer Wiege ſtand, ſie unſichtbar wiegte, ihre Träume bildete und ihr, ohne daß ſie es weiß, Vorbild und Schutzengel geworden iſt, nehmt die Blumen, die hier liegen, und windet Kränze!" Da müßt Ihr Euch dann zuſammenſetzen und Kränze machen und während der Arbeit ein zweckmäßig ſanftes Terzett oder Duett ſingen, wozu ich Euch, wenn Ihr mir irgendein Muſter angebt aus einer Oper, einige Verſe machen will, auch kann es Lied mit Chor- oder Wechſelgeſang ſein, wie Ihr mir die Anzahl der Jungfrauen oder das Lied beſtimmt. Wenn dann Eure Kränze fertig ſind, ſo ſpricht die Zauberin: „Geht und holt eure Freundin und bekränzt ſie!" Dann geht Ihr auf Clodine zu, die unter den Zuſchauern ſitzt, hängt ihr die Kränze von weißen Roſen und Lilien um und führt ſie zu der Zauberin; dieſe nun hebt den Vorhang von ihrem Zauberſpiegel, in dem die folgende Geſchichte transparent gemalt und illuminiert erſcheint.

„Claudia war eine römiſche Veſtalin; ihr Vater ein Feldherr. Nach einem Sieg wollte er einen Triumphzug in Rom feiern, aber ein Tribun, der ſein Feind war, verbot es ihm; Claudius triumphierte dennoch. Der Tribun, erzürnt über ſeine Kühnheit, näherte ſich ihm von hinten und wollte ihn plötzlich vom Wagen reißen, Claudia bemerkte es und vergißt aus Liebe zu ihrem Vater die Ruhe und Majeſtät ihres geheiligten Standes; ſie ſpringt dem Tribun vor, wirft ſich in des Vaters Wagen, umfaßt ihres Vaters Knie und weiſt den Tribun zurück. Dieſer muß nun von ſeinem Vorhaben abſtehn, denn was eine Veſtalin berührt, iſt heilig, und ſie iſt dem Tribun an Macht gleich. Ich

habe Euch die Szene mit der Feder skizziert hier beigelegt, wie sie am wenigsten Mühe zu malen kostet. Man sieht von hinten in den Wagen, der Triumphierende merkt es noch nicht, alles ist der Moment. Die Vestalin muß ganz verschleiert sein, in weiße Gewänder gehüllt; auf dem Rande des Wagens steht eine Viktoria wie gewöhnlich bei dem Triumph, in der Ferne werden Trophäen getragen; das Ganze ist in den kleinsten Raum gedrängt. — Wie schön paßt das auf Clodine, ihre treue Liebe zu ihrem Vater, ihre Zucht, ihr Name Claudia. Das wäre eine Szene. Eine andre aus dem Leben dieser Vestalin ist folgende: Die Römer wollten das Bild der Göttin Zybele nach Rom auf einem Schiffe über die Tiber fahren, aber das Schiff ging nicht von der Stelle; da trat die Vestalin in einen Kahn, betete die Göttin an, band dann ihren Gürtel an das Schiff der Göttin und zog das Schiff ohne Mühe herüber als einen Beweis ihrer Tugend. Das wäre ein zweites transparentes Bild; dann könnt Ihr um sie herum tanzen und sie küssen und drücken usw. Ihr müßt mir aber bestimmt die Arien schreiben und die Anzahl der Mädchen, damit ich die Verse schreiben kann, Ihr müßt mir dazu die Worte der Arie schreiben, und wie sie einfallen, damit ich meine ebenso einrichten kann. Ich meine Lotte die Zauberin, Kundel, Du die Mädchen, oder auch die Jung dabei, wenn Ihr wollt, wegen dem Tanz, oder wie es Euch lieb ist. Da hättet Ihr Euer ganzes Fest einfach, neu und schön; spreche doch mit dem Georg gleich darüber, und wenn Ihr dann wollt, so habt Ihr am Mittwoch alles; ich eile mich und bleibe ein paar Nächte auf. Die Bilder

könnt Ihr ja nach der Skizze beſſer gezeichnet gleich von einem Maler zurechtpinſeln laſſen, ſie müſſen in der Form eines großen Spiegels gemacht werden.

In dieſem Augenblick erhalte ich den äußerſt geiſtvollen Plan zu Eurem Schattenſpiel; ich will alles ſo gut machen, als ich kann, aber ich erſchrecke faſt vor dem Plan, wenn ich nur Leichtigkeit genug beſitze; das Ende ſei mir überlaſſen, ſagt Ihr. So haben wir denn wirklich wie Brüder in der Ferne gearbeitet. Der Clausner ſteigt mit Winkelmann ein und fährt zu Brentano. Nun fällt der Vorhang Eures Schattenſpiels, und nun laßt meine Szene angehn, die geht gleichſam bei Brentano vor, und das Edle, Rührende in ihr hebt das Komiſche wieder auf, ſo daß das Feſt ganz den Eindruck einer freudigen Anmut bekömmt. Euer Schattenſpiel iſt dann ein himmliſches Vorſpiel; was ich entworfen, iſt überhaupt äußerſt leicht auszuführen, und wie glücklich wird Clodine durch die Berührung ihrer kindlichen Zärtlichkeit ſein. — Schreibt mir doch gleich den Samstag, ob Euch mein angehängter Plan gefällt. In Tonis Stube unter der Treppe kann die Höhle der Zauberin ſein, Ihr dürft nur um die Ecke herum eine ſpaniſche Wand ſtellen, ſo habt Ihr ein Theater, und in der Höhle iſt ja noch dazu ein Eingang auf den Gang; ſchöner könnte es nicht ſein. Das Schattenſpiel macht Ihr an der Saaltür und ſeid in Tonis Stube. Während es hinweggenommen wird, kleiden ſich die Schauſpielerinnen an, die Geſellſchaft tritt in Tonis Stube und iſt nun gleichſam mit dem Poſtwagen in der Sandgaſſe angekommen, und da geht das weitere vor. Den Geſang, den Tanz könnt Ihr

ja weglaſſen, wenn es Euch zu viel wird. Aber mein Bild der Veſtalin, meine kleine Szene mit der Zauberin, ſie freut mich gar ſehr, und ich weiß, es wird ſehr herrlich auf das Komiſche wirken. Schreibt gleich umgehend, was Ihr wollt, an dem Schattenſpiel fange ich heute ſchon an. Die Idee mit dem Poſtwagen und Winkelmann iſt göttlich. Danke der Toni herzlich.

Clemens.

Liebe Bettine!

Du haſt mir einen ſchönen Ofenſchirm geſchickt, er entzückt alle Leute, die ihn betrachten, und iſt jetzt der größte Schatz meines Mobiliarvermögens, außer Deinem Porträt, wie Deine Liebe überhaupt mein größter Beſitz iſt.

Ich ſende Euch hier das Schattenſpiel, ich habe es in einem Tag geſchrieben, das iſt alles, was ich zu ſeiner Entſchuldigung ſagen kann. Die kleinen Cochonerien, die es enthält, habe ich genau nach dem überſendeten Plan verfaßt und mir darin keine Freiheit erlaubt! — Soeben erhalte ich Euren Familienbrief, worin Ihr noch viele Umſtände vorbringt von Theater und dergleichen, was ich von hier aus nicht begreife, ich habe Euch doch das Lokal beſtimmt, könnt Ihr nicht fertig werden damit, ſo ſpielt das Schattenſpiel und lacht womöglich, ich will verſuchen, allein, ohne Hilfe die Claudine zu erfreuen; die Poſſe hab' ich geſchrieben, das Edle will ich dichten! — Auf den Schirm hat die Günderode mit Bleiſtift von ungefähr ihren Namen gekritzelt, auch dies Zufällige hat mich ſehr gerührt. Schreibe

bis Mittwoch wieder, Deine Briefe ſind die einzigen, die ich jetzt habe! — Adieu!

Clemens.

An Clemens.

Unſer Teetiſch hat ſich in eine Pappfabrik verwandelt, George führt den engliſchen Phaëton aus mit Jockey und Pferden. Franz macht die Dekorationen, ich wollte die Schauſpieler machen, es mißlang, ich wurde abgeſetzt und darf nur immer noch das zweite Bein machen, den zweiten Arm, und die Zimmer darf ich möblieren! — Auch ſoll ich alle Nähnadeln einfädeln. Günderödchen kommt zuweilen, weil ich nicht ſo oft zu ihr komme, und dann verſchwinden wir ins kleine grüne Kabinettchen hinter der Treppe. Den Chriſtian hatten wir erwartet, daß er uns würde helfen, er kam geſtern an zu Pferde mit einem ſcharlachroten Mantelſack, einer Pelzmütze, einem Dompfaffen und einem zahmen Marder, den er mir ſchenkte; dies Tierchen plagt mich ſehr! Aber weil es ſo ſehr ſchön iſt; es will auf meinem Schoß ſchlafen, und wenn ich's herunternehme, dann knurrt es und fletſcht mir die Zähne. Auch hat ihm der Chriſtian tanzen gelehrt, es quält mich, aber es iſt mir doch eine Geſellſchaft! — Die Proben vom Schattenſpiel werden gemacht; da ich keine Rolle dabei habe, ſo konnte ich geſtern mit Marianne in die Oper gehen! — Ich hab' mich an Offenbach erinnert bei der Muſik. Palmira! — Dieſe Oper gibt mir die Empfindung, als läg' ich auf duftendem Heu und ſchlief' und hörte das Ganze nur mit halbem Ohr. Heute Morgen war ſo ſchöner Reif, ich

bin mit Marianne bis auf die Gerbermühl' gefahren, von dort ging ich zur Großmama! — Sie war recht erfreut; ich hab' mit ihr ausgemacht, daß ich zum Frühjahr bei ihr sein will und die ganze Frühlingsarbeit im Garten machen, wie im vorigen Jahr noch! — Ach, das ist jetzt für mich ein Erholungsplaisier! Beim Gärtner war ich und hab' nach meinen Bäumen gesehen, alles sieht kernfrisch bei ihm aus und dem Frühling entgegenstrebend. — Er glaubte nicht, sagt er, daß es diesen Frühling so schön sein werde wie im vorigen Jahr! — Die Witterung lasse sich nicht so gut an; — ach Frankfurt, du liegst mir wie Blei auf dem Herzen! In meinem Schreibschrank hab' ich in Offenbach gewühlt und hab' da den Anfang von einer Beschreibung meines Klosterlebens herausgefunden und dann auch ein Märchen, zu dumm — die Günderode hat's gesagt. Aber vom Kloster soll ich weiterschreiben, wenn das Schattenspiel vorbei ist. —

Es ist hier im Haus kein einsam Winkelchen, wär' die Günderode nicht, dann wüßt' ich nicht, wo ich mich suchen sollte! — Der Toni ihr Kind hat die Rötlen gehabt, da hab' ich als abends gesessen.

Heute Abend wird eine Hauptprobe des Zauberfestes vorgenommen. Ich mußte alle Rollen abschreiben, hin und wieder laufen, alles herbeiholen! Am Samstag werde ich Dir die Einrichtung und Verfassung des Ganzen berichten und den nächsten Dienstag, wie das Ganze abgelaufen ist. Lieber Clemens, wenn wirst Du denn kommen? Schreib mir genau den Tag, rechne es aus, wenn es möglich sein kann, daß ich mich freue und jeden vorangegangenen Tag einen weniger zählen

kann, bis plötzlich die Freude hereinbricht, daß Du da biſt, und dann gibt es ſchöne Tage! Ich werde die erſten Frühlingsgänge mit Dir machen, wir werden mit dem Günderödchen manche Stunde verbringen; ach geſtern war's ſchön bei ihr, da hatten wir ein klein Feuerchen in ihrem Ofen angemacht und ohne Licht waren wir da beiſammen und ſahen die Flammen ſpielen, die Günderode machte ein Märchen draus, ſie legte alles aus, was die Flammen miteinander plauderten. —

Das ſchöne Wetter duftet ſchon, wenn man vor's Tor kommt, die Hecken können die Veilchen nicht mehr verbergen, ſie hauchen einen an, ganz vergnügt, daß ſie gebrochen werden! Die Luft, ſie kommt geſtrömt aus wärmeren Landen, man möchte mit ſich aufſchwingen, wenn ſie den ſüßen Atem der Pflanzen davonträgt. —

Bettine.

Liebe Bettine!

Soeben hab' ich Deinen Brief erhalten; es freut mich, daß meine ſchlechte Arbeit Euch genügte; die Kürze der Zeit uſw. — Beiliegenden Brief gib am Morgen ihres Geburtstages der Claudine, er enthält ein Gedicht von mir, gedruckt für ſie, Du ſollſt niemand im Hauſe davon ſagen, ehe Du es ihr ſelbſt gegeben haſt; dann aber kannſt Du ein Paket mit etlichen fünfzig bis ſechszig Exemplaren dieſes Gedichtes, welches ich heut' mit dem Poſtwagen ſchickte, öffnen, dem George fünf Exemplare zum Verteilen geben, der Toni ebenſoviel, ebenſoviel der Großmutter

ſchicken; der Gundel auch ſoviel, auch ſchicke jeder Günderode eins, die übrigen gibſt Du der Clodine für ihre Freunde. Ich bitte Dich aber, das Paket vom Poſtwagen nicht eher zu öffnen, als die Clodine den inliegenden Brief erhielt, denn es iſt unſchicklich, daß Du es eher geleſen hätteſt, als ſie, auch liegt in jenem Paket keine Zeile von mir an Dich, ermäßige daher Deine Neugierde und hebe es auf bis zur rechten Stunde, dann gehſt Du auf Dein Zimmer und teilſt die Exemplare ein und gibſt jedem das ſeine. So geſchwind habe ich noch nichts gedichtet. Seit meinem letzten Brief bis heut' gezeichnet, geſchrieben, gedruckt! — Ich wünſche ſehr, daß Du mir alles ſchreibſt, wie es gegangen, beſonders ob ſich Schwab erfreute.

Am Geburtstage einer Freundin von Clemens Brentano, den 19. März

Durch grüne Auen wollt' ich mit dir ſchweifen,
Wärſt du des ſüßen Maien frohes Kind,
Und wollte ſinnreich nach den Blumen greifen,
Zu flechten dir ein zärtliches Gewind,
Wir Blüten werden all' in Liebe reifen,
So ſprach' der Kranz, weil wir dir ähnlich ſind.
Doch keine Blume iſt vor dir entſprungen,
Der ungeteilten Kraft biſt du gelungen.

In leiſem Schlummer träumend ſinnt die Erde,
Wie ſie die junge Zeit erfreuen ſoll,
Da ſieht ſie ſich, in züchtiger Gebärde
Stehſt du vor ihr ſo ſinnend, liebevoll,
Und jungfräulich begrüßte dich ihr Werde,
Der keine Blume noch am Buſen ſchwoll.
Doch bald die Einſamkeit dir zu verſüßen,
Läßt als Geſpielen ſie dich Veilchen grüßen.

So fehlen Blumen, Blume dich zu kränzen,
Die ſelbſt des Jahres frühſte Blume blüht,
Doch in des Lebens Garten ohne Grenzen,
In dem der Frühling ewig kehrt und flieht,
Seh' eine edle Blume fern ich glänzen,
Die bis zum Namen ſelbſt dir ähnlich ſieht,
Das Herrliche kehrt ewig zu dem Leben,
Und jeder Sommer muß uns Lilien geben.

Dich Römerin, Veſtale ſeh' ich wieder,
Dich Claudia, die treu den Vater ehrt,
Keuſch hüllt ein reiner Schleier dir die Glieder,
Die aller Liebe reine Flamme nährt.
Es prieſen uns noch keines Sängers Lieder
Den hohen Sinn, den uns dein Leben lehrt,
Beſcheidne, zürne nicht, laß es gelingen,
Die Römerin will der Barbare ſingen.

Da Claudius, der Feldherr, ſiegreich kehrte,
Will er, als Sieger ſoll ihn Roma ſehn,
Der in der eignen Tat den Römer ehrte,
Will im Triumphe auch die Tat erhöhn,
Doch ein Tribun, der tiefen Haß ihm nährte,
Will, ungeprieſen ſoll ſein Werk vergehn:
Es läßt der Mächtige dem Sieger ſagen,
Du ſollſt durch Rom nicht deine Lorbeern tragen.

Doch achtet, trotzend auf des Sieges Flügel,
Der Feldherr nicht des Richters ernſten Stab,
Im Heeresprunk grüßt er die ſieben Hügel
Von ſeines Wagens goldner Höh' herab,
Und tauſendfach in heller Waffen Spiegel
Grünt ihm der Lorbeer, den der Sieg ihm gab,
Es lenket durch des Volkes laute Mitte
Der Zug zum Kapitole hin die Schritte.

Da öffnet zweien ſich das Volksgedränge,
Erzürnt tritt der Tribun zum Sieger hin,
Ihn, dem er unterſagt des Siegs Gepränge,
Will er gewaltſam von dem Wagen ziehn:

Auch Claudia dringt durch der Bürger Menge
Zu ihrem Vater und umfasset ihn.
Besiegt muß der Tribun zum Volke kehren,
Den sie berührte, muß er zürnend ehren.

Die Jungfrau gab dem Sieger das Geleite,
Der mit dem Adler nun die Taube trug,
So stand sie schüchtern an des Vaters Seite,
Und um die Tochter er den Purpur schlug,
In schönerm Sieg trug sie aus schönerm Streite
Zum Kapitole hin der laute Zug:
So Heldenmut und Schönheit sich gesellten,
Es triumphiert die Holde mit dem Helden.

Wer auf der Erde gleich den Göttern handelt,
Dem öffnet sich der hohen Götter Kreis,
Auf Erden sind sie menschlich einst gewandelt
Und waren edel, sinnbegabt und weis',
Zu Göttern hat der Glaube sie verwandelt,
Denn Göttlichkeit ist aller Schönheit Preis,
So wollte Rhea gern, da du gebeten,
In deiner Heimat Götter Mitte treten.

Zu Schiffe auf der gelben Tiber Wogen
Führt man Cybelens Bild von Pessinunt,
Schon nahet sich des Segels voller Bogen,
Der Göttin Ankunft eilt von Mund zu Mund,
Sie zu empfangen kommt das Volk gezogen,
Doch plötzlich faßt den Kiel des Flusses Grund,
Und wie sich auch der Schiffer Arme regen,
Fest ruht das Schiff und läßt sich nicht bewegen.

Da flehet kniend Claudia am Strande
Der hohen Götter gute Mutter an,
Löst dann den keuschen Gürtel vom Gewande,
Und zu dem Schiffe führet sie der Kahn,
Den Gürtel knüpft sie an des Kieles Rande,
Und gütig folgt Cybele ihrer Bahn.
Stumm sieht das Volk sie durch die Wellen gleiten,
Von Reinen lassen Götter gern sich leiten.

So in des Vaterlandes großer Sitte
Lebt Claudia, die Römerin, auch groß,
Nun teilst du, Claudia, in unsrer Mitte,
Ein frommes treues Kind des Vaters Los.
Was göttlich noch auf Erden, folgt dem Schritte
Der Jungfrau gern nach in des Hauses Schoß.
Strebt ihr zu gleichen, der wir uns verbanden,
Ich liebe sie, die früher ich verstanden.

Liebe Bettine!

Diesem Brief tue nicht so viel Ehre an als allen meinen vorhergehenden, denn ich schreibe in einer wunderlichen Stimmung und scheine mir gar nicht vernünftig zu sein. Seit einigen Tagen ist es so schönes Wetter hier wie im Sommer; ich sitze nicht mehr meinem schwarzen Ofen gegenüber; alle Fenster meiner hellen Stube stehen auf; ich habe keine Rast und keine Ruhe, ich gehe in dem Haus aus und ein, kleide mich alle Augenblicke anders an und empfinde eine ganz wunderbare Angst, so als harre ich am Fenster ein geliebtes, schönes Mädchen vorübergehen zu sehen; oder als müsse mich jemand heimlich lieben, ich wüßte nicht wer, und wünschte dieser oder jener, kurz ich kann Dir's nicht sagen, wie mir es ist, und ich muß mich recht zusammennehmen, nicht weichherzig zu werden. Es ergreift mich alle Frühling' so ein Hinausweh! — Heimweh darf ich es nicht nennen, — und was mich dann betrübt, das ist, ich weiß, daß es mir draußen auch nicht wohler wird. Wenn Du es nicht wärst, die mir das Leben zu erfreuen suchte, so wüßte ich nicht, wie mich anstellen. Bin ich nicht recht undankbar gegen

Dich, Du opferſt mir Dein ganzes Leben auf, und ich bringe den größten Teil des Jahres fern von Dir zu; Du zählſt die Minuten bis zu meiner Ankunft, und ich halte mich noch ein paar Tage in Wetzlar auf. Aber ſchreiben mußt Du mir nach Wetzlar, bei Herrn von Boſtell werde ich wohnen, mit der nämlichen Poſt, mit der Du ſonſt hierher ſchreibſt. Dienstag abend mußt Du mir ſchreiben, damit ich gleich aufbreche und zu Dir laufe. Den erſten und zweiten Tag wird es nun zwar ſehr herrlich ſein, wenn wir zuſammen ſind, aber die ganze Woche, wie wird es dann ſein? — Und den Monat? — Werden wir uns nicht im Hauſe langweilen, während draußen im Wald jeder Sperling es beſſer hat? — Wir wollen recht viel ſpazierengehen, und morgens früh, wenn noch alles ſchläft, ſchon vor den Toren herumlaufen. Soeben erhalte ich Deinen Brief, der ebenſo abgeſchmackt vom ſchönen Wetter ſpricht wie der meinige, ich hoffe doch, dieſer ſoll Dich mehr freuen, als mich der Deinige! Ich fand einen fremden Ton drin, oder vielmehr ermüdet und abgeſpannt, was ich ſonſt gar nicht an Dir gewohnt bin, Deine Unruh' treibt Dich auch umher, vielleicht iſt das ſchöne Wetter dran ſchuld. Bis den Sonntag werde ich gewiß bei Dir ſein, lebe wohl. —

Clemens.

Von Minchen Günderode haſt Du lange nicht geſchrieben; wenn die Günderode Dein Märchen nicht gut findet, ſo iſt's doch nicht geſagt, daß ich's nicht erſt ſehen will, ehe Du es ins Feuer wirfſt, wie Du es ſchon mit manchem gemacht haſt. Wenn ſie aber ſagt, daß Deine Kloſtergeſchichte gut iſt, ſo freue ich

mich unendlich darauf, ſie mit Dir zu leſen. Iſt ſie denn ſchon ſo weit, oder haſt Du vielleicht noch Platz in dem Heft, das Du dazu wirſt geheftet haben? Wie ſchön wär's, wenn Du mir alle Tage ein einziges Blatt wollteſt davon vollſchreiben, bis ich komme, noch acht Tage nach Empfang meines Briefes.

Liebe Bettine!

Claudinens Brief war mir die ſchönſte Belohnung, und doch iſt mir ein ganz gewöhnlicher von Dir immer viel lieber als ein ſolcher ungewöhnlicher. Daß Du mir heute nicht geſchrieben, iſt mir ordentlich ganz ſchmerzlich geweſen; Du haſt mich verwöhnt mit Deinen Briefen. Ich werde nun nicht mehr lange ausbleiben; Boſtell iſt hier, mit dem werde ich einige Tage nach Wetzlar gehen, dann komme ich nach Frankfurt, aber eher mußt Du nicht aufhören, mir hierher zu ſchreiben, bis ich Dir ſage, daß ich nach Wetzlar fort bin, bis zum Sonntag hab' ich gewiß einen Brief noch von Dir. Ach, es iſt mir eine ſo große Wohltat, wenn ich Dich zufrieden weiß, daß ich am Freitag mit Begierde dem Poſtwagen entgegeneilte, weil mir Chriſtian geſchrieben hatte, er werde kommen; ich hab' zum wenigſten erfahren, daß Du heiter und vergnügt biſt, auch hat er mir die Relation vom Feſt gebracht. Robinſon iſt mit Chriſtian gekommen; ein guter Kerl, eine Art von wunderlichem Leonhardi. — Ich kann heute Dir nicht mehr ſchreiben, es genüge Dir, daß ich ſeit Tagen mehr als je an Dich denke, und beſonders ſeit ich von Arnim aus Bern einen ſchrecklich langen Brief erhielt,

in dem er von Dir kein Wort ſpricht. Nein, das iſt nicht wahr; er grüßt Dich herzlich und denkt oft an Dich. —

Wie ſteht's um Deine Kloſtergeſchichte? — Schreib mir! Es iſt keine rechte Ruh' mehr hier im Hauſe: der Pfarrer Bang liegt oben und ſchnarcht, Chriſtian bläſt immer lamentable Flöte und Winkelmann exzerpiert die Leſebibliotheken. Nun kommt dieſer Welthanswurſt, der Robinſon und will von mir profitieren, und nun bin ich ſchon ganz zuſammengeworfelt und finde mich zwar zuſammen, aber nicht aus mir heraus.

Clemens.

Lieber Clemens!

Hier ein Brief von Md. Mereau, der an mich adreſſiert war; Du haſt ſie vielleicht jetzt ſchon geſehen und mit ihr geſprochen, ſage mir, ob ſie noch ſchön iſt, oder vielmehr, ob Du ſie noch lieb haſt. Ich war auf der Gerbermühle und hab' der Marianne von Deinem Lied erzählt, nun mußt Du ihr es auch ſchicken, ſie iſt ſehr begierig darauf wie natürlich, ich ſoll Dich grüßen von ihr. Ich hab' gefragt, warum ſie ſo wenig mit uns war während Deinem Hierſein; ach, ſie wußt' es nicht warum! — Und ich weiß auch nicht, warum ich hierſitze und der Zukunft den Rücken drehe und in den Spiegel einer weit zurückgezogenen Zeit ſchaue und auf einen kleinen Fleck nur ſchaue. Das iſt der Beginn unſeres Briefwechſels! — Weil Du jetzt fort biſt, ſo hab' ich mich gar nicht mehr beſinnen können, wie ich

Dir ſonſt ſchrieb, der Mereaubrief will doch zu Dir, ich muß ihn ſchicken und ſchreiben! — Da ſuche ich nun in Deinen früheren Briefen, wie es ſonſt mit uns war, ſo ganz gedächtnislos bin ich und finde ein Lauffeuer verbundener Gefühle und Gedanken, ein Morgenrot, ein Morgenlicht, ein Aufblühen, ein Mittagsglühen, ein unermüdliches idealiſches Tragen und Heben, ein Lehren in Liebe verwandelt und endlich eine ſchöne reine Lebenskühle! — Ich bin ermattet, ſie tut mir wohl, dieſe Friſche! — Meine Sinne wollen ſchlafen ein wenig, es war ein zu heißer Frühling. Knoſpe an Knoſpe blühen alle, — Du gehſt voran; ungeduldig, da machſt Du die Tür auf vom nächſten Revier, wo die Blüten freudig herumtanzen, und wie es da weitergeht mit Befruchten und Reifen, das ergreift Dich. Das Leben will keine Zeit verlieren! Ich aber bleib' noch hier, das ſchmale grüne Fleckchen des Unvergeßlichen! — erſter Geſchwiſterliebe, erſter Erſcheinung des Lebens, der ich mich verbunden habe; das braucht ja keiner Roſenglut, keiner glühenden Früchte, das Hoffnungsgrün iſt ſo rein, ſo einladend immer, auch im Nebel lebendig durchſchimmernd. — Das iſt mein Plätzchen. —

Es iſt jetzt ſehr ſtill bei mir, weil Du nun fort biſt, ich werd' mich aber bald wieder dran gewöhnen. — Du wirſt doch wohl nicht mit Deinem Freund Wrangel nach Rußland gehen! — Ich rate herum! — Sonſt haſt Du mir alles geſagt, diesmal gingſt Du mit einem Geheimnis auf dem Herzen! — Ich ſeh' Dich in Gedanken über's Meer forteilen; das gebührt Dir ja auch. — Ich ging' in andre Weltteile und machte da

jede Hütte auf an Deiner Stelle. — Wie iſt das dumm, daß man wie ein eingeſperrter Vogel von einem Stängelchen zum andern hüpft, von Marburg nach Frankfurt, wieder nach Marburg, zur Abwechſlung nach Jena oder Weimar! — Für was lernt man Geographie und kann die Welt auswendig auf den Tiſch malen! — Und bleibt hinterm Tiſch ſitzen, kommt nie in ſie hinein. O, welche ſchwere Verdammnis, die angeſchaffnen Flügel nicht bewegen zu können; Häuſer bauen ſie, wo kein Gaſtfreund Platz drin hat! — O Sklavenzeit, in der ich geboren bin! — Werden die Nachkommen nicht einſt mitleidig mich belächlen, daß ich mir's mußte gefallen laſſen, wenn wir vielleicht als Geiſter einſtens ſklaviſche Natur uns vorwerfen! — Wie! Ihr habt den Geiſt eingeſperrt und einen Knebel ihm in den Mund geſteckt und den großen Eigenſchaften der Seele habt Ihr die Hände auf den Rücken gebunden? — Ach Clemens, gehe Du doch nur immer aufs Meer, wo jede Welle in die andere fließt! wo nichts noch feſte Geſtalt hat, wie gewonnen, ſo zerronnen! Beſſer, daß alles zerfließe, als daß Geſtalt gewinne, was nicht ganz Großmut und Freiheit wäre! — Das ſind ſo nachwehende Töne aus meinen Unterhaltungen mit der Günderode, die auf drei Wochen nach Hanau iſt.

Geſtern waren wir bei Bethmann zu einer Lektüre vom Hamlet, die Szene zwiſchen ihm und Ophelia unterbrach die Vorleſung, jeder hatte ſie allein für ſich geleſen, aber laut ſie zu leſen, das wollte keiner. — „Ich will's vorleſen," rief ich, und glaubte, nur die Schwierigkeit dieſer Szene, Charakter und Doppelklang

der Ironie wiederzugeben, verhindere das Weiterlesen. „Wie, Sie wollen's lesen?" schrien alle; ich war schon aus meiner Ecke hervor am Tisch und las mit lauter Stimme die ganze Szene trefflich, ja trefflich, denn die ganze Zeit hatte ich eine Umwälzung aller Sinnen erlitten, und nun kam die Rache, und die Lenznacht meiner Empfindungen stieg aus meiner Brust empor wie eine Feuersäule, und ich las fortstehend und freute mich am Widerhall meiner Stimme, und — siehe da, alle waren fort in die andren Zimmer, ich war allein gelassen worden. — Was sie dachten, weiß ich nicht. Auf mich hatte es eine glückliche Wirkung; zum erstenmal wieder eine Nacht wie die in Offenbach sonst waren, wo der Schlaf so leicht mich deckte, als sei es ein Erwachen in eine höhere Sphäre. — Es weissagt etwas in mir, daß eine Kraft in dieser Welt sei, die mit Leidenschaft mich liebt.

Bettine.

Weimar bei Friedrich Maier.

An Bettine.

Ich ging so hastig von Frankfurt; mein eiliges Entlaufen, mein gehemmtes Gehen und Wiederkehren, das mußte Dir, geliebtes Kind, wie das Tun eines Nachtwandlers vorkommen, und so war's auch; ich war wie ein Schlafender, der sich gern seines Traumes erledigte, wenn er nur könnte; nun hab' ich bei diesem Abschied von Dir gefühlt, daß ich träume, daß ich wohl erwachen werde, wenn ich im Traumwahn von Deiner Seite weiche, daß ich dann in nichts Ersatz

finden werde für die Heimat bei Dir. — Aber der Traum gibt einem andre Hoffnungen, die allergrößten vom Erdenleben! — Und führt einem durch die allerunbeſonnenſten feurigſten Lebensepochen; iſt man erwacht, ſo ſitzt man tief in der leeren Erdenſchererei, und alle prophetiſchen Klänge der hohlen Baßgeige Erfahrung begrüßen einem mit dem fatalen: Hab' ich dir's nicht geſagt? Bis jetzt bin ich dahin noch nicht gekommen, meine Hoffnung im Steigen, meine Erwartung vom Zuſammenleben mit viel bedeutenden wunderlichen, liebenswürdigen Menſchen hier, aufs höchſte geſpannt! — Der Park ſteht in ſeinem edelſten Grün. Du haſt ſolchen üppigen Raſen, ſo belaubte Kronen noch nicht geſehen wie hier, wo ein raſcher, kühler Fluß mit unendlicher Geſchäftigkeit alles Leben nährt und in ſeinem Verband hält, er gibt der irdiſchen Luſt allhier einen himmliſchen Anſtrich von Kraft, von Poeſie, von Lebensfülle. Einbrüche, Wortbrüche und noch ſpeziellere Brüche ſtürzen alle die Verhältniſſe ein, die nicht unter des Wonnemonats heiliger Gerichtsbarkeit ſtehen. Er teilt Hirtenbriefe aus zu Schäferidyllen; Ablaßbriefe, Beichtzettel, Schmutztitel von Erbau- und Predigtbüchern im Wonnemonat gehalten, findeſt Du an den heimlichen Ufern der Ilm hingeſtreut, alles vom Wonnemonatheiligen unterſchrieben. Du findeſt aber auch in dieſem Park die ſchönſten Altargeländer zum Anbeten der Heiligen! — Gerichtsſchranken zum Verurteilen, Ketten und Fußblöcke zum Feſſeln. Und da liegt mancher, der ſich nicht kann helfen, da ſind Prüfſtände des tentamen und examen rigorosum des Lebens, Krieg, großer

Kampf, kleine Hinrichtungen, Miſſetäter, die ihr Leben lang an einer Kette ſchleppen, Gaudiebe und Gaudiebinnen, die leicht von Hand zu Hand gehen laſſen, was ſie ewig zu bewahren geſchworen hatten. Aber auch mitten unter dieſem Gewühl findet ſich der Schlüſſel zu dem ſtilleren Garten des Eden, in dem zuerſt das ſtille, milde Erfreuen über das Sein einem anwehet, — wo man zuerſt es ſich ſagt, welch beglückend Gefühl dieſes Sein iſt, das die Entzückung unterbricht, um aufs neue wieder den Segnungen der Ruhe ſich hinzugeben. Der Morgen geht auf; — unter dem Baumſchatten auf der Haustürbank ruhig hingelagert, ſich und die Welt anſchauen, das deucht einem das perennierende Vergißmeinnicht des Genuſſes. —

Ich könnte ſo fortträumen, um Dir zu beweiſen, daß ich träume! — Es iſt ein wahrer Tauſchimmer von Lebensblüten, und alle meine Empfindungen ſind ein blumiges Spielgärtchen, in dem die erfriſchte Welt in der Morgenröte liegt! — Und die Vergangenheit? —

Ich wohnte unter vielen vielen Leuten
Und ſah ſie alle tot und ſtille ſtehn,
Sie ſprachen viel von hohen Lebensfreuden
Und liebten, ſich im kleinſten Kreis zu drehn;
So war mein Kommen ſchon ein ewig Scheiden,
Und jeden hab' ich einmal nur geſehn,
Denn nimmer hielt mich's, flüchtiges Geſchicke
Trieb wild mich fort, ſehnt' ich mich gleich zurücke.

Und manchem habe ich die Hand gedrücket,
Der freundlich meinem Schritt entgegenſah,
Hab' in mir ſelbſt die Kränze all gepflücket,
Denn keine Blume war, kein Frühling da,

Und hab' im Flug die Unſchuld mit geſchmücket,
War ſie verlaſſen meinem Wege nah;
Doch ewig ewig trieb mich's ſchnell zu eilen,
Konnt' niemals nicht des Werkes Freude teilen.

Rund um mich war die Landſchaft wild und öde,
Kein Morgenrot, kein goldner Abendſchein,
Kein kühler Wind durch dunkle Wipfel wehte,
Es grüßte mich kein Sänger in dem Hain;
Auch aus dem Tal ſchallt' keines Hirten Flöte,
Die Welt ſchien mir in ſich erſtarrt zu ſein.
Ich hörte in des Stromes wildem Brauſen
Des eignen Fluges kühne Flügel ſauſen.

Nur in mir ſelbſt die Tiefe zu ergründen,
Senkt' ich ins Herz mit Allgewalt den Blick;
Doch nimmer konnt' es eigne Ruhe finden,
Kehrt trübe in die Außenwelt zurück,
Es ſah wie Traum das Leben unten ſchwinden,
Las in den Sternen ewiges Geſchick,
Und rings um mich ganz kalte Stimmen ſprachen:
„Das Herz, es will vor Wonne ſchier verzagen."

Ich ſah ſie nicht, die großen Süßigkeiten,
Vom Überfluß der Welt und ihrer Wahl
Nußt' ich hinweg mit ſchnellem Fittich gleiten.
Hinabgedrückt von unerkannter Qual,
Konnt' nimmer ich den wahren Punkt erbeuten
Und zählte ſtumm der Flügelſchläge Zahl,
Von ewigen unfühlbar mächt'gen Wogen
In weite weite Ferne hingezogen.

Eben erhalte ich Briefe von Arnim mit ſeinen Reiſeplänen ſchon unter Segel; er geht übers Meer; unſre guten Wünſche, mögen ſie ihm gute Engel der Begleitung ſein; leſe ſelbſt, die Briefe ſchicke hierher zurück. — Deine kleine Freundin Löwenſtern wirſt Du nun bald wiederſehen, ſie iſt geſtern abgereiſt, ich hab' ſie

aus meinem Fenſter bei ihrer Freundin Fümelle einen zärtlichen mädchenhaften Abſchied nehmen ſehen; wenn Du ſie ſiehſt, ſo empfiehl mich ihr als Deinen treuen Bruder, den ihre Freundſchaft zu ihrer Geſpielin ſehr gerührt hat; das Fräulein Fümelle wohnt mir gegenüber und wird, wie ich höre, auch bald nach Offenbach gehen, ich ſehe oft mit Vergnügen, wie ſie ihre kleine zierliche Figur von Fenſter zu Fenſter trägt und keine Ruhe in den Füßchen hat, und wie ihr Herr Papa ſein Barbierbecken am Fenſter ſtehen hat, und wie das Barbierbecken den Herrn Papa abwartet, bis er ſeinen Bart hineinſchaben läßt von dem kunſtreichen Meſſer eines Weimarer Barbierheros! — Alles iſt nämlich hier von einer Muſe des Übermutes genährt, keiner geht über die Straße ohne perſönliches Gefühl des Mitwirkens in die tolle Alltäglichkeit, ſelbſt bis auf den Friſeur, der einer der wichtigſten Kavaliere iſt. Das ganze Windmühlenwerk der Künſte iſt fortwährend im Gang, die Hand des Tonkünſtlers und der Fuß des Tänzers klappen ineinander, die Kunſtreihe körperlich geiſtiger Fertigkeiten wird durch einen Aufwand geiſtiger Regierung aufs höchſte geſteigert. Fragen, Suchen und Finden ſind drei verſchiedene Ichs, die überall ſich beiſammenfinden, ſie bilden wie eine Ölſchlagmühle eine Witzſchlagmühle. Nun ſchlagen auch noch die Nachtigallen dazu. Zwiſchen den blühenden Büſchen wandlen Deutſchlands größte Geiſter, eingehüllt in den Nimbus ihres Namens; — es iſt für einen Anekdotenjäger das beſte Revier; wärſt Du hier, wir würden die Zeit aufs beſte genießen, und Du würdeſt auf dem Schmetterlingsflügel der Welt wie auf einem Teppich Dich tummeln,

denn ſo möchte ich Weimar nennen ſtatt deutſches Athen, mit welchem abſurden Namen es ſich prahlt.—

Ich bleibe auf jeden Fall einige Zeit hier, wo Du mich gern wiſſen ſollſt, denn ich bin ſehr gern und glücklich hier und ſtreife meinen Mißmut ab wie eine alte Schlangenhaut. Das einzige iſt, das Salbadern mit Herders Tod langweilt mich; aber auch hierüber iſt ein Scherz nicht unwillkommen:

Herder iſt von uns gegangen,
Goethe ſieht ihm traurig nach;
Wieland trocknet ſeine Wangen,
Und Amaliens Herze brach. —

Dieſe empfindſame Geſellſchaft hab' ich, wie ſie im Vers beſchrieben iſt, mit ſchwarzer Kohle an die weiße Gartenwand vor Goethes Garten, der in den Park führt, abgemalt; alles iſt hingegangen, es zu betrachten. Der abgehende Herder und der weinende Wieland ſind unwiderſtehlich gelungen! —

Lebe wohl! Schreibe mir, ſchreibe doch der Mereau ein paar Worte und liebe ſie, wie ich es um Dich verdiene, daß Du die liebſt, die mich verſteht. — Von allem dieſen haben wir unter uns geſprochen, und Du wirſt mit andern nicht davon reden.

Du kannſt mir einen Gefallen tun, wenn Du mir ſechs kleine Chemiſettchen geſtickt und mit Kragen von feiner Leinwand machen läßt; ich wünſche ſie aber ſehr bald, deswegen laß ſie recht artig, aber nicht zeitſpielig machen. Ich konnte dieſen kleinen Toilettenbetrug ſonſt nicht leiden, aber ich will hier ein bißchen unter die Leute gehen und weiß ja noch nicht, ob ſie verdienen,

mich in meinem wahren Hemde zu ſehen; die Dinger müſſen nur ein Herzfleckchen und bißchen Hals ſein. Herz und Hals wage ich nur in der Liebe.

Dein Clemens,
bei Friedrich Maier.

Ich habe nicht Zeit, das Lied an Marianne abzuſchreiben, ſchreibe Du es ab. —

Es ſtehet im Abendglanze
Ein hochgeweihtes Haus,
Da ſehen mit ſchimmernden Augen
Viel Knaben und Jungfraun heraus.

Sie wechſlen mit Weinen und Lachen,
Sie wechſlen mit Dunkel und Hell,
Mit ſchimmernden Augen und Wangen
Sie wechſlen ihr Röcklein gar ſchnell! —

Dort hab' ich mein Liebchen geſehen,
Ein freundliches zierliches Kind;
Sie konnte wohl ſchweben und drehen
Wie fallende Blüten im Wind.

Und die in dem Hauſe dort wohnen,
Sind heilig und wiſſen es nicht,
Sie ſpielen mit Kränzen und Kronen
Alltäglich ein neues Gedicht.

Sie ſind gleich den Göttern und handlen
Alltäglich in andrer Geſtalt,
Mein Liebchen wird auch ſich verwandlen,
Das tut meinem Herzen Gewalt.

O Liebchen, wo biſt du geblieben?
Ich ſteh' vor dem ſchimmernden Haus,
Und will dich beſcheiden nur lieben,
O Liebchen, o ſehe heraus!

Ich will dein pflegen und warten
Im Herzen ſo treu als ich kann,
Da ſeh' ich ſie ſitzen im Garten
Wohl bei einem reichen Mann.

So kauf' ich mir Harke und Spaten,
Bind' mir ein grün Schürzelein vor.
Ich ſtell' mich, als wär ich der Gärtner,
Und klopf' bei dem Reichen ans Tor.

Tu auf, o Reicher, den Garten,
Ich will dir ſo gern ohne Sold
Die Blumen all pflegen und warten,
Sie ſind ja mein Silber und Gold.

So ſei mir, o Gärtner, willkommen,
Zieh höher die Roſenwand mir.
Verflecht ſie zu Netzen und Schlingen,
Ich habe ein Vögelchen hier.

Zieh höher und dicht mir die Laube,
Zieh mir ein gitternes Haus,
Daß keiner das Vögelchen raube,
Daß es nicht fliege heraus.

Da klinget ſo herzlich und ſüße
Im Garten ein inniges Lied,
Die Bäume ſie ſenden ihr Grüße,
Die Blume lauſchend ihr blüht.

Da ſeh' ich mein Liebchen ſo weinen,
Sie ſieht zu mir heimlich herauf.
Die Sonne will nicht mehr ſcheinen,
Die Blumen, ſie gehen nicht auf.

So haſt du dann es verlaſſen,
Das ſchimmernde Götterhaus,
Deiner Locken Gold wird blaſſen,
Deiner Augen Licht gehet aus.

O Liebchen, o ſei nicht ſo munter,
Du haſt vergeudet dein Los;
Dein Sternlein, es gehet ja unter
Tief in des Meeres Schoß.

Ans Meer will ich und ſtehen
Still in dem Abendſchein,
Da muß in den Wellen ich ſehen
Verſinken dein Sternelein.

Im Niederſehen da rollen
Die Tränen ſtill hinab,
Die ſich vereinen wollen
Mit deines Sternes Grab.

Dies Lied hab' ich erſonnen
Wohl vor jenem Zauberhaus,
Das glänzt in der Abendſonne,
Wo du nicht mehr ſiehſt heraus.

Als Jugend um Liebe brennte
In irrem Liebeswahn,
Da wollteſt du ihn nicht erkennen,
Die hell mich blickte an.

Lieber Clemens!

Dein Brief hat einen Eindruck auf mich gemacht, wie ungefähr das Licht wirken muß auf einen, der lange blind geweſen oder im Dunklen herumtappte. — Du gingſt von hier und warſt ſo unzuſammenhängend, daß ſelbſt die Trennung von Dir überſprungen war; Du liefſt, Du liefſt, hätte ich nicht dem Buben vor der Haustür mein Schnupftuch in die Hand gedrückt und ihm geſagt, er ſolle Dir nachlaufen, denn Du habeſt es vergeſſen, ſo wußte ich nicht, wie ich Dich im letzten Augenblick noch an mich erinnern ſollte. — Der Knabe kam zurück und ſagte, Du habeſt es in den Buſen geſteckt und aufgetragen, mich tauſendmal zu grüßen! — Tauſendmal! — Einmal wär' genug geweſen! — Wenn Du nur vorher Dich beſonnen hätteſt,

daß Deine Schweſter Dir gegenüberſtand und wartete, daß Du ſie ans Herz drücken ſollteſt. — Der Knabe ſagte mir auch, der Poſtwagen war noch nicht fertig angeſpannt, Du ſeieſt voran dem Tor zugegangen! — Ach, Deine Ungeduld fortzukommen, ſie war Dir eingeimpft durch jenen letzten Brief, den Du aus Weimar erhieltſt; das Fieber ergriff Dich gleich, Du ſtürmteſt fort! — Du haſt mich immer geplagt, daß ich nie einen Verſuch gemacht habe, Deine Bitte zu erfüllen, irgend etwas niederzuſchreiben. Ich hab' ein Märchen geſchrieben, ſeit Du weg biſt.

Ein ſchwermütiger Jüngling, von Träumen aufgeregt, erwacht in der Nacht, die heiß und glühend die Welt umfängt wie geſtern, wo es die ganze Nacht wetterleuchtete; er ſtürzt hinaus ins Freie mit ſeinen getreuen Hunden und kommt in einſame fürchterliche Gegenden, wo ſchreckliche Waſſerfluten von den Felſen niederſtürzen und die Bäume auf den Höhen über ihm zuſammenkrachen, wo es feucht iſt und giftige Kräuter am Geſtein ſich hinaufranken und betäubend duften. Hier hört er auf einmal ein helles fröhliches Lied ſingen, mit luſtiger Stimme, er geht dem Tone nach und entdeckt einen mutwilligen Knaben, der über einem ſchrecklichen Abgrund ſich ſchaukelt, über den brauſenden Waſſern, die in ſtürmender Eile dahinrollen. Er ſieht's, erſchrickt, wird tief bewegt von der Lebenskeckheit, viele Empfindungen machen ſein Herz ganz wild und glühend, er glaubt das Kind zu kennen, er will es warnen, er will es retten, doch nein, es iſt ihm noch fremd, nun entſpringt heiße Liebe zu dem heiteren Weſen in Todesgefahr, die Hunde klettern

ihm nach, wie er ſich verſteigt, dem Kinde nachzukommen, ſie ſuchen ihm Bahn, doch mit Angſt, und möchten ihn abmahnen, er gelangt endlich hinauf, jetzt iſt die Frage, was er mit dem Kinde anfängt. —

Er ſtößt ihm einen Dolch in die Bruſt, ohne es zu wiſſen, ſagt die Günderode. Ich bin aber nicht ſo grauſam und will das nicht, ich ſage nein, es begegnen ihm mit dem Knaben noch wunderbare Dinge, der ſich ganz mit ſeinem Schickſal verknüpft, das führt ihn durch Glaub', Hoffnung und Lieb', und das Märchen endet auf eine eigne Art. — Wenn es ſo enden ſoll, ſagt die Günderode wieder, dann iſt der Clemens der Jüngling, ſeine neue Geliebte iſt der Knabe und wir zwei ſind die zwei getreuen Hunde, die zwar ihn warnen, aber nichts vermögen, hätt' es aber nach meiner Art geendet, ſo warſt Du, Bettine, der Knabe. —

Ja, wir beiden treuen Hunde von Dir, lieber Clemens, ahnen ein ſchwer Gewitter über Deinem Haupt. — Wir möchten Dich wieder nach Hauſe perſuadieren und Dich beſchwören, den Block zu fliehen, wenn Du auch ein Weilchen die Ketten mit Dir noch herumſchleppen mußt. —

Ach Clemens, ich bin müde und bin wie krank, aber es wird ſchon beſſer werden, könnt' ich nur zur Großmama nach Offenbach; die Luft iſt mir dort zugetan, ſie brachte mir immer gute Botſchaft von Dir, beſonders im Frühling, da war die Luft ganz würzig von aller herzlichen Begeiſtrung der Bruderliebe. Die Günderode ſagt auch zu mir, geh nach Offenbach, aber nun hat mir geſtern der Gärtner

meinen Orangenbaum geſchickt und meinen Feigenbaum und den Granatbaum voll Knoſpen, wer wird ſie pflegen, bis ich wiederkomme? — Ich häng' an dieſen Bäumen, die nun ſchon zum zweitenmal mir blühen, ich bin ihr Spiegel, ſie ſehen ſich in mir, ſonſt ſagt ihnen keiner, daß ſie ſchön ſind, — ſo will ich hier bleiben. — Aber die Schwalbe dort, die alle Jahr' am Dachfenſter baut, und der zulieb' ich nachts es offen ließ, und die hereinkam morgens, mich zu grüßen, wenn ich noch ſchlief, die wird nach mir ſuchen, und der Lavendel, der jetzt blüht, wer wird ihn abſchneiden? Es wird alles verkehrt gehen dort, ich will hin auf acht Tage nur. Ich hab' mit Bäumen und Sträuchern zu reden, hören ſie meine Rede zu ihnen nicht mehr, ſo werden all ſie meine Sprache wieder vergeſſen. — Oft am Fenſter früh, wenn der kühle Wind von Oſten her den Tag ankündigte, ſah ich den Mond noch am Himmel mit dem Morgenſtern ſich unterhalten. Alles iſt Mitteilung in der Natur, alles hat Flammenzungen, ſelbſt der kalte Quell, in dem Du Dein Antlitz badeſt! Denn: iſt Kälte nicht auch Feuer? — Ob der Schnee nicht die glühende Aſche iſt, die vom Himmel herabfällt, Du kannſt's nicht wiſſen! — Gleich drauf, als er die Aſche abgelagert hat, entzündet ſich die blühende Erde, die düſterejche, — alles wird Flamme, der Vogel, der im Buſch hüpft, iſt ein ſpielend Flämmchen, und ſo alles Leben iſt Flamme des erſchaffenden Geiſtes! — Wer iſt aber dieſer? — Ich bin, die es zu denken vermag und im Gedanken den Glauben verbirgt wie den Keim im Buſen der Erde. Der Glaube iſt die Kunſt, die Macht und die Kraft des Schöpfungswerkes!

— Sie wird ſtille ſtehen, die Welterzeugung, die Schöpfung — wenn wir ſagen, weiter gibt es nichts, als was wir durch die bedingende Grenze unſers Wiſſens erlauben, daß es ſei. — Ja wohl auch — weiter gibt's nichts! Ich erlaub' aber alles, was ich zu denken vermag, daß es gleich ſein darf. Wie ſoll ich das Schöpfungswort: Es werde, mir anders auslegen? — Ich glaub' daran, daß wir einander begreifen ſollen, wir geſchaffne Weſen — daß im Begreifen das Erſchaffne liege, daß im Erſchaffen die Unſterblichkeit ihren unendlichen Keim heraufträgt zum Licht! — Licht! — Licht! — Was iſt das? — iſt's das, was wir mit dem dunklen Blick unſeres Auges auffangen? — Was uns den Vorhang wegzieht, der Nacht und Flur und Wälder zeigt im Schmuck der Farben? — Ja, das iſt's, aber wo iſt ſein Ende? — Es erleuchtet die Unendlichkeit in die Ewigkeit hinein. O, was iſt in der Ewigkeit möglich? — Die offne Pforte, aus der die Schöpfungskraft niederwallt, ein voller unverſiegbarer Strom! — Das Lichtelement, — der alles umfangende Schoß deſſen, was der Geiſt begreift. — Dies Begreifen iſt ein Lichtſchöpfen; das iſt der Gedanke. Denken iſt, einen Leib annehmen, das iſt Wirklichwerden! — Wer aber dies Wirklichwerden erzeugt, der iſt eine erſchaffende Kraft! Dieſe Kraft iſt die Unſterblichkeit im Menſchen, wer ſie übt, der kann nicht vergehen, was aber nicht in ihr liegt, das iſt Aſche, die niederfällt, wie der Schnee niederfällt von der Himmelsfeſte. Dieſe Geiſtesaſche liegt ſchützend über dem nachkommenden Weltenfrühling, er wird durchdringen mit ſeinen tauſend und

aber unzählbaren Flammengeſchlechtern, die alle zur Unſterblichkeit ſich aufſchwingen, die alle Tatkraft werden der Erſchaffung! Ja, das iſt die Werkſtätte des Gottes, ſie heißt Weltengeiſt, in ihr wirkt die Menſchheit das Unendliche, nur um ſelbſt unendlich zu ſein! — Und ich bedenke dies und frage mich, was für ein Werk in der Schöpfung ſoll ich doch vornehmen? — Damit ich meine Unſterblichkeit feſte und ſie durch die Ewigkeit ſtrahle, denn alles Tun iſt nur Selbſterhaltung, und was ich nicht belebe mit meinem Geiſt, in dem bin ich geſtorben, aber den Tod ſoll ich bezwingen, das iſt die Aufgabe der Unſterblichkeit.

Wie tief fühle ich's, daß es ſo iſt und ſein muß! — Und ich getraue mir, in meinem Geiſte dieſe Schöpfung fortzuführen in dem, was mir am nächſten liegt, was mich anſpricht um Erlöſung! — Es ſind die Blumen, die wollen von mir begriffen ſein, allerdings um ihrer ſelbſt willen! — Sie ſind verſtanden in allen Winken, die ſie uns geben, ſo ſind ſie in eine neue Sphäre geboren, und auch ſie ſind unſterblich durch den Begriff, der ſie immer weiter erzeugt! — ſo iſt's gewiß, daß ſie eine Sprache führen, die ganz mit unſern Empfindungen verwandt iſt, ſie reden alſo mit uns! — Nun? — Haben wir denn keine Antwort? — Keine Mitteilung ihnen zu machen? — Ach nein! Eine Blume iſt ja nur ein Fragzeichen der Natur; — die ganze Natur iſt Sprache, die Blume iſt ein Wort, ein Ausdruck, ein Seufzer ihrer vollen Bruſt! — Ja die Blume ſpricht auch für ſich zu Dir, aber die ganze Natur bedarf ihrer, um ſich ſelbſt auszuſprechen, und alles Sein iſt ihre Sprache, ſo redet die Natur mit dem Geiſt!

Und dieſe liebende Unterhaltung iſt die Nahrung des Geiſtes, daraus ſchöpft er ſeine Unſterblichkeit, daß er ſie begreifen lernt und durch den Begriff ſie eben forterzeugt. Alſo ein Erzeugender kann nicht ſterben, denn in ihm würde die Unſterblichkeit untergehen! —

O lache mich nicht aus mit meinen Reden, es iſt nichts, es iſt Kopfweh, unendliche Müdigkeit; ſchlafen verlangt's in mir! An die Mereau ſoll ich ſchreiben? — Was denn? — Ich kenne ſie nicht, ſage mir, was ſie iſt, ſo will ich einen Stein in den Brunnen werfen, ob ſie verſteht, was der ankündigt.

Am Morgen nach einer wohldurchſchlafenen Nacht muß ich doch dem Brief von geſtern noch einen menſchlichen Schluß geben, Du könnteſt ſonſt glauben, ich habe mich verſtiegen (übergeſchnappt). Clemens, was hab' ich Dir vorgeplaudert? — Ich will's nicht wieder leſen, ſonſt würde ich's vielleicht zerreißen, und einen zweiten ſchreiben kann ich nicht. Geſtern war ein Kopfwehtag, heute bin ich wohl, aber matt und ſehr aufgelegt zum Schlummer, und es iſt mir doch ſo bequem, daß ich mir ſelber angehöre, und nichts will ich von allem behalten, was mir auf ewig ſollte bleiben. Übertrage meine Liebe zu Dir auf die gute Sophie! Ich werde dann kommen und naſchen wie ein Kätzchen von dem, was ehmals mein war! — Adieu doch! ich bin ſchon ganz froh, daß ich nichts mehr zu hüten habe mit ſauerem Schweiß. Lieber ein Bettelmann ſein als ein Hüter von etwas, was einem doch nicht gehört!

Bettine.

Liebe Bettine!

Ich bin ſehr betrübt, daß Du mir gar nicht ſchreibſt, ich bin immer in Angſten, Du mögeſt krank oder unwillig auf mich ſein, auch Sophie iſt betrübt darüber, denn ſie liebt Dich gar ſehr, ich habe mir alle Deine Briefe von Marburg ſchicken laſſen und ſie ihr vorgeleſen, Du glaubſt nicht, Liebe, wie ſie das rührt, und täglich, wenn ich vertraulich mit ihr zuſammenſitze und uns recht wohl wird, ſpricht ſie: „Ach, wenn doch Bettine bei uns wäre!“ Sie wird durch Deine Freundſchaft recht glücklich werden, bis jetzt hat ſie auf Erden noch keine Seele gehabt, die ſie ſo recht lieben konnte, ſie iſt ihr ganzes Leben durch wohl grauſamer getäuſcht und mißhandelt worden als irgendein anderes gütiges und ſchuldloſes Weſen, und allen hat ſie vergeben, alles hat ſie vergeſſen, iſt nicht menſchenfeindlich geſinnt, iſt immer freundlich, mild und unendlich anmutig, ich habe eine ruhige, herzliche Empfindung für ſie, die ich vorher nie gehabt, und auch ſie liebt mich täglich mehr und inniger, und wir vertrauen unſerm Geſchick, das uns voneinander geriſſen, um uns einander beſſer wieder zu geben. Liebe Bettine, ich habe Dich ſo unendlich lieb, ſo lieb, als ich Dich je liebte, ich fühle immer mehr, daß Du mein Herz genährt und erhalten haſt. Du haſt mich zu dem Menſchen erzogen, den meine Geliebte achten und lieben muß, ohne Dich wäre ich verzweifelt am Leben und an dem Heil. Ich wollte, Du könnteſt mich verſtehen, ich wollte, Du könnteſt recht deutlich fühlen, wie Dir nichts durch meine Liebe zu Sophien entzogen wird, nein, ich fühle tief im Herzen, wie ich mich

durch ſie in Deiner Liebe verherrlichen kann, ich werde, durch ſie zur Ruhe gebracht, alle die Kräfte meines Geiſtes und meines Herzens im Tüchtigen glücklicher entwickeln, ich werde ohne Sehnſucht, ohne Begierde die Augen auf mein Tagewerk wenden können und es zur Ehre meines Lebens vollenden, Du bleibſt ewig meine Richterin, Du bleibſt das Maß meiner Empfindung und mein vertrauter Gott auf Erden. Wie Du liebſt, Bettine, ſolcher Liebe wird auf Erden nicht genug getan, und wen Du an Dein Herz ſchließeſt, der betet, Deine Arme aber überreichen ihn, ſie reichen in den Himmel und holen den Segen herab für den Frommen, den Du liebſt. — Liebes Kind, wir werden noch einſtens ſehr glücklich ſein auf Erden, denke Dir, wenn Du die Gattin eines einfachen vortrefflichen Mannes wärſt, der mich liebt, und ich und Sophie, wir alle viere leben in inniger Verbindung und teilen alles und ehren uns gegenſeitig und lernen uns einander das Vortreffliche ab. Ich habe das feſte Vorgefühl, daß es uns bald ſo werden wird, und ich bete darum zum Himmel, Du kannſt meinem Himmel nur recht vertrauen, denn er liebt Dich, und gewährt er Dir meine Bitte nicht um meinetwillen, ſo iſt es doch um eines gewiſſen lieben Kindes willen, um die geliebteſte Bettine. Ich bin jetzt täglich bei dem vortrefflichen Bildhauer Tieck, der mich ſehr lieb hat, es iſt etwas Entzückendes, ihn arbeiten zu ſehen, wie er Götter und Menſchen mit einem kleinen hölzernen Spatel aus Ton herauszaubert. Ich wünſchte Dich oft zu mir her, daß Du das auch ſehen könnteſt. Ich hoffe Dir bald etwas von ſeiner Arbeit ſchenken

zu können, um es auf Deinen Tiſch zu ſtellen, er hat mir es verſprochen. — Ich bitte Dich nochmals herzlich, mir ja gleich und viel zu ſchreiben, und wenn Du Sophien auch ſchreiben wollteſt, ſo recht, wie es Dir ums Herz iſt, ich glaube, es würde ſie ſehr freuen. — Ich bat Dich in einem Briefe um eine Puppe für der Mereau ihr Kind, ich bitte Dich nochmals herzlich darum, die Kleine plagt mich alle Tag', und hier kann man keine leibliche haben. Schreibe mir doch ja, ſo glücklich bin ich doch nicht auf Erden, daß einige Worte von Dir mich nicht unendlich glücklicher machen könnten, ſei mir tauſendmal geküßt; grüße Gundel von Herzen.

Dein Clemens,
bei Doktor Fr. Mayer.

Liebe Seele!

Schon viele Tage war ich ſehr betrübt, gar keinen Brief von Dir zu haben, ich war oft recht ängſtlich, Du mögeſt mich nicht mehr recht lieben, und ich wäre doch ſo recht unglücklich ohne Dich. Heute wollte ich Dir nun mein Leid über Dich recht kläglich beſchreiben, und da erhielt ich denn Deinen einzig lieben Brief, der mich wieder ein bißchen traurig macht, auf eine andere Weiſe. Daß Du Sophien nicht recht leiden magſt oder vielmehr Dich gegen ſie verſchließt, betrübt mich, wie ſehr! — Deine Liebe ihr übertragen? — O mein Kind, das iſt auch wunderbar — wem auf Erden könnten wir unſre Liebe zueinander übertragen? — Ich ſchwöre Dir, liebe Bettine, ich würde nie

ein Weib nehmen können, bei dem ich Dich entbehren könnte. Ich werde glücklich ſein mit ihr, wenn Du mit glücklich ſein willſt; ſie wird mit mir in meine Einſamkeit nach Marburg ziehen, — den Winter ſchon wird ſie mein Weib ſein, ſt — ſt — kein Wort davon geredet. — Wir wagen keine Freiheit, wir ſind beide gut und vernünftig, unſre bürgerlichen Verhältniſſe werden ſich nicht verwickeln und uns ſtrangulieren! — Wir ſind vergnügt und leicht. Das ganze Blatt hat ſich überhaupt gewendet, ſie liebt mich jetzt leidenſchaftlich, wie ich ſie ſonſt liebte, und ich bin ruhig. Ich werde nicht an ihr handeln, wie ſie einſt an mir, ſie würde ſterben, — ſie iſt ſehr gut und reſigniert auf alles um meinetwillen. Doch lerne ſie kennen, und dann liebe ſie, dann haſſe ſie, Du wirſt überhaupt entſcheiden über uns. Schreibe mir noch immer hierher, aber um Gottes und des Himmels willen ſchreibe mehr das Unmittelbare, was mich und Sophie angeht; wenn Du es nicht tuſt, das kränkt mich unendlich. Nochmals aber bitte ich Dich, der Mereau ſelbſt zu ſchreiben!

O Kind, Du willſt mit Blumen und Kräutern Dich einlaſſen und glaubſt ſchon ſie zu verſtehen. Warum willſt Du den Kreis des Vertrauens nicht auch ihr aufſchließen? — *Sie auch wirſt Du erlöſen aus* einem bezauberten Kreis der peinlichſten Gefühle! — Mich liebt ſie mehr wie ihr eigenes Leben, und Du, die ich ſo liebe, Du ſtehſt ſtarr und ſtumm vor ihr, als gehöre ſie nicht zu Deiner Welt. — Du ſtoßeſt ſie aus? — Was hat ſie Dir getan? Schreib es ihr, ſie wird ſich dann verteidigen, denn ſie liebt Dich

innig und lieſt immer in Deinen Briefen und lernt lieben daraus! — Sonſt kenne ich mehrere vortreffliche Familien, ſo was ich und Du vortrefflich achten, Leute, die mich leiden mögen! — Und beſonders lege ich mit meiner Gitarre und Deinen Kompoſitionen viel Ehre ein.

Alle Abend' ſitze ich mit irgendeiner Geſellſchaft bis ſpät in die Nacht und ſinge und ſpiele, daß mich alles lieb hat und hinterdrein doch wieder auf mich ſchimpft, das gehört ſich aber ſo auf dem Weimarer Plundermarkt. Ich bleibe wohl noch ein paar Wochen hier, drum ſchreibe immer hierher; ſehr erfreuen könnteſt Du mich, wenn Du mir, was Hoffmann komponierte, wenn auch bloß mit Klavierbegleitung, abſchreiben ließeſt, aber bald, und mir es ſchickteſt.

Vor einigen Tagen war ich in Lauchſtädt, ſechs Meilen von hier; ein Badeort, wo während der Kurzeit die hieſigen Schauſpieler ſpielen, dort ſah ich das neue Stück von Goethe, die „Eugenie", es wurde ſchlecht gegeben, aber es iſt, nu, es iſt halt von Goethe. — Als ich in die Promenade dort trat, wer kam mir zuerſt unter die Augen? — Minna R—bach, das Mädchen von Altenburg, das ich einſt liebte, Perigot, der Pariſer (läßt Dich grüßen), führte ſie. Perigot begrüßte mich, ſie erblaßte; ſie hat einen dummen reichen Mann geheiratet, ſie iſt ſehr unglücklich. Bei Tiſch ſaßen wir öfters nebeneinander, ſie war ſehr verlegen, ich redete kein Wort mit ihr; am Abend vor ihrer Abreiſe machte ich durch Perigot die Bekanntſchaft ihres miſerablen Mannes, den ich bat, mich ſeiner Frau zu präſentieren, er tat es; ich ſetzte

mich neben ſie und ſagte ihr leiſe: „Nicht wahr, Minchen, ich hatte recht, es geht dir recht ſchlecht, wie ich dir geſagt habe.“ — Da weinte ſie beinah' und mußte tanzen gehen; ich aber entfernte mich und ſetzte mich allein in die Allee, wo ich recht vergnügt an Dich gedachte, wie doch die andern Weiber alle nichts gegen Dich ſind! — Du ſollſt bald eine große Freude haben; ein Geſchenk erhältſt Du in einigen Wochen von mir, ſo köſtlich, ſo lieb, ſo haſt Du in Deinem Leben nichts gehabt, ich möchte es gar zu gern ſagen, was es iſt, aber ich denke durch mein Stillſchweigen Dir einige Briefe abzujagen. Übermorgen wird es angefangen, nun Du wirſt ein freudig Wunder daran erleben, aber höre, ſei mir auch gut und halte auch mehr auf Sophien. Lebe wohl, für Puppe, Chemiſettchen und Rock danke ich.

Dein Clemens.

Ich ſchreibe Dir morgen einige Gedichte ab, die ich gemacht.

Lieber Clemens!

Eins hab' ich ganz vergeſſen Dir zu ſagen, daß Marianne ihr Gedicht von mir empfangen hat! Ich war ſo ſehr betäubt, als ich Dir das letztemal ſchrieb, wie es immer geht, wenn ein tiefer Traum durch nichts ſich abwälzen läßt, wenn alles, was das äußere Leben hinzubringt, von ihm ergriffen wird, um ſich tiefer hineinzuträumen, wenn jedes zufällige Ereignis neue Traumverflechtungen bildet. — So war mir's, und ſo iſt mir's noch hier in dem alten Stadtleben! Dieſe

Empfindungen, dieſe Erinnerungen meines Traumlebens müſſen erſt ganz abgeſtorben ſein, ehe ich offen und frei mit Euch ſprechen kann über das Wie und Warum. Denk' Dir eine Schäferhütte mit einer Wieſe umher mit duftendem Grün, ein Muſter einfachen Glückes, die Lämmer hatten da ihre poetiſche Trift, — die niederregnenden Blüten verſprachen Früchte! — Und nein! Du haſt geirrt, es war da keine Wieſe, es war nur ein Traum hinter einem grünen Bettvorhang! — Ich reib' die Augen, ich frag', iſt's möglich? — Es war doch alles ſo wahr in jener Heimat, daß ich mich in dies Erwachen nicht finden kann, und nun weiß ich nicht, ob ich nicht jetzt eben erſt in die Traumpforte trete und entſchieden iſt, ob ich jetzt träume oder früher geträumt hab', bis dahin werd' ich an Deine Sophie nicht ſchreiben. — Ach Clemens! Das deucht Dich wunderlich, eigenſinnig vielleicht, und widerſprechend Deiner Bitte, Deiner Sehnſucht! — Aber Dein letzter Brief führt ja da ſchon wieder ein Minchen R—bach auf, die Du einſt liebteſt, von der ich nichts weiß! — Und war das kein Traum von Dir? — Und nun führſt Du den Traum fort, ſo wie Du ſie kommen ſiehſt, geheſt Du wieder auf Deinen Traum ein; Du gehſt an ihr vorbei, tuſt im Traum, als ob Du ſie nicht kennſt, ſchleichſt Dich dann an ſie heran, um ihr Vorwürfe ins Herz zu ſchleudern, die ſie verdient, wie Du meinſt, und zuletzt wachſt Du auf mit der Satisfaktion, Deiner früheren Geliebten eine Röte und dann eine Totenblaſſe abgejagt zu haben. Du erzählſt mir Deinen Traum, wie Du eben im Begriff ſtehſt, mich in einen neuen Traum

mit hineinzureißen; — was ſoll ich mich willkürlich brauchen laſſen, da ich wirklich bin, in Geſchichten, die unwirklich ſind? — Wollte ich mich da gleich bereit finden laſſen, Du könnteſt nach geraumer Zeit, aus dieſem Traumleben erwachend, mir Vorwürfe machen, Illuſionen in Dir genährt zu haben, die dann zu nichts zerfallen! — Du ſagſt jetzt ſchon, Du liebteſt ſie nicht mehr wie ſonſt! — Du ſagſt, daß ſie ſelbſt Dich einmal verworfen habe. Ach, was kann mich denn abhalten, Dir zu dienen als die Gefahr, die Du dabei läufſt! War ich nicht manchmal ſchon die kleine Rettungsinſel, wenn alles rund um Dich her überſchwemmt war? — Soll ich mich nun auch überſchwemmen laſſen? Daß Du nicht weißt, wohin Du den Fuß ſetzen ſollſt, wenn die Flut über Dich geſtürzt kommt? Wenn Ihr beide Euch wirklich wach glaubt, ſo entſchuldigt mich, daß ich ſo traumverſunken bin und mich nicht zu Euch hinüberträumen kann! — Und entſchuldigt es, daß dies alles eine Sorge iſt um Dich, die mich im Traum gepackt hat.

Weiter weiß ich Dir nichts zu ſagen, als daß ich müde und ſchläfrig bin. Geſtern waren wir auf der Gerbermühle, die Günderode mit mir, welch himmliſcher Aufenthalt; warum kann man's verſäumen, wenn man die Sonne ſo untergehen ſah, daß man ſich wieder auf dem Platz einfindet um ſie am Morgen wieder zu empfangen! — Adieu doch! —

Bettine.

An Bettine.

Du haſt nun wohl meinen letzten Brief, der mit dem Deinigen ſich gekreuzt hat, und ich hoffe, er hat Dir einen ruhigen, ja glücklichen Eindruck gemacht, damit die Verwirrungen der Sprachen wie in Babylon nicht den Fortbau unſeres Glückes hindern.

Was hat Dein Brief mir und der armen Sophie für eine Angſt gemacht, ich begreife Dich nicht! — Hab' ich Dir nicht mehrmals geſagt, daß von Dir meine Zukunft abhänge, daß es Dein Wille iſt, ja Deine Neigung, die mich bewegt zu allem, die mich lenkt! — Und ich ſage Dir nun, daß ich Sophien nie heiraten werde, wenn Du ſie nicht liebhaben kannſt, das iſt auch ihre feſte Entſchließung, und ſie opfert mehr dabei auf als ich, denn ſie liebt mich mehr als ich ſie liebe, ſie hat keine Bettine, ich habe eine, die ich ewig mehr lieben werde als alle Menſchen! Es iſt mir ewig leid, daß ich darüber an andre geſchrieben habe. Man ſcheint alle Glocken bei einer Sache angezogen zu haben, die gar nicht der Mühe wert iſt; was hat man Dir über uns geſagt? — Sag' es aufrichtig. Dabei ſitzt Du in Frankfurt zwiſchen troſtloſen Wänden und weißt Dir keinen Rat! Haſt Du denn gar kein Vertrauen mehr zu mir? — O liebes Herz, ſei ruhig! Glaube an mich und verirre Dich nicht! Auch der Traum hat ſeine Anſprüche an die unverkümmerte Wahrheit; das zu ſchöne Leben iſt ja Traum, und wenn Du erſt mit uns beiden vereint biſt, dann iſt mein Leben zu ſchön, und dann träumen wir alle drei glücklich, und Du wirſt's doch nicht ſcheuen, im Traum Deinen Bruder glücklich zu fühlen, glücklich zu machen! —

Jetzt erſt merke ich, wie ich von den Leuten verſchieden bin, denn meine Idee, mich mit Sophie zu vereinigen, iſt mir eine der einfachſten meines ganzen Lebens; ich kann Dich verſichern, zu Dir aus meiner Stube in die Deine zu gehen war mir immer wichtiger und mit mehr Sorge verknüpft; Deine Angſt aber iſt nicht in der Ordnung. Du ſollteſt mich ſo lieben, daß alles, was ich mit Gleichmut und Ruhe tue, das heißt: daß alles, was ich eigentlich tue, Dir gar keine Sorge machen könnte. Schau' mir in die Augen, mein Kind, mein treues, gutes Kind, und ſtöre Dich nicht, was an meiner Seite vor ſich geht; es geht uns beide nichts an, wir müſſen unſer Sein, unſer Denken miteinander, nicht mit der Welt vermengen, ſonſt gibt es Schmerzen. So wie Du allerlei Übles ahneſt, ſo ahne ich Gutes, oder doch vielmehr ganz ordentliche ruhige Begebenheiten und erſchrecke nur darüber, wie Dich etwas ſo ganz Gewöhnliches in Sorgen ſetzen kann! — Ich ſage Dir daher nur noch einmal, Sophie wird nicht mein Weib, wenn Du ſie nicht lieben kannſt, aber Du wirſt ſie lieben, das iſt gar nicht anders möglich, ſie wird Deinetwegen expreß nach Trages kommen, ſie hat eine Begierde nach Dir wie noch nie nach einem Menſchen. So oft ich ihr einen ſolchen Sorgenbrief wie den letzten Deinigen bringe, wird ſie immer ſehr gerührt und betrübt, aber wenige Minuten drauf wird ſie wieder froh und viel mutiger als vorher, ſie fühlt ſich ſo viel, viel beſſer als man von ihr denkt, und freut ſich inniglich darauf, unſre Liebe zu gewinnen. Ich verſichere Dich, ich werde ſo glücklich mit ihr ſein, als man es dans ces pays bas auf dieſer Erde ſein

kann, und das Schönſte bei dem allen iſt, daß wir uns gar nicht ſtörend ſein werden, daß das Schwere, Plumpe der gewöhnlichen Ehe uns nicht berühren ſoll; wir werden leben, wie es Schneeflocken zuſammenſchneit, und wie die zerrinnen, wenn ein neuer Frühling kommen ſollte, ſo werden auch wir zerrinnen, wenn wir nicht beiſammen bleiben ſollten uſw.

Mache mich nicht unglücklich, liebes Kind, ſei nicht traurig um mich, ich ſchwöre Dir, ſo wahr als Gott und unſere Liebe lebt, es iſt da nichts, was Dich mit Recht betrüben kann! Vertraue mir ganz, aber verſtelle Dich nicht, als ſeiſt Du ruhig, wenn Du es nicht biſt. Ach, aber welcher göttliche Beweis von Deiner großen Liebe zu mir wäre es, wenn Du mit aller Innigkeit ſo recht aus ganzer Seele mir vertrauteſt! Wenn Du wirklich ruhig würdeſt und zu Dir ſprächſt: der Clemens kann nichts tun, was mich betrübt, er wird mein Glück nur vermehren, nur befeſtigen können; in dieſem Vertrauen will ich auf die Zukunft mich freuen. Liebes Kind, blicke um Dich auf die Herrlichkeit Gottes in der Natur und in der Kunſt und in unſerer Liebe, liebes Kind, laſſe Dich keine Sorge einnehmen. Ein tüchtiger Menſch kann nicht unglücklich werden, ich fühle, ich kann es nicht, denn ich bemerke mich nicht mehr, ſo klein bin ich gegen Natur, Kunſt und die Liebe, und ſo auch tue Du.

Es wäre ſehr betrübt, wenn Dich dieſer Brief gar nicht ein bißchen tröſten ſollte, er geht mir ſo recht von Herzen! — Gunda ſchreibt mir aus Frankfurt, Du ſeiſt ſehr krank geweſen aus Liebe und Sorge zu mir, deswegen hätteſt Du mir nicht geſchrieben,

Du ſeiſt ſo krank geweſen, daß die ganze Familie um Dich beſorgt geweſen ſei! Mein Kind, iſt das wahr? — Und Du hätteſt es mir verſchwiegen? — Das kränkt mich, das iſt gewiß ein Schreckenberger von der Gundel! Liebes Kind, nehme Dich zuſammen, ſei luſtig und vergnügt, ich ſchwöre Dir, es iſt auch nicht für zwei Pfennige Elend auf der Erde, und ich hab' gar nicht nötig, beſorgter oder vergnügter als ſonſt zu ſein; denn es wird ewig beim Alten bleiben; die Natur ſtrengt ſich nicht an, natürlicher zu ſein, Gott hat bis dato noch keine Urſache gefunden, göttlicher zu werden, der Menſch iſt ſo menſchlich als genug, und der Clemens iſt und bleibt halt der Clemens, und wenn ich ſechstauſend Weiber nehme, ſo werde ich immer nach wie vor der Clemens ſein. Ich würde auf die letzten Nachrichten von Euch gleich zu Dir gekommen ſein, wenn mich nicht folgendes abhielt: erſtens kann Sophie nicht eher nach Trages reiſen als in ungefähr vierzehn Tagen, und ich kann ſie doch nicht allein hinreiſen laſſen; zweitens will ich meine Büſte von Tieck für Dich modellieren laſſen und der konnte noch nicht anfangen, weil ein großer Bacchus, den er macht, umgefallen und zerbrochen iſt, ſo daß er ihn erſt von neuem machen mußte. Dieſe Büſte iſt das überraſchende Geſchenk, was ich Dir verſprochen habe, es wird Dir große Freude machen; er gießt einen nicht ab, wie Franz und Toni abgegoſſen wurden, er modelliert einen aus freier Hand! — Ich will nun doch nicht eher von hier gehen, bis ich Dir mein Wort gehalten habe! —

Savigny ſchrieb mir heut', er habe einen Brief von Arnim an mich, ich aber habe den Brief noch nicht,

auf den ich unendlich ungeduldig bin; er hat ihn Chriſtian gegeben, ihn mir zu ſchicken, und der iſt ein kommſt du heut' nicht, ſo kommſt du morgen! —

Eben erhalte ich zu meinem haarzubergerichtenden Erſtaunen beiliegenden verwirrten Brief der Großmutter! Ich weiß nicht, was er bedeuten ſoll. Es muß ihr von hier aus, wo vom Schuſter bis zum Herzog alles von mir und der Mereau ſpricht, manches Unwahre erzählt worden ſein; — ſie ſpricht mir auch von Dir! — O ſei um Gotteswillen nicht betrübt über mich, wollteſt Du denn, daß ich nie heiraten ſollte? — Liebe Bettine, wenn Du es verlangſt, ſo will ich das einzige Weib, was mich als Gattin glücklich machen kann, verlaſſen und will ein Einſiedler werden! Sei doch ruhig und ſetze mich nicht in Angſt. Ich weiß mir nicht zu raten und zu helfen, wenn Dir es nicht wohl wird. —

Heut' hab' ich ein Liedchen an Arnim gemacht und eine ſchöne Melodie dazu, ich weiß noch nicht, wo er jetzt wohnt, drum ſchicke ich es Dir allein, da er noch wohl in Deinem Herzen wohnt. Mädchen! Wenn Du meine Freunde ſo lieben kannſt, warum wehrſt Du Dich ſo gegen meine Freundin? —

Wunderlich iſt's, daß alle Leute, welche die Mereau kennen, ſich ebenſo wunderlich gegen unſere Verbindung wehren; wie Ihr auf ſie zürnt, ſo zürnen ſie auf mich. Ja, zieht und zerrt nur, wir lieben uns, und Ihr müßt Euch einſt noch freuen daran!

Dies Liedchen iſt das beſte, was ich gemacht habe, mir iſt es recht wie dem Jäger!

Der Jäger an den Hirten!

Durch den Wald mit raſchen Schritten
Trage ich die Laute hin,
Freude ſingt, was Leid gelitten,
Schweres Herz hat leichten Sinn!

Durch die Büſche muß ich dringen
Nieder zu dem Felſenborn,
Und es ſchlingen ſich mit Klingen
In die Saiten Roſ' und Dorn.

In der Wildnis wild Gewäſſer
Breche ich mir kühne Bahn,
Klimm' ich aufwärts in die Schlöſſer,
Schaun ſie mich befreundet an.

Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geiſter nicht,
Und ich ſpring' durch ihre Chöre
Wie ein irrend Zauberlicht.

Hauſ' ich nächtlich in Kapellen,
Stört ſich kein Geſpenſt an mir,
Weil ſich Wandrer gern geſellen,
Denn auch ich bin nicht von hier.

Geiſter reichen mir den Becher,
Reichen mir die kalte Hand,
Denn ich bin ein guter Zecher,
Scheue nicht den glühen Rand.

Die Sirene in den Wogen
Hätt' ſie mich im Waſſerſchloß,
Gäbe, den ſie hingezogen,
Gern den Fiſcher wieder los.

Aber ich muß fort nach Thule,
Suchen auf des Meeres Grund
Einen Becher, meine Buhle
Trinkt ſich nur aus ihm geſund.

Wo die Schätze ſind begraben,
Weiß ich längſt, Geduld! Geduld!
Alle Schätze werd' ich haben,
Zu bezahlen meine Schuld.

Während ich dies Lied geſungen,
Nahet ſich des Waldes Rand,
Aus des Laubes Dämmerungen
Trete ich ins offne Land.

Aus den Eichen zu den Myrten,
Aus der Laube in das Zelt
Hat der Jäger ſich dem Hirten,
Flöte ſich dem Horn geſellt.

Daß du leicht die Lämmer hüteſt,
Zähme ich des Wolfes Wut,
Weil du fromm die Hände bieteſt,
Werd' ich deines Herdes Glut.

Und willſt du die Arme ſchlingen
Um ein Liebchen zwei und zwei,
Will ich dir den Baum bald zwingen,
Daß er eine Laube ſei.

Du kannſt Kränze ſchlingen, ſingen,
Schnitzen, ſpitzen Pfeile ſüß,
Ich kann ringen, klingen, ſchwingen
Schlank und blank den Jägerſpieß.

Gib die Pfeile, nimm den Bogen,
Ich bin Ernſt, und Du biſt Scherz,
Hab' die Sehne ich gezogen,
Du gezielt — ſo trifft's ins Herz.

Schreib, mein Kind, ſei ruhig, Heiopopeio, in drei Wochen küſſen wir uns.

Clemens.

Weimar, 23. Juli 1808.

Liebe Bettine!

Geſtern abend war ich bei Sophien, ſie war ungewöhnlich ſchwermütig, auch ich war nicht vergnügt, der Gedanke an Deine zärtliche Angſt um mich verſetzt uns beide oft in ſolche Trauer; wenn ich ihr dann erzähle, wie ich Dich über alles liebe, wie ich Dich ſo vortrefflich halte, ſo wächſt ihre Sehnſucht nach Dir unendlich und mit dieſer ihr Mut. In dieſer Idee Deiner Liebe gewiß würdig zu ſein, Dir nah zu ſein, Deine geliebte Freundin zu werden, von Dir vieles zu erlangen, was ſie bis jetzt umſonſt auf Erden geſucht hat, ergriff ſie eine innerliche himmliſche Heiterkeit, ſie ward ruhig, und ihr Anblick gab mir eine eigne Seligkeit. Heute morgen ſchickte ſie mir beiliegenden Brief an Dich, den ſie noch ſpät in der Nacht in jener hoffnungsvollen liebenden Begeiſterung geſchrieben hat; ich zweifle nicht, Du vortreffliches, geliebtes Herz, daß Du die Seele dieſes Briefes ehren wirſt, daß Du ihr aufrichtig, ohne Delikateſſe, ohne alle Reſignation antworten wirſt; Wahrheit ſage auch ihr, ſage alles, was Du empfindeſt, ſie kann alles ertragen um meinetwillen, und ſei recht ruhig und zufrieden; wenn Du ſie kennen wirſt und ſie keineswegs lieben kannſt, ſo wird ſie nie mein Weib. Ich muß noch an Savigny ſchreiben; drum lebe wohl; ich bitte Dich herzlich, ſchreibe mir öfter, aber ums Himmelswillen lauter Wahrheit! — mein, Dein, Sophiens Glück hängt davon ab. Heute hat Tieck meine Büſte für Dich angefangen.

Clemens.

An Clemens.

Was uns nah iſt, lieben wir innig im Leben, was uns näher iſt, können wir nicht genug lieben! Wer liebend auf ſeinem Weg weiter geht bis ans Ende, der hat die Wallfahrt nach ſeiner Heimat recht als ein Kind mit aller Andacht vollendet und kommt auch als Kind an das End' ſeines Lebens! — Wie weiſe, wie ernſt müſſen dieſe Kinder nicht ſein! Wie groß, wie herrlich, und doch ſieht ihnen ihre Größe niemand an. Sie treten lächelnd in den Kreis, und wenn ſie ſcheiden, treten ſie lächelnd wieder ab, dies iſt Sonnenſchein im Leben, Ihr aber ſeid gerührt über die lächelnde Einfalt und ſchauert über das geheime Geiſtige darin; das ſind kühle Wolken, erquickender Regenſchauer im Leben. — Der lächelnde Mund kömmt näher, er küßt Euch die Tränen von den Wangen, dies iſt Regen und Sonnenſchein zugleich, eine Art Aprilwetter, das man Laune nennt und auf welches gemeinlich der herrliche Regenbogen erfolgt, der Friedensbote von Gott geſandt, der die Weltanſchauung in ein freudiges Licht ſtellt und Milde nach dem Sturm verkündet. So geht es auch mir. Oft hängt die Träne auf der lächelnden Lippe, und der Friede ſieht aus den Augen, von denen die Träne eben hinabrollte. Wenn nun aber der lächelnde Mund nicht gleich bereit iſt, die Träne zu empfangen, das heißt, wenn der Regenbogen nicht gleich erſcheinen will, ſo entſteht daraus die Trauer, die Dich ängſtigt, und die Du mir für diesmal vergeben mußt, weil ich Dir mit Wahrheit den Beweis geben kann von meiner Liebe zu Dir, daß mir nichts mehr weh tun

wird, was Du auch unternimmſt, daß ich alles um Deinetwillen lieben werde, was Du Dir aus voller warmer Seele aneigneſt; ich weiß ja, daß Du meinen Anteil an Deinem Glück nicht verſchmäheſt, mehr begehre ich nicht. Sieh, ich denke oft, ehe man eine Hand umwendet, iſt es anders mit des Menſchen Gedanken und Träumen und Entſchlüſſen. Alſo mag auch noch vieles geſchehen, wovon jetzt unſer Herz nichts ahnt, und was es traurig machen würde, wenn es das jetzt ſchon wüßte; denn wenn wir nur bemerken wollen, wie oft kein Pulsſchlag, kein Wink mehr von Dingen da ſind, von denen wir uns nie zu trennen glaubten. Es iſt eigentlich entſetzlich! — Man darf nicht viel dran denken, denn ſonſt erſcheint einem das Leben wie ein alter Mann, der eine kindiſche Neuigkeit mit wichtiger Miene uns hinterbringt, um uns etwas weiszumachen, und dem wir auf die Spur gekommen ſind und nun nichts mehr glauben wollen, und wenn wir denn immerfort denken und grübeln wollen, ſo werden wir am Ende wie ſpukende Geiſter und ſpazieren ewig unter unſern alten Ruinen herum, indeſſen die übrigen ſich ſchon neue Gebäude aufgeführt haben. Freilich, wenn freundliche Jäger ſich gerne in ſolche Schlöſſer verlieren, ſich nicht vor dem geiſtigen Druck der geiſtigen Hand fürchten, unerſchrocken den glühenden Becher kredenzen, mitwandlen in ſtiller Mondnacht über Flur, Berg und Tal und Strom, leiſe durch die Flut raûſchen. — O blieb es ihm immer ſo kühl bis ans Herz wie dem Fiſcher! O könnte er doch immer aus Thulens Becher trinken, trinken bis zum Hinſinken, wo er begraben liegt.

Clemens, Dein Lied hat mich erfreut — es gibt eine Zeit im Jahr, wo die Bäume ſo feſtlich rauſchen, geſchmückt mit ihrem Laub, als ob ſie den Bräutigam erwarten, und wenn wir wiſſen wollen, was denn die eigentliche Macht ihrer Schönheit iſt, ſo iſt's immer ihre eigne Geſtalt! So iſt's mit Deinem Lied, vielleicht auch mit Deinem Charakter, mit allem, was aus Dir hervorgehen wird noch! — Es iſt, als ob es die Vorbereitung einer feſtlichen Zeit ſei, und wenn wir uns näher ihm vertrauen, ſo iſt es immer wieder es ſelbſt! Du biſt es ſelbſt, das Glück, auf das Du Dich ſo feſtlich vorbereiteſt, das Glück, dem Du Dich anvertrauſt.

Soeben habe ich Sophiens Brief erhalten, er iſt zu freundlich gegen mich. Wirklich, ich verdiene es nicht. Sie ſollte mich ſchelten, daß ich die ganze Zeit ſo mürriſch gegen ſie war, und nun unterwirft ſie ſich meinem Urteil! — Was ſoll ich darauf ſagen? — Clemens, was iſt dies Verehren, was ſich auf nichts reimen will in mir? — Ihr kommt mir vor wie einer, der den heiligen Geiſt erwartet, und weil da grade eine Taube ſich zu Euerm Fenſter gewöhnt, ſo empfangt Ihr ſie mit großer Begeiſtrung! Und doch Deine Begeiſtrung hat mehr heiligen Geiſt in ſich als die Taube, die nur ein paar Futterkörnchen ſucht. In wenig Tagen ſchreib ich an Sophie; daß die Poſt mir auf dem Nacken ſitzt, merkſt Du am kurzen Atem meines Briefs. Wir gehen in wenig Tagen nach Schlangenbad; verzögre Deine Reiſe, bis wir zurückkommen, denn hier bleiben kann ich nicht, ſchon der Gedanke an andre Luft ſagt mir, ich ſoll gehen.

CLEMENS BRENTANO

Apropos von der Großmama, die ſchon mit Deinem Vorhaben uns benachrichtigte, noch ehe die Propheten und Vorläufer Deinen neuen Glauben verkündet hatten, die alſo aus dem Urborn geſchöpft haben muß, nämlich aus Handbrieflein von Weimar. — Daß ich krank geweſen, iſt auch wahr, ich habe Dir nichts davon geſagt, weil ich Dir erſt ſchrieb, als ich ſchon wieder beſſer war und Dir keinen unnützen Schrecken einjagen wollte. Ich möchte Dir gern noch viel Liebes ſagen und meiner Treue Dich verſichern, ſowie auch Sophie, aber wirklich, die Zeit will nicht warten. Adieu, ich umarme Euch tauſendmal.

Bettine.

Liebe Bettine!

Deinen unendlich liebevollen, ſeelenvollen Brief habe ich heute morgen im Bette erhalten, er hat mich aufgeweckt, und ich habe ihn gebetet. Sei zufrieden, mein Kind, es hat ſich alles ſo gewendet, wie Du es wünſchteſt, Sophie wird mein Weib nicht, aber meine liebe, ſehr liebe Freundin. Sie ſelbſt hat freiwillig nach reifer Überlegung dieſer Verbindung entſagt, aber ſie kann nicht leben ohne mich, und ſie iſt entſchloſſen, nach Marburg zu ziehen, um meine und Savignys Geſellſchaft zu genießen. Ich habe ihr heute morgen ſogleich Deinen Brief geſchickt, und die beiliegenden Zeilen ſchickte ſie mir mit zurück, Du glaubſt nicht, wie ſie Dich und mich liebt, und wie wir auf Erden ihr Alles ſein werden. Liebe kann ich nicht für ſie empfinden, aber ein Vertrauen, eine

Neigung, die nahe an Liebe grenzt. — Der Dichter Tieck war vor kurzem hier, er hat mich so lieb gewonnen, daß wir Tag und Nacht beisammen waren, ach, er ist ein recht vortrefflicher Mann, er hat mir seinen Dornenstock, den ihm Hardenberg (Novalis) geschnitten, geschenkt, und ich gab ihm dafür die kleine Vorsteknadel von Dir, ich habe ihm viel von Dir erzählt, er liebt Dich herzlich, und ich habe ihm versprochen, Dich um ein Kleidchen für sein vierjähriges Kind zu bitten, der Gedanke machte ihm unsägliche Freude. Sein ganzes Wesen hat eine große Gewalt über alle Menschen, wie auch Arnims Wesen eine solche Macht übt. Die beiden lieben sich wechselseitig von Herzen. Du glaubst nicht, wie mich die Liebe dieses Mannes gestärkt und aufrichtig gemacht hat. — Meine Büste wird in wenigen Tagen fertig, und dann reise ich ohngefähr von heut' in zehn Tagen nach Marburg und von da nach Schlangenbad zu Dir, um Dir vieles zu erzählen; daß ich nach Schlangenbad komme, ja von allem rede kein Wort. Freust Du Dich dann nicht auf die Büste? — Überlege es recht, welches Opfer Sophie gebracht hat für Dich, für mich, ach ihre Güte ist unbeschreiblich groß, ich schwöre Dir, sie wird Dir eine teuerste Freundin werden. Lebe wohl, sei gesund, pudle Dich hübsch, bald bin ich bei Dir. Aber um Gotteswillen schreibe noch einmal hierher, gleich von Schlangenbad. Schicke den Brief an die Mereau.

Clemens.

Freitag, den 4. August.

Lieber Clemens!

Nur ein Wort, ich bin in Schlangenbad und habe ſoeben Deinen Brief bekommen, ich kann Dir nur erzählen, daß ich morgen ausführlich ſchreiben will, wenn der Genuß, auf die Höhen zu ſteigen und in die Ferne zu ſpähen, mich dazu kommen läßt.

Sophie iſt wunderbar, daß ſie mich ſo gern ſehen will, ich weiß nicht, was ich von mir denken ſoll, daß ich bis jetzt noch gar nicht daran gedacht hab'.

Bettine.

Grüße ſie von Herzen und ſag' ihr, ich hoffe mein Möglichſtes von unſerer Zuſammenkunft, aber ſo bald wird's nicht ſein können, da wir ſechs Wochen hier bleiben!

Clemens Du biſt artig, und Sophie iſt fein, Ihr wollt Euren Brautkranz von mir geflochten haben, darum iſt es, daß Ihr ihn wieder aufbündelt und mir alle aufgelöſten Blumen in den Schoß ſchüttet! — Geſchwind Waſſer her, daß ſie mir friſch bleiben, und dort auf der Wieſe breche ich noch viele dazu, und alle Ihr kleinen Geſchlechter, die Ihr die Augen noch nicht dem Licht öffnet, ſeid zum Reigen im Hochzeitskranz gebeten. Ihr ſollt an Euern feinen Stielen nicken auf der Braut ihrem Köpfchen und Ja ſagen, wenn allenfalls die Braut zagt, denn! — Es iſt wahr — ich würde ja auch gar ſehr zagen — wenn ein wonneträumender Trunkener vor mir ſtände und wollt' mich fragen: Willſt du mich glücklich machen? — Und: „Nein!“ würde ich da ſagen viel eher, aber nicht: „Ja“, und der Pfarrer würde ſich wundern; und weiter

würd' ich ſagen: „Seh, wie du fertig wirſt, wenn du durchaus und mit Gewalt dein Glück dir willſt bequem einrichten, damit es ſich bei dir niederlaſſe!" — Euch ſag' ich, meine teuren Freunde, denn die ſeid Ihr mir jetzt, was ich nicht verdeutſchen kann, was aber tief in meiner Seele liegt. Grad' vor meinem Fenſter ſteht ein Roſenſtrauch mit unzähligen Roſenfamilien, heut' morgen vom Tau ganz ſchwer lagerten die langen ſchwanken Äſte beinah' am Boden, ich nahm einen Zweig ins Aug', auf den grad' die Sonne blitzte, und dachte, das ſoll die Sophie ſein, und wie ich hinunterkam, war's eine freudige Roſenmutter mit drei Knöſpchen dicht ihr am Buſen! — Ich hab' ſie nicht abgebrochen, ich will ſehen, wie ſie emporkommen. Ach! Ein Knöſpchen iſt grad' wie ein Wickelkindchen! — Ach, auch ſie verlangen, daß man die Lippe zuſammenziehe und ein Schnütchen mache und ſie küſſe! — Sie wollen tändlen, ſie lächlen und wollen angelacht ſein, und die Luft, wie ein Vögelchen, hüpft in ihren Zweigen!

Ich war ja auf der Reiſe hierher ſehr vergnügt! — Auf dem Bock ſaß ich, und die Neugierde, was es denn alles gäb' in der Welt, ließ mich die ganze Nacht nicht ſchlafen! — Was hab' ich geſehen? — Ganz ſtille Landſtraßen mit Bäumen beſetzt, die wie beſeſſen an uns vorbeirennten! — Durch Dörfer. Die kleinen Häuſer ſind ja auch Knoſpen, ſie umhüllen in ſeinen Windeln ein Geſchlecht, es könnte edel blühen; aber ihm fehlt die Luft, die reine, balſamiſche des Geiſtes. Ach, wann wird der herabträufeln und von welchem Himmel? — Er iſt höher als der Nachthimmel voll

unzähliger Sterne, der über meinem Haupte ſchwankte! — Die Sterne ſtrahlen gegen Morgen viel heller und freudiger, und doch ſahen ſie ihrem Untergang entgegen! Alles wird ſchöner, wenn es ſich bald verändert; und wird das wohl im Tode auch ſo ſein? Die Wolken erröteten endlich ganz freudig — und die Sterne? — Wo waren die geblieben? — Iſt das Fexierſpiel im Himmel ein ſchönes Spiel, ei dann nehm' ich mir's heraus, und meint der liebe Himmel, er hat mich, eh' er ſich's verſieht, bin ich ihm entwiſcht. — Und eine Philoſophie ſchaffe ich mir gegen ihn an, die es ihm wett mache!

Ich bin krank geweſen bloß von der Gottphiloſophie, die mir Günderödchen wollte eintrichtern, das regte mir die Galle auf und machte mir ſo fürchterlich Schwindel, dagegen iſt nun nichts gut als ein Kräutchen am Weg gebrochen! — Oder am nächſten Bach oder auf der Wieſe, wo alle Tag' die Herde weidet, pflück' ich's nicht, ſo frißt's der nächſte Hammel ab! — Und damit dreh' ich dem Gott den Rücken und freſſ' mein Futterkraut, ich kann ſo nicht in die närriſche Art mich finden vom Gaſtmahl im Evangelium, wo der eine, der kein hochzeitlich Kleid an hatte, zur Tür hinauspromoviert wurde! Und doch, weil einmal ein paar gute Schelmen etwas Beſſeres zu tun hatten als bei Tiſche zu ſitzen und zu ſchlemmen, wird der Herr des Gaſtmahls auffäſſig und ladet die Krüppel und Bettler ein, die kommen zu Scharen herangehinkt und gehockt und getrampelt. Sie hatten die beſten Seiten ihrer Lumpen nach außen gehängt, der Herr des Gaſtmahls war damit zufrieden. Sie räuſpern

ſich, ſie huſten, ſie nießen in die Suppe wie ſolcher Leute Brauch; der Herr des Gaſtmahls läßt es ſich gefallen! — Sie genießen ſie, knöpfen ſich den Bauch auf, ſie ſchwemmen mit köſtlichen Weinen die Biſſen hinab! — Der Herr hat ſeinen Wohlgefallen daran. Der Weinſtrom begräbt unter ſeiner Woge den gaſtlichen Anſtand. Der Herr des Gaſtmahls ſtreicht ſich den Bart und geht ſo ganz fidel mit dieſen Fleetzen um, aus Trotz gegen die, welche ſein Gaſtmahl nicht wollten annehmen; der eine hatte einen Acker, der andere einen neuen Backtrog, der dritte eine Frau im Handel.

In meinen Lernbüchern aus dem Kloſter, wo wir alle Sonntag' mußten eine Betrachtung über das Evangelium aufſchreiben, was vorgeleſen worden war, ſteht folgende Bemerkung: „Ich bin recht froh, daß die armen Schlucker ſind bei dem Herrn zu Tiſch geweſen, aber warum konnte er doch ſo böſe ſein gegen die, welche lieber ein anderes Geſchäft taten, als bei ihm zu Gaſte eſſen, vielleicht weil ſie ſahen, daß er den zur Tür hinauswarf, der ihm nicht gefiel, wollten ſie nichts mehr mit ihm zu ſchaffen haben! Ich hätte mich auch gefürchtet, bei einem ſo ſtrengen Gaſtgeber zu eſſen. —

Unſre Reiſenacht hat mich ganz glücklich gemacht, obſchon ſie die Gegend mit ihrem Mantel zudeckte. Außer ein paar Strohhütten, die vor Weinlaub nicht aus den Augen ſehen konnten, war nichts am Wege, ein plaudernder Bach, deſſen Mundart ich noch nicht verſtehe, war unſer Begleiter im engen Tal bis ins Schlangenbad hinein, von wo aus ich Dich grüße,

in der Hoffnung auf vier bis ſechs himmliſche Wochen! — In denen die Muſe des Vielſchreibens mich umtanzt. — Du hatteſt mir Gedichte wollen abſchreiben, Deine Liebesliedchen! — Schicke ſie mir, damit ich ſie entziffern kann.

Bettine.

Liebe Bettine!

Du biſt ein närriſches Mädchen, nun biſt Du in Deinem letzten Brief wieder luſtig, und wir waren grade ſehr traurig wegen Dir. Sophie weint oft tagelang, ſie glaubt, ſie werde mich durch Dich verlieren. Nun waren wir ſchon entſchloſſen, in ein paar Tagen nach Trages zu reiſen, damit Du ſie dort ſehen könneſt, und nun gehſt Du auf einmal ins Schlangenbad. Sophie iſt ſehr traurig darüber, ſie weiß nun gar nicht, wie ſie zu Dir gelangen ſoll, ich bitte Dich, ſchreibe bald, ob es vielleicht gar nicht möglich iſt, dann gehe ich grade nach Marburg, doch ohne Sophie, die auch dahin zieht; wann, wiſſen wir noch nicht. Ich bitte Dich herzlich, werde nicht wieder ängſtlich, beim Lichte beſehen war die Langeweile in Frankfurt viel dran ſchuld. Arnim iſt jetzt in England, wohin ich ihm nicht ſchreiben kann. Meine Büſte erhältſt Du in einigen Wochen; Du wirſt ſie finden, wenn Du von Schlangenbad zurückkehrſt, vielleicht beſuche ich Dich dort von Marburg aus. Um alles in der Welt willen verliebe Dich in niemand, den ich nicht kenne. Die Männer ſind außer mir, Arnim und Wrangel nichts wert und Savigny, der aber einen ſtarken Naturfehler

hat, daß er Dich nicht verſteht, kann auch noch hinzugezählt werden, der iſt aber mehr vortrefflich, als daß er mir's wert wäre, folgert ſich daraus. Schreibe der lieben Sophie, antworte auf ihren lieben Brief! —

Dein Clemens. —

Du fragſt nach meinen Liebesliedern, närriſch Kind, nicht alle Seufzer laſſen ſich in Worten ausſprechen, und daß Du ſie mit ſeufzen ſollteſt, — ach nein, das macht mich zu wehmütig, viel lieber laſſe Dich mit ihnen anhauchen, an die der Schmelz der Poeſie in reinen Kriſtallen ſich anlegt.

Von den Mauern Widerklang —
Ach! — Im Herzen frägt es bang:
Iſt es ihre Stimme?
Und vergebens ſucht mein Blick,
Kehret mir ein Ton zurück?
Iſt's nur meine Stimme? —

Auf der Mauer höherm Rand
Sind die Blicke hingebannt,
Doch ich ſeh' nur Sterne;
Und in hoher Himmelsſee
Ich die Sterne küſſen ſeh',
Wären's unſre Sterne!

Nacht iſt voller Lug und Trug,
Nimmer ſehen wir genug
In den ſchwarzen Augen;
Heiß iſt Liebe, Nacht iſt kühl,
Ach, ich ſeh' ihr viel zu viel
In die ſchwarzen Augen.

Sonne wollt' nicht untergehn,
Blieb am Berg neugierig ſtehn;
Kam die Nacht gegangen.

Stille Nacht, in deinem Schoß
Liegt der Menſchen höchſtes Los,
Mütterlich umfangen.

Willſt du mir Troſt verleihen,
Laß mich aus deinen Augen
Der Liebe Schwärmereien,
Minutenwahrheit ſaugen.

Laß um des Lichtes Quelle
Die trunkne Fliege ſchwirren,
Laß, wird es ihr zu helle,
Sie in die Flamme irren.

Du ſahſt im Nektarkelche
Die heitre Pſyche ſterben,
Wenn ich noch länger ſchwelge,
Läſſt du mich auch verderben?

Aus deines Herzens Raume
Möcht' ich nur einmal trinken
Und dann zum kühnſten Traume
Im Götterrauſche ſinken.

Du biſt die Zaubervaſe,
Die meinen Geiſt umhüllet,
Und im Champagnerglaſe
Iſt ſchon mein Los erfüllet. —

Dies letzte kleine Gedicht, liebe Bettine, entſtand, weil unſre Sophie (denn ſo muß ich ſie nennen, die auf Deine Gunſt meines Glückes Los geſetzt hat) einen kleinen Schmetterling retten wollte, der, nachdem er ſeine Flügel am Licht verbrannt hatte, in ihrem Champagnerglas verſank. — Ach Kind! Dieſe Gedichte ſind wie die kleinen Johanniswürmchen, die leuchtend hin und wider fahren.

Nun ſing' ich Dir hier noch ein Liedchen, was aus den Saiten meiner Gitarre entſchlüpfte, als ich geſtern

abend im Mondenſchein mit Sophie am Fenſter lag, nachdem ich Deinen lieben Brief ihr vorgeleſen hatte und ſie recht tief bewegt war von dem Glück, was Du ihr im Roſenbuſch unter Deinem Fenſter prophezeiſt. —

Sieh dort auf dem Wieſengrunde
Tanzen jetzt ein Elfchen munter
Unterm Roſenbuſch hinunter,
Der die Blätter niederſtreut.

Elfchen ſpielen Lotto heut',
Schreiben auf die Blätter Nummern,
Ja, du darfſt nur kühnlich ſchlummern,
Denn dein Glück kommt dir im Schlummer.

Du gewinnſt die beſte Nummer:
Eine Braut wirſt du im Schlummer,
Drum erwachſt du ohne Kummer,
Hochzeit, Hochzeit, hohe Zeit. —

Sieh, wie ſcheint der Mond ſo weit,
Und die Fröſche und die Unken
Singen bei Johannisfunken
Ihre Metten ganz betrunken.

Brünſtig glühn Johannisfunken,
Sternlein kühl am Himmel prunken,
Und das Irrlicht hüpft betrunken,
Wo du gingſt, ein Jungfräulein.

Auf dem Acker glüht ein Schein,
Wo beim Drachen eingetruhet
Kaltes Gold, das rot erglutet,
Fiel dein Kränzlein unvermutet

In des Drachen Gruft hinunter,
Und der Drache iſt gebunden,
Und der Schatz iſt dir gefunden:
Gold und Silber, Edelſtein,
Und drei Roſen, die ſind dein.

Dieſe kleinen Gedichte oder poetiſchen Mücken, die einen umſchwirren in heiteren Stunden, ſummen einem im Geiſt, bis man ſie mit dem Reim totſchlägt und in den Buſen eines Freundes einſargt, damit ſie doch da anſtändig begraben ſein mögen! — Deiner Treue von jeher hab' ich dieſe Spur heiterer und beglückender Stunden nun ganz unbefangen hingegeben; keinem andern Menſchen könnt' ich das. O wie ſehr fühl' ich in dieſem Augenblick, was Du mir biſt! — Ach laſſe darum dieſe Gedichte einen Wert für Dich haben, weil Du der Lebensbaum biſt, der in ſeine friſche Rinde ſie von der Bruderhand ſich eingraben läßt; laſſe es mit Dir verwachſen das Gefühl, daß glückliche Zeiten auch mich begrüßten, und wenn böſe Zeiten kommen, ſo laſſe mich in Deines Herzens Schrein die Schätze der Erinnerung finden. In dieſer Empfindung einer ſtillen Nacht, wo ich die Schätze der Freundſchaft und Treue, die nur in geliebten Menſchen aufbewahrt ſind, überzählte, hab' ich auch nachfolgendes Gedicht an Dich gemacht:

Laß Dich, mein Kind, den Tadel nicht verführen,
Vertrau', wenn Du ihn haſt, dem guten Sinn
Und ſprich: Nur weil ich nicht unſterblich bin,
Will die Verſöhnung liebend mir gebühren.

Denn Gottes Hand, ſie kann uns plötzlich rühren,
Und ſtürb' der Freund mir unverſöhnet hin,
So würde ſcharfer Tadel den Gewinn,
Daß Liebe ich gegeben, mir entführen.

Bis dahin ſuche Troſt in dem Sprichworte,
Daß Rom nicht iſt in einem Tag gebauet,
Daß alle alles auch zugleich nicht können,

Daß vor dem Morgen erſt der Himmel grauet,
Daß trunken bunt Aurora pflegt zu brennen,
Bevor der Gott tritt aus der Sonnenpforte.

Schreib, befriedige uns, beglücke und pflege unſer Glück, erſehnt, verlangt von Deinem treuen Bruder

Clemens.

Schmerzlich iſt's mir immer, wenn Du Deiner Kloſtertage erwähnſt und nie Dich bemühen magſt, ſie ein bißchen zu ordnen, da Du ſelbſt noch Material dazu haſt! — Wär's denn nicht höchſt intreſſant, einen kleinen Katechismus Deiner religiöſen Begriffe zu geben?

An Clemens.

Endlich komme ich dazu, laut zu ſagen, was ich heimlich oft dachte. Du ſiehſt im Zauberſpiegel die Bettine, wie ſie ſein könnte, aber nicht iſt! —

Ich ſtaune an, was Du von mir glaubſt und erwarteſt, ich wundre mich und begreife nicht, vor was und wem Du mich warnſt! — Die Günderode ſchreibt, Du habeſt Dir die Aufgabe gemacht, mich durch eine Wiedergeburt Deines Geiſtes als Ideal zu bilden. — Ach, ich bin recht erſchrocken davor! — Und möchte mich vor Dir verbergen, daß Du ja nicht dazu kommeſt! — Du bitteſt mich, mich nicht zu verlieben; ach, Clemens, wenn Du mich nicht idealiſieren willſt, dann will ich Dir das gern verſprechen! Mein Herz iſt nicht leicht beſtechlich, und verliebe ich mich einmal wirklich, ſo werd' ich Dich nicht zum Vertrauten machen, aus Furcht, daß es Dir mißfallen könnte. Hier im

Schlangenbad hab' ich mit dem Herzog von Gotha viel zu kämpfen, der mir alle Tage von Sophie ſpricht, er nennt ſie ſeine Erate und gibt mir beiliegenden Streckvers für ſie. Ihr werdet es in der Überfülle Eures Glückes nicht achten! — Warum hat er's auch gereimt und geleimt? Was man in der Proſa zu ſagen ſich gedrungen fühlt, geht tiefer. —

Ich ſchweige hier, es gefällt mir alles; am liebſten iſt mir der Morgen, wo man nur Bauern begegnet, und der Abend, wo die Lichter in den Hüttchen brennen, man ſieht da das ganze Familienleben hellerleuchtet. — Da geh' ich oft abends ſpät noch mit dem Vogt hinab den Talweg, und da durch ein kleines Fenſterchen ſehe ich die armen Leute ſitzen und emſig ſpinnen und wirken, ſo fern von allem Bedürfnis im Reichtum des Fleißes, der Andacht und des Vertrauens! Eine ſo kleine Stube deucht mir ſo voll von dem Gefühl ihres innern Wertes dieſer Menſchen, die ihr ſchwer errungenes Abendbrot gerne teilen mit dem ärmeren Gaſt. — Wenn ich mir nun denke, daß Ihr beide ein ſolches Haus bewohntet, und daß Euch da die Einſamkeit nicht drücken ſollte, und Ihr backtet da Euer Ambroſiabrot, um es andern mitzuteilen, ſo habe ich Euer Glück begriffen und ſchreibe davon der Günderode. Die Günderode mit der ſanften Würde ihres dichteriſchen Standpunktes unter den Menſchen ſchreibt wieder wie folgt: „Wer liebt den Clemens nicht? So wie er einem entgegentritt; wer durchſchaut alle Menſchen, wer geht ſo tief in dem Auffinden ihrer Innerlichkeit, und was könnte man ihm ſagen, was er nicht ſchärfer und wahrer aufgefaßt hätte?

Alle Menſchen berührt kaum ſein Hauch, und ſie atmen, als wenn ſie aufblühen wollten in edlere Begriffe und ſchönere Handlungen." — So ſchreibt die Günderode; das lautet ganz ſchön zum Anfaß eines Poſaunenſtückes Deines Ruhmes, der aus dem Nebel der Zeit golden aufſteigen und einen ſchönen Tag verbreiten werde. „Aber," fährt die Günderode fort: „ſo ſcharf dieſer Clemens und ſo nahe er fremden Menſchen in ihrem eignen Bewußtſein tritt, ſo ſehr heben ihn ſeine Launen aus dem Sattel über ſich ſelbſt, die ihm den Begriff ſeines Amtsgeſchäftes ganz verdüſtern, und ich kann es gar nicht leiden, wenn er davon ſo klein und unbürgerlich denkt. — Wie dieſer Dekrete ausfertigt und jener auf den Rednerſtuhl tritt, ſo iſt der Clemens dazu beſtimmt durch ſein Leben, das ſich in die Begeiſterung des Witzes, der Philoſophie, des Eifers und der Experimentenluſt verzweigt, die Menſchen zu wecken und in der dunklen Kammer eine Kerze anzuzünden, manches Neue alt und manches Alte neu zu machen, und daß er nicht wie die meiſten gebildeten Menſchen gegen das Leben, gegen Geſchäfte, Künſte, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbſtverteidigung zu Werke geht und lebt, wie man einen Pack Zeitungen lieſt, nur damit man ſie los werde, — das macht ihm viel Ehre. Nur bisweilen überfällt ihn eine ſeltſame Blödſinnigkeit, daß ihm die Tage unnütz vorkommen und meint, es wäre nichts und käme zu nichts, weil das, was durch ihn entſtanden, nicht wie ein beſchriebener Bogen Papier vor ihm liegt." — Ach, Clemens, es iſt gut, daß ſie über Dich und nicht an Dich ſchreibt,

denn Dir ſelber hätteſt Du das alles nicht ſagen laſſen und Dein Verwerfen ihres Mißbegriffs von Dir will ich gar nicht hören müſſen. Das fügte ſie noch hinzu, daß der Lebensbalſam, den Du für andre haſt, einem feinen geiſtigen Öl in einem verſchloßnen Gefäß gleich iſt. Nur mäßig verbreitet, erquickt und belebt es, ganz geöffnet betäubt, tötet es und verzehrt ſich ſelbſt, oft habe Dein Witz einen in die Ecke geworfen, wo er das Aufſtehen vergeſſen! — Von Jung Stilling, deſſen Bekanntſchaft die Günderode in Heidelberg machte, ſchreibt ſie: „Der Mann hat meine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt, er hat etwas Liebes, man ſieht, daß ſein Leben aus einem Guß iſt, daß ſich von ſeiner Jugend bis ins Alter eine grade Linie zieht und er mehr die Umſtände beſtimmt hat, als ſich von ihnen beſtimmen laſſen; ſelbſt ſeine breite Eitelkeit, mit der er unaufhörlich Fürſten und Prinzen bei den Haaren herbeizieht, indem er ſich ihre Namen von ſeiner Frau ſoufflieren läßt, hat etwas Treuherziges und beleidigt nicht.“ —

Liebſter Clemente, ein wahrhafter Zug nur aus meiner Seele gebe Dir Licht über mein Zurückhalten gegen Deine Verbindung mit Sophie! — Du ſchwebſt alſo immer noch im Irrtum, als könne es mich unglücklich machen? — Hab' ich Dir das geſagt? — Nein! — Meine Krankheit, ein Gallenfieber — hat wahrhaftig keine Beziehung zu Dir! — Die Günderode hatte mich geplagt mit Philoſophie; ich mußte ihr Schelling vorleſen, — das hat mich krank gemacht. Ach, ich war ſo brennend verlangend nach friſcher Luft, daß die ganze Welt um mich vor Begierde zitterte

wie die Gegenſtände in der Nähe des Feuers; ſo kam Bewußtloſigkeit, und als ich wieder zu mir kam, da war das erſte, daß ſie ein Gelübde tat, mich nie wieder Philoſophie ſtudieren zu laſſen, — ich hatte im Fieber fortwährend davon phantaſiert. Was willſt Du nun? — Wär' es Deine Verbindung geweſen, die mir zwar auch Sorge machte, aber doch nicht ſo viel wie die verdammte Philoſophie, ſo würde ich von der phantaſiert haben, das war aber gar nicht. — Und ſei jetzt ruhig über beides, denn keines kümmert mich mehr! — Und ſag' nicht, Du willſt um meinetwillen jetzt nicht heiraten und willſt lieber mit Deiner Sophie zuſammen unglücklich ſein! — Ich würde Dir gleich hierher ſchreiben: „Du ſollſt ſie heiraten!" wenn ich nicht fürchten müßte, Du glaubteſt am Ende gar, Du habeſt ſie nur um meinetwillen geheiratet. Nein, ſo was muß man tun aus ſich, für ſich und wegen ſich, aber keinem andern zu Gefallen weder laſſen noch tun. — Ich begreif' kein Philiſtergeſetz, aber daß ein Baum wurzle im geeigneten Boden ſeiner Nahrung, das begreife ich, und mögen ſeine Äſte recht ſchlank in die Weite ſich ſtrecken, daß die Sonne ihn früh vergolde und der Wind mit ihm plaudere, und daß kein häßlicher Irrtum Dich um die Wahrheit Deines Glückes betrüge.

Es iſt heut' ſo trüb, ſo trüb wie nirgend in der Welt, man möchte ſich vor lauter Trübſinn verlieben. Die Nebel nehmen hier die ſeltſamſten Geſtalten an, und der Regen fällt zuweilen auf kleine Stellen, nicht tropfenweiſ', ſondern aus einem Guß herab. Dieſe Trübheit macht mir Deutlichkeit und Klarheit ſo lieb,

ſo reizend ſonſt auch öfters Dunkelheit, Verworrenheit und Undeutlichkeit erſcheinen mag; — drum hab' ich's auch gewagt, durch meine Deutlichkeit diesmal die Verworrenheit in Dir aus dem Dunkel ins Klare zu bringen.

Ich küſſe Dich, lieber Clemens, und drücke Dich an mein Herz; ſei gut und gegen mich beſonders und traue mir mehr wie Dir, das heißt in gewiſſen Dingen. — Du mußt wiſſen, daß ich ſchon eine Weile im Mondſchein ſchreibe, weil mein Licht ausging. Der Mond ſchwimmt zwiſchen dem Gewölk, und die grauen Berge drüben ſonnen ſich in ſeinem Schein, ich wollte ſagen: monden ſich, und begleiten ſich gegenſeitig mit Schatten, und die kleinen Quellen ruſchlen ſo leiſe wie Geſpenſter. —

Leonhardi iſt hier, er ſtählt ſich mit Stahlbädern! Was wird dann erſt werden, wenn dieſe Kur gelingt! — .

Bettine.

Marburg.

Liebe Bettine!

Ich bin ſeit wenigen Tagen wieder hier. Meinen Brief, in dem ich Dir ſage, daß ich Sophien nicht heirate, haſt Du wohl erhalten? Ich hoffe auf Antwort; — unterdeſſen muß ich Dich um alles in der Welt bitten, Dich nicht phantaſtiſcher Schwermut zu übergeben, der alles Schöne und Wahre endlich in uns erliegt. Ich habe Dich ſo oft gebeten, Du ſollteſt Deine Empfindungen und Phantaſien mehr von Dir

trennen und ſie allein für ſich in irgendeiner Form niederſchreiben, ſie zur Poeſie erheben, wie die Kirche von dem Dorf, der Wald vom Felde ſtets getrennt ſein muß, wenn etwas gedeihen ſoll. Dann fordere ich weiter auch, nie wieder an meiner Liebe zu zweifeln, noch zu glauben, daß ich je ohne Deine Liebe leben möchte. — Wenn Du Dich nicht zu Sophien neigen kannſt, ſo iſt dies nur, weil Du ſie ganz verkennſt; es iſt nicht jene Sophie mehr, die mich nicht verſtand, es iſt ein unſchuldiges, liebes, treues, göttliches Weib.

Liebes Kind, ſei glücklich! Es tut mir leid, daß Du mir nie ſchreibſt, es freue Dich, meine Büſte zu erhalten, in ungefähr drei Wochen wird ſie Dir Tieck zuſenden, es iſt die beſte Büſte, die er gemacht, ein wahres Kunſtwerk! — Sie iſt Dir zulieb' gearbeitet, halte ſie lieb und ſchone ſie! Ich werde wohl in einiger Zeit zu Dir kommen, wenn Du mir ſchreibſt, wann Du wieder in Frankfurt ſein willſt.

Da ich von Weimar wegging, iſt Sophie auf einige Zeit nach Dresden gegangen, um ſich zu zerſtreuen. Ein Brief des Herzogs von Gotha an Sophie, worin er über Theater ſchwindelt und nur davon ſpricht, Sophiens und mein Dichtertalent der Bühne zu widmen, bewog mich folgendes zu ſchreiben, wozu mein Aufenthalt in Lauchſtädt mir Gelegenheit gab; ich habe mit dem trefflichen Tieck dort viel über Theater verkehrt. — Dieſe Truppe, von Goethe auf eine Stufe gebracht, wo ſie jedem gefällt und eigentlich imponiert, war der Gegenſtand der galanten Konverſation an table d'hôte, und da alle Laufgräben

der Fadheit, Unwahrheit und Gemeinheit mit Wetter- und Theatergeſprächen eröffnet werden, ſo iſt es doch noch wunderbarer, wenn man in öffentlichen Blättern verkündigt, wie dieſer oder jener mit Beifall aufgetreten und bis auf ein gewiſſes Schnarren mit hinreichendem Gebrülle das ſchwer zu befriedigende, ſehr gebildete Publikum zu München, Mannheim, Stuttgart uſw. ganz entzückt hat; alles dergleichen kommt mir viel erſtaunlicher als Zeitungsartikel vor, als irgend die einſamen Wetterbeobachtungen eines neben ſeinem Barometer ſtudierenden Landpredigers im Reichsanzeiger oder ſonſt in einem Provinzialblatt.

Es kann ſein, man will dadurch einer Geſchichte der Kunſt vorarbeiten, gleich einer Weltgeſchichte aus Armeebulletins, doch dergleichen ſoll mit vieler Teilnahme und großem Nutzen geleſen werden. — Mir auch ſcheint es eine äußerſt wichtige Sache ums Theater zu ſein, mit der man es über die Maßen gern recht ernſthaft meinen möchte. Ich ſelbſt gedenke meiner frommen Wünſche, die ſich bei meinem ſchweren Leiden im Parterre, wo ich doch wohl, ſeit der Vetter von Liſſabon Hering in den Kaffee getaucht, fünfundzwanzigmal geſeſſen haben mag, entwickelt haben, ich würde dieſe Wünſche veröffentlichen, wenn nicht alles dieſes wie Spreu in der Luft verflöge vor Ludwig Tieck, der allein beauftragt iſt, der Mimik ein Licht aufzuſtecken, da er das größte mimiſche Talent iſt, was jemals die Bühne nicht betreten. Dieſer Dichter, der als darſtellender Künſtler die Bühne zu einer Ehre gebracht haben würde, deren ſich wenige diesſeit oder jenſeit der Lampen träumen, iſt kein

Schauſpieler geworden, worüber Thalia und Melpomene mit inniger Beſchämung trauern ſollten, denn er hat den innerſten Beruf und ein Talent zur Bühne, wie es ſich alle Jahrhunderte einmal hinaufverirrt. — Seine einzelne Äußerungen müſſen einen zum Nachdenken erwecken, ſie ſind im Zuſammenhang mit vielen trefflichen andern Kunſt- und Lebensanſichten und haben mich ſo erhoben und begeiſtert zur Bühne, der ich gern darum mein Talent widmen werde, wenn ich welches habe; — ich glaube aber auch, daß man ſo wenig in der Kunſt und der Geſchichte als in der Natur plötzlich wirken könne. Der Bedingungen zu einer Vollendetheit auf irgendeinem Punkte des Daſeins ſind unendliche; es kann wohl ein Menſch vortrefflich ſein, er kann gelungen ſein, daß ihm aber alles gelinge, beſonders in einer Sache, die, wie die dramatiſche Kunſt, nur mit allgemeiner Weltkrankheit erkrankt und mit allgemeiner Weltgeneſung genеſen kann, wäre eine beinah' raſende Zumutung. Selbſt einem ſo außerordentlich von dem Schöpfer geliebten Menſchen, als Goethe iſt, konnte das nicht gelingen, — denn es wäre eine ebenſo geſegnete Vereinigung aller geiſtigen, phyſiſchen und hiſtoriſchen Weltkräfte nötig, um mittelbar durch einen Menſchen der Bühne aufzuhelfen, als ſie nötig war, um einen ſo großen reinſtrebenden Menſchen, als Goethe war, aufzuſtellen! — In keiner Kunſtgattung ſind aber die Bedingungen ihrer Vollendung ſo unendlich als in der dramatiſchen. Nur auf dem äußerſten Gipfel ihrer hiſtoriſchen, moraliſchen und künſtleriſchen Größe kann eine Nation ein vortreffliches Theater haben,

dies ist zu beweisen! — Aber von dem Bedürfnis desselben ist man entfernt in einer Zeit, wo man mit peinigenden Mängeln überzufrieden stolziert und das Theater ohne alle Kunstheiligung in den Kreis der menus plaisirs hinabgesunken ist.

Als in der menschlichen Gesellschaft die Unschuld verloren ging, trat die Sitte als Vermittlerin auf, als Zucht und Treue entwichen, ließen sie die Höflichkeit und Savoir faire als Geschäftsträger zurück. Als die Würde sich von dem Verdienst trennte, ließ es sich mit der Etikette ein, da die Völker nur große Haufen eigennütziger Würger wurden, entstanden die stehenden Heere, und die Ehe als zwingendes Gesetz zeigt, daß die Liebe sich nicht immer sehr ehrbar betragen haben mag! — Alle diese vermittelnden Selbstvertreter aber sind ehrwürdig, wenngleich nicht unmittelbar göttlich und heilig, denn sie sind Fußstapfen, Träger, Telegraphen, Hieroglyphen entflohener Götter von der Erde, und an sie knüpft sich die Hoffnung, die Erweckung besserer Zukunft und alles Strebens. Sie stehen zwar stumm, starr und tot wie Memnonssäulen in den Wüsten der Geschichte, aber jede Morgenröte legt ihren Strahl erinnernd an ihre Stirne und läßt sie mahnend tönen. Für die Kunst aber ist immer nach ihrem Untergang ein solcher wohltätiger, wenngleich armer, doch allein würdiger Träger jene ihre ernste, strenge, rechte, oft pedantische Periode gewesen, die wir Schule nennen. Wenn die freie genialische Produktion das sterbliche Kind der Unsterblichkeit, seinen schönen blühenden Leib, dem Scheiterhaufen des ewigen Geschickes hingegeben, dann sammeln

fromme und gerechte Menſchen das bloß Rechte, Notwendige und Geſetzliche, ich möchte ſagen Mathematiſche aus ihrem Andenken und ſtellen uns das Gerippe des Untergegangenen in ſeiner geſetzlichen Schönheit vor Augen, das, mit Verſtand drapiert, oft lange noch herrlicher und bewundrungswürdiger, ja würdiger iſt, als wir es ſind, die es nicht verſtehen. Manche Völker haben nur der Schule zu verdanken, daß ſie noch eine Ahnung der Künſte beſitzen, und ich halte es für eine Weisheit, Beſcheidenheit und Mäßigung Goethes, auf ſeiner Stelle für das Theater die Schule in Deutſchland aufgeſtellt zu haben, die ſeinen Bemühungen dauerndern Wert geben wird, als wenn er alle Genialität auf dieſer Bühne zu einer Zeit losgelaſſen hätte, wo nichts als eine Tierhetze daraus werden konnte. Es iſt nicht Not in der Kunſt, das Vortreffliche anzuſchaffen, es iſt Not, das Schlechte, Falſche, Verkehrte abzuſchaffen, denn alles Vortreffliche erblühet aus dem Rechten und Wahren. — Die Freiheit iſt die Blüte des Geſetzes, der Tod aller darſtellenden Kunſt aber iſt die Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit, und ich werde mir es niemals nehmen laſſen, daß einſt die ſtrenge, grauſam ſcheinende bürgerliche Verachtung der Schauſpieler ein Hausmittel der Geſchichte war, vortreffliche Künſtler zu haben. Um auf die Bühne berufen zu ſein, dazu gehört ein Schatz von Talent und Unſchuld, der die ganze Welt mit ihrer Ehre gewiſſermaßen wie ein Schiff in den Grund bohrt, um über den Lampen auf der Zauberinſel der Fata Morgana zu landen. Jetzt aber gleicht das Theater einem Strande, deſſen

Bewohner aus geſtrandeten Schiffern beſtehn, die ſich ganz wohl befinden; iſt hie und da ein Robinſon drunter, den wir gern anſehen, ſo ſpielen ſeine Gehilfen doch die Affen zu ſchlecht, indem ſie aus Eitelkeit ſich ihre Menſchlichkeit immer merken laſſen, als daß man nicht lieber den Campeſchen Robinſon läſe, als ihm zuſähe. —

Die große Trauer und Angſt aber, die mich bisher immer im Parterre, beſonders wenn die Helden und Biedermänner, die erſten Liebhaber männlichen und weiblichen Geſchlechts in ihrem durch ganz Deutſchland hergebrachten edelmütigen, ekelhaften, eitlen, heuchleriſchen, mit Empfindung eingeſalbten Ton die Tränen und Seufzer des unſchuldigen Publikums erwürgen und erjammern, geht mehr aus einem allgemeinen Entſetzen über dies Geſchick der Kunſt als aus Unwille über die Schauſpieler hervor, die ſich unendlich quälen und allen möglichen Lohn und Dank verdienen; denn wie ſollten ſie es beſſer machen, als man es machen kann? Die Leute wollen es nicht beſſer und ein Scheim gibt mehr als er kann*.

Dies Bruchſtück aus meinem Glaubensbekenntnis über das Theater hab' ich Dir hierhergeſchrieben, um daß, wenn bei Euren Soirees dort im Schlangenbad vielleicht die Rede zwiſchen dem Herzog Auguſt und Dir auf mich oder Sophie kommt, Du ihm allenfalls das Nötige ſagen kannſt. Es iſt mir wichtig, daß Männer wie dieſer, der immer Sophiens warmer Freund war, doch zugleich auch gewahr werden, daß

* Sollten vielleicht nicht manche wirkliche Scheime ſein? — Denn viele können gar nichts. —

es keine engherzige Natur iſt, keine Liebeständelei, die mich und Sophie zuſammenführte, ſondern mannigfache Übereinſtimmungen und Ergänzungen der Gemüter, der Anſichten, der Begriffe und der Ausführungen unſerer Lebenspläne. —

Lebe wohl, laß bald von Dir hören und behalte lieb Deinen

Clemens.

Eben erhalte ich Deinen Brief mit den Mitteilungen der Günderode, ſchicke mir den ganzen Brief und ſage ihr, daß ich ihr herzlich danke für alles, was ſie über mich denkt und beſchließt, und ihr werde ich antworten. —

An Clemens.

Clemente, geſtern erhielt ich Deinen Brief in Schlangenbad! Ich hätte ſehr gern ihn dem Herzog von Gotha vorgeleſen oder leſen laſſen, allein er war ſchon am Morgen abgereiſt, es war ſchade, er hatte gern etwas mit mir zu verhandeln, da er ſo oft auf dem Spaziergang neben mir herlief, zog er ſeine Schreibtafel heraus, ſtellte ſich vor mich, daß ich nicht weiter gehen ſolle, es war recht lächerlich. Von der Günderode erzählte ich ihm, von Deiner Sophie hat er mir viel erzählt, unendlich Schönes. Sie hat mir eingeleuchtet wie ein Stern, ich mußte darüber entzückt ſein und verwundere mich, daß ich ihn begegnen mußte hier, der die Sophie ſo verehrt, mir eine ganze Brieftaſche voll Gedichte an ſie vorlas,

alle Tage unendlich Vortreffliches mir erzählte. Dafür hab' ich ihm auf meiner Gitarre mehrere Präludien zu ſeinen Liedern komponiert. Es war eine Not mit ſeinen franzöſiſchen Gedichten, zu ſo was konnte ich keine muſikaliſche Anwendung machen. Unter mir wohnt die Kurprinzeſſin von Heſſen, der hab' ich alle Nacht aus dem Fenſter vorgeſpielt, das machte ihr viel Freude, ſie hat mich in Affektion genommen und iſt oft mit mir allein ſpazieren gegangen, ich ſollte ihr erzählen, da war viel von Dir die Rede! Von wem ſoll ich ſonſt reden. Aber von meinem Aufenthalt bei der Großmama und von manchen ernſten Geſchichten und Geſichten der franzöſiſchen Revolution war die Rede; da wunderte ſie ſich, daß ich ſo ernſte Dinge berühre ſchon in der Jugend.

Ich weiß, was Jugend iſt: inniges unzerſtreutes Empfinden des eignen Selbſt. — Die Einſamkeit aber iſt eine Quelle, ſich ſelbſt zu trinken. Dieſer Gedanke gefiel der Kurprinzeß, ich mußte ihn ihr in ein Denkbüchlein ſchreiben; und ich ſetzte noch hinzu: „Denken iſt, die Wege Gottes beſchreiten, — durch Denken gelangt man zu Gott!" Und dies gefiel der Kurprinzeß ſo, daß ſie mich dafür auf die Stirne küßte. — Sie redet nun oft mit mir und nennt das ſeltſame Gedanken, was ich ſo herausplaudere ohne viel Nachdenken; ſo hatte ich letzt geſagt, der Gedanke ſei ein geflügelt Roß, und wer es regieren könne, der ſchwinge ſich mit ihm auf in die Unſterblichkeit. — Das alles will ſie behalten und aufſchreiben; — immer möchte ſie mehr aus mir herauslocken, als ich grade ſagen kann oder mag, denn zu geiſtiger Offenbarung

gehört der Wille, den Geiſt zu entfalten. — Der Geiſt iſt zwar immer wandelnd, nämlich in ihm ſelber wandelt ſich alles, was er berührt, und davon wächſt und blüht er und reift zur Frucht ſelber. — Unſer höchſtes Wirken iſt Denken, gibt es vielleicht Geiſter, die noch ein höheres Wirken haben als Denken? Und was mag das ſein? — Nein! Denken iſt das große Lebensmeer der Gottheit, aus dem entſpringt alles Wirken! — So ſag' ich, und die Kurprinzeß freut ſich an dieſen Reden und will wiſſen, wo ich das alles her habe, ich ſage, das ſind Hobelſpäne von Geſprächen mit der Günderode, und daß ich mich da oft durch die Gedankenfülle durchdränge wie durch eine Volksmenge, die mich umwimmelt, und daß ich den erſten beſten beim Ohr kriege, und viele andre witſchen mir durch. — Da freut ſich die Kurprinzeß und will mehr wiſſen, und ich muß als in einem fort aus dem Ärmel ſchütteln. — Und der Glaube ruft den Geiſt herbei, der ſagt ſeine Geheimniſſe, die Natur haucht ſie aus. — So iſt jeder, der belehrt ſein will, ahnungsvoll wie die Knoſpe, die dem Licht aufbricht, aus ihrem Kelch duftet die Begeiſtrung fürs Licht. — Und das Licht kann dieſer Begeiſtrung nicht widerſtehen, ſo wenig der Geiſt der Liebe widerſtehen kann! —

Ich bin heute ſo munter, ich möchte noch mehr ſchwätzen! Meine Augen ſehen im Dämmerlicht ſehr hell, ich ſchreib' gern bei Mondſchein, da kann ich ſo vergnügt im Zimmer auf- und abgehen. Am Himmel tragen die Wolken ihre Begebenheiten mir vor, ſie ballen ſich zuſammen und türmen ſich und ſchreiten

auseinander und ſteigen und kreuzen ſich und laſſen ſich nieder, kurz es iſt ein Staatsleben unter ihnen. — Am meiſten ſeh' ich die Revolutionsereigniſſe drin! Wollt' ich prophetiſch ſein, ich würde mich an die Wolken halten! — Nicht, daß ſie wirklich Geſchicke ausmalen könnten. Aber der Geiſt kann ſich ſelber ahnen, ſelber erkennen und ſich ſelber hinüber erzeugen in das, was er ſich vorſtellen kann. Gewiß kommt einſt eine Zeit der Erlöſung, wo nicht mehr einer die Wahrheit prophetiſch oder ahnungsweiſe vorträgt, ſondern wo die ganze Welt zugleich weiß und empfindet, was ihr Lebensnahrung gibt, und wo ſie drin wuchert, wie im üppigen Boden die Pflanzen und Früchte wuchern! — Gedeihen des Geiſtes iſt eine über alle Vorſichtsmaßregeln und Begriffe und Bedeutungen hinausſtrebende Kraft. — Alle Philoſophie erſtickt, umſtrickt, und zwar mit groben Stricken, den ungebundenen Geiſt. Ach, ich hab' da letzt noch mit Sinclair disputiert. — Ich kann aber nicht diſputieren, ich muß mich nur totärgern, bis der Kerl fertig iſt, wo ich gleich bei der erſten hölzernen Redensart als ſchon außer mir komme, ich kann auf nichts acht geben, ſie ſagen, ich wär' eingebildet; die andern ſind eingebildet mit ihrer Repulſion und Attraktion und Potenz und Notſtall der Philoſophie und Kunſtreligion.

Es gibt Menſchen, die ſind wie die Raupen, ſie zehren nur vom Pflanzenſtoff des Geiſtes, wenn die ſterben, ſo werden ſie zu Schmetterlingen, die gaukeln in ihrer Seligkeit ſo über den Blumen. Das, womit ſie ihren Geiſt nährten, gab ihnen keine andere Offenbarung der Seligkeit als nur dieſe! —

Was der Geiſt in ſich entwickelt, das wird ſeine Offenbarung, ſein höheres Leben! — Der Maler hat ein ganz beſonders Himmelreich (Verewigung), in das er ſich durch ſeine Kunſt hinüberübt und lernt! — Aber! aber! — Die Maler malen ja alle daneben und nicht das, was ihnen wieder Geiſt gibt. Der Künſtler muß ja etwas hervorbringen, was ihn wieder erzeugt, ſonſt iſt's aus mit der Ewigkeit. Der Muſiker komponiert ja falſch und wenn er noch ſo ſehr den Generalbaß reitet, grade deswegen; er ſpielt ja Menſchenſatzung und nicht Überirdiſches! — Der Sänger ſingt ja falſch, und wenn er noch ſo rein trifft, er trifft ja die Seele, das Gefühl deſſen nicht, der Geiſt hat und auf höhere Berührung wartet. — Der nur erzeugt die wahre Kunſt, der das hervorbringt, was die Zeit zu dem erhöht, wozu ſie reif iſt, um ſie weiter zu reifen. — Der ſingt falſch, der durch ſeinen Geſang nicht das göttliche Licht der Freiheit in dem Hörer entzündet, denn er erfüllt nicht den Zweck der Kunſt und gibt dem Geiſt Ärgernis, denn er zieht ihn herab.

Mit dieſem letzten will ich in Deine Saiten eingreifen, von dem, was Du über Schauſpielkunſt ſagſt. — Mir hat der Mond diktiert.

Ich möchte der lieben Sophie auch noch was ſagen, aber ich hänge vom Mond ab, daß er mir doch einen Augenblick dazu Licht gebe! — Eben kommt er! — Licht und Feuer in den zerſtreuten Hütten funkelt durch das Grün der Bäume. — So weit ich ſeh', verſinkt die Welt in Ruh'!

Clemens, die Sterne funkeln zu Tauſenden am Himmel, unter meinem Fenſter ſteht meine alte

Invalidenſchildwache und paßt auf ein Ständchen meiner Gitarre, er iſt gewohnt, mich abends noch ſingen zu hören, ich werd' ihm ein alt Kloſterlied an die Jungfrau Maria ſingen, denn es iſt morgen Maria Himmelfahrt.

Deine Freundſchaft mit Tieck entzückt mich, — oft, wenn ich in ſeinen Schriften las, hatte ich eine große Begierde, ihn kennen zu lernen. Ich werde ein Kleidchen machen für ſein Töchterchen, ſo ſchön als möglich, das ſchenk' dem Liebchen von mir. — Du kommſt alſo, Clemente! Ich freue mich. — Wir ſind jetzt ganz allein hier! — Wir machen Promenaden ins Wilde! — Die Toni hat aber als den Mut verloren, wenn wir den Weg verloren hatten! Ich dachte, es wäre recht närriſch, wenn wir uns nicht wieder in die Heimat fänden und gingen ſo fort und kämen in fremde Lande.

Bettine.

Lieber Clemens!

In wenig Tagen gehn wir von hier ab. Ich weiß nicht, ob wir uns in Wiesbaden aufhalten. Du mußt meinen letzten Brief nicht erhalten haben, weil ich nichts von Dir weiß. So ſehr ich mich freu', Dich wiederzuſehen, tut's mir doch leid, die Gegend zu verlaſſen; hier hab' ich zum erſtenmal die Natur beklettert, mitten in ihrem Schoß konnte der Mutwille nicht Ruhe halten; wohin mein Auge blickte, dahin wollte ich, oft meint' ich mit Händen die Berge zu greifen, und wenn ich eine Strecke gelaufen war, dann war's, als ſei ich viel weiter entfernt vom Berg.

Erreichen muß man nicht wollen; goldne Wünſche, grünende Hoffnungen, wartet nicht, daß ich euch nachlaufe, wenn ich auch euch nachſeufze ein Weilchen! — Es iſt vor ein paar Tagen ein Mann hier durchgekommen mit einer Flugmaſchine, er wollte ſich damit ſehen laſſen, aber Leonhardi, der noch zwei Stahlbäder zu nehmen hat, wovon er ganz ſtahlblau wird, wollte durchaus nicht, daß der Mann fliegen ſollte, der Mann wollte uns auf der Terraſſe ein Flugſtückchen machen, für einen Taler wollt' er's tun. Leonhardi ſagte, der Menſch fällt gewiß und bricht Hals und Bein, dann haben wir die Heilkoſten, den Doktor, den Apotheker, den Chirurg, den Aufwärter, das Eſſen, die Nachtwache, die Wartfrau und zuletzt vielleicht gar die Begräbniskoſten ſamt Pfarrer und Küſter auf dem Hals, zu ſo wenig Badegäſten, als wir noch ſind, kann ſich das ſehr hoch belaufen. Alles war von Leonhardis Weltweisheit eingenommen, der noch vorbrachte, er ſäh' es dem Kerl an, der ſei expreß gekommen, ein Unglück anzurichten. Vom Manne hatte ich erfahren, daß er keine drei Batzen habe, denn er hatte auch ſchon geſtern keine mehr gehabt und ſich durchbetteln müſſen. Leonhardi behauptete, des Mannes Augen ſeien auf ſeine Taſchen gerichtet geweſen, er ſei ein Dieb. — Ich brachte die Nachricht, der Mann wolle mit Gewalt fliegen; da ſeht ihr, ſagte Leonhardi, er will uns einen Streich ſpielen. Ich wurde alſo wieder zu dem Mann geſchickt, ob er nicht gutwillig gehen werde, wenn man ihm ein Douceur gebe. Ich brachte die Nachricht: der Mann wolle abſolut fliegen und lade die Geſellſchaft bei

Mondſchein auf die Terraſſe. Ach, ſagte Leonhardi, in dem Menſchen ſitzt die Verzweiflung; das iſt eine dumme Geſchichte in der einſamen Gegend, wo keine ordentliche Polizei iſt, — dem Mann verbieten zu fliegen habe er keinen Befehl, meint der Polizeimann, ſagt der Badepeter, erzählte ich. — Der gute invalide Polizeiſoldat mußte kommen; der ſagte: „Laſſen ſie ihn, der wird nicht weit fliegen, er iſt auch Invalide, es kann nicht jeder Nachtwächter in Schlangenbad ſein, um ſein Brot zu verdienen.“ — Da haben wir's! — Ein zerſchoßner Kerl will da noch ungeheure Kunſtſtücke machen! — Alles war aufgeregt, jeder lachte darüber, aber man wollte ihn los ſein. — Mit zehn Gulden geht er ab, rief ich. Die zehn Gulden waren gleich beiſammen und noch mehr, jeder ſteuerte ungezählt bei. — Ich lief mit dem Geld zum Mann, der gar nichts davon wußte, auch ſo viel Geld ſeit lange nicht geſehen hatte. Ich konnte ihm ſchwer begreiflich machen, daß es ſein gehöre, wenn er nicht fliegen wolle; dies letzte begriff er vollends gar nicht, denn er ließ ſich durchaus nicht vom Fliegen abhalten, was er vorher eigentlich nicht im Sinne hatte, es mußte jetzt geſchehen! Ich lief auf die Terraſſe und rief, der Mann kommt, er will doch mit aller Gewalt fliegen! — Ein großer Spektakel war da los, der Mann zog aus einem Pappkaſten zwei Schläuche, blies Luft hinein, es wurden zwei Pferdchen draus, ein weißes und ein ſchwarzes, ſo groß wie Windhunde, angeſpannt an einen Luftballon, in dem der Amor ſaß, das ging in die Höhe an einem langen Bindfaden und ſchwebte zehn Fuß über uns, er hielt dabei eine Rede über das

ſchwarze und weiße Pferd am Liebeswagen. Voigt ſagt, dieſe Rede ſei aus dem Plato. Als der Phaethon vom Abendwind eine Weile herumgetrieben war, wickelte der Mann den Bindfaden wieder auf, entließ die Luft aus den Gaulen und nahm mit tauſend Dankſagungen Abſchied. — Wir alle waren ſehr luſtig über die Geſchichte und gönnten es dem guten Mann, der durch ſeine Gutmütigkeit den beſten Eindruck gemacht hatte.

Wir ſind jetzt ganz allein hier, wir machen von morgens bis abends die herrlichſten Spaziergänge, ich glaube, es wird traurig werden, wieder in mein finſteres Zimmer eingeſperrt zu ſein. Aber es wird doch ein angenehmer Winter ſein; die Heiraten der Geſchwiſter werden nicht wenig zur häuslichen Glückſeligkeit beitragen. Ich wundre mich, daß Du ſo wenig Anteil dran nimmſt.

Grüße Sophie von mir, und wenn Du ſchon in Marburg biſt, ſo ſchreib ihr, daß ich alle Tag' an ſie denke.

Bettine.

Liebe Schweſter!

Deinen letzten Brief von Schlangenbad, in dem Du Deine baldige Abreiſe angezeigt, nebſt der Flug-geſchichte erhielt ich eine Minute ſpäter, als mein Brief an Dich abgegangen war. Ich erwarte von dieſem für Dich ſo gütig geweſenen Sommer nun auch gute Wirkung für Deine Geſundheit, Deinen Mut und Fleiß. Was mich betrifft, ſo bleibe ewig beruhigt

und vertraue mir ganz, daß ich in unſern engen Bund nie ein Weſen aufnehmen werde, als nur, wenn es ſehr vortrefflich iſt. Ich liebe und ehre Sophien zu ſehr, um mehr von ihr zu ſprechen; wenn Du ſie kennen wirſt, liebe Bettine, ſo wirſt Du für ſie empfinden, was auch ich für ſie fühle. Sie macht alles geſund und blühend, ſie iſt die ewige Jugend und immer ein Kind, ſie iſt wie ihr letzter Brief ſagt, eine ſehr arme Frau, aber ein unendlich reiches Kind. Wenn ich nach Frankfurt komme, will ich Dich über alles belehren und Deine Beſorgniſſe ſo aufklären, daß Du Dich über das Ganze ſo freuen ſollſt, wie ich es tue. Nur bitte ich Dich nochmals, in allen Dingen, die mich betreffen, keine Vertraute zu haben.

Mit Savigny ſtehe ich auf einem ganz ordentlichen Fuß, wir achten uns, ohne doch daß unſere Herzen innige Mitteilungen hätten. Seine Verſchloſſenheit, ſein Verkehr mit Gunda und Winkelmann, ohne daß ich weiß, was ſie miteinander wollen, und vor allem ſein Geſtändnis, „daß er mit Dir platterdings gar nicht exiſtieren und keine Berührung mit Dir erträglich ſei.“ Dieſer deutliche Widerwille gegen das, was ich auf Erden am meiſten liebe, gegen Dich, dies alles hat mir mein Verhältnis mit ihm beſtimmt. Ich achte ihn aber mehr als irgendeinen Menſchen in der Welt; daß er das Talent nicht hat, vertraulich zu werden, laſſe ich ihn weiter nicht entgelten. Übrigens teile ich ihm nichts mehr mit, weil er ſtumm wie ein Ölgötze gegen mich iſt, und ſo wäre das gut. Manchmal muß ich tief in Gedanken über ihn ſitzen, denn ich habe manche kontroverſe Erfahrungen an ihm gemacht,

die ich zu reimen nicht imſtande bin; doch — alles iſt gut und bedeutſam in der Welt, und wer weiß, wie ſich dies noch einmal zurechtrücken wird! Über was kann ich denn klagen, als daß ich ihn in dieſer Abgeſchloſſenheit nicht verſtehe; das iſt am End' auch meine Schuld und nicht die ſeine. Und mir ſelber kann ich dies auch nicht verdenken, da ich's bei allem guten Willen noch nicht weiter gebracht habe, als mich zu verwundern und mir jede Mißbilligung zu verbieten, bis ich eines Beſſern belehrt werde, was ohne Zweifel einſt ſein wird, da mir noch ſo viel zu lernen und zu begreifen bevorſteht. Nun ſiehſt Du, mit meinem guten Weib werde ich gerechter werden, da ſie mild iſt und doch unendlich lebensfriſch; da ſie die Weltverhältniſſe weit beſſer verſteht als ich und die große Lebensklugheit beſitzt, an die menſchliche Geſellſchaft keine Anſprüche zu machen, obſchon ſie allen Beziehungen in ihr genügen kann und mit ihrem Wohlwollen immer gibt, wo ſie verlangen könnte; und ihre Liebe niemals aufdringt, in der Einſamkeit ſelbſt ihren Reichtum an Geiſt niedergelegt hat, in dem ſie ſchwelgen kann und reicher iſt als andre, die ſich im Beſitz der Wohlhabenheit fühlen. Es wird kommen und muß kommen, daß ſie das Eis ſchmelze, denn ſie iſt der Frühling und hat den Geiſt des Belebens! — Und das gewinnt die Herzen! Drum iſt fürs erſte mein Aufenthalt in Marburg mir wichtig grade um Savignys willen, wenn das ſo kommen dürfte, daß er allem dem entſpräche, was in ihm ſein muß, was ich aber nie zu Tag fördern konnte, wenn ich wirklich durch meine Haſt, durch meine Unbefähigung, beſſern Menſchen

gerecht zu ſein, allein die Schuld trüge, dieſer oft qualvollen ungewürdigten Stunden und Tage unſeres Zuſammenſeins! — Und Sophie, die ganz menſchliche Freundin meiner Seele, baute zwiſchen uns die Brücke eines edlen Verkehrs, wo nicht mehr eine grauſame Ironie mich mit ihren Pfeilen träfe. Liebes Kind, dann müſſen wir's ihm auch hingehen laſſen, daß er Dich nicht mag! — Es wird kommen, es wird kommen die gewünſchte Frühlingszeit! — Nun ſei froh und glücklich und grüße mir die neu verheiratete Schwägerin.

Eben erhalte ich Deinen früheren Brief aus Schlangenbad, der über Weimar gegangen war. Ich bitte Dich herzlich, ſchreibe mir oft ſo, ſchreibe mir oft und viel, Deine Gedanken ziehen ſo im Flug, als wären ſie Vögel aus fremden, heißeren Ländern. — Wie ſoll man ihrer habhaft werden, wenn nicht ein treuer Freund ſie auffängt! Spreche mir auch von Günderödchen, von Mariannen, die ich ewig lieben werde. — Und noch eins. — Alles, was durch andre Leute von Sophie Dir geſagt wird, glaube nicht, denn Du weißt ja, wie andre Leute von mir ſprechen, wie auch die, welche für die beſten, die edelſten gelten, nur Böſes von mir zu ſagen wußten oder ahnten, und doch haſt Du das nie in mir gefunden! — Nicht wahr, liebſtes Kind, das haſt Du nie? — Das iſt auch der Segen, der auf Dir ruht, daß keine Ungerechtigkeit noch aus Deiner Seele gefloſſen iſt, daß keine Äußerlichkeit, kein Egoismus mit Deinem Gefühl wuchert oder prachert. — Aus der Ambition entſpringt manches Übel der Seele, und dies hat ſo böſe Folgen oft, daß ich manchmal meine, alle Lähmungen des

Geiſtes entſpringen vielmehr aus dem Ehrgeiz, als daß dieſer ihn fördert. — Großmut iſt die Quelle alles Reichtums und jeder, der ſich abzuſchließen wähnt, um ſein inneres Eigentum für ſich allein zu bewahren und es wie einen künſtlichen Springbrunnen in die Höhe zu treiben, der wird auch einen ſolchen Springſtrahl hervorbringen, luſtig und ergötzlich anzuſchauen, und die Menſchen werden ſich wundern, und es wird die Rede ſein von dem famoſen ſpringenden Waſſer im ganzen Land, wie von der Fontäne auf Wilhelmshöhe! — Aber was iſt es nun, wenn die Röhren, durch welche das Waſſer läuft, einmal aus ihrer Lage kommen und der Strahl verſiegt, oder wenn die unterirdiſchen Waſſer durch Zufall und Naturereigniſſe eine andere Wendung nehmen, dann ſteht die Fontäne mit ihren Prätenſionen, bewundert zu werden, ganz verlaſſen; höchſtens geht die Rede durchs Land: die Fontäne ſpringt nicht mehr! Schade um die alte Fontäne, ſagen dann die Leute, wir haben unſern ſpiegelklaren Bergſtrom, der ſich wohltätig durch unſere Fluren verbreitet! Sehet den ſchiffbaren Fluß, in dem unſre munteren Bäche und Flüſſe zuſammenkommen, dem gemeinſamen Leben zu Nutz und Frommen! — Da unterſcheidet man ſie nicht mehr voneinander, ob dieſer oder jener ſeine Wellen dazu hergibt, den Verkehr des Menſchen untereinander zu fördern. — So muß es ſein, liebes Kind! So und nicht anders kann das Vollkommne, das Genügende im Geiſt ſich erweitern und verteilen und beleben alle, die von ihm ſich zu nähren berufen ſind! — Und ſo will es ſich geſtalten, ſeit ich meine Sophie

habe! — Und mögen die Fontänen für ſich ſpringen, ſolang' es geht zur Bewundrung der gelangweilten Menge; trägt der ſchiffbare Fluß erſt die Weltbegebenheiten und die Entwicklung des Weltgeiſtes auf die Höhe des Weltmeeres, in das er einſtrömt, dann mag die Fontäne in verödeter Natur ſpringen oder nicht, Schiffe könnte ſie doch nimmer tragen. Schreibe bald Deinem Clemens, der von Dir lebt, ſich von Dir getragen fühlt zum Beſſern, zur Luſt, das Leben zu genießen und zu beherrſchen.

Soeben kommt die Frankfurter Poſt. Ich habe keine Zeile von Dir und von niemand. Savigny erhält die Briefe bündelweiſe; meine Einſamkeit erhöht ſich ſo immer mehr, ich bitte Dich herzlich, ſchreibe, ich bin traurig, wenn ich ſo meinen Herrn Baron ſeine Briefe verſchlingen ſehe, ohne mir etwas mitzuteilen, und ich habe gar nichts. Du haſt ja auf der Welt nichts zu tun, ſchreibe mir doch oder ich glaube, daß Du mich nicht mehr liebſt.

Clemens.

Gedruckt im Herbſt 1920 für den Propyläen-Verlag in Berlin von der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig. Gebunden nach Entwurf von Hugo Steiner-Prag von der Leipziger Buchbinderei-Act.-Geſ. vormals Guſtav Fritzſche in Leipzig

BETTINA VON ARNIMS

Sämtliche Werke

ZWEITER BAND

Herausgegeben
mit Benutzung ungedruckten
Materials von
Waldemar Oehlke

Berlin
Im Propyläen-Verlag
MCMXX

BETTINA VON ARNIM

Die Günderode

'21, 9053

Lit. germ. 3082

Berlin
Im Propyläen-Verlag
MCMXX

Fr. R. 2505

BIBL.
UNIVERS.
[illegible]

Gesamt-Inhaltsübersicht,
Verzeichnis der beigegebenen Abbildungen, sowie Namen- und Sachregister am Ende des siebenten Bandes

Einband nach Entwurf von Hugo Steiner-Prag
Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1920 by Propyläen-Verlag G. m. b. H.
in Berlin

Einführung

Die in der „Günderode" behandelten Erlebniſſe ſchließen ſich chronologiſch mit den Jahren 1804—1806 unmittelbar an die des „Frühlingskranzes" an. Erſchienen iſt das Buch vier Jahre vor dem „Frühlingskranz" (1840).

Karoline von Günderode wurde am 11. Februar 1780 in Karlsruhe geboren als die Tochter des Freiherrn Hektor Wilhelm von Günderode, den ſeine Schriften (in zwei Bänden herausgegeben von Poſſelt, Leipzig 1787/88) und ſeine von Drais (Kehl 1786) verfaßte Biographie bekannt gemacht haben. Er hat ſich beſonders in Idyllen verſucht. Auch ſeine Gattin, Karolinens Mutter, war poetiſch begabt und hatte in Zeitſchriften Dichtungen veröffentlicht. Sie zog nach dem Tode ihres Mannes (1786) nach Hanau und iſt 1819, dreizehn Jahre nach Karoline, geſtorben. Dieſe nun wurde, wie in dem Lebensbilde Bettinens zur Sprache kam, 1797 in das adlige Frankfurter Damenſtift aufgenommen. Sie war dann von 1799 ab, zum Teil um ihrem vereinſamten Großvater Geſellſchaft zu leiſten, von Frankfurt abweſend.

In das Jahr 1799 fällt auch der Beginn ihrer Liebe zu Savigny, den ſie am 4. Juli auf dem Gute Lengfeld der Familie v. Leonhardi im Odenwald kennen lernte. Durch die Familie Brentano kamen ſie freundſchaftlich einander näher, und ſo haben ſie drei Jahre Briefe gewechſelt. Savigny ſchrieb dem „Günderödchen" ſehr vertraulich (Karolinens Briefwechſel findet man in Ludwig Geigers Buch „K. v. Günderode und ihre Freunde", 1895) auch noch nach ſeiner Verheiratung mit Gundel Brentano (am 17. April

1804). Einen kurzen Brief von ihm gerade aus dieſer Zeit (Trages, 6. Juni 1804) möchte ich zur Charakteriſtik dieſer Freundſchaft hierherſetzen: „Günderödchen, Du biſt ein dumm Günderödchen, und das wollen wir Dir noch ganz anders deutlich machen und zu dieſem Behuf Freitag oder Samstag nach Frankfurt kommen; bis dahin vergeß nicht oder vielmehr erinnere Dich daran, daß wir Dich gar lieb haben, daß Du unſer Hämmelchen biſt, unſer dumm Günderödchen, und ſei nur nicht mehr betrübt, wenn Du mich ſiehſt, vielmehr mußt Du mir, Savigny, an den Hals ſpringen und mich küſſen. Haſt's gehört? Da ſchicken wir Dir auch einigen Vorrat von Lektüre, worunter leicht etwas Verderbliches und Schädliches ſein könnte; wir hoffen aber, daß Du durch die geſunde friſche Luft, in der Du vor kurzem gelebt haben ſollſt, hinlänglich mit Mut und Kraft verſehen biſt, um über alle Verführung und alles Hingehenlaſſen hinaus ſtehen zu können. Adieu bis wir Dich küſſen. Dein Savigny und Dein Gundelchen."

Durch Karolines ſchriftliche Äußerungen geht ein in dieſem Grade ungewöhnlicher ſehnſüchtiger Zug nach Liebe, nach der Liebe des Mannes, die alles gibt und nimmt. Wie ganz anders ſie Savigny gegenüberſtand, geht aus ihrem Brief an eine Freundin vom 10. Juli 1799 hervor. „Kaum glaubte ich", ſchreibt ſie, „mich aus dem Sturme der Leidenſchaft gerettet, glaubte mich ſicher, und ich ſehe mich wieder verſtrickt: ich liebe, wünſche, glaube, hoffe wieder und vielleicht ſtärker als jemals."

Liebenswert iſt ſie, wie ihr Porträt zeigt, auch dem Äußeren nach geweſen. Bettine hat die Freundin in ihrem letzten Brief an Frau Rat („Goethes Briefwechſel mit einem Kinde") in Worten gemalt: „Sie war ſo ſanft und weich in allen Zügen wie eine Blondine. Sie hatte braunes Haar, aber blaue Augen, die waren gedeckt mit langen Augenwimpern; wenn ſie lachte, ſo war es nicht laut, es war vielmehr ein ſanftes, gedämpftes Girren, in dem ſich Luſt und Heiterkeit ſehr vernehmlich ausſprach; — ſie ging nicht, ſie wandelte, wenn man verſtehen will, was ich damit auszuſprechen meine; — ihr Kleid war ein Gewand,

was ſie in ſchmeichelnden Falten umgab, das kam von ihren weichen Bewegungen her — ihr Wuchs war hoch, ihre Geſtalt war zu fließend, als daß man es mit dem Wort ſchlank ausdrücken könnte, ſie war ſchüchtern, freundlich und viel zu willenlos, als daß ſie in der Geſellſchaft ſich bemerkbar gemacht hätte." Mit einem Wort: ihr Weſen war dem Bettinens ſchroff entgegengeſetzt. Wann wäre dieſer jemals der Einfall gekommen, einer Freundin zu ſchreiben wie Karoline: „Seien Sie nicht böſe, Liebe, daß ich ſo ſchwärme; ſehen Sie, ich ſchweige ſchon, weil mir einfällt, ich könnte Ihnen läſtig ſein."

Man würde die Freundſchaft dieſer beiden Mädchen kaum begreifen, wüßte man nicht, daß gerade gegenſätzliche Naturen einander viel ſein und viel zu ſagen haben können. Hat doch ſogar zwiſchen Karoline und Bettinens Bruder Clemens ein perſönliches Verhältnis beſtanden, das in einem ſeltſamen Briefwechſel romantiſch überſchwenglichen Ausdruck fand. Zur Probe gebe ich hier den Anfang eines Briefes von Clemens an Karoline: „Gute Nacht! Du lieber Engel! Ach, biſt Du es, biſt Du es nicht, ſo öffne alle Adern Deines weißen Leibes, daß das heiße ſchäumende Blut aus tauſend wonnigen Springbrunnen ſpritze, ſo will ich Dich ſehen und trinken aus den tauſend Quellen, trinken, bis ich berauſcht bin und Deinen Tod mit jauchzender Raſerei beweinen kann, weinen wieder in Dich all Dein Blut und das meine in Tränen, bis ſich Dein Herz wieder hebt und Du mir vertrauſt, weil das meinige in Deinem Puls lebt. — O, wenn Du mich kennteſt, Du würdeſt den Mut verlieren, mich zu lieben, den Du nicht faſſen kannſt, da Du mich nicht kennſt. — Ich weiß ſo unendlich viel, daß es mir das Herz zerſprengt, es zu ſagen, aber ſprechen iſt ein langſames Totmartern, und lägſt Du nur eine Nacht in meinen Armen, ſo ſollteſt Du Dir meine Liebe an Deinen warmen Brüſten ausbrühen, und Du wüßteſt alles, was ich weiß, und brauchteſt nicht mehr zu erſchrecken über alles, was ich ſagen darf, weil ich will." So durfte damals ein romantiſcher Dichter an eine romantiſche Dichterin zu ſchreiben wagen, die ihm freilich ganz andere Briefe ſandte. „Meine

Beziehung zu Ihnen", ſchrieb ſie ihm am 10. Juni 1804, „iſt nicht Freundſchaft, nicht Liebe, meine Empfindung bedarf daher keines Verhältniſſes, ſie gleicht vielmehr dem Intereſſe, das man an einem Kunſtwerk haben kann, aber verworrene, mißverſtandene Verhältniſſe könnten mir dies Intereſſe trüben."

Stärker als durch Veranlagung und Charakter ſah ſich Karoline durch die Poeſie mit dem romantiſchen Kreiſe verbunden. Unter dem Pſeudonym „Tian" veröffentlichte ſie 1804 eine Sammlung „Gedichte und Phantaſien". 1806 folgten „Poetiſche Fragmente", die einige Dramen, unter ihnen den „Mahomet", enthielten. Dazu kamen dann noch die Dramen „Udohla" und „Magie und Schickſal", die ebenfalls 1806 in den von Creuzer und Daub herausgegebenen „Studien" erſchienen.

Ihren lyriſchen Gedichten läßt ſich Stimmungskunſt und Schmelz der Sprache nicht abſprechen. Den Dramen fehlt freilich Geſtaltungskraft; ihr Thema iſt die Liebe, die tragiſch endet.

So iſt denn auch Karolines Leben eine große Liebestragödie geworden. Sie war ſchon von Natur melancholiſch, überaus empfindlich und wenig widerſtandsfähig, ſo daß die Stärke ihres Liebesgefühls leicht das Übergewicht auch über ihre klare Erkenntnis gewinnen konnte. Wie ein ſanft klagender Naturlaut der Reſignation und des Weltſchmerzes geht es durch ihre Dichtungen. Nicht ohne Grund hat ihr jedenfalls Bettine die Wendung in den Mund gelegt: „Recht früh ſterben!" „Sie konnte nicht leben ohne Liebe, ihr ganzes Weſen war aufgelöſt in Lebensmüdigkeit", ſchrieb ſpäter ihre Freundin Suſanne von Heiden geb. v. Mettingh.

Im Jahre 1804 lernte Karoline in Heidelberg den Profeſſor der Philologie und Geſchichte Georg Friedrich Creuzer (1771—1858) kennen (vgl. Erwin Rohde, „Fr. Creuzer und K. v. Günderode", Heidelberg 1896), der ſich in ſeiner Geburtsſtadt Marburg, wo er von 1798—1804 lehrte, mit der um dreizehn Jahre älteren Profeſſorenwitwe Sophie Leske verheiratet hatte und dadurch ihren früher von ihm unterrichteten Kindern ein zweiter Vater geworden war.

Creuzer wird als häßlich und ein wenig verwachsen geschildert und hat doch Karoline zu höchster Leidenschaft entflammt. Auch er wurde sich nun bewußt, daß es kein Liebesglück war, was ihn an Sophie kettete. Doch was war jetzt zu tun! Abenteuerliche Pläne tauchen auf. So will Karoline in Männertracht in seiner Nähe leben. Schließlich aber kamen sie überein, seine Gattin ins Vertrauen zu ziehen und zur Scheidung zu bewegen. „Ist es recht", schrieb Creuzer an Karoline, „oder ist es grausam, daß eine Frau, die ihre Geschichte naturgemäß durchgelebt hat, in Liebe mit einem ersten Manne von gleichem Alter, in Kindern, die sie auf den Händen tragen, in Enkeln, denen sie entgegensieht, daß diese begehrt und nicht davon abläßt, ein junger Mann solle den Sinn seines Lebens darin finden, den späten Herbst, den nahenden Winter als ihre Wintersonne noch ein wenig warm und hell zu machen?" Sophie freilich gab mit „tötender Güte" nach, jedoch so gebrochen, daß die beiden Liebenden es nicht über sich gewannen, weitere Schritte zu tun, zumal da bei solcher Lösung auch ein materiell befriedigendes Weiterleben für alle Drei nicht denkbar war. Wie dieses Verhältnis zum Bruch mit Bettine führte, ist in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" in ihrem letzten Brief an Frau Rat nachzulesen.

Durch einen Blutsturz aufs Krankenlager geworfen, wurde Creuzer von seiner Gattin mit rührender Treue gepflegt. Da schwur er für den Fall seiner Genesung, alle weiteren Beziehungen zu Karoline abzubrechen. Er hielt den Schwur. Das bedeutete für Karoline das Ende ihres Seins.

Mit zwei Freundinnen, Pauline und Lotte Servière, reiste sie im Frühjahr 1806 nach Winkel am Rhein. Hier erhielt sie durch freundschaftliche Vermittlung, nicht von Creuzer persönlich, die briefliche Nachricht, daß er ihr entsagen müsse. „Ich schrieb," so berichtet die schon vorhin erwähnte Freundin Susanne ihrem Bruder, „da alle Vorstellungen unnütz waren, beifolgenden Brief an Lotte Servière in Langenwinkel im Rheingau, wo Karoline war, nebst beifolgendem Brief an Lina, um daß diese Linen

vorbereite, allein ungeachtet ich die Adreſſe an Lotte mit verſtellter Hand und Stempel gemacht habe, eilte Karoline, die ſeit langer Zeit auf Briefe gewartet hatte, dem Boten entgegen, erbrach den Brief und ging in ihr Zimmer, von wo ſie bald wieder herauskam und ganz heiter ſcheinend Lotte Adieu ſagte, ſie wolle am Rhein, wie ſie oft tat, ſpazieren gehen, kam aber nicht wieder. Beim Nachteſſen wurde ſie vermißt; man eilte auf ihr Zimmer, fand die erbrochenen Briefe, und bange Sorge erfüllte die guten Mädchen. Sie ſuchten die ganze Nacht, frühe fand man die unglückliche Lina am Ufer." Karoline von Günderode hatte ſich mit ihrem Dolch ins Herz geſtoßen und ſich dann in den Rhein geſtürzt. Ihr Todestag iſt der 26. Juli 1806.

Damals erregte dieſes Ereignis nicht die allgemeine Aufmerkſamkeit in dem Grade wie ſpäter etwa der tragiſche Liebestod der Charlotte Stieglitz. Bettinens Gatte Achim von Arnim war der erſte, Bettine ſelbſt die zweite, die dafür ſorgten, daß Karoline nicht vergeſſen wurde. Arnim erinnert ſich ihrer in der Erzählung „Iſabella", die 1812 erſchien. Bei einer Rheinfahrt ſteigen da die Reiſenden ans Land und blicken auf die Stelle, wo Karoline ſtarb, und ihre Klage erhebt ſich: „Wo ſind Deine Freunde? Keiner hat der Nachwelt die Spuren Deines Lebens und Deiner Begeiſterung geſammelt; die Furcht vor dem Tadel der Heilloſen hat ſie alle gelähmt. Nun erſt verſtehe ich die Schrift auf Deinem Grabe, die von den Tränen des Himmels jetzt faſt ausgelöſcht iſt; nun weiß ich, warum Du die Deinen alle nennſt, nur die Menſchen nicht. Und wir gedachten mit Rührung dieſer Inſchrift, und einer ſagte ſie dem andern, der ſie vergeſſen hatte:

Erde, du, meine Mutter, und du, mein Ernährer, der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergſtrom,
Und mein Vater, der Äther, ich ſage euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt;

und ich gehe zur andern Welt, euch gerne verlaſſend. Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl."

Und doch — was wüßte trotz Arnims poetiſchem Nachruf die Nachwelt von Karoline von Günderode, hätte Bettine der Freundin nicht 1840 dieſes weithin leuchtende Denkmal geſetzt!

Bei der Darſtellung von Bettinens Leben wurde erwähnt, wie ſich das Freundſchaftsverhältnis der beiden Mädchen an- und wieder abſpann. Es iſt eine Tatſache, daß Karoline ſich zurückzog. „Du haſt zur Clodin [Claudine Piautaz in Marburg] geſagt, ich wüßte, warum Du Dich mit mir entzweit hätteſt. Ich weiß es aber nicht." So ſchreibt Bettine der bisherigen Freundin in ihrem letzten Brief aus dem Frühjahr 1806. Sie bittet um Aufklärung: „Ich verſpreche Dir, mich nicht weißbrennen zu wollen, wie Du vielleicht denkſt, oder Dir Vorwürfe zu machen, erlaub alſo, was ich fordern kann." Dann verlangt ſie ihre Briefe zurück: „Du kommſt mir falſch vor, ſolang Du ſie beſitzeſt, auch leg' ich einen Wert darauf, ich habe mein Herz hineingeſchrieben."

Schon dieſe einem echten Briefe entnommene Bemerkung läßt erkennen, daß es der Schriftſtellerin an urſprünglichen Vorlagen nicht gefehlt haben wird. Wie weit dieſe aber Anſpruch darauf haben, als originale Texte in dem Buche ſelbſt auftreten zu dürfen, habe ich 1905 im einzelnen nachgewieſen. Ein typiſches Beiſpiel iſt ja der von mir veröffentlichte Brief Bettinens an Claudine von Piautaz, den ſie als Vorlage zu einem von ihr erdichteten Briefe an Karoline benutzt, in viele Teile auseinanderreißt und nun mit Veränderungen des Wortlauts, natürlich auch neuen Verbindungen und Gedankenhäkchen, an verſchiedene Stellen ſtreut, ſo daß niemand, der jenen Urtext nicht kennt, imſtande wäre, alt und neu, echt und unecht zu unterſcheiden, zumal die Empfängerin ja eine ganz andere war. Ebenſo hat ſie einen Originalbrief Karolinens zerſtückt.

Ist also eine peinliche Nachprüfung von Satz zu Satz aussichtslos, so haben sich doch sichere Resultate ergeben, von denen hinsichtlich des Inhalts wenigstens einige hier aufgezählt werden müssen. Die Schlangenbader Erlebnisse haben eine gewisse Glaubwürdigkeit durch die Feststellung erhalten, daß dort nach den Kurlisten, freilich im Jahre 1803, tatsächlich sowohl die Familie Brentano wie die Kurprinzessin von Hessen und Gefolge, darunter der — „krebsrote" — Kammerherr v. Vardeleben, geweilt haben. Für die Schilderung des alten Geheimrats Laroche hat Bettine als Vorlage benützt Goethes „Dichtung und Wahrheit", für die Darstellung der Gespräche mit Hölderlin dessen Erläuterungen zur Ödipus-Übersetzung, für Karolinens Briefe deren Dichtungen, so daß es scheinen soll, als sei die Freundin von Bettine angeregt worden zu dichten, als seien deren poetische Phantasien im Grunde ihre Eingebungen gewesen.

Und es ist doch im allgemeinen nicht schwer, auch in der Form die beiden Freundinnen herauszuerkennen. Rhythmisch, in sanften Wellen fließt Karolinens Sprache in Prosa und Poesie dahin, während Bettine dithyrambisch von einem Höhepunkt des Gefühls und der Rede zum andern springt. Syntaktisch fest aneinandergefügt, sind Karolinens Sätze von den wild und konjunktionslos aneinandergereihten Bettinens leicht zu unterscheiden.

Aber was liegt daran! Wie alles in der Natur zum Unendlichen strebt und im Geiste sich findet, das kam hier zu jugendlich feurigem Ausdruck. Und es wirkte mit elementarer Kraft. Die Berliner Studenten, denen das Buch gewidmet war, brachten der Verfasserin dankbar einen Fackelzug. Unvergessen lebt heute Karoline von Günderode durch Bettines geniale Schöpfung, die sich wie ein hehrer Geistesdom über der einst so heißgeliebten Jugendfreundin frühem Grabe wölbt.

CAROLINE VON GÜNDEROD

Die Günderode

Den Studenten

Die Ihr gleich goldnen Blumen auf zertretnem Feld wieder aufſproſſet zuerſt! In fröhlichen Zukunftsträumen der Muttererde huldigt, harrend voll heiligem Glauben, daß endlich Eurer Ahnung Gebild vollende der Genius und Feſſeln der Liebe Euch umlege und großer Männer Unſterblichkeit in den Buſen Euch ſäe. —

Die Ihr immer rege, von Geſchlecht zu Geſchlecht, in der Not wie in des Glückes Tagen auf Begeiſtrungspfaden ſchweift; in Germanias Hainen, auf ihren Ebnen und ſtolzen Bergen, am gemeinſamen Kelch heiligkühner Gedanken Euch berauſchend, die Bruſt erſchließt und mit glühender Träne im Aug' Bruderliebe ſchwört einander, Euch ſchenk' ich dies Buch.

Euch Irrenden, Suchenden! Die Ihr hinanjubelt den Parnaſſos, zu Kaſtalias Quell; reichlich der aufbrauſenden Flut zu ſchöpfen den Heroen der Zeit und auch den Schlafenden im ſchweigenden Tal, ſchweigend, feierlichen Ernſtes die Schale ergießt.

Die Ihr Hermanns Geſchlecht Euch nennt, Deutſchlands Jüngerſchaft! — Dem Recht zur Seite, klingenwetzend der Gnade trotzt; mit Schwerterklirren und der Begeiſtrung Zuverſicht der Burſchen Hochgeſang anſtimmt:

„Landesvater, Schutz und Rater!"

Mit flammender Fackel, donnernd ein dreifach Hoch dem Herrſcher, dem Vaterland, dem Bruderbunde jauchzt, und:

„Strömen gleich, zuſammenrauſchet in ein gewaltig Heldenlied."

Ihr, die mit Trug noch nicht nach nichtiger Hoffnung jagtet! — Wenn der Philiſter Torengeſchlecht den Stab Euch bricht, ſo gedenket, Muſenſöhne, daß ihre Lärmtrommel des leuchtenden Pythiers Geiſt nicht betäubt; keine Lüge haftet an ihm, keine Tat, kein Gedanke! Er iſt wiſſend! — Und lenkt, daß, unberührt von des Geſetzes Zwang, ſchnellen feurigen Wachstums, das Göttliche erblühe und in der Zeiten Wechſel ein milder Geſtirn über Euch hinleuchte.

Briefe
aus den Jahren 1804—1806

Die Günderode

Erster Teil

An die Günderode.

Der Plaudergeiſt in meiner Bruſt hat immerfort geſchwätzt mit Dir, durch den ganzen holperigen Wald bis auf den Trages, wo alles ſchon ſchlief, ſie wachten auf und ſagten, es wäre ſchon ein Uhr vorbei, auf dem Land blaſen ſie abends die Zeit aus wie eine Kerz', die man ſparen will. Wie ich erzählte, daß Du mitgefahren warſt bis Hanau, da hätten ſie Dich all gern hier haben wollen, ein jeder für ſich allein, da wär' ich doch um Dich gekommen. Durch Dich feuert der Geiſt, wie die Sonn' durchs friſche Laub feuert, und mir geht's wie dem Keim, der in der Sonn' brütet, wenn ich an Dich denken will, es wärmt mich, und ich werd' freudig und ſtolz und ſtreck' meine Blätter aus, und oft bin ich unruhig und kann nicht auf einem Platz bleiben, ich muß fort ins Feld, in den Wald; — in freier Luft kann ich alles denken, was im Zimmer unmöglich war, da ſchwärmen die Gedanken über die Berg', und ich ſeh' ihnen nach.

Alles iſt heut' nach Meerholz gefahren zum Vetter mit der zu großen Naſ', ich bin allein zu Haus, ich hab' geſagt, ich wollt' ſchreiben, aber die Haupturſach' war die Naſ'.

Eben komm' ich aus der Lindenallee, ich hab' das ganze Gewitter mitgemacht, die Bäum' geben gut

Beiſpiel, wie man ſoll ſtandhaft ſein im Ungewitter, Blitz und Donner hintereinander her, bis ſie außer Atem waren, nun ruhen alle Wälder. Ich war gleich naß, und ſo warm der Regen, hätt's nur ſtärker noch regnen wollen, aber bald war's ſchön Wetter, und der Regenbogen auf dem Saatfeld, ich war wohl eine halbe Stund' weit gelaufen und ihm doch nicht näher gekommen, da fiel mir ein, daß man oft denkt, es wär' ſo nah' alles, was man gern erreichen möcht', und wie man mit allem Eifer doch nicht näherrückt. Wenn nicht die Schönheit vom Himmel herab uns überſtrahlt, von ſelbſt ihr entgegenlaufen iſt umſonſt, — ich hab' den ganzen Nachmittag verlaufen, eben kommen ſie ſchon angefahren.

Sonntag.

Geſtern ging ich noch allein in der Dunkelheit durchs Feld. Da fiel mir wieder ein alles, was wir am Sonntag von Frankfurt bis Hanau im Wagen zuſammen geredet haben; — wer von uns beiden zuerſt ſterben wird. Jetzt bin ich ſchon acht Tag' hier, unſer Geſpräch klingt noch immer nach in mir. „Es gibt ja noch Raum außer dieſer kleinen Tags- und Weltgeſchichte, in dem die Seel' ihren Durſt, ſelbſt etwas zu ſein, löſchen dürfe", ſagteſt Du. — Da hab' ich aber gefühlt, und fühl's eben wieder und immer: wenn Du nicht wärſt, was wär' mir die ganze Welt? — Kein Urteil, kein Menſch vermag über mich, aber Du! — Auch bin ich geſtorben ſchon jetzt, wenn Du mich nicht auferſtehen heißeſt und willſt mit mir leben immerfort; ich fühl's recht, mein Leben iſt bloß aufgewacht, weil Du mir

riefſt, und wird ſterben müſſen, wenn es nicht in Dir kann fortgedeihen. — Frei ſein willſt Du, haſt Du geſagt? — Ich will nicht frei ſein, ich will Wurzel faſſen in Dir — eine Waldroſe, die im eignen Duft ſich erquicke, will die der Sonne ſich ſchon öffnen und der Boden löſt ſich von ihrer Wurzel, dann iſt's aus. — Ja, mein Leben iſt unſicher; ohne Deine Liebe, in die es eingepflanzt iſt, wird's gewiß nicht aufblühen, und mir iſt's eben ſo durch den Kopf gefahren, als ob Du mich vergeſſen könnteſt, es iſt aber vielleicht nur, weil's Wetter leuchtet, ſo blaß und kalt, und wenn ich denk' an die feurigen Strahlen, mit denen Du oft meine Seele durchleuchteſt! — Bleib mir doch. —

Bettine.

An die Bettine.

Ich habe die Zeit über recht oft an Dich gedacht, liebe Bettine. Vor einigen Nächten träumte mir, Du ſeiſt geſtorben, ich weinte ſehr darüber und hatte den ganzen Tag einen traurigen Nachklang davon in meiner Seele. Als ich den Abend nach Hauſe kam, fand ich Deinen Brief; ich freute mich und wunderte mich, weil ich glaubte, einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen meinen Träumen und Deinen Gedanken zu finden.

Geſtern Abend iſt Clemens hier angekommen, ich wollte, Du wärſt hier, es würde ihm viel behaglicher und heimlicher ſein, ich glaube, wenn Du nicht bald hierher kömmſt, ſo geht er nach Trages.

In dieſem ganzen Brief iſt wohl noch kein einziges Wort, was Dich erfreut? Du drehſt das Blatt herum

und ſieheſt, ob nicht eine Art von ruſſiſchem Kabriolett gefahren kommt; aber es will nichts kommen; weißt Du, warum? Weil ich Ihn in der ganzen Zeit nur zwei Minuten geſehen habe; weil Er geritten kam, und weil er kein vernünftiges Wort geſprochen hat. Sei luſtig, Bettine, und laß Dir nicht mit Kabrioletts im Herzen herumfahren.

Grüße den Savigny recht freundlich von mir, erinnere ihn doch zuweilen an mich, ich habe ihn ſehr lieb, aber nach Trages komme ich doch nicht.

Tue mir den Gefallen und frage die Sanchen, ob ich nicht einen Chignonkamm und eine Kette in Trages hätte liegen laſſen? — Wenn Du noch nicht bald wieder zu uns kommſt, ſo ſchreibe mir wieder, denn ich habe Dich lieb, ſage mir auch, wie Ihr lebt.

Karoline.

Grüße doch auch die Gundel von mir. Auf meiner Heimfahrt von Hanau hab' ich das Geſpräch gedichtet, es iſt ein bißchen vom Zaun gebrochen. — Ich wollt', die Proſa wär' edler, das heißt: ich wollt', ſie wär' muſikaliſcher; es enthält viel, was wir im Geſpräch berührt haben. Du ſchreibſt mit mehr Muſik Deine Briefe, ich wollt', ich könnt' das lernen.

Die Manen

Schüler. Weiſer Meiſter! Ich war in den Katakomben der Schwedenkönige, ich nahte mich dem Sarg des Guſtav Adolf mit ſonderbarem ſchmerzlichem Gefühl, ſeine Taten gingen an meinem Geiſt vorüber,

ich ſah zugleich ſein Leben und ſeinen Tod, ſeine überſchwengliche Tatkraft und die tiefe Ruhe, in der er ſchon dem zweiten Jahrhundert entgegenſchlummert; ich rief mir die grauſenvolle Zeit zurück, in der er lebte, mein Gemüt glich einer Gruft, aus der die ſchwankenden Schatten der Vergangenheit heraufſteigen. Ich weinte ſo heiße Tränen ſeinem Tod, als ſei er heute erſt gefallen. Dahin! Verloren! Vergangen! ſagte ich mir, ſind dies des großen Lebens Früchte alle? — Ach! — Ich mußte die Gruft verlaſſen, ich ſuchte Zerſtreuung, ich ſuchte andre Schmerzen, aber der unterirdiſche trübe Geiſt verfolgt mich, ich kann die Wehmut nicht loswerden, die wie ein Trauerflor über meine Gegenwart ſich legt, dies Zeitalter iſt mir nichtig und leer, ſehnlich und gewaltig zieht mich's in die Vergangenheit dahin! Vergangen, ſo ruft mein Geiſt. O möcht' ich mit vergangen ſein und dieſe ſchlechte Zeit nie geſehen haben, in der die Vorwelt vergeht, an der ihre Größe verloren iſt. —

Lehrer. Verloren iſt nichts, junger Schüler, und in keiner Weiſe, nur das Auge vermag nicht des Grundes unendliche Folgenkette zu überſehen. Aber willſt du auch dies nicht bedenken, du kannſt doch nicht verloren nennen und dahin, was ſo mächtig auf dich wirkt; — dein eigen Geſchick, die Gegenwart bewegen dich ſo heftig nicht wie das Andenken des großen Königs, lebt er da nicht jetzt noch mächtiger in dir als die Gegenwart, oder nennſt du nur Leben, was im Fleiſch und im Sichtbaren fortlebt, und iſt dir dahin und verloren, was noch in Gedanken wirkt und da iſt? —

Schüler. Wenn es Leben iſt, ſo iſt es doch nicht mehr als Schattenleben, dann iſt die Erinnerung des Geweſenen mehr als die bleiche Schattenwirklichkeit.

Lehrer. Gegenwart iſt ein flüchtiger Augenblick, ſie vergeht, indem du ſie erlebſt, des Lebens Bewußtſein liegt in der Erinnerung, in dieſem Sinn nur kannſt du Vergangnes betrachten, gleichviel ob es längſt oder eben nur vorging.

Schüler. Du ſprichſt wahr! — So lebt denn ein großer Menſch nicht nach ſeiner Weiſe in mir fort, ſondern nach der meinen. Wie ich ihn aufnehme, wie und ob ich mich ſeiner erinnern mag? —

Lehrer. Freilich lebt das nur fort in dir, was dein Sinn befähigt iſt aufzunehmen, inſofern es Gleichartiges mit dir hat, das Fremdartige in dir tritt nicht mit ihm in Verbindung, darauf kann er nicht wirken, und mit dieſer Einſchränkung nur wirken alle Dinge. Wofür du keinen Sinn haſt, das geht dir verloren wie die Farbenwelt dem Blinden.

Schüler. So muß ich glauben, nichts gehe verloren, da alle Urſachen in ihren Folgen fortleben, daß ſie aber nur wirken auf das, was Empfänglichkeit oder Sinn für ſie hat. — Der Welt mag genügen an dieſem Nichtverlorenſein, an dieſer Art fortzuleben, mir iſt es nicht genug, ich möchte zurück in der Vergangenheit Schoß, ich ſehne mich nach unmittelbarer Verbindung mit den Manen der großen Vorzeit.

Lehrer. Hältſt du es denn für möglich? —

Schüler. Ich hielt es für unmöglich, als noch kein Sehnen mich dahin zog, geſtern hätte ich noch jede Frage danach für töricht gehalten, heute wünſche ich

ſchon, die Verbindung mit der Geiſterwelt wäre möglich, ja mir deucht, ich wäre geneigt, ſie glaublich zu finden.

Lehrer. Mir deucht, die Manen des großen Guſtav Adolf haben deinem innern Auge zum Lichte verholfen. So vernehme mich denn. So gewiß alles Harmoniſche in Verbindung ſtehet, es mag ſichtbar oder unſichtbar ſein, ſo gewiß ſind auch wir in Verbindung mit dem Teil der Geiſterwelt, der mit uns harmoniert. Ähnliche Gedanken verſchiedener Menſchen, auch wenn ſie nie voneinander wußten, iſt in geiſtigem Sinn ſchon Verbindung, der Tod eines Menſchen, der in ſolcher Berührung mit mir ſtehet, hebt ſie nicht auf; der Tod iſt ein chemiſcher Prozeß, eine Scheidung der Kräfte, aber kein Vernichter, er zerreißt das Band zwiſchen mir und ähnlichen Seelen nicht, aber das Fortſchreiten des einen und das Zurückbleiben des andern kann wohl dieſe Gemeinſchaft aufheben, wie einer, der in allem Trefflichen fortgeſchritten iſt, mit dem unwiſſend gebliebnen Jugendfreund nicht mehr zuſammenſtimmen wird. Du wirſt dies leicht ganz allgemein und ganz aufs beſondere anwenden können.

Schüler. Vollkommen! — Du ſagſt, Harmonie der Kräfte iſt Verbindung, der Tod hebt dieſe Verbindung nicht auf, da er nur ſcheidet und nicht vernichtet.

Lehrer. Ich fügte hinzu, das Aufheben deſſen, was dieſe Harmonie bedingt, müßte auch notwendig dieſe Verbindung aufheben — eine Verbindung mit Verſtorbenen kann alſo ſtatthaben, inſofern ſie nicht aufgehört haben, mit uns zu harmonieren.

Schüler. Ich kann es faſſen.

Lehrer. Es kommt nur darauf an, dieſe Verbindung gewahr zu werden. Bloß geiſtige Kräfte können unſern äußern Sinnen nicht offenbar werden, ſie wirken nicht durch Aug' und Ohr, ſondern durch das Organ, durch das allein eine Verbindung mit ihnen möglich iſt; durch den innern Sinn, auf ihn wirken ſie unmittelbar. Dieſer innere Sinn, das tiefſte und feinſte Seelenorgan, iſt bei faſt allen Menſchen unentwickelt und nur dem Keim nach da. — Das Weltgeräuſch, der Menſchheit Handel und Wandel, der nur oberflächlich und nur die Oberfläche berührt, laſſen es zu keiner Ausbildung, zu keinem Bewußtſein kommen, ſo wird es nicht erkannt, und was ſich zu allen Zeiten in ihm offenbarte, hat viele Zweifler und Schmäher gefunden, und bis jetzt iſt ſein Empfangen und Wirken nur in ſeltnen Menſchen die individuellſte Seltenheit. — Ich will nicht ungeiſtigen Geſichten und Geiſtererſcheinungen das Wort reden, aber ich fühle deutlich, daß der innere Sinn ſo hoch angeregt werden kann, daß die innere Erſcheinung vor das körperliche Auge treten kann, wie auch umgekehrt die äußere Erſcheinung vor das geiſtige Auge tritt; ſo brauch' ich nicht durch Betrug oder Sinnentäuſchung alles Wunderbare zu erklären, doch weiß ich, man nennt in der Weltſprache dieſe innere Entwicklung der Sinne Einbildung.

Weſſen Geiſtesauge Licht auffängt, der ſieht dem andern unſichtbare, mit ihm verbundene Dinge. Aus dieſem innern Sinn ſind die Religionen hervorgegangen, und ſo manche Apokalypſen alter und neuer Zeit. Aus dieſer Sinnenfähigkeit, Verbindungen wahrzunehmen,

die andere, deren Geiſtesauge verſchloſſen iſt, nicht faſſen, entſteht die prophetiſche Gabe, Gegenwart und Vergangenheit mit der Zukunft zu verbinden, den notwendigen Zuſammenhang der Urſachen und Wirkungen zu ſehen. Prophezeiung iſt Sinn für die Zukunft. Man kann die Wahrſagerkunſt nicht erlernen, der Sinn für ſie iſt geheimnisvoll, er entwickelt ſich geheimnisvoller Art; er offenbart ſich oft nur wie ein ſchneller Blitz, der dann von dunkler Nacht wieder begraben wird. Man kann Geiſter nicht durch Beſchwörung rufen, aber ſie können dem Geiſt ſich offenbaren, das Empfängliche kann ſie empfangen, dem inneren Sinn können ſie erſcheinen. —

Der Lehrer ſchwieg und ſein Zuhörer verließ ihn. Mancherlei Gedanken bewegten ſein Inneres, und ſeine ganze Seele ſtrebte, ſich das Gehörte zum Eigentum zu machen.

An die Günderode.

Du weißt, daß der Boſtel hier iſt, — der läuft mir immer nach und ſagt: „Bettine, warum ſind Sie ſo unliebenswürdig?" — Ich frag': „Wie ſoll ich's machen, um liebenswürdig zu ſein?" — „Sein Sie wie Ihre Schweſter Loulou, ſprechen Sie ruhig mit einem und bezeigen Sie doch nur ein klein wenig Teilnahme an, was man Ihnen ſagt, aber wenn man Sie auch aus Mitleid wie ein Mädchen, das ſchon was bedeutet, behandlen wollt', es iſt nicht möglich. Sie haben nicht weniger Unruh' als eine junge Katz', die einer Maus nachläuft; derweil man Ihnen die Ehre antut, mit

Ihnen zu sprechen, klettern Sie auf Tisch und Schränken herum, Sie steigen zu den alten Familienporträten und scheinen weit mehr Anteil an deren Gesichter zu nehmen als an uns Lebenden." — „Ja, Herr von Bostel, das ist bloß, weil die dort so ganz übersehen und vergessen sind, weil kein Mensch mit denen spricht, da geht's mir grade, wie es Ihnen mit mir geht. Aus Mitleid, weil ich übersehen bin, sprechen Sie mit mir jungem Gelbschnabel, und das steckt mich an, daß ich dasselbe Mitleid mit den alten gemalten Perücken haben muß." — „Aber sagen Sie, sind Sie gescheut? — Wie wollen Sie Mitleid haben mit gemalten Bildern?" — „Ei, Sie haben's ja auch mit mir!" — „Nun ja, aber die Bilder empfinden's doch nicht." — „Ei, ich empfind's auch nicht." — „Aber bei Gott, ich bemitleide Sie, — Sie sind auf dem Weg närrisch zu werden." —

Ich hätt' Dir die Dummheiten nicht erzählt, wenn's nicht einen großen Lärm gegeben hätt', der Clemens wollte das vom guten Bostel nicht haben, sie redeten so heftig hin und her von Schelmufsky und dem Großmogul, und im kleinen Häuschen, wo sie zusammen hingegangen waren, ward es so laut, daß es sich von weitem wie Streit anhörte, ich ging hinunter und wartete, bis der Bostel herauskam, der war ganz erhitzt, ich nahm alles auf mich und bat um Verzeihung, daß ich so unartig gewesen sei, und was weiß ich, was ich alles sagte, bis er endlich versprach, mit dem Clemens nicht mehr bös zu sein, und wenn ich meine Unart eingestehe, so wolle er mir verzeihen. — Ich gestand alles zu, dachte aber doch heimlich, was der vor ein possierlicher Kerl wär'; der Clemens kam dazu, da

ward von beiden Seiten die Schuld auf mich geſchoben; ich ließ es ohne Widerſpruch geſchehen und beſänftigte beide, ſie gaben einander die Hand und mir gute Lehren.

Die Menſchen ſind gut, ich bin es ihnen von Herzen, aber wie das kommt, daß ich mit niemand ſprechen kann? — Das hat nun Gott gewollt, daß ich nur mit Dir zu Haus bin. — Die Manen leſ' ich immer wieder, ſie wecken mich recht zum Nachdenken. Du meinſt, daß Dir die Sprache nicht drin gefällt? — Ich glaub', daß große Gedanken, die man zum erſtenmal denkt, die ſind ſo überraſchend, da ſcheinen einem die Worte zu nichtig, mit denen man ſie aufnimmt, die ſuchen ſich ihren Ausdruck, da iſt man als zu zaghaft, einen zu gebrauchen, der noch nicht gebräuchlich iſt, aber was liegt doch dran? Ich wollt' immer ſo reden, wie es nicht ſtatthaft iſt, wenn es mir näher dadurch kommt in der Seel', ich glaub' gewiß, Muſik muß in der Seele walten, Stimmung ohne Melodie iſt nicht fließend zu denken; es muß etwas der Seele ſo recht Angebornes geben, worin der Gedankenſtrom fließt. — Dein Brief iſt ganz melodiſch zu mir, viel mehr wie Dein Geſpräch. „Wenn Du noch nicht bald wieder zu uns kommſt, ſo ſchreibe mir wieder, denn ich habe Dich lieb." Dieſe Worte haben einen melodiſchen Gang, und dann: „Ich habe die Zeit über recht oft an Dich gedacht, liebe Bettine! Vor einigen Nächten träumte mir, Du ſeieſt geſtorben, ich weinte ſehr darüber und hatte den ganzen Tag einen traurigen Nachklang davon in meiner Seele." Ich auch, liebſtes Günderödchen, würde ſehr weinen, wenn ich Dich ſollt' hier laſſen

müſſen und in eine andre Welt gehen, ich kann mir nicht denken, daß ich irgendwo ohne Dich zu mir ſelber kommen möcht'. Der muſikaliſche Klang jener Worte äußert ſich wie der Pulsſchlag Deiner Empfindung, das iſt lebendige Liebe, die fühlſt Du für mich. Ich bin recht glücklich; ich glaub' auch, daß nichts ohne Muſik im Geiſt beſtehen kann, und daß nur der Geiſt ſich frei empfindet, dem die Stimmung treu bleibt. — Ich kann's auch noch nicht ſo deutlich ſagen, ich meine, man kann kein Buch leſen, keins verſtehen oder ſeinen Geiſt aufnehmen, wenn die angeborne Melodie es nicht trägt, ich glaub', das alles müßt' gleich begreiflich oder fühlbar ſein, wenn es in ſeiner Melodie dahinfließt. Ja, weil ich das ſo denke, ſo fällt mir ein, ob nicht alles, ſolang' es nicht melodiſch iſt, wohl auch noch nicht wahr ſein mag. Dein Schelling und Dein Fichte und Dein Kant ſind mir ganz unmögliche Kerle. Was hab' ich mir für Mühe geben, und ich bin eigentlich nur davongelaufen hierher, weil ich eine Pauſe machen wollt'. Repulſion, Attraktion, höchſte Potenz. — —

Weißt Du, wie mir's wird? — Dreherig — Schwindel krieg' ich in den Kopf, und dann, weißt Du noch? — Ich ſchäm' mich, — ja ich ſchäm' mich, ſo mit Hacken und Brecheiſen in die Sprach' hineinzufahren, um etwas da herauszubohren, und daß ein Menſch, der geſund geboren iſt, ſich ordentliche Beulen an den Kopf denken muß und allerlei phyſiſche Krankheiten dem Geiſt anbilden. — Glaubſt Du, ein Philoſoph ſei nicht fürchterlich hoffärtig? — Oder wenn er auch einen Gedanken hat, davon wär' er klug? — O nein,

ſo ein Gedanke fällt ihm wie ein Hobelſpan von der Drechſelbank, davon iſt ſo ein weiſer Meiſter nicht klug. Die Weisheit muß natürlich ſein, was braucht ſie doch ſolcher widerlicher Werkzeuge, um in Gang zu kommen, ſie iſt ja lebendig? — Sie wird ſich das nicht gefallen laſſen. — Der Mann des Geiſtes muß die Natur lieben über alles, mit wahrer Lieb', dann blüht er, — dann pflanzt die Natur Geiſt in ihn. Aber ein Philoſoph ſcheint mir ſo einer nicht, der ihr am Buſen liegt und ihr vertraut und mit allen Kräften ihr geweiht iſt. — Mir deucht vielmehr, er geht auf Raub, was er ihr abluchſen kann, das vermanſcht er in ſeine geheime Fabrik, und da hat er ſeine Not, daß ſie nicht ſtockt, hier ein Rad, dort ein Gewicht, eine Maſchine greift in die andere, und da zeigt er den Schülern, wie ſein Perpetuum Mobile geht, und ſchwitzt ſehr dabei, und die Schüler ſtaunen das an und werden ſehr dumm davon. — Verzeih mir's, daß ich ſo fabelig Zeug red', Du weißt, ich hab's mit meinem Abſcheu nie weiter gebracht, als daß ich erhitzt und ſchwindelig geworden bin davon, und wenn die großen Gedanken Deines Geſprächs vor mir auftreten, die doch philoſophiſch ſind, ſo weiß ich wohl, daß nichts Geiſt iſt als nur Philoſophie, aber wend's herum und ſag': Es iſt nichts Philoſophie, als nur ewig lebendiger Geiſt, der ſich nicht fangen, nicht beſchauen noch überſchauen läßt, nur empfinden, der in jedem neu und ideal wirkt, und kurz: der iſt wie der Äther über uns. Du kannſt ihn auch nicht faſſen mit dem Aug', Du kannſt Dich nur von ihm überleuchtet, umfangen fühlen, Du kannſt von ihm leben, nicht ihn für Dich erzeugen. Iſt denn

der Schöpfernatur ihr Geiſt nicht gewaltiger als der Philoſoph mit ſeinem Dreieck, wo er die Schöpfungskraft drin' hin und her ſtößt, was will er doch? — Meint er, dieſe Gedankenaufführung ſei eine unwiderſtehliche Art, dem Naturgeiſt nahzukommen? Ich glaub' einmal nicht, daß die Natur einen ſolchen, der ſich zum Philoſophen eingezwickt hat, gut leiden kann. „Wie iſt Natur ſo hold und gut, die mich am Buſen hält." — So was lautet wie Spott auf einen Philoſophen. Du aber biſt ein Dichter, und alles, was Du ſagſt, iſt die Wahrheit und heilig. „Man kann Geiſter nicht durch Beſchwörung rufen, aber ſie können ſich dem Geiſt offenbaren, das Empfängliche kann ſie empfangen, dem innern Sinn können ſie erſcheinen." Nun ja! Wenn es auch die ganze heutige Welt nicht faßt, was Du da ausſprichſt, wie ich gewiß glaub', daß es umſonſt der Welt geſagt iſt, ſo bin ich aber der Schüler, deſſen ganze Seele ſtrebt, ſich das Gehörte zum Eigentum zu machen. — Und aus dieſer Lehre wird mein künftig Glück erblühn, nicht weil ich's gelernt hab', aber weil ich's empfind'; es iſt ein Keim in mir geworden und wurzelt tief, ja ich muß ſagen, es ſpricht meine Natur aus, oder vielmehr, es iſt das heilige Wort „Es werde", was Du über mich ausſprichſt. — Ich hab's jetzt jede Nacht geleſen im Bett und empfind' mich nicht mehr allein und für nichts in der Welt; ich denk', da die Geiſter ſich dem Geiſt offenbaren können, ſo möchten ſie zu meinem doch ſprechen; und was die Welt „überſpannte Einbildung" nennt, dem will ich ſtill opfern und gewiß meinen Sinn vor jedem

bewahren, was mich unfähig dazu machen könnte, denn ich empfinde in mir ein Gewiſſen, was mich heimlich warnt, dies und jenes zu meiden. — Und wie ich mit Dir red' heute, da fühl' ich, daß es eine bewußtloſe Bewußtheit gebe, das iſt Gefühl, und daß der Geiſt bewußtlos erregt wird. — So wird's wohl ſein mit den Geiſtern. Aber ſtill davon, durch Deinen Geiſt haucht mich die Natur an, daß ich erwach', wie wenn die Keime zu Blättern werden. — Ach, eben iſt ein großer Vogel wider mein Fenſter geflogen und hat mich ſo erſchreckt, es iſt ſchon nach Mitternacht, gute Nacht.

Bettine.

An die Bettine.

Es kömmt mir bald zu närriſch vor, liebe Bettine, daß Du Dich ſo feierlich für meinen Schüler erklärſt, ebenſo könnte ich mich für den Deinen halten wollen, doch macht es mir viele Freude, und es iſt auch etwas Wahres daran, wenn ein Lehrer durch den Schüler angeregt wird, ſo kann ich mit Fug mich den Deinen nennen. Gar viele Anſichten ſtrömen mir aus Deinen Behauptungen zu und aus Deinen Ahnungen, denen ich vertraue, und wenn Du ſo herzlich biſt, mein Schüler ſein zu wollen, ſo werd' ich mich einſt wundern, was ich da für einen Vogel ausgebrütet habe.

Deine Erzählung vom Boſtel iſt ganz artig, nichts lieber tuſt Du, als die Sünden der Welt auf Dich nehmen, Du trägſt keine Laſt an ihnen, ſie beflügeln Dich vielmehr zu Heiterkeit und Mutwillen, man könnte denken, Gott habe ſelber ſein Vergnügen an Dir.

Aber dahin wirſt Du es nicht bringen, daß die Menſchen Dich als etwas Beſſers achten, als ſie ſelber ſind. Doch wie auch Genie ſich Luft und Licht mache, es iſt immer ätheriſcher Weiſe, und wär' es ſelbſt den Ballaſt des Philiſtertums auf den Flügeln tragend. In ſolchen Dingen biſt Du gebornes Genie, darin kann ich nur Dein Schüler ſein und trachte auch mit großem Fleiß Dir nachzukommen, es iſt ein ſpaßiges In-die-Runde-laufen, daß während Dich jedermann ſo oft über Deine ſogenannte Inkonſequenzen verklagt, ich heimlich mir Vorwürfe mache, daß mein Genie hierzu nicht ausreicht. — „Sorglos über die Fläche weg, wo vom kühnſten Wager die Bahn Dir nicht vorgegraben Du ſiehſt." — Immerhin nur das einzige tue mir, und fange nicht alles untereinander an, in Deinem Zimmer ſah es aus wie am Ufer, wo eine Flotte geſtrandet war. Schloſſer wollte zwei große Folianten, die er für Dich von der Stadtbibliothek geliehen hat, und die Du ſchon ein Vierteljahr haſt, ohne drin zu leſen. Der Homer lag aufgeſchlagen an der Erde, Dein Kanarienvogel hatte ihn nicht geſchont, Deine ſchöne erfundne Reiſekarte des Odyſſeus lag daneben und der Muſchelkaſten mit dem umgeworfenen Sepianäpfchen und allen Farbenmuſcheln drum her, das hat einen braunen Fleck auf Deinen ſchönen Strohteppich gemacht, ich habe mich bemüht, alles wieder in Ordnung zu bringen. Dein Flageolet, was Du mitnehmen wollteſt und vergeblich ſuchteſt, rat, wo ich's gefunden habe? — Im Orangenkübel auf dem Altan war es bis ans Mundſtück in die Erde vergraben, Du hoffteſt wahrſcheinlich einen Flageoletbaum da bei Deiner Rückkunft

aufkeimen zu ſehen, die Liesbet hat den Baum übermäßig begoſſen, das Inſtrument iſt angequollen, ich hab' es an einen kühlen Ort gelegt, damit es gemächlich wieder eintrocknen kann und nicht berſtet, was ich aber mit den Noten anfange, die daneben lagen, das weiß ich nicht, ich hab' ſie einſtweilen in die Sonne gelegt, vor menſchlichen Augen darfſt Du ſie nicht mehr ſehen laſſen, ein ſauberes Anſehen erhalten ſie nicht wieder. — Dann flattert das blaue Band an Deiner Gitarre, nun ſchon ſeitdem Du weg biſt, zum großen Gaudium der Schulkinder gegenüber, ſo lang es iſt, zum Fenſter hinaus, hat Regen und Sonnenſchein ausgehalten und iſt ſehr abgeblaßt, dabei iſt die Gitarre auch nicht geſchont worden, ich hab' die Liesbet ein wenig vorgenommen, daß ſie nicht ſo geſcheut war, das Fenſter zuzumachen hinter den dunklen Plänen, ſie entſchuldigte ſich, weil's hinter den grünſeidnen Vorhängen verſteckt war, da doch, ſo oft die Türe aufgeht, die Fenſter vom Zugwind ſich bewegen. Dein Rieſenſchilf am Spiegel iſt noch grün, ich hab' ihm friſch Waſſer geben laſſen, Dein Kaſten mit Hafer und was ſonſt noch drein geſäet iſt, iſt alles durcheinander emporgewachſen, es deucht mir viel Unkraut drunter zu ſein, da ich es aber nicht genau unterſcheiden kann, ſo hab' ich nicht gewagt, etwas auszureißen; von Büchern hab' ich gefunden auf der Erde den Oſſian, die Sacontala, die Frankfurter Chronik, den zweiten Band Hemſterhuis, den ich zu mir genommen habe, weil ich den erſten Band von Dir habe. Im Hemſterhuis lag beifolgender philoſophiſcher Aufſatz, den ich mir zu ſchenken bitte, wenn Du keinen beſondern Wert darauf

legſt, ich hab' mehr dergleichen von Dir, und da Dein Widerwille gegen Philoſophie Dich hindert, ihrer zu achten, ſo möchte ich dieſe Bruchſtücke Deiner Studien wider Willen beiſammen bewahren, vielleicht werden ſie Dir mit der Zeit intereſſanter. Siegwart, ein Roman der Vergangenheit, fand ich auf dem Klavier, das Tintenfaß draufliegend, ein Glück, daß es nur wenig Tinte mehr enthielt, doch wirſt Du Deine Mondſcheinkompoſition, über die es ſeine Flut ergoß, ſchwerlich mehr entziffern. Es rappelte was in einer kleinen Schachtel auf dem Fenſterbrett, ich war neugierig ſie aufzumachen, da flogen zwei Schmetterlinge heraus, die Du als Puppen hineingeſetzt hatteſt, ich hab' ſie mit der Liesbet auf den Altan gejagt, wo ſie in den blühenden Bohnen ihren erſten Hunger ſtillten. Unter Deinem Bett fegte die Liesbet Karl den Zwölften und die Bibel hervor, und auch — einen Lederhandſchuh, der an keiner Dame Hand gehört, mit einem franzöſiſchen Gedicht darin, dieſer Handſchuh ſcheint unter Deinem Kopfkiſſen gelegen zu haben, ich wüßte nicht, daß Du Dich damit abgibſt, franzöſiſche Gedichte im alten Stil zu machen, der Parfüm des Handſchuh iſt ſehr angenehm und erinnert mich und macht mich immer heller im Kopf, und jeden Augenblick ſollte mir einfallen, wo des Handſchuh Gegenſtück ſein mag; indes ſei ruhig über ſeinen Beſitz, ich hab' ihn hinter des Kranachs Lukretia geklemmt, da wirſt Du ihn finden, wenn Du zurückkommſt; zwei Briefe hab' ich auch unter den vielen beſchriebenen Papieren gefunden, noch verſiegelt, der eine aus Darmſtadt, alſo vom jungen Lichtenberg, der andre aus Wien. Was haſt Du denn

da für Bekanntſchaft? — Und wie iſt's möglich, wo Du ſo ſelten Briefe empfängſt, daß Du nicht neugieriger biſt, oder vielmehr ſo zerſtreut. — Die Briefe hab' ich auf Deinen Tiſch gelegt. Alles iſt jetzt hübſch ordentlich, ſo daß Du fleißig und mit Behagen in Deinen Studien fortfahren kannſt.

Ich habe mit wahrem Vergnügen Dir Dein Zimmer dargeſtellt, weil es wie ein optiſcher Spiegel Deine aparte Art zu ſein ausdrückt, weil es Deinen ganzen Charakter zuſammenfaßt; Du trägſt allerlei wunderlich Zeug zuſammen, um eine Opferflamme dran zu zünden, ſie verzehrt ſich, ob die Götter davon erbaut ſind, das iſt mir unbekannt.

Karoline.

Wenn Du Muße findeſt, ſo ſchreib bald wieder.

Beilage zum Brief der Günderode

(Ein apokalyptiſches Fragment).

1. Auf hohem Fels im Mittelmeer ſtand ich, vor mir der Oſt, hinter mir der Weſt, und der Wind ruhte auf der See.

2. Die Sonne ſank, kaum war ſie verhüllt im Niedergang, enthüllte im Aufgang ſich das Morgenrot; Morgen, Mittag, Abend und Nacht jagten in ſchwindelnder Eile um des Himmels Bogen.

3. Ich ſah ſtaunend ſie ſich drehen, mein Blut, meine Gedanken bewegten ſich nicht raſcher; die Zeit, indes ſie außer mir nach neuen Geſetzen ſich bewegte, ging in mir den gewohnten Gang.

4. Ich wollte ins Morgenrot mich ſtürzen oder mich tauchen in die Schatten der Nacht, eilend mit ihr

dahinſtrömend, um nicht ſo langſam zu leben, aber im Schauen verſunken ward ich müde und entſchlief.

5. Da ſah ich ein Meer vor mir, von keinem Ufer umgeben, nicht im Oſt, noch Süd, noch Weſt, noch im Nord; kein Windſtoß bewegte die Wellen, aber in ihren Tiefen bewegte ſich, wie von innerer Gärung gereizt, die unermeßliche See.

6. Und mancherlei Geſtalten ſtiegen auf aus dem tiefen Meeresſchoß, und Nebel ſtiegen auf und ſenkten ſich in Wolken, und in zuckenden Blitzen berührten ſie die gebärenden Wogen.

7. Und immer mannigfaltiger entſtiegen der Tiefe Geſtalten, mich ergriff Schwindel und Bangheit, meine Gedanken wurden hiehin und dorthin getrieben, wie eine Fackel vom Sturmwind, bis meine Erinnerung erloſch.

8. Als ich wieder erwachte und von mir zu wiſſen anfing, da beſann ich mich nicht, ob ich Jahrhunderte oder Minuten geſchlafen, denn in den dumpfen, verworrenen Träumen war mir nichts begegnet, was mich an die Zeit erinnert hatte.

9. Es war dunkel in mir, als habe ich geruht in dieſes Meeres Schoß und ſei wie andere Geſtalten ihm entſtiegen. — Ich ſchien mir ein Tropfen Taues, ich bewegte mich luſtig in der Luft hin und wieder und freute mich, und mein Leben war, daß die Sonne ſich in mir ſpiegle und die Sterne mich beſchauten.

10. Ich ließ von den Lüften mich dahin tragen in raſchen Zügen, ich geſellte mich zum Abendrot, zu des Regenbogens ſiebenfarbigen Tropfen, ich reihte mit meinen Geſpielen mich um den Mond, wenn er ſich bergen wollte, und begleitete ſeine Bahn.

11. Die Vergangenheit war mir dahin, nur der Gegenwart gehörte ich an, eine Sehnsucht war in mir, die ihr Begehren nicht kannte, ich suchte immer, und was ich fand, war nicht das Gesuchte, und sehnend trieb ich mich umher im Unendlichen.

12. Einst ward ich gewahr, daß alle die Wesen, die dem Meer entstiegen waren, wieder zu ihm zurückkehrten und in wechselnden Formen sich wieder erzeugten. Mich befremdete diese Erscheinung, denn ich hatte von keinem Ende gewußt. Da dachte ich, meine Sehnsucht sei auch, zurückzukehren zu der Quelle des Lebens.

13. Und da ich dies dachte und lebendiger fühlte als all mein Bewußtsein, ward plötzlich mein Gemüt wie mit betäubenden Nebeln umfangen. Aber sie schwanden bald, ich schien mir nicht mehr ich, meine Grenzen konnte ich nicht mehr finden, mein Bewußtsein hatte ich überschritten, es war größer, anders, und doch fühlte ich mich in ihm.

14. Erlöset war ich von den engen Schranken meines Wesens und kein einzelner Tropfen mehr, ich war allem wiedergegeben, und alles gehörte mir mit an, ich dachte und fühlte, wogte im Meer, glänzte in der Sonne, kreiste mit den Sternen; ich fühlte mich in allem und genoß alles in mir.

15. Drum wer Ohren hat zu hören, der höre! Es ist nicht zwei, nicht drei, nicht Tausende, es ist eins und alles; es ist nicht Leib und Geist geschieden, daß das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehöre, es ist eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich und sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Leben.

Wie wir hier leben, das will ich Dir erzählen. Morgens kommen wir alle im Schlafzimmer von Savignys zusammen. Da wird gegalert und als ein bißchen Krieg mit Kopfkissen und Rouleaux geführt, und im Nebenzimmer wird gefrühstückt dabei. Wir nehmen uns zwar sehr in acht, den großen Savigny zu treffen, aber er ist gescheut, wenn's Gefecht heiß wird, da zieht er sich zurück. Später zerstreut sich alles. Wir sind auch jetzt schon zweimal geritten, ich bin beidemal heruntergefallen, einmal wie wir bergauf ritten und einmal vor Lachen. Nachmittags gehen wir manchmal in den Wald, und Savigny liest vor, da hab' ich meine Not mit dem Zuhören, auf dem Waldrasen hab' ich gar zu viel Zerstreuung, alle Augenblick' ist ein Kräutchen oder ein Spinnchen oder ein Räupchen oder ein Sandsteinchen, oder ich bohr' ein Löchelchen in die Erd' und find' allerlei da, der Savigny sagt, ich sei hoffärtig und wollt' nicht zuhören, er kann's nicht leiden, drum setz' ich mich hinter seinen Kopf, da merkt er's als nicht. Wir gehen auch als auf die Jagd, und ich nehm' die kleine Flint', ich schieß' aber immer, was Du wohl weißt, wonach ich immer auf die Jagd geh', Hirngespinste aus der Luft, gestern wollte mir der Bostel lehren, nach den Vögelchen zielen, ich schoß, und das Vögelchen fiel herunter, ich dacht' gar nicht, daß ich's treffen würde, ich war sehr erschrocken, aber der Bostel machte so großen Lärm von meinem scharfen Blick, und die andern lobten mich alle, daß ich so gut ziele, daß ich meine Reue über diesen ersten Mord nicht merken ließ. Ich nahm das Vögelchen in die

Hand, wo es vollends erkaltete, in der Nachtſtille hab' ich's begraben unter dem Fenſter von Deiner Schlafkammer und nicht ohne ſchwere Nachgedanken; wahrlich, ich hab' es nicht mit Willen getan, aber doch mit Leichtſinn. Was liegt am Vogel, alle Jäger ſchießen ihn ja! — Aber ich nicht, ich hätt' es niemals getan, aus dem Laub, in ſeiner heiteren Lebenszeit den Vogel herunterzuſchießen, den Gott mit der Freiheit des Flugs begabt hat. Gott ſchenkt ihm die Flügel, und ich ſchieß' ihn herunter, o nein, das ſtimmt nicht!

Eben kommt Dein Brief an, Deinen Kamm und die Kette haſt Du wohl erhalten? Ich hab' ſie an Mienchen geſchickt in einer kleinen Schachtel, Clemens hat einen kleinen Brief beigeſchloſſen an Deine Schweſter und ein paar Zeilen an Dich; mein Zimmer gefällt mir wohl in ſeiner Unordnung, und ich gefall' mir alſo auch wohl, da Du meinſt, es ſtelle meinen Charakter vollkommen dar. Am liebſten iſt mir, daß Du zur rechten Zeit kamſt, um die Schmetterlinge zu befreien. Du kommſt immer zur rechten Zeit, um meine Dummheiten gutzumachen. Den philoſophiſchen Aufſatz, wie Du ihn zu nennen beliebſt, ſchenk' ich Dir, ich nenne ihn einen ſteifſtelligen, verſchnippelten, buchsbaumernen Zwerg, ein fataler grüner Würgengel von ſuperklugem Gewäſch, ohne Sprach', ohne Muſik, es ſei denn das hölzerne Gelächter; dem gleicht's ganz im Ton und Inhalt; mach' mich nicht närriſch, — ich will nichts mehr davon wiſſen. Dein apokalyptiſch Fragment macht mich auch ſchwindlen; bin ich zu unreif, oder was iſt es, daß ich ſo fiebrig werd', und daß Deine Phan-

taſien mich ſchmerzlich kränken. „Meine Gedanken wurden hierhin und dorthin getrieben wie eine Fackel vom Sturmwind, bis meine Erinnerung erloſch.“ Warum ſchreibſt Du mir ſo was? — das ſind mir bittere Gedanken! Es macht mich unzufrieden und voll Bangigkeit, daß Du Deinen Geiſt in eine Unbewußtheit hineinverſetzeſt. Ich weiß nicht, wie ich immer empfinde, als ſei alles Leben inner mir und nichts außer mir, Du aber ſucheſt in höheren Regionen nach Antwort auf Deine Sehnſucht, willſt „mit Deinen Geſpielinnen den Mond umwallen“, wo ich keine Möglichkeit mir denken kann mitzutanzen, willſt „erlöſt ſein von den engen Schranken Deines Weſens“, und mein ganz Glück iſt doch, daß Gott Dich in Deiner Eigentümlichkeit geſchaffen hat; — und dann ſagſt Du noch ſo was Trauriges: „Ich ſchien mir nicht mehr Ich und doch mehr als ſonſt Ich.“ Meinſt Du, damit wär' mir gedient? — „Meine Grenzen konnte ich nicht mehr finden, mein Bewußtſein hatte ſie überſchritten, es war anders.“ Mit dem allen iſt mein Urteil geſprochen, mich quält Eiferſucht, mir ſcheint Dein Denken außer den Kreiſen zu ſchweifen, wo ich Dir begegne. Du biſt herablaſſend, daß Du vor mir ſolche Dinge ausſprichſt, die ich nicht nachempfinden kann und auch nicht mag, weil ſie unſern engen Lebenskreis überſchreiten, in dem allein mir nur lieb denken iſt. Straf' mich nun mit Worten, wie Du willſt, daß ich ſo dumm bin, aber der Eiferſucht Brand tobt in mir, wenn Du mir nicht am Boden bleibſt, wo auch ich bin. In dieſem Fragment leſe ich, daß Du nur im

Vorübergehen mit mir biſt, ich aber wollte immer mit Dir ſein, jetzt und immer, und ungemiſcht mit andern; erſt haſt Du geweint im Traum um mich, und nachher im Wachen vergißt Du alles Daſein mit mir, ich kann mir nichts denken als nur ein Leben, wie es gerad' dicht vor mir liegt, mit Dir auf der Gartentreppe oder am Ofen, ich kann keine Fragmente ſchreiben, ich kann nur an Dich ſchreiben, aber innerlich weite Wege, große Ausſicht, aber nicht dem Mond nachlaufen und im Tau vergehen und im Regenbogen verſchwimmen. Zeit und Ewigkeit, das iſt mir alles ſo weitläufig, da fürcht' ich Dich aus den Augen zu verlieren, was iſt mir „Ein unendliches Leben bleibend im Wandel", jeder Augenblick, den ich leb', iſt ganz Dein, und ich kann's auch gar nicht ändern, daß meine Sinne nur bloß auf Dich gerichtet ſind, Du wirfſt mich aus der Wiege, die Du auf dem großen Ozean ſchwimmend vor Dir hergetrieben haſt, hinaus in die Wellen, weil Du in die Sonne fahren willſt, unter die Sterne und im Meer zerrinnen. — Wie iſt ſchwindelig, taumelig. — So iſt einem, der vom Feuer verzehrt wird und kann doch kein Waſſer bulben, das es löſche. Du verſtehſt mich nicht, und wenn Du noch ſo klug biſt und alles verſtehſt, das Kind in Deine Bruſt geboren, das verſtehſt Du nicht. — Ich weiß wohl, wie mir's gehen wird mein ganzes Leben, ich weiß es wohl. Leb' wohl.

Bettine.

Heut' haben wir den 19. Mai, am 7. Mai hat's zum erſtenmal gedonnert in dieſem Jahr, das wird gerad'

gewesen sein, wo Du das verdammte apokalyptische Fieber hattest.

Noch vierzehn Tag' bleiben wir, alles blüht, ein Abhang voll Kirschbäume, so dunkelrote Stämmchen, so jung wie unsereins, ich geh' alle Morgen früh hinaus und such' die Raupennester dort ab; soviel ich hinanreichen kann, bieg' ich die Zweige herab und brech' die boshaften Raupennester heraus, sie sollen sich freuen dies Jahr, die Bäume, und nicht mit kahlen Häuptern dastehen vor dem Herbst. — Ich tu's auch, weil ich mich gegen Dich zusammennehmen will, hast Du Deine Regenbogenkränzchen und Deine Mondlokerien, wo Du übers Bewußtsein hinausspazierst und das Heimkehren vergißt, mit Deiner Haiden, mit Deiner Rees, mit Deiner Lotte Serviere Reigen im Sternennebel tanzest, so hab' ich meine einsame Unterredungen mit den jungen Erbsekeimen und mit den Mirabellen und Reineclauden und Kirschbäumen in der Blüte, und gestern war ich mit dem Gingerich drauß' am Goldweiher, da haben wir eine Hütte gemacht von Moos, da haben die zwei jungen Wiedertäufer geholfen, der mit dem braunroten Bart, der so stolz drauf ist; der schöne Hans und der blonde Georg; sie ließen beide ihre Pflüge stehen und kamen heran, mir zu helfen, und schnitten mir Tannenäste herunter, und alles, was ich Loses an mir hatte, damit hab' ich die Äste festgebunden, mit meiner hellblauen Schärpe und mit dem rosa Halstuch, wovon Du die andre Hälfte hast, hab' ich sie zusammengeknüpft, und am Nachmittag kam der Savigny heraus und legte sich in die Hütte, sehr vergnügt, und ich las vor, Gedichte vom Bruder

Anton, eine Wasserreise nach den verschiedenen Sauerbrünnchen und ein Gedicht auf Euphrosyne Maximiliane und eine philosophische Abhandlung von einem gläsernen Esel, der auf einer blumenreichen Wiese sich fattgefressen hatte, und dem die seltensten Blumen durch den Bauch schimmern und ihn so verschönen, daß er die Bewunderung aller Laubfrösche ist, die alle auf ihn hinaufhüpfen und sich vergebens abmühen, in diesem schönen Blumenlabyrinth herumzuhüpfen, so müssen sie sich's vergehen lassen, weil der gläserne Bauch es umschließt, und dann die Moral ist von dieser wunderbaren Fabel: „Streben nach unmöglichen Genüssen hilft zu nichts und verdirbt die Zeit", denn einmal hatte Gott schon früher diese schöne Blumenweide zur Verschönerung des Esels bestimmt und nicht zur Schwelgerei der Frösche, und zweitens war der vornehme Esel auch zu ganz was anderem bestimmt als zum Belustigungsort gemeiner Frösche, denn als ihn zwei verständige Philosophen und Gelehrte aus der an schönen Naturseltenheiten reichen Stadt Frankfurt begegneten, so führten beide diesen wunderschönen Esel an einem grünseidnen Band durch die Stadt. Am Gallentor, wo sie einpassierten, präsentierte die Stadtwache das Gewehr vor ihm, und auf dem Roßmarkt (also grade vor Deinem Stift) versammelten sich alle Bürger und begleiteten ihn mit Siegsgeschrei auf den Römer, allwo der Herr Bürgermeister mit allen Ratsherren versammelt war, und die Herren von der ersten Bank wie auch von der zweiten und dritten stimmten alle ein in das Lob der Wunder Gottes, als sie in dem Bauch des Esels die schönen Tulipanen,

Levkoien, Narzissen, Hyazinthen, Schwertlilien, Kaiserkronen und vor allem die schönen Rosen herumflorieren sahen. Als sie dessen sattsam sich erfreut hatten, so ließ der Herr Bürgermeister fortfahren in den angefangenen Ratschlägen und den gläsernen Blumenesel einstweilen auf einem erhabenen Platz aufstellen; wie nun der Rat vollendet war, welcher wegen wichtigen Angelegenheiten etwas lange gedauert hatte, und man den Esel in die Raritätskammer führen wollte, so hatte dieser unterdessen seine Notdurft verrichtet, und es war keine einzige Blume in seinem Bauch geblieben, sondern war alles zu Mist geworden, und der Bauch des Esels sah nicht anders aus als eine schmutzige, ranzige Ölflasche. Die Stadtmusikanten, welche auf Befehl des Rates herbeigekommen waren, um diese schöne Naturseltenheit Gottes mit Trommeln und Pfeifen durch die löbliche freie Reichsstadt zu geleiten, wurden zum großen Leidwesen der Gassenbuben verabschiedet, die aus Rache den armen Esel mit Steinen warfen, daß sein gläserner Bauch in tausend Stücken ging und er elendiglich sich auf dem Scherbelhaufen vom Dippenmarkt am Pfarreisen zum Verscheiden hinlegte, wo er unter dem Gespött und boshaftem Zwicken seiner langen Ohren mit lautem Gestöhn den Geist aufgab. Die Moral und große weise Lehre von dieser Fabel ist: Brüste dich nicht vor deinem Ende; wenn das falsche Glück dir den Bauch voll der schönsten Blumen stopft, so zwingt dich oft die Notdurft, alles, worauf Du einst so stolz sein konntest, als stinkenden Mist wieder von dir zu geben, und jene, so dir früher schmeichelten um deiner seltnen Gaben willen, sind dann

gerade die, welche dich am unbarmherzigſten verfolgen. Hätteſt du, Eſel, dich nicht von ein paar überſpannten, hochtrabenden Gelehrten verführen laſſen, deine Blumenſchönheit in der Stadt Frankfurt als eine bewundernswürdige Seltenheit zu zeigen, ſondern wärſt du ruhig in deinen Stall gewandert, ſo konnteſt du ruhig deine Verdauung abwarten und jeden Tag in der Blumenzeit aufs neue deinen Bauch mit lieblichen, würzigen Speiſen füllen, und dein Ruhm würde auch nicht ausgeblieben ſein, denn man würde zu dir hinausgekommen ſein ins Feld, um dich zu bewundern. Die dritte Moral iſt die, daß doch ein hochweiſer Rat es ſich zur warnenden Lehre nehme, alles, womit ein Eſel in ſeinem Bauche prahlt, ja nicht hoch anzuſchlagen, da es nach kurzer Zeit doch immer zu Miſt werden muß. —

Den Savigny und alle hat die Geſchichte des Anton höchlich amüſiert, es wurde noch viel gelacht und zuletzt unter Geſang beim Untergehen der Sonne nach Hauſe gewandert.

Ich wollte zwar früher zurückkommen, und mein Gewiſſen mahnt mich auch, nicht alles, was ich dort angefangen, ſolang aus den Augen zu laſſen; aber es ſchleicht ein Tag nach dem andern ſo anmutig vorüber, und der Savigny iſt ſo anmutig und kindiſch, daß wir ihn nicht verlaſſen können, alle Augenblick' hat eins ihm ein Geheimnis anzuvertrauen, der führt ihn in den Wald, der andre in die Laube, und die Gundel muß ſich's gefallen laſſen, und Geſcheitſein iſt gar nicht Mode, der Clemens hat ihm ſchon ein paar Wände mit abenteuerlichen Figuren vollgemalt,

und Verſe und Gedichte werden mit ſchwarzer Farbe an alle Wände groß geſchrieben. Der Clemens hat Wieland, Herder, Goethe und die Prinzeſſin Amalie grau in grau gemalt und den Dir bekannten Vers dazu. — Heut' muß ich aufhören, ich ſchick' Dir eine Schachtel mit dem großen Maiblumenſtrauß, ſchmücke Deinen Hausaltar und verrichte eine Andacht für mich, es iſt meine liebſte Blum'. Geh in Dich und frag' Dich, wer Dir am nächſten ſteht von allen Menſchen; und frag' Dich recht deutlich, wer ſich am liebſten an Dein Herz ſchmiegt ohne große Anforderungen an ein hyperboräiſches Glück, und da wirſt Du ſagen müſſen, daß ich's bin, die allein das Recht hat, Dir nahzuſtehen, und wenn Du das nicht einſiehſt, ſo iſt der Schade mein, aber Dein auch.

Bettine.

Beilage zum Brief der Bettine

Der Aufſatz, der im Hemſterhuis lag

Es ſind aber drei Dinge, aus dieſen entſpringt der Menſch, nicht nur ein Teil oder eine Erſcheinung von ihm, ſondern er ſelber mit allen Erſcheinungen in ihm, und ſein Same und Keim liegt in dieſen drei Dingen, dieſe aber ſind die Elemente, aus welchen die ganze erſchaffne Natur ſich in dem Menſchen wieder bildet.

Das erſte iſt der Glaube, aus dieſem entſpringt der gewiſſe Teil des Menſchen, nämlich der Leib oder das Kleid des Geiſtes; der Gedanke; dieſer iſt die Geburt und ſichtliche Erſcheinung des Geiſtes und eine Befeſtigung ſeines Daſeins. Der Glaube aber iſt

Befeſtigung, und ohne dieſen ſchwebt alles und gewinnt keine Geſtalt und verfliegt in tauſend Auswegen, die die erſchaffende Natur noch nicht unter ſich gebracht hat, ſo wie der Natur Eigenſchaft aber iſt, den ewigen Stoff, die Zeit zu bearbeiten, ſo iſt jener ihre Eigenſchaft, die Geſtalt von ſich abzuſtoßen und nicht anzunehmen, bis ſie von der Natur in ſeligem Kampf beſiegt iſt.

Der Glaube aber iſt die Erſcheinung Gottes in der Zeit, der Glaube iſt Gewißheit und Ewigkeit. Die Erſcheinung Gottes iſt immer ewig, in jedem Augenblick, und ſo iſt der Menſch ewig, denn ſein Sein iſt Gottes Erſcheinung. Gott aber iſt alles, das das Gute iſt als Gegenſatz gegen nichts, das das Böſe iſt.

Daher iſt auch alles in dem Menſchen, der die Erſcheinung Gottes iſt; daher begreift er einzig in ſich Gott und den Glauben an ihn, weil ſein Sein der Glaube iſt, ſein Weſen aber Gott.

Was alſo der Menſch erblickt mit ſeinen Augen außer ſich, das iſt Gottes Blick in ihm, was er aber hört mit ſeinen Ohren außer ſich, das iſt Gottes Stimme in ihm, was er aber fühlt mit ſeinem ganzen Leib und Geiſt außer ſich, das iſt Gottes Berührung, der Funke der Begeiſterung in ihm, was aber in ihm iſt, das erſchafft und bildet aus ihm, was aber erſchaffen und außer ihm iſt, das ſpricht ihn an und bildet ſich wieder in ihn hinein, in ihm aber liegt auch die Zeit, und es iſt das Werk des Erſchaffens nichts anders als die Zeit umwandlen in die Ewigkeit, wer aber die Zeit nicht umwandelt in die Ewigkeit oder die Ewigkeit herabziehet in die Zeit, der wirkt Böſes, denn alles, was ein Ende nimmt, das iſt böſe.

Die Ewigkeit in die Zeit herabziehen aber heißt, wenn die Zeit der Ewigkeit mächtig wird, wenn die Nichtigkeit mächtiger wird als die Gewalt des Schaffens, wenn der Stoff des Meisters sich bemeistert, der ihn behandelt.

Böse ist also der Selbstmord, denn der Willen der Vernichtung ist zeitlich, und der Gedanke geht in sich selbst zugrund', weil er ein Kleid der Zeitlichkeit ist, nicht aber eine sichtbare Erscheinung des ewigen Geistes, und hier lehnt sich der Stoff — die Zeit, gegen seinen Meister (das Schicksal der Ewigkeit) auf.

Wenn man aber sagt, der Mensch ist im Guten geboren, so ist dieses wahr, weil er im Glauben geboren ist; wenn man aber sagt, er hat das Böse nicht, sondern er zieht es nur an, so ist dieses nicht wahr, denn er hat die Kraft, das Böse von sich zu stoßen, nicht aber es an sich zu ziehen, denn das Böse ist die Zeit, und sie dient zur Nahrung für das Göttliche und Ewige, die Zeit aber frißt die Ewigkeit und den Geist, der ewig sein soll, wenn er sich nicht ihrer bemächtigt und sich zur Nahrung nimmt; denn das ist das Böse, daß das Zeitliche; Irdische das ewige Himmlische verschlingt, das Gute aber ist, wenn das ewige Himmlische das Irdische in sich umwandelt und alles zu Gott in ihm macht.

Gott aber hat das Zeitliche nicht in sich, denn sein Sein ist die Umwandlung des Zeitlichen ins Himmlische, weil er aber ist, so ist die Ewigkeit.

Die Vernunft aber ist eine Säule, festgepflanzt in dem Menschen, sie ist aber ewig und also eine Stütze des Himmels, und wie sie eingegraben ist in uns und

GUNDA VON SAVIGNY

mit uns eins iſt, ſo geht ihr Haupt in die Wolken, und in ihrer Wurzel liegt die Zeit, aber wie ſich aus dem Stoff der Geiſt entwickelt, ſo entwickelt ſich die Ewigkeit aus dieſer Zeit und ſteigt in der Vernunft zur Ewigkeit, und der Menſch wird durch die Vernunft aus einem Irdiſchen ein Himmliſches.

An die Bettine.

Frankfurt.

Melonen, Ananas, Feigen, Trauben und Pfirſich und die Fülle ſüdlicher Blüten, die eben in Eurem Hauſe ſorglich verpackt werden, haben mir Luſt gemacht, Dir das Violen- und Narziſſenſträußchen (Wandel und Treue) beizulegen, ich hätte mich gern ſelbſt mit hineingelegt. Der Heliotrop mit den Nelken und Jasmin zuſammen iſt ein aparter Strauß vom Gontard für Dich, er trug mir auf, es Dir zu melden. Es iſt mir jetzt recht traurig, da Du fort biſt. — Das Schickſal frönt Deiner Zerſtreutheit, bei Euch auch iſt ein ewiges Wandern, Kommen, Gehen. Ich bitte Dich, ſchreib, wie lange Ihr bleibt oder zu bleiben gedenkt. Erſt wollt' ich nicht, daß Du hier bliebſt, und wärſt Du nun ſchon wieder da! — Es iſt keine heitere Zeit in mir, viel Muſe und keine Begeiſterung für ſie; man hängt von manchem ab, dem man gar keinen Einfluß zugeſtehen würde, die Gewohnheit, Dich zu erwarten am Nachmittag, hängt mir wie ein zerrißner Glockenſtrang in den Kopf! — Und doch muß ich immer in die Ferne lauſchen, ob ich Deinen Tritt nicht höre.

Der Sommer in der Stadt — es bedroht mich ganz dämoniſch, den hellen Himmel zu verſäumen. — Meine Spaziergänge um das Eſchenheimer Tor ertöten mich gänzlich. Auch die Engländer wollen Euch dieſe Woche noch beſuchen, alles geht fort.

Schreib mir viel, auch über meine Sachen, ich ſchicke dann mehr. Daß ich als Narziß mich gegen Dich verſchanze, beſſer wie im Geſpräch, wo Du immer recht behältſt, mußt Du Dir gefallen laſſen, ſo mein' ich's, und ſo hab' ich recht, und Du haſt unrecht; und ich meine, Du könnteſt immer zufrieden ſein damit, ſo empfunden zu ſein durch Deine eigne friſche Natur, daß Du meiner ſicher biſt. Wer im ganzen etwas ſein kann, der wird ſich auch fühlbar zu machen wiſſen, und ſo wird der Wandel nirgend anders als bei der Treue heimkehren, denn ſie iſt die Heimat. Du biſt ja auch heute nicht, was Du geſtern geweſen, und doch biſt Du eine ewige Folge Deiner ſelbſt. Mir ſcheint es noch außerdem höchſt verkehrt, durch ſelbſtiſches Beſtehen auf dem, was nur wie Sonnenſchein vorübergehendes Geſchenk der Götter iſt, dem Geiſt die Freiheit zu verkümmern. Treue wächſt in dem Geiſt auf, der liebt, gedeiht ſie zu einem ſtarken Baum, ſo wird kein Eiſen ſo ſcharf ſein, ihn auszurotten, aber ehe die Treue von ſelbſt ſtark geworden, kann man ihr nichts zumuten, ſie würde nur bei einer Anforderung ihr aufkeimendes Leben einbüßen; wenn ſie aber einmal vollkommen ausgebildet iſt, dann iſt ſie kein Verdienſt mehr, dann iſt ſie Bedürfnis geworden, Lebensatem; — ſie hat keine Rechte mehr zu befriedigen, weil ſie ganz organiſches Leben geworden iſt. — Das

ſei unſre Sorge, daß jede Lebensregung eigentümliches, organiſches Leben werde, das ſei unſre Fundamentaltreue, durch die wir in allem Erhabenen mit den Göttern uns vermählen. Bis dahin laß uns einander treffen in ihrem Tempel, die Gewohnheit, uns da zu finden, einander die Hand zu bieten in gleicher Abſicht, die wird den Baum der Treue in uns pflegen, daß er als ſelbſtändiges Leben von uns beiden ausgehe und ſtark werde.

Ich habe mich mit dem Gedanken oft herumgetragen, ob nicht alles, was ſich vollkommen und alſo lebendig in der Seele ausbilde, ein ſelbſtändiges Leben gewinnen müſſe, das dann als willenskräftige Macht (wie jene Treue, mit der Du mich magnetiſierſt) Menſchengeiſter durchdringt und ſie zu höherem Daſein inſpiriert. — Was ſich im Geiſt ereignet, iſt Vorbereitung einer ſich ausbildenden Zukunft, und dieſe Zukunft ſind wir ſelber. — Du ſagſt, alles gehe ins Innere herein und Du empfändeſt die Welt nicht von außen. Aber iſt denn die äußere Welt nicht Dein Inneres? — oder ſoll ſie es nicht werden? — Von innen heraus lernt man Sehen, Hören, Fühlen, um das Äußere ins Innere zu verwandeln, das iſt nicht anders, als wie wenn die Bienen den Blumenſtaub in die Kelche vertragen, die für die Zukunft ſich befruchten ſollen. In der Seele liegt die Zukunft in vielfältigen Knoſpen, da muß aus reiner Geiſtesblüte der lebendige Staub hineingetragen werden. Das ſcheint mir Zukunft zu ſein. — Jahre vergehen gleich einem tiefen Schlaf, wo wir nicht vorwärts und nicht zurück uns bewegen, und wirkliche Zeitſchritte ſind nur

die, in denen der Geiſt die Seele befruchtet, in der Zeiten Raum geht das wirkliche Leben aus ſolchen einzelnen befruchtenden Momenten wie die Blütenperlen dicht aneinander auf. — Was iſt auch Zeit, in der nichts vorgeht? — die nicht vom Geiſt befruchtet iſt? — Pauſe, bewußtloſes Nichts! — Raum, den wir durchſchreiten, der noch unerfüllt iſt. — Aber jene Momente müſſen noch ſo dicht geſäet werden, daß der ganze Raum ein ewiges Blütenmeer von befruchtenden Lebensmomenten ſei. — Alle Anreizung in ſelbſtändiges Leben entwicklen, das geiſtbewaffnet nach eigentümlicher Weiſe die Zukunftsblüten erweckt, das allein iſt lebendige Zeit, aber uns ſelbſt für abgeſchloſſen halten und einer Zukunft entgegenſchreiten, die nicht wir ſelbſt ſind, das ſcheint mir Unſinn und ebenſowenig wahr, als wenn unſere Einſicht nicht Folge unſeres Begriffs wäre. Ich habe mich zuſammengenommen, um deutlich zu ſein, allein das iſt das Schwerſte, man empfindet etwas unwiderſprechlich und kann's dennoch nicht ausſprechen. — Deine Eiferſucht um mich, die ich wahrhaftig erſt für Laune hielt, ſpäter aber ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ, obſchon ich ſie nicht billigen kann, leitete mich zu dieſen Betrachtungen. Ich bin Dir nicht entgegen, Bettine, daß Du mit Ernſt und auch mit beſonderem und vielleicht auch mit mehr Recht teil an mir habeſt wie alle die andern; denn da wir ſo unwillkürlich manchen lebendigen Begriff nur gegenſeitiger Berührung zu danken haben und ich mehr Dir als Du mir, ſo ſollte dies organiſche Ineinandergreifen uns auch frei machen von jeder kleinlichen Eigenſucht, und wir ſollten wie die Jünglinge,

nährend ſie nach dem Ziel laufen, nicht uns Zeit gönnen, an was anders zu denken als im ſchwebenden Lauf auszuharren. Und was habe ich auch am Ende von allen andern? — Du kannſt Dir das ſelbſt wohl beantworten und Deiner Seele darüber den höchſten Frieden gönnen. —

Schreibe, wenn Du antworteſt, auch einen Brief für den Clemens, er mahnt in ſeinem Schreiben an mich darum, es wird ihm ſehr überraſchend ſein, wenn er Deinen Aufenthalt im Schlangenbad erfährt. Adieu! ſchreib bald.

Karoline.

Beilage zum Brief der Günderode

Wandel und Treue

Violetta

Ja, du biſt treulos! Laß mich von dir eilen;
Gleich Fäden kannſt du die Empfindung teilen.
Wen liebſt du denn? Und wem gehörſt du an?

Narziß

Es hat Natur mich alſo lieben lehren:
Dem Schönen werd' ich immer angehören,
Und nimmer weich' ich von der Schönheit Bahn.

Violetta

So iſt dein Lieben wie dein Leben, wandern!
Von einem Schönen eileſt du zum andern,
Berauſcheſt dich in ſeinem Taumelkelch,
Bis Neues ſchöner dir entgegenwinket —

Narziß

In höh'rem Reiz Betrachtung dann verſinket
Wie Bienenlippen in der Blume Kelch.

Violetta

Und traurig wird die Blume dann vergehen,
Muß ſie ſich ſo von dir verlaſſen ſehen!

Narziß

O nein! Es hat die Sonne ſie geküßt.
Die Sonne ſank, und Abendnebel tauen.
Kann ſie die Strahlende nicht mehr erſchauen,
Wird ihre Nacht durch Sternenſchein verſüßt.
Sah ſie den Tag nicht oft im Oſt verglühen?
Sah ſie die Nacht nicht tränend ſtill entfliehen?
Und Tag und Nacht ſind ſchöner doch als ich.
Doch flieht ein Tag, ein andrer kehret wieder;
Stirbt eine Nacht, ſinkt eine neue nieder,
Denn Tröſtung gab Natur in jedem Schönen ſich.

Violetta

Was iſt denn Liebe, hat ſie kein Beſtehen?

Narziß

Die Liebe will nur wandlen, nicht vergehen;
Betrachten will ſie alles Treffliche.
Hat ſie dies Licht in einem Bild erkennet,
Eilt ſie zu andern, wo es ſchöner brennet,
Erjagen will ſie das Vortreffliche!

Violetta

So will ich deine Lieb' als Gaſt empfangen;
Da ſie entfliehet wie ein ſatt Verlangen,
Vergönnt mein Herz ihr keine Heimat mehr.

Narziß

O ſieh den Frühling! Gleicht er nicht der Liebe?
Er lächelt wonnig, freundlich, und das trübe

Gewölk des Winters, niemand ſchaut es mehr!
Er iſt nicht Gaſt, er herrſcht in allen Dingen,
Er küßt ſie alle, und ein neues Ringen
Und Regen wird in allen Weſen wach.
Und dennoch reißt er ſich aus Tellas Armen,
Auch andre Zonen ſoll ſein Hauch erwärmen,
Auch andern bringt er neuen, ſchönen Tag.

Violetta

Haſt du die heil'ge Treue nie gekennet?

Narziß

Mir iſt nicht Treue, was ihr alſo nennet,
Mir iſt nicht treulos, was euch treulos iſt! —
Wer den Moment des höchſten Lebens teilet,
Vergeſſend nicht, in Liebe ſelig weilet;
Beurteilt noch und noch berechnend mißt;
Den nenn' ich treulos, — ihm iſt nicht zu trauen,
Sein kalt Bewußtſein wird dich klar durchſchauen
Und deines Selbſtvergeſſens Richter ſein.
Doch ich bin treu! Erfüllt vom Gegenſtande,
Dem ich mich gebe in der Liebe Bande,
Wird alles, wird mein ganzes Weſen ſein.

Violetta

Gibt's keine Liebe denn, die dich bezwinge?

Narziß

Ich liebe Menſchen nicht und nicht die Dinge,
Ihr Schönes nur, — und bin mir ſo getreu.
Ja, Untreu' an mir ſelbſt wär' andre Treue,
Bereitete mir Unmut, Zwiſt und Reue,
Mir bleibt nur ſo die Neigung immer frei.
Die Harmonie der inneren Geſtalten
Zerſtören nie die ordnenden Gewalten,
Die für Verderbnis nur die Not erfand. —
Drum laß mich, wie mich der Moment geboren.
In ew'gen Kreiſen drehen ſich die Horen;

Die Sterne wandeln ohne feſten Stand,
Der Bach enteilt der Quelle, kehrt nicht wieder,
Des Lebens Strom, er woget auf und nieder
Und reißet mich in ſeinen Wirbeln fort.
Sieh alles Leben! Es hat kein Beſtehen,
Es iſt ein ew'ges Wandern, Kommen, Gehen,
Lebend'ger Wandel! buntes, reges Streben!
O Strom! in dich ergießt ſich all mein Leben!
Dir ſtürz' ich zu! Vergeſſe Land und Volk!

An die Günderode.

Den erſten Tag, als wir ankamen, war's ſo heiß, daß es mehr wie unerträglich war; wir warfen unſere Nankinreiſejacken aus und legten uns in den Unterkleidern, in Hemdsärmeln, auf den Gang vor unſerer Zimmertür ins Fenſter, von da kann man, verſteckt hinter Bäumen, auf eine Terraſſe ſehen, wo ſich die Geſellſchaft zum Tee bei der Kurprinzeſſin von Heſſen verſammelt, die grade unter uns wohnt. Das machte mir Spaß, man konnte manches verſtehen, und ein Wort aus der Ferne, wenn's auch an ſich unbedeutend iſt, iſt immer anregend wie eine Komödie. Doch hat das Vergnügen dran nicht lang gedauert; ein krebsroter Kammerherr, der mir im Anfang Vergnügen machte zu ſehen, wie er hin und wieder lief und den Frauen allerlei in die Ohren ziſchelte, und dann ein Herzog von Gotha mit langen Beinen, rotem Haar und ſehr melancholiſchen Geſichtszügen und ein großes weißes Windſpiel zwiſchen den Knien, der trägt einen leberfarbnen Rock; dann viele Damen mit überflüſſigem Putz, die Hauben aufhatten, als wär's die Flotte vom Nelſon mit aufgeſchwellten Segeln, und dann

franzöſiſche Schiffe, wenn ſo zwei miteinander 'parlierten, das war grad', als ob einzelne Schiffe handgemein würden, bald brüſtete ſich das Schiff, dann thronte es wieder, dann ſtreckte es ſeinen Schnabel in die Höh', und Herren und Damen von beſonderer Affektion gegeneinander; bald zerſtreuten ſie ſich auf der Promenade, und plötzlich ſtand der rote Kammerherr hinter uns auf dem Gang. Die Tonie entſetzte ſich und ging ins Zimmer, ich aber war gar nicht erſchrocken und fragte, was er wünſche; er war verlegen und ſagte, er wünſchte der Dame Bekanntſchaft zu machen; ich fragte: „Warum werden Sie denn ſo rot?" Er ward noch roter und wollte mich bei der Hand nehmen, ich ſagte: „Nein!" und ging ins Zimmer, er drängte ſich mir nach, ich rief: „Tonie, helf' mir den Mann bezwingen!" Sie war aber ſo voll Angſt, daß ſie ſich nicht vom Platz regte, denk' Dir nur, und ich lehnte mich mit aller Gewalt wider die Tür und der rote Mann dazwiſchen, der durch wollte; ich rief: „Tonie, zieh an der Schelle!" Denn unſre Bedienten waren alle noch am Packwagen beſchäftigt, aber die Tonie fand den Schellenzug nicht; — der unartige Mann, immer wollte er doch noch herein, wo er doch ſah, daß man ihn nicht wollte, ich konnt' gar nicht begreifen, was er wollte, ich dachte einen Augenblick, er wolle uns umbringen, ich erwiſchte einen Sonnenſchirm, der an der Tür ſtand, und ſtach mit dem nach ſeiner Lunge oder Leber, ich weiß nicht — er zog ſich zurück und die Türe fiel ins Schloß, da ſtand ich wie einer, der über Berg und Tal gejagt war von einem Geſpenſt, ich konnte eine Viertelſtunde keinen Atem kriegen; ich

dachte wirklich, er ſei ein Mörder, ich hatte ſchon allerlei Anſchläge im Kopf, wie ich ihn erwürgen wollte. Die Tonie lachte und ſagte: „Geh doch, ein Kammerherr und ein Mörder!“ Sie meinte, er ſei nur ein boshafter und gemeiner Schelm, wie's deren am Hof die meiſten ſeien. — Wir haben aber den Bedienten die Nacht vor der Schlafzimmertür ſchlafen laſſen und die Liſette zu uns ins Zimmer genommen, ich konnte aber die ganze Nacht nicht ſchlafen, mich ſtörte es, daß der Diener vor der Tür lag. Es iſt doch zum erſtenmal in meinem Leben, daß ich Angſt hatte, aber denk' doch nur, am andern Tag meldet uns der Bediente den roten Herrn, er komme von der Fr. Kurprinzeſſin mit einem Auftrag und ließ ſehr bitten, ihn anzunehmen, ich rufe, nein! Wir wollen von keiner Kurprinzeſſin was wiſſen, die Tonie aber ſagt, das geht nicht an, wir müſſen ihn annehmen. Ich bewaffnete mich mit dem Sonnenſchirm, als er eintrat und uns zur Frau Kurprinzeſſin zum Tee auf die Terraſſe einlud, zugleich machte er viele Entſchuldigungen, er habe gar nicht geahnt, wer wir ſeien, weil wir in Hemdsärmel im Fenſter gelegen haben; ich war ſtill, aber ich war ſehr ergrimmt über den roten Mann. Als wir bei der Kurprinzeſſin vorgeſtellt waren, die mich bei der Hand nahm und ins Geſicht küßte, da ſaßen wir alle in einem Kreis, und der Rote ſtellte ſich hinter mich, daß ich ſeinen Atem fühlte, das kränkte mich ſehr, ich ſagte: „Gehen Sie fort hinter mir, Sie garſtiger Mann!“ Da lief er weg, aber die Tonie ſah mich ſehr ernſthaft an, und wie wir wieder oben waren, da ſchmälte ſie, daß ich ſo laut geſprochen habe, das iſt

mir aber einerlei, ich kann ihn nicht in meiner Nähe leiden, was liegt mir dran, ob's die Kurprinzeſſin merkt, wenn ſie frägt, ſo ſag' ich, er hat uns wollen ermorden in unſerem Zimmer, und dann kann er ſich nachher verteidigen, wenn's nicht wahr iſt, und kann ſagen, warum er uns ſo mörderiſcherweiſe angefallen hat. — Die Tonie will auch nicht, daß ich abends allein ſpazieren gehe, ſie ſagt, der Kammerherr könnte mir begegnen, ſo muß ich immer einen hinter mir dreinlaufen haben. — Es iſt nichts ſchöner als ſo ein Spaziergang im Nebel, mit dem ſich, wenn die Nacht kommt, alle Schluchten füllen und in tauſenderlei Geſtalten im Tal herumtanzt und an den Felſen hinauf. — Aber einen hinter mir dreinlaufen zu haben, das iſt mir verdrießlich. — Ich kann nicht dichten wie Du, Günderode, aber ich kann ſprechen mit der Natur, wenn ich allein mit ihr bin, aber es darf niemand hinter mir ſein, denn grad' das Alleinſein macht, daß ich mit ihr bin. Auf der grünen Burg im Graben, im Nachttau, da war es auch ſchön mit Dir, es ſind mir meine liebſten Stunden von meinem ganzen Leben, und ſo wie ich zurückkomm', ſo wollen wir noch acht Tage zuſammen dort wohnen, da ſtellen wir unſere Betten dicht nebeneinander und plaudern die ganze Nacht zuſammen; und dann geht als der Wind und klappert in dem rappeligen Dach, und dann kommen die Mäuschen und ſaufen uns das Öl aus der Lampe, und wir beiden Philoſophen halten, von dieſen Zwiſchenſzenen lieblich unterbrochen, große tiefſinnige Spekulationen, wovon die alte Welt in ihren eingeroſteten Angeln kracht, wenn ſie ſich nicht gar umdreht davon.

— Weißt Du was, Du biſt der Platon, und Du biſt dort auf die Burg verbannt, und ich bin Dein liebſter Freund und Schüler Dion, wir lieben uns zärtlich und laſſen das Leben füreinander, wenn's gilt, und wenn's doch nur wollt' gelten, denn ich möcht' nichts lieber, als mein Leben für Dich einſetzen. Es iſt ein Glück — ein unermeßliches, zu großen heroiſchen Taten aufgefordert ſein. Für meinen Platon, den großen Lehrer der Welt, den himmliſchen Jünglingsgeiſt mit breiter Stirn und Bruſt, mit meinem Leben einſtehen! Ja, ſo will ich Dich nennen künftig, Platon! — Und einen Schmeichelnamen will ich Dir geben, Schwan will ich Dich rufen, wie Dich der Sokrates genannt hat, und Du ruf mir Dion. —

Es wächſt hier viel Schierling in dem feuchten Moorgrund, ich fürchte es aber nicht, obſchon's Gift iſt; es iſt mir ein geheiligt Kraut, ich breche es ab im Vorübergehn und berühre es mit meinen Lippen, weil der Sokrates den Schierlingsbecher getrunken. Lieber Platon, es iſt meine Reliquie, die mich von böſen Schwächen heilen ſoll, daß ich vor dem Tod nicht verzagen muß, wenn es gilt. — Gute Nacht, mein Schwan, gehe dort ſchlafen auf dem Altar des Eros. —

Am Sonntag — Schlangenbad.

Hier iſt auch eine Kapelle und eine kleine Orgel, die hängt an der Wand, die Kapelle iſt rund, ein mächtiger Altar nimmt faſt den ganzen Platz ein, ein großer goldener Pelikan krönt ihn, der einem Dutzend Jungen ſein Blut zu trinken gibt. Das Ende der Predigt

hörte ich aus, als ich hineinkam, ich weiß nicht, war's der goldne Pelikan, die mit vielen Spinnweben überflorten Zieraten und Kränze von Golddraht, die frischen Sträußer daneben von Rosen und gelben Lilien und die düsteren Scheiben, wo oben grad' über dem Pelikan die dunkelroten und gelben Scheiben die Sonnenstrahlen färben. Der Geistliche war ein Franziskaner aus dem Kloster bei Rauental. „Wenn ich jetzt von Unglück sprechen höre, so fallen mir immer die Worte Jesu ein, der zu einem Jüngling sagte, der unter seine Jünger wollte aufgenommen werden: ‚Die Füchse haben Gruben, die Vögel des Himmels haben ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat keinen Stein, da er sein Haupt hinlege.' — Ich frage euch, ob durch diese Worte allein nicht schon alles Unglück gebannt ist? — Er hatte keinen Stein, um auszuruhen, viel weniger einen Gefährten, der ihm sein irdisch Leben heimatlich gemacht hätte, und doch wollen wir klagen, wenn uns ein geliebter Freund verloren geht, wollen uns nicht wieder aufrichten, finden es nicht der Mühe wert, ins Leben uns zu wagen, werden matt wie ein Schlaftrunkner. Sollten wir nicht gern die Gefährten Jesu sein wollen, wenn die Not uns trifft? Sollten wir nicht Helden sein wollen neben diesem großen Überwinder, der ein so weiches Herz hatte, daß er aus liebendem Herzen die Kinder zu sich berief, daß er den Johannes an seiner Brust liegen hieß? Er war menschlich, wie wir menschlich sind, was uns zu höheren Wesen bildet, nämlich das Bedürfnis der Liebe, und zu selbstverleugnenden Opfern befähigt, das war die Grundlage seiner göttlichen Natur, er liebte und

wollte geliebt ſein, bedurfte der Liebe; weil nun die Liebe auf Erden nicht zu Hauſe war, ſo fand er keinen Stein, da er ſein Haupt ruhen konnte, da verwandelte ſich dieſes reine Bedürfnis der Liebe in das göttliche Feuer der Selbſtverleugnung, er brachte ſich dar, ein Opfer für die geliebte Menſchheit, ſein Geiſt ſtrahlte wieder himmelwärts, von wo er in ſeine Seele eingeboren war, wie die Opferflamme hinaufſteigt ein Gebet für den Geliebten, und dies Gebet iſt erhört worden, denn wir fühlen uns allzumal durch dieſe Liebe geläutert, und wenn wir uns ihrer Betrachtung weihen, ſo werden wir göttlich durch ihr Feuer, und dieſes iſt wie der Odem Gottes, der alles ins Leben ruft, jeden Keim des Frühlings, ſo auch ruft nun die Liebe Jeſu, die auf Erden nicht begnügt und beglückt konnte werden, zu ſich alle, die mühſelig und beladen ſind, ſie ſind verſchloſſne, tränenſchwere Knoſpen, die mächtige Sonne der göttlichen Liebe wird ſie zum ewigen Leben der Liebe wecken, denn dies iſt alles Lebens, alles Strebens Ziel auf Erden. Amen.“ Dieſe ſchönen Worte waren die einzigen, welche ich von der Predigt hörte, aber ſie waren mir genügend, um mich den ganzen Tag zu begleiten, ſie klangen wie ein himmliſch Geläut' in mein Ohr, wie ein ſchöner Sonntagmorgen; als alles zum Tempel hinaus war, ging ich von der Emporkirche herab in die runde Kapelle, ein andrer Prieſter hatte eben die Meſſe geleſen, es kam ein alt' Mütterchen, die löſchte die Kerzen und räumte auf; ich frug, ob ſie Sakriſtan ſei, ſie ſagte, ihr Sohn ſei Küſter, aber der ſei heut' über Land, ich frug, wo ſie die vielen Blumen hernehme,

da ich doch nirgend einen Blumengarten geſehen, ſie ſagte, die Blumen ſind aus unſerem Garten, mein Sohn pflegt ſie alle; ich hatte eine rechte Luſt, mit in den Garten zu gehen, das war ſie zufrieden; das iſt ein Garten, ſo groß wie der Hof von unſerem Haus, an der weißen Wand des Hauſes wachſen Trauben und ein paar hohe Roſenbüſche ſind dazwiſchen verflochten, Roſen und Trauben, ich kann mir keine ſchönere Vermählung denken, Ariadne und Bacchus. Ein hölzern Bänkchen war da an der Mauer, ich ſetzte mich ganz ans End' und die Frau neben mich, es war kaum groß genug, daß wir Platz hatten, ich mußte recht dicht an die Frau heranrücken, ich legte meine Hand in ihre auf ihren Schoß, ſie hatte eine ſo harte Hand, ſie ſagt, das ſind Schwielen vom Graben im Land, denn hier iſt ein felſiger Boden. Du glaubſt nicht, wie ſchön der Garten in der Sonne lag, denn jetzt iſt grade die reichſte Blumenzeit, alles iſt doch ſo ſchön; wenn die Natur mit Ordnung bedient wird, gleich iſt's ein Tempel, wo ihre Geſchöpfe als Gebete aufſteigen, gleich iſt's ein Altar, der voll kindlicher Opfergeſchenke beladen iſt. — So iſt das Gärtchen mit ſeinen reinlichen Kieswegen und buchsbaumnen Felderteilchen; der Buchsbaum iſt ſo ein rechter Lebensfreund, von Jahr zu Jahr umfaßt und ſchützt er, was der Frühling bringt, es keimt und welkt in ſeiner Umzäunung, und er bleibt immer der grüne Treue, auch unterm Schnee, das ſagt' ich der alten Frau, die ſagte, ja, das iſt wohl wahr, der Buchsbaum muß alles Schickſal mitmachen. — Aber ſtell' Dir doch das hübſche Gärtchen vor, links vom traubenbewachsnen

Haus die Mauer mit Jasmin; gegenüber im Schatten eine recht dichte Laube von Geißblatt, der Eingang zum Haus von beiden Seiten mit hohen Lilien beſetzt. So viel Levkoien, ſo viel Ranunkeln, ſo viel Ehrenpreis und Ritterſporn und Lavendel, ein Beet mit Nelken, ein Maulbeerbaum in der einen Ecke und in der andern geſchützt gegen die kalten Winde, zwei Feigenbäume mit ihren lieben rein gefalteten Blättern, ich war ganz erfreut, Kameraden von meinem Baum zu finden, unter denen ſpringt ein Quellchen hervor in einen Steintrog, da kann die Frau gleich ihre Blumen begießen, und in den offnen Fenſtern hing ein Käfig mit Kanarienvögeln, die ſchmetterten ſo laut. Ach, es war recht Sonntagswetter und Sonntagslaune in der Luft und Sonntagsgefühl in meinem Herzen. Ich bitte Dich, ſorg', daß mein Baum von der Liesbet nicht verſäumt werde, er muß bald reife Früchte haben, wenn er ſo weit iſt, wie die im Küſtergärtchen, die brech' Dir ab. — Die Frau ſchüttelte mir Maulbeeren ab, die ſammelte ich auf einem Blatt, und einen Strauß von Nelken und Ehrenpreis und Ritterſporn hatte ich mir auch gepflückt; und wie ich ſo daſteh', ganz ſtill in der Sonn', da kommt der geiſtliche Herr aus der Tür, er hatte da ſein Frühſtück genoſſen, was die Küſterfrau immer nach der Kirche bereithält. — Der Geiſtliche iſt ein ſchöner, ganz ſtiller Kopf, und ſanfte Augen, und noch jung. Mich ſtrahlten die ſchönen Worte, die ich von ihm gehört hatte, noch einmal aus ſeinem Geſicht an, ich konnte auch aus Ehrfurcht ihm nichts ſagen, er ſah mich aber freundlich an und ſagte: „Ei wie! ſchon reife Maulbeeren"; ich

reichte ihm die Maulbeeren, er nahm auch welche davon, und den Strauß nahm er mir auch ab und ſteckte ihn in ſeinen Ärmel, denn ich war ſo überraſcht, als ich ihn kommen ſah, daß ich nicht wußte, was ich tat, und ihm beide Hände entgegenſtreckte, ich wußte gar nicht, daß ich ihm den Strauß geboten hatte, und erſt als er mir ihn mit einem Dank abnahm, merkte ich's. Nun ging er weg, und ich blieb betäubt ſtehen, der Spitzhund aber begleitete ihn ſehr höflich vor die Gartentür, ich hörte ihn noch vor der Tür freundlich mit dem Hund ſprechen: „Geh nach Haus, Lelaps," ſagte er. — Ich war recht vergnügt, und mehr als all die Tage über auf der Terraſſe, mit meinem Sonntagmorgen.

Wie ich nach Haus kam, waren alle bei Leonhardi verſammelt und tranken Schokolade; ſie fragten, wo ich geblieben war nach der Kirche, ich erzählte, daß ich im Küſtergärtchen geweſen und hätte den lieben Prediger geſehen. Da war aber ſchon die Kritik drüber her geweſen und hatte die Unmöglichkeiten von unchriſtlicher Geſinnung drin gefunden; der Mann iſt berühmt, und Leonhardis waren aus Neugierde auch drin geweſen und die Engländer und die Lotte und der Voigt, und noch ein paar Stiftsfräulein, die Leonhardis kennen, der Fritz lag auf dem Bett ganz blauſchwarz von ſeinem Stahlbad, aus dem er eben gekommen war, wenn das noch lange dauert, ſo wird er ein Mohr. Du hätteſt dieſen Schnattermarkt mit anhören ſollen, und der Niklas Voigt, der im Mainzer Dialekt ſie alle auslachte, und die Lotte mit der beſten Weisheit verſehen und der Chriſtian Schloſſer, was

jeder ſagte oder vielmehr über die andern hinausſchrie, das verſtand ich nicht, alſo noch weniger, was jeder meinte, aber der Niklas Voigt, dem Lotte in Ermanglung eines beſſeren Auditoriums ihre Weisheit übermachte, taumelte wie ein Betrunkener um den geſchloſſenen Zirkel der Disputierenden, bejahte alles, was ſie ſagten, und dann rief er wieder: „In meinem Leben hab' ich kein ärger Kauderwelſch gehört als die Narren da durcheinanderſchreien, hören Sie doch, Bettine, was die vor Zeug ſchwätzen", und dann ſchrie er wieder drein, ſie hätten ganz recht, ſo ein Prediger wär' ein eitler Narr, ich ſagte: „Ei Voigt!" — „Nun, was wollen Sie denn machen, wenn Sie mitten unter den Wölfen ſind, ſo müſſen Sie mit heulen, daß dich, daß dich, was vor kapitale Narren ſind's! Ei freilich iſt ein Prediger ein Narr, der ſeine himmliſche Weisheit ſo vor die Narren gibt", — und ſo zerrte er mich zum Zimmer hinaus auf die Terraſſe, war ganz begeiſtert von der Predigt, „ein Mann iſt's, wie's unter Hunderttauſenden keinen wieder gibt! Ein Mann, der ſeine individuelle Natur von Gott durchdringen läßt! Ein lebendiger Mann, der leider die Weisheit den hölzernen Maulaffen vorpredigt. Kein Menſch hat Andacht. Geiſtesandacht hat kein Menſch! — Maulandacht, und eine Zucht und eine Sitte, wie man Hunde dreſſiert: ſo dreſſiert die ganze Menſchheit ihr eigen Gewiſſen, ſie verſtehen's nicht beſſer, ſie wiſſen nichts davon, daß der ganze Menſch gar kein Richter mehr über ſich ſelber ſein ſoll, ſondern ein lebendiger Anger, wo kein Urteil mehr ſtattfindet, ſondern lauter Seelennahrung, lauter Himmelsſpeiſ' der Weisheit;

wahre Weisheit, die kann nur genoſſen werden, nicht beurteilt, denn die iſt größer, als daß der geringe Verſtand ſie durchſchaut, — aber ſo geht's! — Was hilft mich die chriſtliche Religion, die Menſchen ſind Narren und werden's bleiben, und da hat's dem Herrn Chriſtus auch nicht beſſer geglückt, daß er da heruntergekommen iſt. Ein Narr, der ſich Chriſt nennt, iſt halt eben auch einer! — Wenn er hundertmal vom Himmelsthron heruntergekommen iſt, er hat tauben Ohren gepredigt wie unſer geiſtlicher Herr, oder Narren hat er gepredigt, die es nach ihrem Behagen ausgelegt haben. — Wäſch mir den Pelz und mach' mir ihn nicht naß, das iſt die ganze Geſchicht' mit der Frömmigkeit. Tu die Augen auf und werd' geſcheut, denn unſer Herrgott kann keine Eſel brauchen, aber ihr werd' Eſel bleiben, und ſo tragt nur euer ſchwere Säck' von Vorurteil auf euerm Buckel bis in alle Ewigkeit, ihr ſeid doch zu nichts tauglich als die Mühl' zu treiben, in der euch der Kopf immer duſſeliger wird." — Aber das war nicht alles, was der Voigt ſagte, und dabei machte er Sätze links und rechts. Jetzt erzähl' ich Dir wieder weiter, wie's noch mit dem roten Kammerherrn weitergegangen iſt, alle Tage ſind wir auf der Terraſſe, da gibt bald eine Dame, bald die andre ein Goutée, und dann wieder die Prinzeß, aber der Krebs iſt immer wieder hinter mich gekommen, da hab' ich mir eine Schawell aus unſerm Zimmer geholt und dicht neben die Kurprinzeß geſtellt und mich drauf geſetzt; und nun iſt das alle Tag' mein Platz, und da darf er nicht mehr an mich ſtreifen, und wenn wir ſpazierengehen über die Bergrücken nach dem Tee,

da nimmt mich die Kurprinzeß immer bei der Hand; ſie hat ein klein Blondchen, weiß und rot, dem fliegen die Sonnenhaare ſo flammig um den Kopf, dem lieben Heſſenkind, ich könnt' recht gut mit ihm ſpielen, ſie halten mich ja doch für ein Kind, weil ich keine Geſellſchaftsmanieren hab'; Ball werfen, um die Wett' laufen; — aber ſo einem Prinzeßchen iſt nicht beizukommen; da iſt eine Frau von Gundlach, die führt das Regiment, und Kammerfrauen, die begleiten es. Dann iſt mir's auch nicht möglich, mit einem Kind Komödie zu ſpielen, ich muß mit ihm ſein können unter Gottes Schutz, nicht unter Menſchenaufſicht. — Prinzeßchen, in Gold und Silber angetan, — zu ihrer Geburt kommen gute Feen, die ſie beſchenken, — das erfährt man in Feenmärchen. Was mögen ſie dem feinen Kind alles geſchenkt haben? — Gaben, die es noch nicht zu brauchen weiß, wer wird's ihm lehren? — Scheu! — aber keine ſcheinheilige, — ich hab' ſie vor allem Kinderſchickſal, unentfaltet noch in ſo ſüßer Knoſpe verſchloſſen, man hat auch Scheu, eine junge Knoſpe zu berühren, die der Frühling ſchwellt. Ein Wiegenkindchen lallt ſo berührſam wie kein Geſpräch mit Menſchen. Nur allein mit Dir iſt Sprechen lebendig, wo wir ohne Vor- und Nachurteil den Gedanken uns auf die Schwingen werfen und jauchzen und gen Himmel fahren. Um ſo ein Kinderſchickſal möcht' ich einen Kreis ziehn, das Erdenſchickſal wollt' ich aufheben von ihm, daß es ganz gleichgültig wär', ob ihm dies oder jenes zuteil werde, und nur ſein himmliſch Weisheitsſchickſal darf gelten. Lautere Güte, das iſt der Erfriſchungsquell für die Kindernatur, aus dem

ſie Geſundheit trinkt — und abends, wenn's ſchlummert, da haucht es Segen, wie die ſchlummernden Sträucher auch Segen duften, an denen man hingeht in der Dämmerung. — Ein Kindchen einwiegen bei Mondenſchein, dazu würden mir gewiß ſchöne Melodien einfallen, was geht einem die Welt an, die verkehrt iſt. Alles, was ich ſeh', wie man mit Kindern umgeht, iſt Ungerechtigkeit. Nicht Großmut, nicht Wahrhaftigkeit, nicht freier Wille ſind die Nahrung ihrer Seele, es liegt ein Sklavendruck auf ihnen. Ach, wenn ein Kind nicht innerlich eine Welt hätte, wo wollt' es ſich hinretten vor dem Sündenunverſtand, der bald den keimenden Wieſenteppich überſchwemmt. — Da ſagen die Leute, ein Kind darf nicht alles wiſſen. — Wie dumm! — Was es faſſen kann, das darf's auch wiſſen, für was hätte es die Macht zu begreifen? — Der Geiſt langt wie eine Pflanze mit jungen Ranken hinaus in die Lüfte und will was faſſen, und da kommt der Unverſtand, an den kann er ſich freilich nicht anſaugen, da muß der Kindergeiſt abſterben; ſonſt, wie bald würde die Weisheit der Unſchuld den Aberwitz der Unverſchämtheit beſchämen. Ungeduld und Zorn und Mißſtimmung werden ihnen wie Autoritäten entgegengeſtellt, man ſchämt ſich vor ihnen keiner böſen Regung, vor andern hütet man ſich wohl, da verſteckt man die böſe Natur, aber vor Kindern nicht, man denkt, ſie begreifen's noch nicht, man ſollte doch lieber auf ihre Reinheit bauen, die das Böſe nicht gewahr wird, oder auf ihre Großmut, ſie verzeihen viel und rechnen es einem nicht an. Deswegen ſind ſie aber nicht witzlos und untüchtig für den

höchſten Begriff. Aber die Menſchen ſind über ſich ſelber ſo dumm, ſie glauben in ihrem ſchmäligen Unrecht noch an ihre eigne Weisheit wie an einen Götzen, dem ſie Opfer bringen aller Art, nur die eigne Bosheit erwiſchen ſie nicht bei den Ohren, um ſie einmal zu ſchlachten. Der knoſpenvolle Lebenstrieb wird nichts geachtet, der ſoll nicht aufgehen, aus dem die Natur hervor ans Licht ſich drängen will; da wird ein Netz geſtrickt, wo jede Maſche ein Vorurteil iſt, — keinen Gedanken aus freier Luft greifen und dem vertrauen, — alles aus Philiſtertum beweiſen und erfordern, das iſt die Lebensſtraße, die ihnen gepflaſtert wird, und wo ſtatt der lebendigen Natur luter verkehrte Grundſätze und Gewohnheiten es umſtricken. Der Voigt ſagte, ihm ſei das Lachen und Weinen nah' geweſen beim Examen in der Muſterſchule, wo der Molitor mit ſo großem Eifer die Judenkinder examiniert habe über die Großtaten der Römer und Griechen, wenn er dächte, welchen ſchmutzigen Lebenspfad ſie wandern müßten, „Zieh, Schimmel zieh, im Kot bis an die Knie", ja, da mag einer noch ſo ein weißer Schimmel ſein, er muß im Moraſt ſteckenbleiben; und das ganze Lehrgebäude iſt bloß wie Fabelwerk, alles lehrt man durch Exempel, aber große Taten, die zeigt man nur wie die Chimära aus dem Bilderbuch, da dreht jedermann um und läßt ſie ſtehen ohne weitere Gebrauchsanweiſung. Dieſe Bemerkungen ſind alle aus Geſprächen mit dem Voigt, der mir gern ſeine Weisheit bringt aus dem Grund, weil ihn kein Menſch ſonſt anhört, er ſagte: „Ich bin jedermann langweilig, aber ich kann Ihnen verſichern, die Leute ſagen, Sie

wären auch langweilig"; er ſagte: „Aus einem Kind ſollte lauter Weisheit hervorblühen, daß alles Denken freudige Religion in ihm würbe, ohne ihm das Kreuzſchlagen zu lehren, oder Heiden und Chriſten zu unterſcheiden, und ſeine Seele müßte aufblühen am Lebensſtamm, ohne zu fragen nach Gutem und Böſem." — Weißt Du was, — heut' hat ſich das zarte Kind in der Tür den Finger ſehr arg geklemmt, und die Kurprinzeß war ſehr erſchrocken und ganz hinfällig geworden, denn es hat ihm ſehr arg weh getan, mich hat's auch geängſtigt, es hatte Fieber, jetzt liegt's im Bett und ſchläft, als es beruhigt war, ging die Kurprinzeß zur Erholung ſpazieren, ſie nahm mich mit, ich lief von ihrer Seite, um ihr Blumen zu holen, die ich in der Ferne ſah, die nimmt ſie mir immer freundlich ab und zeigt mir wohl ſelbſt, welche ich pflücken ſoll, ich brach aber ſo viele und kletterte jede ſteile Seite hinan; die Damen wunderten ſich über meine großen weiten Sprünge und ſagten, ich beſchwere die Hoheit mit den vielen Blumen, ich band einen Strauß mit meinem Hutband und gab ihn ihr zu tragen, ich ſagte, er ſei fürs kranke Kind zum Spielen, nicht ins Waſſer zu ſtellen; ſie trug den großen Strauß und wollte nicht, daß man ihr ihn abnahm. Die Geſellſchaft wunderte ſich über meine naive Art, damit meinen ſie Unart, ich merkte es; ſie halten mich für einen halben Wilden, weil ich wenig oder nie mit ihnen ſpreche, weil ich mich durchdränge, wohin ich will, weil ich mich ohne Erlaubnis an der Prinzeß Seite ſetze, als ob ich den Platz gepachtet habe, ſagt Frau von B. R., weil ich ſo leiſe geſchlichen komm', daß mich keiner merkt, weil ich davonlaufe und

nur das Windſpiel vom Herzog von Gotha ſich mit mir zu ſchaffen macht, das mir nachſetzt und bellt, wenn ich ins Gebüſch ſpring'; der L. H. ſagte mir, daß man ſich über meine Unart aufgehalten, den Hund ſo laut bellen zu machen; er erzählte mir aber nicht, was ich von der Tonie hernach hörte, daß die Kurprinzeß ſagte: „Sie iſt ein liebes Kind," und daß der Herzog von Gotha ſagte: „Ein allerliebſtes Kind." — Nun, ich gefall' mir ſelbſt gut. —

Lieb' Gänderödchen, über allen Wechſel und Zerſtreuung von heute hinweg klingen noch immer die Worte der Predigt in mich hinein, als wär' heut' ein feierlicher Tag geweſen. — Es iſt ja wahr, Du und ich ſind bis jetzt noch die zwei einzigen, die miteinander denken, wir haben noch keinen dritten gefunden, der mit uns denken wollt'; oder dem wir vertraut hätten, was wir denken, Du nicht und ich nicht; niemand weiß, was wir miteinander vorhaben, und wir laſſen jetzt ſchon ein ganzes Jahr die Leute ſich wundern, warum ich doch alle Tag' ins Stift lauf'. — Aber den Geiſtlichen, — wär's in Frankfurt geweſen, den hätt' ich angeredet, daß er mit mir zu Dir gegangen wär'. — Der hat gewiß keinen Freund — ſein Geiſt wird ſein Freund ſein müſſen, der wird ihm antworten. Ich denk', ob einer mit ſeinem eignen Geiſt reden kann? — Der Dämon des Sokrates, wo iſt der geblieben? — Ich glaub', jeder Menſch könnte einen Dämon haben, der mit ihm ſprechen würde, aber worauf der Dämon antworten kann, das muß unverletztes Forſchen nach Wahrheit ſein; da mein' ich mit, es darf ſich kein andrer Wille dreinmiſchen als bloß die Begierde zur

Antwort. — Frage iſt Liebe und Antwort Gegenliebe. Wo die Frage bloß Liebe zum Dämon iſt, da antwortet er, der Lieb' kann Geiſt nicht widerſtehen, wie ich nicht und Du nicht. Solang ich vom Sokrates weiß, geh' ich dem Gedanken nach, wie er einen Dämon zu haben; er hatte wohl ein inneres Heiligtum, ein Aſyl, wo der Dämon zu ihm kommen mochte, ich hab' in mir geſucht nach dieſer Türe zum Alleinſein, wo ich dieſem Wahrheitsgeiſt ins Geſicht ſehen könnt', flehend um Lieb'. Aber Du haſt recht, ein mutwilliger Wind jagt meine Gedanken wie Spreu auseinander, ich werd' fortgeriſſen von einem zum andern von meiner Zerſtreutheit, dann iſt's ſo nüchtern in mir und ſo beſchämend öde, wenn ich mich ſammeln will, wie ſoll da der Geiſt ſich einfinden, wo es ſo leer iſt, der Sokrates hatte wohl große Taten getan vorher, und nie ſeinen Genius verleugnet, dann kam er zu ihm. — Ich ſag' als zu mir, laß nur ab, der Geiſt würde von ſelber kommen, könn'[illegible] Deine Natur ihn beherbergen. Ich denk' als, [illegible] Geiſt muß entſpringen aus vereinigten Naturkräften und ich hab' ſo keine Feuernatur, die ſich ſo konzentrieren kann, daß der Geiſt aus ihr entſpringe, aber ich wollt' es doch, ich ſehne mich nach ihm. Ich hab' ihn nicht, ich denk' mir ihn aber und trag' ihm alles vor in meinen Nachtgedanken, und manchmal ſchreib' ich an Dich, als wärſt Du ſein Bote, und er würde durch Dich alles erfahren von mir. Manchmal, wenn wir zuſammen ſchwätzten im Dunkel bei dem verglommenen Feuer in Deinem Öfchen, wo der Märzſchnee vom Baum vor Deinem Fenſter herunterfiel, da dacht' ich, was ſchüttelt doch den

Baum? — Und da war ich gleich ſo begeiſtert, als lauſche was und reize mich an, und Du ſagteſt, es fälle ſich unſer Geſpräch mit Gas, ein Gedanke nach dem andern flieg in die Wolken und verglichſt ſie mit romantiſchen Lichtern, die hoch über uns ſich in ſanften Leuchtkugeln ausbreiten. Das Raſſeln im beſchneiten Baum, an der Wand das neugierige Mondlicht, das aufflammende Feuerchen, Du und ich, die mit Deinen Fingern ſpielte beim Sprechen, das war als ſo, daß ich dacht', der Geiſt wär' nah' bei uns und trenne uns von allem Unſinn; und das Leben war auch ſo weit ab, auf der Straße, wenn ich nach Haus ging, wenn mir da Menſchen begegneten, ſo war's wie eine Scheidewand zwiſchen mir und ihnen und zwiſchen allem, was in der Welt vorgehe. — Ja, die Welt, die auch von Begeiſtrung leben ſollte wie der Baum vom Tau, die ſtrömt ſoviel Stickluft aus (Langeweile), daß der Geiſt nicht eratmen kann.

Heut' ſind die Früchte angekommen und die Blumen all' noch friſch, Dein Brief duftet mit dem Heliotrop und gelben Jasmin in meiner Bruſt, wo ich ihn hingeſteckt hab'. — Was Du mir ſagſt, ſcheint mir auch vom Dämon durch Dich gemeldet, Du kleideſt ſeine Weisheit in Balſam hauchende Redeblüten — ich ſoll und muß Dir rechtgeben, nicht wahr? — Meinſt Du, es wird den Dämon verdrießen, wenn ich ihm nicht nachgebe mit der Eiferſucht? — Und daß meine Leidenſchaft in ſo ſtolzen Flammen aufſprüht und will ihn gefangen nehmen, wo er ſich verborgen hat in Dir? — Eiferſucht fährt heraus aus dem Geiſt der Liebe, als wär's der Dämon ſelber, ſie iſt eine ſtarke bewegende

Kraft, ich weiß, was ich ihr zu danken hab'; — ja, vielleicht iſt ſie eine Geſtalt, in die ſich der Dämon kleidet; wenn ich eiferſüchtig bin, iſt mir's immer göttlich zumut', alles muß ich verachten, alles ſeh' ich unter mir, weil es ſo hell in mir leuchtet, und nichts ſcheint mir unerreichbar, ich fliege, wo andre mühſelig kriechen; und während mir's im Herzen ängſtlich pocht, da rauſcht's im Geiſt ſo übermütig, ich biete Trotz, ſo arg Trotz, daß ich ohnmächtig werden muß, aber mein Mut ſinkt nicht, der iſt noch ſtärker, wenn ich mich erhole, nach was verlang' ich denn? — Was will ich mir erzwingen? — Ja, es iſt gewiß der Dämon, den ich wittere; als ich Dir in die Hand biß und an zu weinen fing, ſo war es doch der Dämon, der mich neckte, nicht Deine Geheimniſſe, die Du mit andern haſt, die mich nichts angehen, ich weiß, daß die nicht zwiſchen uns treten, und Du, wo willſt Du hin? — Ich und Du, uns berührt nichts in unſerer Eigentümlichkeit miteinander. Aber es ſchlägt Feuer aus mir, daß ich ihn faſſen will und will mich an ihn klammern, denn er war gewiß oft zwiſchen uns beiden, meine Ahnung war nicht falſch, und ich wollt' ihn gern an mich reißen, als ich von Dir ging, drum biß ich Dich und ſchrie. — Ja, es iſt Eiferſucht — wie ſoll ich aber nicht eiferſüchtig ſein, es iſt ja die einzige Möglichkeit meines Gefühls, ſchmeichlen kann ich ihm nicht, ihm vertrauen, wie kann ich das, ich weiß ja nicht, ob er mir lauſcht. Aber daß meine Eiferſucht rege wird, wo ich ihn ahne, daß ich da mächtig mit den Flügeln ſchlage um ihn, der mich ſelber dazu reizt, das iſt die Stimme der Wahrheit heißer Liebe. Ja! ja! ja! —

Da brauch' ich mich nicht zu erſchöpfen in Vorbereitungen, da bin ich nicht mehr zerſtreut und zaghaft gar nicht. Ach Günderode! Und nun antwortet er mir ſo ſanft in Deinem Brief, Du biſt ganz mitleidig geworden durch ihn, er hat Dich ſo geſtimmt und verkündet mir in Deinen Worten, wie der Baum der Treue zwiſchen uns erwachſen und erſtarken werde, und daß ich nicht verzage. — Ja, ich glaub's, daß er mir alles ſagt, was Du mir ſchreibſt, er verſüßt mir die Pauſen mit Träumen von ihm und verheißt mir, daß er allen Raum ausfüllen werde mit Geiſtesblüten, wie das Meer mit Wellen ausgefüllt iſt. Ewigkeit iſt allumfaſſendes Empfinden, nicht wahr, das ſagt die Narziſſe zur Viole, und die ſenkt den Blick in den eignen Buſen und beſchränkt ſich in die Unumkränztheit der Liebe, die ſie da ahnt und faſſen lernt. — Nicht alles iſt der Liebe fähig, aber wenn ich dem nachgehe, was ihrer fähig iſt, dann werd' ich's durchdringen. Wo ſoll mein Geiſt den Fuß aufſetzen, überall iſt er fremd, wenn es nicht ſelbſt erobertes Eigentum der Liebe iſt. — Verſteh' ich mich? — Ich weiß ſelbſt nicht. — Die Augen ſind mir vor Schlaf zugefallen, ſo plötzlich über dem Beſinnen, ich muß morgen früh um ſieben Uhr den Brief dem Boten mitgeben, überdies brennt mein Licht ſo düſter, es wird bald ausgehen, gute Nacht, Brief! Der Mond ſcheint ſo hell in meine Stube, daß ſie ganz klingend ausſieht — die Berge gegenüber ſind prächtig, ſie dampfen Nebel in den Mond. Alleweil will das Licht den Abſchied nehmen, ich will aber ſehen, ob ich nicht im Mondſchein ſchreiben kann. — Ich bin ſo vergnügt, wie die

Blätter, wenn ſie ganz beregnet ſind vom Gewitter in der Nacht, und der Himmel wird wieder hell, und ſie ſchlafen dann ruhig ein, weil's Gewitter vorbei iſt. — Da hör' ich ſchon die ganze Zeit einen frembartigen Vogel ſchreien, ſollte das ein Käuzchen ſein, das die Frau Hoch einen Totenvogel nennt, er ſchreit ganz dicht vor meinem Fenſter; ach, Gänderädchen, ich ſchäm' mich ein wenig, weil ich mich ein wenig fürchte. Meine Stube iſt ſo düſter, das Licht wird gleich ausgehn, die Berge da üben ſind ſo grauſend, man ſieht ſonderbare Geſtalten, die kleine Quell' unter meinem Fenſter ruſchelt ſo leiſ' und bedächtig wie ein alt' Hausgeſpenſt. Was bin ich ſo dumm? — Da fällt mir der Dämon ein, und ſollt' mich fürchten vor dem Käuzchen, ſiehſt Du, ſo albern bin ich, und doch macht die inwendig' Seel' ſolchen Anſpruch, der Geiſt ſoll ſie heimſuchen, und fürcht' mich vor dem Käuzchen! — Gleich mach' ichs Fenſter auf und ſeh' nach ihm, da fliegt's weg, die Sterne funklen zu Tauſenden am Himmel, da unter meinem Fenſter ſteht meine alte Invalidenſchildwach' und paßt vermutlich auf ein Ständchen von meiner Gitarre, was er gewohnt iſt, alle Nacht zu hören, ich werd' ihm ein Lied von der heiligen Jungfrau Maria ſingen, denn es iſt heut' Maria Himmelfahrt und nicht Sonntag, wie ich irrigerweiſe ſagte, ich hab' dieſe Seite im Mondſchein geſchrieben, Du wirſt nicht leſen können, nun, es ſchad' nichts, es ſteht auch nichts drauf, was Du notwendig wiſſen müßteſt, es iſt mir doch ſo wohl ſeit dem kleinen Schauerchen von Furcht, ich hab' auch keinen Schlaf mehr. Der Mond ſchwimmt ſo eilig hinter den weißen

Wölkchen hervor, daß es mir ordentlich im Herzen Gewalt antut. Ich muß ſingen, ſonſt muß ich weinen.

Gute Nacht! Bettine.

Bänderdöschen. Die Engländer ſind recht närriſche Paſſagiere, ſie brachten mir einen Brief vom L'ango mit, der mich warnt, mich nicht in ſie zu verlieben. — Der mit dem gepuderten Haupte, Mr. Haiſe ließ ſich geſtern in einem Nankingmorgenrock auf der Terraſſe ſehen und gelben Pantoffeln, die Tonie ſah zum Fenſter hinaus, ſie wollte nicht hinunter, ſie ſchämte ſich vor den Leuten, wenn er mit ihr ſpreche, weil er ſo abſonderlich ausſieht. — Ich ſah aber, wie er heraufſugte nach unſern Fenſtern, und wie er die Tonie erblickte, da rief er ſie an, bei dem herrlichen Wetter herunterzukommen, ich mußte mit; er ſpannte einen grünen Parapluie über ihr auf, um ſie vor der Sonne zu ſchützen, ſo mußte ſie mit ihm die Terraſſe auf und ab wandlen, ich lief herauf und machte eine Zeichnung davon, die ich der Tonie ins Arbeitskäſtchen legte, was ſie immer mitnimmt auf die Terraſſe zum Tee, und freute mich ſchon auf die Bewundrung, wenn es erblickt würde. Aber ſie legte das Papier ſchnell zuſammen und wickelte Seide drauf; ſie wollte nachher ſchmälen, ich hatte ihr aber einen ſo ſchönen Kranz gemacht von Farrenkraut, der ihr ſo gut ſtand und ihre Wunderſchönheit noch erhöhte, daß wir ganz kontent auf den Ball kamen, der beinah' aus ſoviel Karikaturen beſtand, als Menſchen da waren. Der Clemens hat mir aus Weimar geſchrieben und mich gewarnt vor

dem Verlieben, — überflüssig! — wär' er doch auf dem Ball gewesen — höchstens, daß man einem Rippenstoß ausgesetzt ist, sonst ist keine Gefahr. — L. H. war auch da mit seinen Schwestern, wird alle Tage blauschwärzer von seinen Stahlbädern; sein extraweißer Jabot und Halsbinde machten dies in die Augen fallend, er war sehr fein und elegant gekleidet, denn da er eine diplomatische Ambition hat, so versäumt er keine Gelegenheit sich standesmäßig auszuzeichnen. Solange wir am Eingang saßen, wo viele Menschen sich drängten, merkte keiner was, als L. H. aber vortrat, um irgendwem sein Kompliment zu machen, entdeckte man und Franz, der an meiner Seite saß, zuerst, daß er statt eines Fracks einen Joppel anhatte ohne Schößen, rund wie ein Fleischerwams, dies sah gar zu närrisch aus, mit schwarzseidnen Beinkleidern, weißseidnen Strümpfen und Schnallenschuh, kurz, vollkommene Hofetikette und Federclaque unterm Arm. — Er hatte, während die Familie sich zum Ball fertig machte, den Überrock angezogen, dann lief er in sein Zimmer, wo ihm der Wind das Licht auslöschte, um den Frack anzuziehen, und ergriff statt dessen einen englischen Halbrock, den die Herrn nach neuster Mode bei kühler Witterung über den Frack anziehen. — Er hatte sich bis jetzt noch nicht von hinten dem großen Publikum präsentiert und noch mit dem Rücken gegen uns gewendet; es wurde in Eile Konzilium gehalten und beschlossen, zwei Damen, Lotte und die B. sollten ihn gesprächsweise sanft rückwärts schreiten machen, ohne ihm das verfänglich' Dilemma, in welchem er sich befinde, zu entdecken, bis er gerettet sei; dabei sollten